
AH 4UMG D
Harvard Depository
Brittle Book
Digitized by Google

יהוה


INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII
Ps. CXIX
169.
כדברך
הבינני
JOH. XVII.
17.
ὁ λογος
ὁ σος
αληθεια
ἐστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ


INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII.
Ps. CXIX 169.
כדברך הבינני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος ὁ σος αληθεια ἐστι·
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ

Predigten

von

Dr. Karl Fr. Aug. Kahnis,

ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Leipzig und Domherrn des Hochstifts Meißen.

Leipzig,

Dörffling und Franke.

1866.

Vorwort.

Das Recht, welches jedem ordentlichen Professor der Theologie an unserer Universität zusteht, in hiesiger Universitätskirche zu predigen, ist mir seit meinem Eintritte in unsere Fakultät (1850) eine Aufforderung gewesen, in jedem Jahre einige Male zu predigen. Auch sonst habe ich mich Aufforderungen dazu nicht entzogen, wie mehrere der in diese Sammlung aufgenommenen Gelegenheitspredigten zeigen. Aber den Beruf meines Lebens kann ich in der Predigt des Wortes nicht erkennen. Und so habe ich denn alle Ursache mit mäßigen Erwartungen diese Sammlung einem weitern Kreise zu übergeben. Man muß es einem akademischen Theologen, der vor einer Universitätsgemeinde spricht, nachsehen, wenn er vorzugsweise lehrhaft predigt und öfter an Interessen anknüpft, auf welche die Predigt in der Regel nicht einzugehen hat. Indessen ist es nicht die Doctrin, welche diese Predigten erzeugt hat. Und so möge denn, was in diesen Predigten aus dem Leben kam, auch wieder zu Leben werden.

Leipzig, den 26. Juli 1866.

K.

Inhalt.

Seite

Der erste Advent ein Tag des Lichtes.

Predigt am 1. Advent 1861 über Röm. 13, 11—14.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Die Epistel des heutigen Sonntages als des ersten Adventes ist für einen Mann, dessen Name wohl nur Wenigen unter uns unbekannt ist, Augustin, ein Wendepunkt geworden. Eine Erinnerung an diesen Mann leitet uns vielleicht am besten in das Verständniß unsres Textes ein. Es giebt wohl nur wenig kirchengeschichtliche Persönlichkeiten, in denen der Gegensatz des alten und des neuen Menschen so entschieden uns entgegentritt. Die erste Hälfte seines Lebens bewegt sich auf dem Boden des natürlichen Menschen. Der Sohn eines Heiden und einer Christin, war er eine Persönlichkeit von einer ungeheuren Kraft und Fülle des Lebens, von gewaltigen Gaben des Geistes. Er hungerte und dürstete nach Erkenntniß, er besaß eine mächtige Thatkraft, er war voll Phantasie und Gefühl, er hatte für alle Lebensgeister der Menschheit Anknüpfungspunkte in sich. Aber er war auch voll Leidenschaften, voll sinnlicher Begierden, voll Ehrgeiz, voll Streben nach hohen Dingen, voll Sehnsucht in einsamer Höhe über Anderen zu stehen. Das aber ist es, was die Schrift Fleisch nennt. Das Fleisch hatte die Herrschaft in ihm. Während er sich auf die Stellung eines Lehrers der Beredtsamkeit in Madaura und Karthago vorbereitete, verübte er tolle Jugendstreiche, suchte schlechte Gesellschaft, lebte in Kammern und Unzucht. Da las er einst einen Ausspruch bei Cicero, welcher zum Streben nach Weisheit aufruft. Im Lichte dieses

Wortes trat ihm die Gemeinheit seines Lebens entgegen. Er fühlte, wie hoch über sinnlichen Genüssen doch die Freude an der Weisheit stehe. Seitdem ging ein höherer Zug durch sein Leben. Aber in dieses Weisheitsstreben legte sich auch der alte Mensch. Ueber Anderen zu stehen in Erkenntniß, neue Bahnen zu brechen, in Geheimnissen zu leben, die dem profanen Auge verschlossen: das war es was diesem Weisheitsstreben besonderen Reiz ertheilte. Es war ein höherer Geist. Aber die Kraft die vielen Leidenschaften zu bannen, hatte er nicht. Die Sinnlichkeit forderte nach wie vor ihren Tribut. Ach und der Weisheitswege waren so viele. Wo ist Wahrheit? So viel hatte er doch schon, namentlich durch die stille Gewalt der Worte seiner Mutter, von Christo in sich aufgenommen, daß er sich keine Wahrheit denken konnte ohne Christum. Da machte er die verhängnißvolle Bekanntschaft einer aus dem Morgenland gekommenen häretischen Richtung, der Manichäer. Das waren Christen, in den Nebel geheimer Weisheit gehüllt. Wer sich ihnen anschließe, dem gehe ein höheres Licht auf und es werde ihm, was der gemeine Glauben nur ahne, zur Anschauung. Der sehe Jesum als den Lichtgeist durch alle Kreise der Natur gehen und jeder Baum werde ihm zum Kreuze, der das himmlische Licht in Banden schlage. Neun Jahre gehörte er dieser Genossenschaft an, vergebens harrend auf das Licht, das nicht aufgehen wollte. Seine Mutter weinte Tag und Nacht über den unglücklichen Sohn. Ein Bischof sagte ihr tröstend, daß ein Sohn so vieler Thränen nicht verloren gehen könne. Das Streben sich eine glänzende Zukunft zu bereiten, zog ihn nach Rom. Von da erhielt er eine Stellung als Lehrer der Beredtsamkeit in Mailand. Das war so ziemlich was er erstrebt hatte. Aber sein Herz hatte nicht Ruhe gefunden. Den Kreis der Manichäer hatte er verlassen. Wohin sich nun wenden? Einen mächtigen Eindruck machte auf ihn die heilige Beredtsamkeit des Bischofs Ambrosius in Mailand. Aber das Zeugniß der Kirche einfach zu glauben, das war ihm doch zu gemein. Er gab sich vor der Hand im Streben nach Wahrheit dem Studium des Philosophen Plato hin. Da vernahm er, daß zwischen Gott und Welt das Reich der Gottesgedanken stehe, der Ideen, von denen Alles was das Auge schaue nur ein trübes Abbild sei, gleich einem unruhigen Strome, in dem der blaue Himmel sich spiegele. Das schien ihm so verwandt mit dem Worte, mit dem

das Evangelium Johannes anhebt. Es wurden ihm Stunden begeisterter Anschauung. Es war ihm geheimnißvoll wohl in diesem vom Mondlicht der göttlichen Idee beschienenen Dämmerlande. Aber dieses Mondlicht war nicht stark genug, um die tiefen Schlupfwinkel seines Herzens zu erleuchten, aus dem noch immer wilde Geister aufstiegen. Es wurde ihm klar, daß nur in der Wahrheit, welche das böse Herz heilen könne, das Heil sei. Und in diesem Zustande las er die Briefe des Apostel Paulus. Da kam einst ein Landsmann, Pontitianus, zu ihm. Der erzählte ihm von der Gewalt des ascetischen Lebens und führte als Beispiel zwei Jünglinge an, die mitten in einer zukunftsvollen Laufbahn auf einem Gang um die Mauern von Trier plötzlich Einsiedler geworden seien. Das schlug wie ein Blitz in seine Seele. Was haben wir gehört, sagte er zu seinem Freund Alypius, die Ungebildeten reißen das Himmelreich an sich, während wir mit unserer herzlosen Weisheit uns in Fleisch und Blut wälzen. Er stieg hinab in den Garten. Da begann ein schwerer Kampf. Wie kommt es, sagt er, daß wenn meine Seele etwas zu dem Leibe redet, der auch dann gehorcht, wenn er sich selbst zerstört, mein Wille aber das Heil zu ergreifen ein zwiespältiger ist? Das ist es, was der Apostel sagt von dem doppelten Gesetze in uns. Der widerstrebende Wille ist das Gesetz in unsern Gliedern, das Fleisch. Da sprach das Fleisch zu ihm: Mich willst du verlassen? Auf immer verlassen? Du kannst es nicht. Aber die Tugend sprach: Was die Vielen, die mir gedient haben, gekonnt haben, willst du nicht können? Nun setzte er sich unter einen Feigenbaum. Thränen strömten über die Wangen. Herr, warum so lange? rief er. Da hörte er in einem benachbarten Hause eine Kinderstimme sagen: Heb auf, lies. Er schlug die Schrift auf und las Röm. 13, 13: Lasset uns ehrbarlich wandeln, als am Tage; nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum und wartet des Leibes, doch also daß er nicht geil werde. Das war der Wendepunkt seines Lebens. Er bereitete sich und seinen Sohn zur Taufe vor. Und Ambrosius taufte ihn im Jahr 387 in seinem 33. Jahre. Seine Mutter war die glückliche Zeugin seines neuen Lebens. Sie hatte ihr Lebensziel erreicht und ging in die ewige Heimat, noch ehe ihr Sohn in seine irdische zurückkehrte. An diesem Manne nun, der mit beschämender Demuth uns die Irr-

gänge seines Lebens beschrieben hat, hat der Herr wie an nur Wenigen das Wort erfüllt: Wer an mich glaubt, von dessen Leibe sollen Ströme lebendigen Wassers fließen (Joh. 7, 38). Er war der größte Kirchenlehrer im Abendlande; der Mann, der das ganze Mittelalter bewegt hat; der Mann, an dem Luther, der Augustinermönch, genährt seine große Sache begann. Das ist die Frucht eines Augenblickes, in dem das Wort Gottes in die Seele schlug.

Und so lasset uns denn mit gebührender Andacht die Worte unserer heutigen Epistel vernehmen:

Röm. 13, 11—14.

Und weil wir solches wissen, nämlich die Zeit, daß die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf; sintemal unser Heil jetzt näher ist, denn da wir es glaubten: Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen; so laßt uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichts. Laßt uns ehrbarlich wandeln, als am Tage; nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid; sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde.

Für den natürlichen Menschen, der, wie es das bekannte Kirchenlied ausdrückt, das geschaffene Licht liebt, giebt es keine traurigere Zeit als die gegenwärtige, wo die Sonne jeden Tag an Kraft abnimmt. Der Glaube unsrer altdeutschen Vorfahren ist von der schwermüthigen Ahnung beherrscht, daß jeder sinkende Tag, jedes abnehmende Jahr die Weissagung der sogenannten Götterdämmerung sei, in der Alle, Götter und Menschen, untergehen werden. Der natürliche Mensch aber hält nicht gerne still unter dem, was ihm von außen auferlegt wird, sondern sucht sich durch Genüsse schadlos zu halten. In Rom waren diese Tage die Zeit wilder Lustbarkeiten. Wußte man doch, daß der Tag nicht fern sei, wo die Sonne wieder steigen werde, der Tag der unbesiegten Sonne. Unter allen Heidenvölkern ist diese Zeit die Festzeit. Seit Mitte des vierten Jahrhunderts feiert man im Abendland in dieser Zeit das Weihnachtsfest. Der Vorbereitung auf dasselbe aber gelten die Adventssonntage. Zur Epistel nun des ersten Advents hat man aus mehr als einem Grunde die vorgelesene gewählt. Im Gegensatz zu den nächtlichen Genüssen der Heiden ruft unser Text: Lasset uns ehrbarlich wandeln als am Tage. Mit dem ersten Advent beginnt das neue Kirchenjahr. Zum neuen Kirchenjahr aber ruft unser Text: Ziehet den Herrn Jesum Christum an, den neuen Men-

schen. Endlich aber kann die Kirche der Ankunft des Herrn im Fleisch nicht gedenken, ohne seiner Wiederkunft zu harren. Davon aber spricht unser Text zuerst: Weil wir solches wissen, nämlich die Zeit, daß die Stunde da ist aufzustehen vom Schlafe, sintemal unser Heil jetzt näher ist, denn da wir es glaubten.

So lasset uns denn unter Gottes Beistand betrachten:

Der erste Advent ein Tag des Lichtes.

weil er 1. zeugt, daß das Licht erschienen ist,
2. aufruft, im Lichte zu wandeln,
3. von dem kommenden Licht weissagt.

1.

Der erste Advent ist ein Tag des Lichtes, weil er zeugt von dem Lichte.

In der alten Welt verbreitete man große Nachrichten, wie den Untergang Troja's, durch Feuerzeichen, die von Bergen zu Bergen gingen. Solch eine Kette von Feuerzeichen, die durch alle Zeit die Botschaft tragen: Christus ist auferstanden, sind die Sonntage. Ein Sonntag ruft dem andern zu: Er ist wahrhaftig auferstanden. Der heutige Adventssonntag übergiebt diese große Botschaft dem Sonntagskreise des 1862. Jahres. Und so wird es fortgehen von Jahr zu Jahr, bis der Herr selbst kommt. Die ersten Christen gedachten allwöchentlich nach vierzigstündigem Fasten Freitags des Todes, Sonntags aber der Auferstehung des Herrn. Aus diesen wöchentlichen Gedächtnißtagen des Todes und der Auferstehung Christi entstand das Jahresfest des Todes und der Auferstehung Christi, Charfreitag und Ostersonntag, dem eine vierzigtägige Fastenzeit vorausging. In der Zeit, wo unter der erstarrten Hülle der Natur unsichtbar schon die Kräfte des Frühlings walten, soll auch der Christ fastend und betend dem weltlichen Leben absterben, damit von innen heraus die Kraft Dessen hervorbreche, der da ist die Auferstehung und das Leben. Das christliche Paschafest hatte sein Vorbild im alttestamentlichen Paschafest, dem Fest, wo das vor dem Herrn versammelte Volk ein Mahl beging des Gedächtnisses an die Nacht der Verschonung in Egypten. Sieben Wochen darnach feierte Israel das Erstlingsfest, das Fest der Ernte.

Am Tag der Pfingsten aber, dem fünfzigsten nach der Auferstehung, war der heilige Geist ausgegossen worden. Und so entstand denn auch ein christliches Pfingstfest, dem der Tag der Himmelfahrt vorausgeht. Auf eine vierzigtägige Fastenzeit folgte eine fünfzigtägige Freudenzeit, wo die Christenheit stehend betete, nach Anleitung der Apostelgeschichte das Wachsthum des Reiches Gottes betrachtete, während die Natur selbst ein Bild des Wachsens und Blühens war. War die vierzigtägige Fastenzeit ein Bild der streitenden Kirche, so die fünfzigtägige Freudenzeit der triumphirenden. Diese Feste waren schon allgemein geltend, als zu ihnen noch im 4. Jahrhundert das Weihnachtsfest kam, mitten in der dunklen Winternacht das Fest des Lichtes zur Feier des Lichtes, das der dunklen Welt einen neuen Schein gegeben hat. Wie die Adventssonntage bis in die Zeit reichen, wo die Sonne aus ihrer tiefsten Erniedrigung wieder zu steigen beginnt, an welchen Tag die Kirche so tiefsinnig den Tag des Thomas gesetzt hat, in dem der Zweifel so wunderbar in den Glauben sich umsetzte, so sollen sie auch die Kirche vorbereiten auf den Anbruch des Lichtes in der Geisterwelt. Und so spricht denn dieser erste Advent zu euch: Mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir, und abermals: Stehe auf der du schläfest, auf daß dich Christus erleuchte. Nicht zu uns kommen im Reiche Christi könnte das Licht, wenn es nicht erschienen wäre in der Welt, und nicht erleuchten könnte uns Christus, wenn er nicht aufgegangen wäre. Das Ungeheuerste hat sich ereignet. Der Sohn Gottes, aus dem Vater in Ewigkeit geboren ehe der Welt Grund gelegt war, ist Mensch geworden. Viele Tausende mögen es in der Christenheit nicht glauben, weil es zu undenkbar sei, daß der, durch den Alles geschaffen ist, Gott aus Gott, Licht aus Licht, unser elendes Fleisch und Blut angezogen habe. Und es ist wahr. Es ist ein Gedanke, der über alles Denken hinausgeht. Lasset uns, ihr die ihr es glaubt, reizen durch den Unglauben, der diese Thatsache zu überschwenglich findet, die Größe Dessen anzubeten, der Solches für uns gethan hat. Was wir in dem uralten Weihnachtsliede, das lange vor Luther schon gesungen ward, aussprechen:

Den aller Weltkreis nie umschloß,
Der liegt jetzt in Mariens Schooß,
Er ist ein Kind, kehrt bei uns ein,
Der alle Ding erhält allein!

ist so riesengroß und doch so seligmachend, daß es uns ist, als ob ein Geist, der diesen Gedanken einmal in seiner ganzen Größe und Tiefe in sich aufgenommen hätte, die Hülle sprengen müßte, um im Himmel mit den Heerschaaren anzubeten: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth und alle Lande sind seiner Ehre voll.

2.

Ein Tag des Lichtes ist der erste Advent, weil er uns aufruft im Lichte zu wandeln.

An die ungeheure Thatsache: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, knüpft das Christenthum die ungeheure Forderung, den alten Menschen abzulegen und Christum anzuziehen. Der Weg zu dem, der den Himmel zerrissen hat, um Fleisch zu werden, ist: unserm Fleisch abzusterben, um durch ihn und in ihm und zu ihm wiedergeboren zu werden. Wie der Prediger sich Kraft aus der Höhe erbitten muß, um das Geheimniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes auszusprechen, so muß er sich aus der Höhe Muth erbitten, um das Wort des Herrn: Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, der kann nicht in das Reich Gottes kommen, auszusprechen, nicht wie es sich in der Erfahrung gestaltet, sondern wie es der Geist des Herrn will. Was es sagen will, daß der alte Mensch stirbt, damit der neue auferstehe, hat uns das Beispiel Augustin's gesagt. Ohne Zweifel hatte Augustin bis zu der Stunde, da er ein neuer Mensch ward, manche gute Seite gehabt. Er war ja ein Mann von wissenschaftlichem Sinn, ein tüchtiger Lehrer, was noch mehr sagen will, von unermüdlichem Streben nach Wahrheit und einem Zug zu göttlichen Dingen, ein fleißiger Bibelleser u. s. w. Und doch bekennt er selbst noch auf dem Boden des natürlichen Menschen gestanden zu sein. Was heißt das? Natürlich nennen wir den Menschen, der so ist, wie er von Natur, wie er von Geburt ist. Wenn wir wären, wie wir sein sollten, müßte das Leben in Gott der beherrschende Mittelpunkt unsres ganzen Wesens sein. Der Trieb zu Gott müßte unser Denken, Wollen, Fühlen durchdringen und in Gott zu leben müßte unsre Seligkeit sein. Wie wir aber von Natur Alle sind, ohne jede Ausnahme, hat unsre niedere Natur, das was die Schrift das Fleisch nennt, die Herrschaft. Was vom Fleische geboren ist, ist

Fleisch. In jedem Menschen, wie er von Natur ist, ist das Ich der Schwerpunkt seines Wesens. Das Ich hat bei vielen Menschen eine sehr rohe Gestalt. Sie wollen, wie es unser Text sagt, fressen und saufen, in Kammern und Unzucht leben, in Hader und Neid sich an einander reiben. In der Bildungswelt tritt diese rohe Gestalt zurück. Aber die Selbstsucht kleidet sich in die Gestalt der Eitelkeit, feinen Genußlebens, hoher Meinung von eigener Tüchtigkeit, des Strebens nach Einfluß u. s. w. Ich bin entfernt zu zweifeln, daß Manche aus unsrer Bildungswelt es mit sich im Einzelnen genau nehmen. Der Mensch der Gegenwart ist ja überhaupt geneigt, sich viel zu beobachten und sich seiner Eigenthümlichkeit bewußt zu werden. Sie sagen sich auch im Einzelnen und Kleinen ihre Fehler und geben sich wohl auch Mühe sie abzulegen. Aber das ist wie wenn Jemand an einem Uhrwerk, das nicht richtig geht, immer nur an dem Zeiger rückt, da es doch an der Feder oder dem Getriebe liegt. So stark ist die Selbstliebe der Menschen, daß nur Wenige dazu kommen, die Grundfehler ihrer Natur zu finden. Und dann ist noch ein Anderes, sie zu wissen, ein Anderes sie abzulegen. O, höre ich einwenden, der Mensch kann Alles was er will. Wir, die wir auf dem Gebiete der Wissenschaft uns bewegen, wissen, daß man mit dem Willen nur Aeußerliches erzwingen kann, wie Fleiß und Ausdauer, aber nicht Talent und Geist. So ist es auch unmöglich mit Willensvorsätzen Liebe zu Gott, Friede der Seele, Wandel im Himmel in unsre Seele zu bringen. Wer wirklich mit sich oft und viel gekämpft hat, der weiß, daß man die äußere That mit dem Willen abschneiden kann, aber nicht den Grund, aus dem immer und immer Versuchungen aufsteigen. Der Mensch kann Alles was er will, sagst du abermals. Ich will einmal gelten lassen, was ich eigentlich nicht gelten lassen kann. Die Beschränkung werdet ihr aber jedenfalls gelten lassen: wenn er es will. Das ist aber ja eben, wie uns oben Augustin sagte, der Fehler im Menschen, daß der Wille zwiespältig ist. Eine kleine Schaar, entschlossen zu siegen oder zu sterben, kann eine Festung mit Erfolg gegen eine Uebermacht vertheidigen. Aber eine Festung, deren Vertheidiger im Herzen auf der Seite des Feindes sind, ist unhaltbar. Das ist eben der Fluch der Sünde, daß im Kampfe gegen unsere Schooßsünden der Wille vom Feinde bestochen ist. Man kann in außerordentlichen Fällen mit der ganzen Anspannung seines Wesens etwas wollen. Der

aber hat noch wenig geistliche Erfahrung, welcher nicht weiß, was es sagen will, im laufenden Leben gegenüber den unaufhörlichen Versuchungen und Anfechtungen, welche das Leben bringt, sich nicht von der Natur bestimmen zu lassen, sondern von dem Willen Gottes. Ein Heer, das in offener Feldschlacht siegen würde, reibt sich unter den unaufhörlichen Gefahren des kleinen Krieges in Kurzem auf. Es ist, um es rein heraus zu sagen, eine Unmöglichkeit, den eigentlichen Feind des Menschen, das Fleisch, aus eigener Kraft zu überwinden. Unsere Erde wälzt sich Tag und Nacht um sich selbst, aber indem sie sich um sich selber wälzt, läuft sie zugleich um die Sonne. Der natürliche Mensch bewegt sich nur um sich selbst. Soll seine Schwerkraft gebrochen werden, so muß er eine Sonne haben, die sie bricht und ihn um sich laufen heißt. Diese Sonne ist Jesus Christus. Nur wenn Jesus Christus uns zieht, laufen wir. Nur wenn er in uns einzieht, mögen wir sagen: Es lebt nun nicht ich, Christus lebt in mir. Das ist nun über achtzehnhundert Jahr gepredigt worden und ist doch bis auf diesen Tag noch ein Geheimniß. Ich denke aber, daß wenigstens die Wahrheit dieses Geheimnisses nicht Wenigen unter uns offenbar geworden ist. Wir haben ja Alle Christum in der Taufe angezogen. Uns ruft nun der Apostel zu: Lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichtes. Lasset uns ehrbarlich wandeln, als am Tage, und ziehet den Herrn Jesum an. Es wissen ja Alle, die auch nur in menschlicher Weise nach dem Guten streben, daß unser Leben ewig schwankt zwischen seinem Urbilde und seinem Zerrbilde, und müssen sich immer von Neuem selbst ermahnen, ihr gutes Selbst, ihren guten Geist festzuhalten. Unser gutes Selbst, unser guter Geist ist Jesus Christus, der uns zuerst ergriffen hat, damit wir ihn ergreifend mehr und mehr ihm ähnlich werden. Soll Christus in dir zunehmen, mußt du abnehmen. Die erste Frucht eines Lebens, das in Christo seinen Schwerpunkt gefunden hat, ist Erkenntniß der Sünde, ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz, und das stete Bekenntniß: Mit unsrer Macht ist nichts gethan. Ist Jesus Christus nach der Taufe vom Teufel versucht worden, so darf man sich nicht wundern, wenn der Fürst dieser Welt gerade an Solche, die sich ihm entziehen wollen, seine ganze Kraft setzt und Alles aufbietet sie in schwere Versuchung zu führen. Ein Mensch, der auf seiner Naturbahn so fort geht, kann nach außen

einen befriedigenden Eindruck machen. Ein Christ aber, der von oben aus sich erneuern soll, wird den Ausdruck des Friedens haben, der höher ist als alle Vernunft, aber auch des Strebens, des Kampfes, der Wehmuth. Wie der Arzt, wenn er heilen soll, oft erst zerreißen muß, und wenn es gilt, Feuer und Eisen nicht scheuen, so muß auch der himmlische Arzt die Seele, welche ewig gesunden soll, erst hienieden durch das Feuer der Trübsal führen. Halte nur still! Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit. Halte nur aus! Die dort mit Freuden ernten sollen, müssen hienieden mit Thränen säen. Was die Ewigkeit vollbereiten soll, muß hienieden der Vollendung bedürftig sein und daher Suchen und Streben in sich tragen. Hier such ich's nur, dort werd ich's finden! Das aber führt uns zum letzten Punkte, von dem wir noch kürzlich reden wollen.

3.

Der erste Advent ist ein Tag des Lichtes, weil er weissagt von der Zukunft des Lichtes.

Der erste Advent beginnt die Zeit, da die Christenheit der Zukunft Christi im Fleische harrt. Der Herr aber wird freilich zu Weihnachten nicht selbst auf Erden kommen. Das verstehen wir wohl. Er kommt für die Christenheit nur in dem Evangelium, welches die andächtigen Christen im Geiste zurückführt in die heilige Nacht, da in Bethlehem Christus geboren ward. Es ist ja nicht die Zeit des Schauens, sondern des Erinnerns. Selig sind die nicht sehen und doch glauben. Was wir zu Weihnachten finden werden, ist nur die Feier der Geburt, nur der irdische Abglanz des Lichtes, das der Welt einen neuen Schein gegeben hat, nur das irdische Echo des himmlischen Lobgesanges im Munde der Gemeinde, nur Herzen, in denen sich Christus die Krippe bereitet. Die Erinnerung an eine Vergangenheit, die nie wiederkehrt, hat etwas Wehmüthiges. In der Weihnachtszeit dachten die alten Römer an das goldne Zeitalter, wo die Menschen unter Saturn ein schuldloses, kindliches Dasein führten. Das war nun dahin. Was man allein konnte, war, in diesen Zeiten es den Sclaven leichter zu machen und die Kinder zu beschenken. Das aber brachte das goldene Zeitalter nicht zurück. Merkwürdig aber bleibt es immer, daß nicht lange vor Christi Geburt der römische Dichter Virgil sagt, daß

nach den alten Weissagungen bald ein Sohn werde geboren werden, mit dem das goldne Zeitalter wiederkehren werde. Das ist in Christi Geburt erfüllt.

> Heut schleußt er wieder auf die Thür
> Zum schönen Paradeis,
> Der Cherub steht nicht mehr dafür,
> Ihm sei Lob, Ehr' und Preis.

Noch sind wir freilich nicht im Paradies. Aber das Kind, über welchem die Engel sangen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, da Gott und die Menschheit in Einem vereinet, trägt die Zukunft in sich, da Gott und die Menschheit durch ihn auf ewig versöhnt und vereinigt sein werden und also erfüllet: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden. Und so trägt der erste Advent im Gedächtnisse an die erste Zukunft des Herrn die Hoffnung auf die dereinstige in sich. Das spricht unsre Epistel aus, wenn sie sagt, daß die Stunde sei aufzustehen vom Schlafe, sintemal unser Heil jetzt näher sei, denn da wir es glaubten.

Ueber achtzehnhundert Jahre sind verflossen, seitdem die Christenheit auf die Wiederkunft des Herrn ausschaut. Ob er noch lange verziehen wird? Da es gewiß ist, daß Tag und Stunde, da der Herr kommt, Niemand weiß, so ist es vermessen, mit Ja und Nein eine bestimmte Antwort geben zu wollen. Es gibt Christen, die sich einbilden, aus der Lage der Zeitverhältnisse eine bestimmte Antwort nehmen zu können. Man sollte aber glauben, daß die bloße Erinnerung an die vielen Voraussagungen, welche unerfüllt geblieben sind, ausreiche, um dergleichen anmaßliches Sicheindrängen in den Rath Gottes in seine Schranken zu verweisen. Was man allein sagen kann, ist daß unter der Hülle des Friedens und der Ruhe sich eine innere Zersetzung in allen Verhältnissen, namentlich aber im kirchlichen Leben, vollzieht, die auf ernste Ereignisse der Zukunft hinweist. Lasset euch durch die träge Ruhe, die auf der Oberfläche der Zeit liegt, nicht einschläfern. Es wühlen unter der Decke wilde, dämonische Kräfte. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern. Und wer da steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle. Jeder Einzelne bedenke, daß dieß das letzte Jahr seines Lebens sein kann. Darum heute, so ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht. Möge Keiner hier sein, der nicht in diesem Jahre Grund legt für die Ewigkeit! Amen.

Das ist das ewige Leben!

Predigt am 1. Advent 1863 über Joh. 17, 3.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit uns allen. Amen.

Andächtige Christen! Die Fragen, welche das bürgerliche Neujahr Jedem, der nur einigermaßen über die Scholle des täglichen Lebens sich erhebt, nahe legt, sind: Wie viel Jahre werden mich noch über der Erde finden? Was hat das vergangene Jahr mir, den Meinigen, meinem Vaterlande, meinem Geschlechte gebracht? Was wird das künftige bringen? Wir beginnen heute ein neues Kirchenjahr. Die Fragen, welche der erste Sonntag desselben jedem Christen nahe legt, sind: Bin ich in dem vergangenen Kirchenjahre meinem himmlischen Ziele näher gekommen? Bin ich in dem verflossenen Kirchenjahre gewachsen an dem der das Haupt ist? Hat die Kirche Jesu Christi, deren berufenes Glied ich bin, ihr großes Ziel, zu sammeln, zu berufen, zu heiligen im rechten, einigen Glauben, auch an mir ausgerichtet? Bin ich vollbereitet, wenn ich im künftigen Jahre abgerufen werden sollte? Einen Schritt weiter auf der Bahn aus der streitenden Kirche in die triumphirende, die nur siebzig und wenn's hoch kommt achtzig solcher Schritte hat, habe ich jedenfalls gethan. Aber nicht bloß ich in der Kirche: die Kirche selbst ist ein Jahr fortgeschritten auf dem Wege von der Zeit, da Christus von der Erde schied, bis zur Zeit, da er wiederkommen wird. Das nun ist es was viele äußerlich berufene Christen in ganz anderem Sinne nehmen, als die welche in der Kirche auserwählt sind. Sie berufen sich auf den Fortschritt der Kirche. Daran ist etwas Wahres. In der That wandelt im Laufe der Zeiten die Kirche ihre Gestalt, ihre Sprache. Wir brauchen

nicht weit zu blicken. Diese Stätte zeugt davon. Der Geist, der diese Stätte erbaut hat, die Kirche eines Dominicanerklosters, fiel in der Reformation des 16. Jahrhunderts. Und wenn sie wiederkehren sollten, die Zeugen der lutherischen Rechtgläubigkeit aus dem 16. und 17. Jahrhundert, wiederkehren die lebenswarmen Prediger eines verinnerten Christenthums, die in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts es so wunderbar verstanden die Kirchen in Leipzig zu füllen, die jetzt noch ausreichen, nachdem die Stadt vielleicht dreimal so groß geworden ist: wenn sie wiederkehren sollten und von dieser Stätte zu euch reden, es würde euch allen fremdartig vorkommen. Es ist ein Fortschritt in der Kirche: wer mag es verkennen. Das Christenthum spricht zu jedem Zeitalter in seiner Sprache. Aber dieser Fortschritt ist nicht so, wie ihn jetzt so Viele darstellen. Es ist ja gewiß, daß in den Künsten und Gewerben, welche die Erde oder ihre Produkte für die Bedürfnisse des täglichen Lebens verarbeiten, daß in Handel und Wandel, daß in den innern und äußern Verhältnissen der Staaten, daß in den Formen und Bedürfnissen der gebildeten Geselligkeit u. s. w. ein rastloser Fortschritt ist, dem der Einzelne, er mag wollen oder nicht, sich gleich dem Schicksale fügen muß. Was aber so rastlos fortschreitet, ist nur die Außenseite des Lebens. Wie die Grundbedürfnisse in Nahrung, Kleidung, Wohnung immer dieselben bleiben, so ruht auch das Familienleben, die Staaten, der gesellige Verkehr immer auf denselben sittlichen Grundlagen. Unsere Zeit, die vor anderen Zeiten auf den Fortschritt Werth legt, hat doch auch eine besondere Neigung die Vergangenheit zu betrachten und liebt es, dieß in Denkmälern und Erinnerungsfesten auszudrücken. Sie freut sich, wenn aus dem Schutte der Jahrhunderte die Zeugen alter Zeit wieder aufsteigen und versteht es mit bewundernswürdiger Kunst aus dem Buchstaben den Geist zu entziffern, der den Buchstaben erzeugt hat. Und dieser Geist der Menschheit, der durch die Geschichte hindurchschreitet, beweist unter allem Wandel seiner Entwicklung die Wahrheit dessen, was der Prediger Salomo gesagt hat: Nichts Neues unter der Sonne. Und das ist eben der Zauber der geschichtlichen Betrachtung, die Kräfte, welche eine so herrliche Vergangenheit erzeugt haben, im eigenen Geiste lebendig zu fühlen. Je höher das Lebensgebiet ist, in welchem der Mensch arbeitet, je mehr macht es ihm fühlbar, daß nur das Gegenwart und Zukunft hat, was durch die Thüre

der Vergangenheit, der Geschichte gegangen ist. Ein großer Theil der Lehrer und Lernenden, die an dieser Universität zusammenwirken, richtet den Blick in die Vergangenheit, nicht um sie gewaltsam wiederherzustellen wie sie war — das ist vergebens — sondern um ihre Lebensquellen in die Gegenwart zu leiten. Und auf diesen höheren Lebensgebieten gilt auch nicht das Gesetz des Fortschrittes, das in jenen niederen gilt. Wo sind denn die Dichter der Gegenwart, die sich vergleichen ließen den Meistern am Anfang dieses Jahrhunderts? Wo die Maler, die ebenbürtig wären den Meistern des 16. Jahrhunderts? Der Unterrichtete weiß, daß ich noch lange so fort fragen könnte. Sollte es auf dem Gebiete des Glaubens, dem höchsten, anders sein? Alle Religion liegt doch wohl in dem Verhältnisse des Menschen zu Gott. Was sich nun in keinem Fall verändert, ist Gott, die Unveränderlichkeit selbst. In Gott ist kein Fortschritt. Was sich allein verändern könnte, wäre das Verhältniß des Menschen zu ihm. Allein die Anlage des Menschen zur Gemeinschaft mit Gott bleibt immer dieselbe. Der Zug des Glaubens, der vor fast viertausend Jahren Abraham zu Gott zog, ist derselbe, der noch immer die Menschen zu Gott zieht. So lange diese Sonne über dieser Erde leuchtet, wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen. Der christliche Glaube besteht aber darin, daß wir in Jesu Christo Weg, Wahrheit und Leben zu Gott finden. Meint nun Jemand, der Fortschritt des 19. Jahrhunderts bestehe darin, daß jetzt Jesus nicht mehr Weg, Wahrheit und Leben ist? So denken allerdings Viele. Die verlassen aber ebendamit den Boden des Christenthums. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, ist die Losung des Christen. So wenig als Vater, Sohn und Geist, die drei göttlichen Persönlichkeiten auf deren Namen wir getauft sind, sich ändern können, so wenig kann das Heil, das der Glaube an sie wirkt, sich ändern. Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name gegeben, darin sie sollen selig werden, als der Name Jesu Christi. Die Kirche Jesu Christi wandelt ihre Stimme nach Völkern und Zeiten, aber nicht ihre Botschaft. Diese ist über allem Fortschritt erhaben. Am ersten Sonntage aber des neuen Kirchenjahres ist es an der Zeit, hinzuweisen auf das alte und immer neue Thema aller Predigten. So geschieht es in dem Text, welchen die Ordnung dieser Landeskirche für den ersten Adventsonntag bietet. Derselbe ist aufgezeichnet

Joh. 17, 3.

Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.

Lasset uns die vorgelesenen Textesworte im Einzelnen betrachten, indem wir sie in ihre Theile zerlegen.

1.

Das ist das ewige Leben, spricht Christus. Wir legen großes Gewicht auf die Worte, welche Jemand über sein vergangenes Leben in dem Momente ausspricht, wo er im Begriffe ist, das Leben zu verlassen. Was ein Vater, eine Mutter auf dem Sterbebette, was ein Held, der in der Schlacht den Tod zu erwarten hat, was ein Glaubenszeuge, der den Scheiterhaufen besteigt, über sich sagen, darin suchen wir gern den Schlüssel ihres Lebens. Jesus Christus spricht die vorgelesenen Worte in dem Augenblicke, wo er, noch frei, die Feinde erwartet, die ihn verrathen, mißhandeln, kreuzigen werden. Er steht auf dem Höhepunkt seines Lebens, im Begriffe, in den Abgrund zu steigen. Er sieht in die Vergangenheit zurück. Seine Vergangenheit aber verliert sich in die Ewigkeit. Er blickt in die Zukunft hinaus. Seine Zukunft aber verliert sich wieder in die Ewigkeit. Jener Vergangenheit, dieser Zukunft Einheit aber ist Gott. Vater verkläre mich mit der Klarheit, die ich bei dir hatte ehe der Welt Grund gelegt war. Zu Ende neigt sich sein Gang über die Erde. Dieses Ganges Ziel aber war Gott zu verklären, indem er Allen, über die ihm Macht gegeben war, das ewige Leben gab. Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. In dem erhabenen Augenblicke aber, da Christus auf dem Wege des Todes zur Himmelsklarheit zurückkehren will, legt er die Summe seines Heilslebens in die Worte unseres Textes nieder. Wir nun, andächtige Christen, stehen noch nicht vor dem finstern Thore des Todes, das zum Leben führt, aber doch am Anfang eines Kirchenjahres, das uns dem Ziele unseres Lebens näher bringt. Wohl dem, der in der Zeit sich oft sagt, was er sicher, wenn die Zeit zu Ende geht, sich wird sagen müssen. Darum heute, so ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht. Das ist das ewige Leben, spricht er. Ewiges Leben! Das lautet so

ernst und doch so lieblich, wie die Stimme der Glocke. Erlaubet mir anzuknüpfen an Erfahrungen, wie sie jeder ernsthafte Mensch macht. Die Herbsttage haben einen eigenen Reiz für das Herz. Wenn die Vögel nach dem milden Süden ziehen, wenn die Blätter in bunten Tinten uns sagen, daß sie bald fallen werden, wenn die Nebel die Landschaften mit ihrem Geheimniß überkleiden, wenn die hereinbrechende Macht des Sturmes und der Nacht uns mit besonderer Sehnsucht zum stillen Haus zurückkehren läßt, da erfüllt uns eine wundersame Mischung von Schwermuth und Freude. Wir trauern über die Welt der Natur, daß sie so bald dahin geht, und doch nicht ohne eine gewisse ahnungsvolle Freude, als ob die Blumen, die draußen verwelken, schöner in unserem Herzen wieder aufblühen werden. Siehe diese Freude ist der Zug der Ewigkeit, der dich erfüllt, vielleicht ohne daß du ihn verstehst. Willst du im Lichte des Wortes Gottes verstehen was du fühlst, so schlage den 90. Psalm auf, das Lied des Moses, der im 120. Jahre noch in der vollen Manneskraft unter einem dem Untergang geweihten Geschlechte stand. Ausgehend von dem Ewigen, der da war, ehe denn die uralten Berge waren, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind, blickt er herab auf die schnell dahinsterbenden Geschlechter der Menschen, und bekennt: Das macht dein Zorn, daß wir so dahinfahren, um zuletzt Trost zu finden in dem Segen Gottes, der sein Werk unter den Menschen ausrichtet, seine Ewigkeit in die Zeit hineinwirkend im Reiche Gottes. Ich gehe zu einer andern, tiefer in das Innere führenden Erfahrung fort. Saurer als die Arbeit, harter als der Kampf mit den Widerstandskräften der Welt, schmerzhafter als die Krankheit ist die Arbeit, der Kampf, der Schmerz der Selbstprüfung. Selbstprüfung aber nenne ich nicht, was jetzt namentlich bei Jüngern sich ziemlich oft findet, eine unaufhörliche Beschäftigung mit der eigenen Persönlichkeit. Das ist oft nichts als ein eitles Sichselbstbespiegeln. Diese Tagebücher, diese Selbstgespräche, diese Selbstcharakteristiken gleichen den irdischen Spiegeln, in welchen der Mensch nur sich sehen will, wie er ist. Im Feuerspiegel aber des Gewissens sieht sich der Mensch, wie er sein soll. Freilich nicht Alle gleich. Das Gewissen ist, wie der Philosoph Seneka gesagt hat, jener geheimnißvolle Geist in uns, welcher uns so behandelt, wie wir ihn behandeln. Er antwortet oft, wenn man ihn oft fragt. Er spricht laut, wenn man ihn laut fragt. Es

kommen indeß Tage, wo zu Jedem das Gewissen sagt: Ich habe etwas wider dich. Das mag der Mensch nicht hören. Er thut als ob er es nicht höre. Er kommt nicht. Es widersteht ihm sich zu demüthigen. Er muß ja auch nicht. Andere entziehen sich ja auch dem Ankläger. Was das Gewissen tadelt, mag wohl gut sein, geht aber darauf hin, dem Menschen die Wonne des Genusses, den süßen Taumel der Leidenschaft zu nehmen. Mit leidenschaftlicher Hast steigt der Mensch nur noch tiefer in den Nebel der Leidenschaften, damit die Sonne des göttlichen Gesetzes ihn nicht sehe. Er kann sich nicht entschließen zu sagen: Ich habe gesündigt, ich will mich demüthigen, ich will abthun was sündhaft ist. Da nun kommt die Zeit, wo der Mensch erfährt, daß die Frucht des Lebens, welche das Fleisch ihm geboten hat, den Tod in sich trägt. Das ist die Zeit, von der David sagt: Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten alle meine Gebeine. Deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir. Darum bekenne ich meine Sünde und verhehle meine Missethat nicht. Ich sprach: Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen. Da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde (Ps. 32, 3—5). Wer es nun über sich gewinnen kann, seine Sünde zu verurtheilen; zu bekennen: Ich habe nicht nur dießmal gesündigt, sondern habe überhaupt eine Neigung dazu, die wenn ich nicht wache und Gott mich nicht behütet, bei der ersten Gelegenheit wieder eine ähnliche That erzeugen wird; auch weiter zu gehn und zu sagen: ich bin überhaupt nicht so, daß Gott zu mir sagen kann: Du bist mein Kind — mein Herz ist keine Wohnung, in die Gottes Geist einziehen kann: wer, sage ich, so in sich geht, der wird mir Zeugniß geben, daß eine innere Stimme dann zu ihm sagt: Fürchte dich nur nicht in das faule Fleisch zu schneiden, denn je schärfer du schneidest, desto mehr wird deine Seele genesen. Diese Stimme sagt weiter: Fürchte dich nur nicht, klein zu werden in Gott. Je schwächer du, desto stärker Gott in dir. Je nächtlicher du, desto heller der Morgenstern des Heils. Je mehr Sünde in dir, desto mehr Gnade von Gott. Siehe, diese Freude abzunehmen, damit Gott zunehme in dir, das ist der Zug zum ewigen Leben. Eben darum hat Gott es eben zugegeben, daß seit Adam die Sünde eine so ungeheure Macht in der Menschheit geworden ist, um desto herrlicher seine Gnade zu offenbaren. In der Weihnachtszeit singt man in Rom das kühne große

Wort: O selig die Schuld, die einen solchen Heiland erworben hat.

2.

Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, erkennen. Diese Worte, wie sie lauten, sagen aus, daß das ewige Leben in der Erkenntniß des allein wahren Gottes besteht. Vereinzelt betrachtet kann dieser Ausspruch leicht mißverstanden werden. Man kann in ihm einen Sinn finden, der nach der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts hin lautet. Man kann die Erkenntniß in Vernunftwissen, den allein wahren Gott aber in das in allen Religionen verehrte oder doch gemeinte höchste Wesen umsetzen und nur den Gedanken ausgesprochen finden, daß das religiöse Leben in dem vernunftgemäßen Wissen des Einen Gottes bestehe. Allein meint denn die Aufklärung im Ernste, daß alle Religion nur im rechten Wissen von dem höchsten Wesen besteht? Sie hat sehr starke Erfahrungen vom Gegentheil gemacht. An der vernunftgemäßen Erkenntniß des höchsten Wesens fehlt es bei einem Religionsspötter wie Voltaire nicht. Wenigstens nahm er jede Gelegenheit wahr, sich dazu zu bekennen. Und als in der französischen Revolution das Volk seinen eignen Geist, den Gott-Volk, anbetete, war es nicht der blutbedeckte Unmensch Robespierre, der sich zum Priester des höchsten Wesens aufwarf? Am Wissen fehlte es auch hier nicht. Von solchem Wissensglauben spricht der Brief des Jakobus: Du glaubest, daß Ein Gott ist, du thust recht daran: die Teufel glauben es auch und zittern. Das Wort erkennen muß hier einen tieferen Sinn haben. Wir fühlen Alle, daß hier ein Erkennen gemeint sein muß, in welches sich das Leben hineinlegt. Und so ist es. Wir erkennen doch die Dinge, wenn wir ihr Wesen verstehen. Wenn uns nun Dinge gegenüberstehen wie Zahlen, Größen, Elemente, Gesetze, Kräfte, Körper u. s. w. da mag man glauben sie verstanden zu haben, wenn man sich ihrer Begriffe bemächtigt hat. Wo es sich aber darum handelt, Lebensgeister zu verstehen, die Menschheit zu verstehen, da gilt durchweg das Gesetz, daß nur das Leben das Leben versteht. Ich vermag nicht, die Töne der Musik, die Farben des Malers, die Gestalten der Dichtkunst zu verstehen, wenn ich nicht das Leben im Herzen trage, aus dem jene Gestalten hervorgegangen sind. Wir kennen

ja das Wort: Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. Ich vermag keine Persönlichkeit der Geschichte zu verstehen, wenn ich nicht aus eigener Erfahrung in das Seelengetriebe derselben mich versetzen kann. Sollte es möglich sein, die unendliche Persönlichkeit, den lebendigen Gott, das ewige Leben selbst zu verstehen, ohne Lebensgemeinschaft mit ihm? Ich denke, daß Niemand unter uns ist, selbst wenn er diesem oder jenem Punkte des Glaubens seine volle Zustimmung noch versagen sollte, der nicht Ja und Amen sagt zu dem apostolischen Worte: Gott ist die Liebe. Das kann doch nur heißen, daß Gott seinem innersten Wesen nach Liebe ist. Ist er aber die Liebe, wie soll es möglich sein ihn zu verstehen, ohne im Herzen Liebe zu haben. Wer nicht weiß, wie ein Kind Vater und Mutter, wie ein Bruder den Bruder, wie ein Freund den Freund, wie ein Mensch den Menschen, wie ein Christ den Christen liebt, der versteht Gott nicht, und wenn er mit mathematischer Nothwendigkeit das Dasein Gottes beweisen und mit der höchsten Begriffsklarheit sein Wesen entwickeln könnte. Denn nur die Liebe versteht die Liebe. Es bleibt bei dem Worte eines Mannes, der ein großer Mathematiker und ein großer Vertheidiger des Christenthums zugleich war, des Pascal: Menschliche Dinge muß man kennen, um sie zu lieben, göttliche Dinge muß man lieben, um sie zu erkennen. Wenn der Herr das ewige Leben in Erkenntniß Gottes setzt, so ist damit nicht eine Begriffserkenntniß gemeint, sondern eine Lebenserkenntniß, ein Schauen Gottes, des ewigen Lichtes, im Lichte Gottes, nach dem Worte: In deinem Lichte sehen wir das Licht. Den allein wahren Gott nennt Jesus seinen himmlischen Vater. Das Wort allein und das Wort wahr schließen etwas aus. Sie schließen eben die vielen unwahren Götter der Heiden aus. Nur du, zu dem ich rede, bist Gott. Die, zu denen die Heiden reden, sind nicht Gott. Sie sind nicht der lebendige Gott, sondern nur Gebilde der Phantasie. Uns nun, andächtige Christen, die wir als Christen von der Unwahrheit der heidnischen Götter überzeugt sind, scheinen diese ausschließenden Worte nicht zu berühren. Aber nicht Alle, die den allein wahren Gott kennen und bekennen, haben ihn erkannt. An die Stelle der alten Götter, die gefallen sind, sind Gedankenbilder getreten, die eine große Macht haben. Niemand wird bezweifeln, daß die Kunst, mit welcher die Federn unserer Schöngeister das Leben in anziehenden Er-

zählungen darzustellen wissen, einen übergroßen Einfluß auf das Geistesleben unsrer Zeit ausübt. Man liest nicht bloß dergleichen viel, sondern lebt auch überaus viel darin. Man betrachtet nicht bloß solche Phantasiegestaltungen zu geistiger Erholung, sondern erfüllt auch das Herz mit ihnen und geht mit ihnen in das Leben. Und da erscheint denn freilich das Leben recht kahl neben diesen schönen Phantasiegestalten. Man vergißt, daß wenn diese Gestalten aus den Büchern ins Leben steigen sollten, sie uns ganz anders erscheinen würden. Es ist etwas Anderes, Persönlichkeiten zu betrachten, etwas Anderes, mit Persönlichkeiten zu leben. Dort ist nur heiterer Kunstgenuß, hier der Ernst des Lebens mit seinen Rechten und Pflichten. Dort liebt man in der Persönlichkeit nur den Gedanken, den sie verkörpern, hier aber gilt es die Persönlichkeiten zu lieben, wie sie sind, und wo uns das Leben enger an sie weist, durch die Schlacken des Gemeinen, das uns allen anklebt, hindurchzudringen zu dem göttlichen Silberblick ihrer Persönlichkeit. Entfernt, das Recht eines idealen Strebens zu verkennen, rede ich nur gegen jene verwerfliche, schwächliche und im innersten Grund krankhafte Idealität, welche die gottgegebenen Verhältnisse in nebelhafte Phantasiebilder verdampfen läßt. Macht man es nun mit den Erscheinungen des Lebens so, die man sehen und greifen kann: wie sollte man es mit dem Ueberirdischen, das wir nur im Glauben sehen, anders machen? Was so Viele Religion nennen, ist ein selbstgemachtes Verhältniß zu einem selbstgemachten Gott. Was so viele Religion nennen, ist ein geistiger Selbstgenuß. Man knüpft an den Namen Gottes eine Welt von Rührungen, schönen Eindrücken, geistreichen Gedanken, erhabenen Idealen u. s. w. Was an dieser Geistesherrlichkeit ist, zeigt sich, wenn der Ernst des Lebens an uns herantritt. Wie die Frühlingsblumen nur gedeihen, wo Frühlingsboden und Frühlingsklima ist, so gedeiht eine Religion, die in schönen Gefühlen und Gedanken besteht, nur so lange es Frühling in der Seele ist. Es ist aber nicht immer Frühling in der Seele. Es kommt eine Zeit, wo Gefühle und Phantasien verdunkeln, die Sprungkraft der Gedanken nachläßt, die Spannkraft des Willens aufhört; eine Zeit, wo die Seele, ernst, arm, bedürftig geworden, nicht in sich das Leben findet, sondern vom Leben außer ihr Lebensbrot begehrt. Da helfen ihr schöne Gedanken und Gefühle so wenig, als im Winter dem Leibe ein schönes Früh-

lingskleid. Da bedarf sie eines Glaubens, der in den unbewegten Angelpunkt des Geistes eingesenkt ist. Da bedarf sie nicht eines gedachten und gefühlten, sondern eines lebendigen, des allein wahren Gottes. Das erst ist Religion, wenn ich in einem wirklichen Verhältnisse mit Gott mich weiß. Wie komme ich denn aber in ein lebendiges Verhältniß zu dem lebendigen Gott? Jeder Vater wird seinem Kinde, jeder Mann seinem Weibe, jeder Freund seinem Freunde, jeder Lehrer seinem Schüler in dem Grade viel, als man viel bei ihm sucht. Das sicherste Band der Freundschaft ist, daß man oft zum Freunde mit einem bedürftigen Herzen kommt. Nicht die satten und fertigen Freunde, sondern die geistlich armen, denen man eine geistliche Gabe geben kann, liebt man. So ist es auch bei unserm himmlischen Vater. Er läßt sich von Denen finden, die ihn suchen. Er läßt sich von Denen gewinnen, die ihr Leben im Glauben an ihn verlieren. Es sind die zerknirschten und zerschlagenen Herzen, bei denen er gern einzieht. Der allein wahre Gott ist denen das ewige Leben, die das ewige Leben bei ihm suchen. Dazu gehört aber das Dritte in unserem Text.

3.

Das ewige Leben ist nicht bloß in der Erkenntniß des allein wahren Gottes, sondern auch dessen, den er gesandt hat.

Ich denke, daß sich auch vom Standpunkte des sogenannten Fortschritts nichts einwenden läßt, daß wenn einmal ein lebendiger Gott ist, zu dem man in das Verhältniß der Religion treten soll, man mit diesem Verhältnisse Ernst macht. Das werden nun Viele so verstehen, daß man mehr beten soll, mehr häuslich und öffentlich Gott verehren, mehr über Gott nachdenken und in religiösen Schriften lesen, mehr unser Tagewerk als die Aufgabe ansehen, die er uns gestellt hat, mehr den Ernst unsrer Liebe zu Gott in Werken der Liebe beweisen und öfter daran denken, daß wir Pilgrime und Gäste auf Erden sind, die eine bleibende Stätte suchen. Wie könnte ich dagegen etwas sagen? Was ich allein zu sagen habe ist die Frage, ob mit solchen Pflichten und Werken das religiöse Verhältniß erschöpft ist. Die Religion ist das Verhältniß zu Gott, in welchem der Mensch Gott etwas leistet, um von ihm etwas zu empfangen. Nun wißt ihr ja, daß unser Dichter sagt: Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie leisten, Edle mit dem,

was sie sind. Das war eben das Unvollkommne des alttestamentlichen Standpunkts, daß man auf dem Wege gesetzlicher Leistungen in das rechte Verhältniß zu Gott kommen zu können glaubte. Daß war eben der Rückfall der mittelalterlichen Kirche in das Judenthum, daß man Gott mit guten Werken, mit Fasten, Beten, Almosen, Wallfahrten, ja zuletzt als Tetzel seinen Ablaßhandel trieb, mit baarem Gelde abzahlen zu können glaubte. Heißt das edel von Gott denken, wenn man glaubt, er lasse sich mit äußeren Werken abfinden? Heißt das protestantisch denken? Das Wesen des Protestantismus besteht eben in jener unbedingten Hingabe des Herzens an Gott. Nicht deine Werke will Gott, sondern dich selbst. Und was willst denn du von Gott? Bist du denn ein Tagelöhner, der nur seinen Lohn will? Bist du denn ein Miethling, der zufrieden ist wenn er gegen seine Leistung das tägliche Brot und Schutz empfängt? Wie eine edle Natur in jedem Verhältnisse, in Liebe und Freundschaft, in Amt und Vaterland, ihre Person einsetzt, so giebt sie auch in dem höchsten Verhältniß ganz und ungetheilt ihre Person, um auch von Gott Gottes Person zu empfangen. Dieß Verhältniß eines Menschen, der Gott sein Herz giebt, um von Gott Gottes Herz zu empfangen, nennt das Christenthum einfach Kindschaft. Darnach mußt du streben, ein Kind Gottes zu werden. Wenn du dieß erreicht hast, dann kannst du ruhig in der nächsten Stunde sterben. Wer ein Kind Gottes ist, der hat das ewige Leben, ob er gleich stirbt, und wird eben darum nur in der Zeit, nicht in der Ewigkeit sterben. Sehet, sagt Johannes, solch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen (1 Joh. 3, 1). Aber wie wird man ein Kind Gottes? Hierauf antwortet derselbe Johannes im Eingang seines Evangeliums (1, 11 ff.): Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Wie Viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben. Nur durch Jesum Christum, den Sohn Gottes, wird man ein Sohn Gottes. Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. Darin besteht eben das Christenthum, daß man den Vater nur durch den Sohn, der da ist Weg, Wahrheit und Leben, zu haben bekennt. Das wird nun seit mehr als achtzehnhundert Jahren schon in der ganzen Welt gepredigt

und wird gepredigt werden bis an der Welt Ende. Und wie diese Predigt vor achtzehnhundert Jahren eine Kraft Gottes war selig zu machen die daran glauben, Heiden und Juden, so bewährt sich diese Predigt noch jetzt mächtiglich als eine Kraft Gottes unter uns. Es ist natürlich, daß die, welche die Botschaft des ewigen Lebens nicht hören und kennen, das Leben in der rastlos fortschreitenden Zeit, im Fortschritt suchen. Dieser Fortschritt kann in der That oft in erhebender Gestalt auftreten. Solch ein Fortschritt der Weltgeschichte war der Sieg bei Leipzig, den wir in diesem Jahre gefeiert haben. Aber dieser Fortschritt der Weltgeschichte hat viele Tausende unter sich zermalmt. Was hilft dem Einzelnen der Fortschritt der Weltgeschichte, wenn seine Seele ewig verloren geht? Die Seelen derer aber gehen ewig verloren, die nur in der Zeit leben und für die Zeit, nicht für die Ewigkeit. Und wie lieblos geht dieser Fortschritt mit dem um, der ihm dient. Heute stehen sie auf der Höhe, um morgen vergessen, ja verlacht zu werden. Die Zeit ist der Saturn der alten Fabel, welcher seine eigenen Kinder verschlingt. Die Kinder Gottes aber stehen wohl auch mit den Füßen in der Zeit, mit Haupt und Herzen aber in der Ewigkeit. Wohin der Fortschritt der Menschheit gehen mag, das kann Keiner von denen sagen, die ihm dienen. Der Christ aber weiß, daß wie sein Weg durch Nacht zum Licht, durch Tod zum Leben führt, so auch die Kirche mit jedem ersten Advent einen Schritt näher kommt dem letzten, dem großen Advent, da der Herr selbst kommen wird.

Amen.

Die alttestamentliche Weissagung ein Zeugniß für die Wahrheit.

Predigt am 1. Advent 1859 über Jer. 31, 31—34.

Die Gnade unsers Herrn Jesu, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Der für den heutigen Sonntag als den ersten Advent verordnete Text ist aufgezeichnet im Propheten Jeremia, im 31. Kapitel, wo er von V. 31 bis 34 also lautet:

Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen. Nicht wie der Bund gewesen ist, den ich mit ihren Vätern machte, da ich sie bei der Hand nahm, daß ich sie aus Egyptenland führete; welchen Bund sie nicht gehalten haben, und ich sie zwingen mußte, spricht der Herr. Sondern das soll der Bund sein, den ich mit dem Hause Israel machen will nach dieser Zeit, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben, und in ihren Sinn schreiben; und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein. Und wird keiner den andern, noch ein Bruder den andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn; sondern sie sollen mich alle kennen, beide klein und groß, spricht der Herr. Denn ich will ihnen ihre Missethat vergeben, und ihrer Sünde nicht mehr gedenken.

Die Prophetenstimme, welche wir eben vernommen, eröffnet würdig die alttestamentlichen Abschnitte, aus denen wir uns nach der Kirchenordnung dieses Landes in diesem Jahre erbauen sollen. Und zur Betrachtung der Zeit des Harrens der Väter auf den Verheißenen ist keine Zeit geeigneter als die Adventszeit, die doch die Zeit des Harrens ist auf die Ankunft des Verheißenen. Wir haben ein festes prophetisches Wort und ihr thut wohl so ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis

der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in eurem Herzen. Durch die ganze Geschichte des alten Bundes gehen Prophetenstimmen hindurch: Gottesworte von außerordentlichen Männern Gottes zu außerordentlichen Zeiten gesprochen. Aber die Propheten, welche das alte Testament enthält, gehören der Zeit vor, in und nach der Auflösung der beiden Königreiche alten Bundes, Israel und Juda, an. Joel erkannte zu einer Zeit entfernter Vorzeichen des Untergangs in einem verwüstenden Heuschreckenzuge von unerhörter Ausdehnung ein Vorbild der letzten Zeit. Dem Königreiche Israel, welches von einem selbstgemachten Jehovadienste zum Heidenthum, vom Heidenthum zu einem grauenhaften Sittenverderben herabgesunken war, weissagten zwei gewaltige Bußpropheten den Untergang: Hosea, dessen Bilder so abgerissen, so gewaltig, so zermalmend wie Felsstücke sind, und Amos, der Hirt von Thekoa, dem ein höfischer Priester mit den Worten: Du Seher, gehe weg, fleuch ins Land Juda, iß Brot und weissage daselbst und weissage nicht in Beth El, denn es ist des Königs Stift und des Königreichs Haus (Am. 7, 12. 13.) den Weg wies. Und als gar bald das geweissagte Verderben hereinbrach, da schwebte der prophetische Adler Jesaia über Juda. Der aber gebot im Namen Gottes den Königen, die so oft Fleisch zu ihrem Arm machten, keine andere Macht anzuerkennen als Jehova. Gläubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht, war sein Wort. Gegenüber aber dem äußeren Werkdienste der Priester verkündete er mit einer Zuversicht, die Himmel und Erde zu Zeugen machte, daß Buße, Glauben, Gerechtigkeit der Weg des Heils sei. Aber er wußte von Anfang aus Offenbarung, daß seine Worte das Verderben nicht abwehren würden. Auch für Jerusalem werde ein Tag des Untergangs kommen. Aber über den Abgrund hinüber werde ein Rest von Treuen die Rettungsbrücke bilden, bis alle Kräfte des heiligen Geistes in Einem erscheinen würden, deß Name sein werde Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst (Jes. 11, 1 ff. 9, 6.). Ueber hundert Jahre nach ihm stand noch Jerusalem. Als nun seine Stunde kam, da erweckte Gott Jeremia. Er hatte nicht die Felsenworte des Hosea, nicht die Goldadern jesaianischer Weissagung, aber ein Herz, aus dem, wie man gesagt hat, die schmerzreichsten Worte geflossen sind, die je sind niedergeschrieben worden. Alle Mißhandlungen, die er erfahren, waren ihm gering gegen den An-

blick der Greuel, welche Babel über die Tochter Zion verhängte. Er blieb in dem verödeten Land und als die Zurückgebliebenen gegen sein Wort nach Egypten flüchteten, da wollte auch er sein Loos nicht von ihnen trennen. Wo er auch gestorben sein mag: nicht hoffnungslos ist er gestorben. Er wußte, daß die Leiden, welche Jehova über sein Volk ergehen ließ, nur die Geburtswehen einer herrlichen Zukunft seien, in welcher der alte Bund im neuen sich erfüllen und verklären werde. So haben wir vernommen in den Worten, die unsrer heutigen Betrachtung zu Grunde liegen. Heute nun, am ersten Sonntage eines Kirchenjahres, welches die Gemeinde vorzugsweise aus dem alten Testamente erbauen soll, vergönnet mir aus unseren, ohnehin auf das Ganze des neuen Bundes in seinem Verhältnisse zum alten gehenden, Textesworten eine allgemeinere Betrachtung über das Zeugniß der alttestamentlichen Propheten zu ziehen.

Die alttestamentliche Weissagung ein Zeugniß für die Wahrheit, das Wesen und das Ziel des neuen Bundes

sei der Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung.

1.

Ein Zeugniß für die Wahrheit des neuen Bundes ist die alttestamentliche Weissagung.

Lasset mich von der Gegenwart ausgehen. Gott hat dem deutschen Volke ein Tagewerk beschieden in der Geschichte der Menschheit. Wenn es vollbracht sein wird, werden auf unsern Trümmern andere Völker ihre Reiche aufpflanzen, wie unsere Väter ihre Reiche auf den Trümmern des römischen Reiches aufpflanzten. Es wird uns gehen wie den Völkern vor uns. Vergebens suchst du am Nil, am Euphrat, an der Tiber die Söhne derer, die einst die Welt bewegten. Wie die Natur was todt ist unaufhörlich in neues Leben verschlingt, so läßt auch die Geschichte auf den Grabstätten der Völker neues Lebens ersprießen. Nur ein Volk weiß ich, fast viertausend Jahre alt, seit fast achtzehnhundert Jahren aufgelöst, und doch noch lebenskräftig; ein Volk, welches einst mit allen weltgeschichtlichen Völkern in Berührung gekommen ist, jetzt alle Völker durchwandelt, und doch seine Eigenthümlichkeit nicht verloren hat; ein

Volk, welches die Weltgeschichte nicht begraben kann wie sie andre Völker begräbt. Ihr wißt, daß ich vom jüdischen Volke rede. Das ist eine Erscheinung, die für Jeden, weß Glaubens er auch sei, etwas zu ernstem Nachdenken Aufforderndes haben muß. Und dieß Volk ist mehr als ein bloßer Gegenstand der verwundernden Betrachtung für uns. Dieß Volk, welches die christlichen Völker in die Hütten ihrer Staaten aufgenommen haben, hat die Hoffnung, einst alle Völker in die Hütten seines Gottesstaates aufzunehmen. Und das ist es, was dieß Volk in die Völker nicht aufgehen läßt. Was dieß Volk nicht untergehen läßt, ist seine Vergangenheit und seine Zukunft. Wie, dieß Geschlecht, welches seit achtzehnhundert Jahren aus der Reihe der Völker ist gestrichen worden, hofft noch? Es hofft noch auf einen Messias, der das über alle Völker zerstreute Geschlecht Abrahams in Jerusalem sammeln werde, um von da aus ein Weltreich aufzurichten. Was uns mit diesem Volke eint, ist die Weissagung von Christus (Messias), was uns von ihm trennt, ist Jesus. Dieß Volk erkennt Jesum Christum nicht an. Was für eine räthselhafte Erscheinung ist es, daß die Heiden, welche von einer Weissagung nichts wußten, Jesum Christum aufnahmen, während die, welche auf ihn hofften, ihn verwarfen. Was die Weissagung verkündet hatte, war ja wunderbar in Jesu erfüllt. Er war ja aus Davids Stamm, geboren in Bethlehem, von einem Propheten in Geist und Kraft des Elias bezeugt, ein Mann der Wunder, den das Grab wiedergab, wie er Andere aus dem Grabe erweckt hatte, der himmlische Quell eines neuen Geistes in der Menschheit, der Herr eines Reiches, welches vom Aufgang bis zum Niedergang reicht. Jesus war ja, mit einem Worte, Christus. Das war er nicht, sagten die, welche ihn an's Kreuz schlugen; das war er nicht, sagen noch jetzt ihre Söhne. Jesus war ja des Zimmermanns Sohn, in dem verachteten Nazareth aufgewachsen, der Mann armen, ungelehrten Volkes, der Lehrer von Fischern, der Genosse von Zöllnern, trotz aller Wunder gekreuzigt, Stifter einer Religionsgemeinschaft, welche ohne Kraft ist die Völker zu beherrschen. Nein, der Messias, dessen wir harren, sagen sie, muß die gefallene Hütte Davids auf Zion, den zerstörten Tempel Salomo's auf Moria aufrichten, die erstorbenen Gebeine seines Volkes neubeleben, im heiligen Lande sammeln, zum starken Volke machen, dem alle Völker dienen. Was sie also in Jesu Christum nicht er-

kennen läßt, ist sein Kreuz und die Kreuzesgestalt seines Reiches. O wie verblendet sind doch die Menschen, die nach ihren und nicht nach Gottes Wegen wandeln. Seit wann ist denn Jerusalem zerstört? Ein Menschenalter nach Christi Kreuzestod, wie er es geweissagt. Hat das nichts zu bedeuten? Und liegt denn einem Volke, welches ohne Vaterland durch die Völker unstät irrt, der Glaube an ein Reich des Geistes, das nicht von dieser Welt ist, die Hoffnung auf das himmlische Jerusalem so fern? Und wenn sie denn Alles nach dem äußern Erfolg schätzen wollen: hat denn das Kreuz Jesu Christi keinen Erfolg gehabt? Wenn die Thatsache, daß die weltgebietenden Völker der Gegenwart den Stein, welchen die Bauleute verworfen haben, als Eckstein anerkennen, keine Predigt ist, so werden es die Judenmissionen nicht ausrichten. Ein Volk, welches von einer Weissagung lebt, die sich nicht erfüllt, ist ein vollkommener Widerspruch. Aber auch in diesem Widerspruch hat dieß Volk noch eine Sendung. Dieß über alle Völker der Erde verbreitete Geschlecht trägt von Zeiten zu Zeiten eine Botschaft an die Völker der Erde von dem Gotte seiner Väter. Diese Botschaft aber lautet also: „Zwei tausend Jahre vor Christo ging von einem Manne, dessen Glaube an Gott Hoffnung auf den Segen der Völker aus seinem Samen war, eine Famile aus, welche, als sie sich zum Stamme erweiterte, im Geiste hinsah auf einen Löwen aus ihrer Mitte, welcher die ihm gehorsamen Völker in ein Reich des Friedens führen werde, bis der Stamm in der Wüste zum Volke Gottes erhoben ward durch das Gesetz, welches eine Weissagung war auf einen neuen Bund, in dem Gott das Gesetz in die Herzen schreiben werde. Was das Gesetz forderte, nämlich ein Land, das ward dem Volke, und unter seinen Königen David und Salomo war es auch als Volk stark. Es ging aber der Weg Gottes mit diesem auserwählten Volke dahin, sein äußeres Volksthum mehr und mehr sich auflösen zu lassen, um durch die Propheten, die Männer des Geistes, die Blicke des Volkes hinzuwenden auf ein Reich des Friedens mit Gott, des Geistes und Lebens, welches Einer aufrichten werde, in dem der Geist ihrer Könige, Propheten, Priester sich erfüllen werde. Ein Volk der Zukunft, ein Volk der Weissagung waren unsere Väter." Das ist die Botschaft, welche dieß Geschlecht von Zeiten zu Zeiten, von Völkern zu Völkern trägt. Ein Volk aber der Weissagung, dem keine Erfüllung wird, ist ein Leib

ohne Kopf, ein Frühling ohne Sommer, ein blühender Baum, der es nicht zur Frucht bringt. Wie die Blüthen, die nicht zur Frucht werden, abfallen, so sind auch diese Söhne Abrahams, welche die Weissagung festhalten, ohne ihre Erfüllung zu wollen, unter alle Völker zerstreut. Aber auch in dieser Zerstreuung und Entfremdung sind diese Boten der Weissagung Zeugen ihrer Erfüllung in Jesu Christo. Jedes Zeugniß, heißt es, besteht auf zweier oder dreier Zeugen Mund. Wenn die Christen bekennen: Jesus ist Christus, so ist dieß Zeugniß in eigener Sache. Wenn aber ein über die Erde verbreitetes Geschlecht bekennt: Seit fast viertausend Jahren suchen wir den Messias, welchen die Christen gefunden zu haben sagen, so liegt in dem Gegensatze dieser gesonderten Religionsgemeinschaften die Einheit: Es bedarf zum Heil eines Mittlers zwischen Gott und Menschen. Und auf den, welcher dieß wahrhaft erkannt hat, haben wir Christen Anspruch. Der kommt zu uns. Wäre Jesus im viertausendsten Jahr der Welt erschienen wie ein Blitz aus heiterer Höhe: das Feuer, welches er auf Erden angezündet, würde immer für seinen Ursprung in der Höhe zeugen. Aber den Mittelpunkt der Weltgeschichte würde man ihn nicht nennen können. Wenn aber die Sonne, welche seit achtzehnhundert Jahren den christlichen Völkern leuchtet, in einer viertausendjährigen Nacht des Harrens vom Sternenlichte der Weissagung ist bezeugt worden, dann ist Christus der Herr des Tages wie der Nacht der Menschheit. Wenn es wahr wäre, wie so Viele geglaubt haben, daß was auf Erden geschieht, in den Sternen geschrieben stände, dann wäre ja klar, daß die geheimnißvolle Hand, welche die Sterne am Himmel leitet, auch die Menschheit nach ihren Gesetzen, nach ihren Zielen leite. Wenn es aber wahr ist, daß was Jahrhunderte vor Christo Männer des heiligen Geistes geweissagt haben, in Christo erfüllt ist, nun dann muß diese wunderbare Harmonie zwischen Weissagung und Erfüllung den, welcher Wahrheit sucht, in den Staub werfen: Ziehe deine Schuhe aus, der Boden, da du stehest, ist heilig. Noch stehen die Juden, welche den Messias suchen, und die Christen, welche ihn gefunden haben, getrennt einander gegenüber. Aber kommen wird einst der Tag, wo Juden und Christen in Wechselchören singen werden: Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn, Hosianna in der Höhe. Und dann wird kein Zeugniß mehr nöthig sein für die Wahr-

heit des Christenthums, weil wir die Wahrheit schauen werden in Jesu Christo.

2.

Ein Zeugniß für das Wesen des neuen Bundes ist die alttestamentliche Weissagung.

Lasset mich abermals von der Gegenwart ausgehen. In allen Ländern deutscher Zunge hat man vor Kurzem das Gedächtniß eines Dichters gefeiert, von dem man wohl sagen kann, daß er ein edler Ausdruck des rastlosen Strebens seines Volkes nach dem Ewigen des Wahren, Guten und Schönen war. Seine ganze Entwickelung ist ein rechtes Bild menschlicher Entwickelung. In seiner ersten Jugend stand er in dem Glauben seiner Väter. Das Antlitz des Knaben war wunderbar verklärt beim häuslichen Gebete und als der zerfressende Zweifel seines Jahrhunderts auch in seine Seele fiel, da hat er Kämpfe Gottes im Gebete gerungen, wie ein aus dieser Zeit erhaltenes Gebet noch bezeugt, welches mit den Worten schließt: Hab ich Wahrheit, so hab ich Jesum, hab ich Jesum, so hab ich Gott, hab ich Gott, so hab ich Alles. Dann kamen die Wanderjahre, in denen er sich im kühnen Streben nach Freiheit in das Leben stürzte, den Leidenschaften der Jugend sein Herz öffnete, den väterlichen Glauben verlor, ja manch schneidendes Wort über oder vielmehr gegen das Christenthum sprach. Wer will es leugnen, daß in seinen Jugend-Dichtungen der Geist rauscht, der sich später in der französischen Revolution entlud. Aber der bessere Geist in ihm sagte ihm, daß in jenem maßlosen Streben nach den blauen Fernen der Freiheit seine Gefahr nicht bloß als Dichter, sondern auch als Mensch liege. Und so ergriff er mit aller Energie seines rastlos nach Wahrheit strebenden Geistes die damals mächtig in das deutsche Leben eingreifende Philosophie Kant's, welche Alles unter das unbedingte Sittengesetz in der Vernunft des Menschen beugte. Das aber war eine heilsame Zucht für den entfesselten Geist des Dichters. Sie war ihm Alles, diese Philosophie, welche nichts Erhabeneres kennt als das Gesetz in den Sternen und das Gesetz in der Brust. Aber ein so tiefer und so reicher Geist erkannte bald, daß das Gesetz weder in der Dichtkunst noch im Leben das Höchste sei. Und als er das erkannte, da ging ihm auch eine tiefere Erkenntniß über das Christenthum auf. Im Jahre

1795 schrieb er an seinen großen Freund: „Ich finde in der christlichen Religion die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christenthums, wodurch es sich von allen andern Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will.“ Dieses Wort war es, an welches ich anknüpfen wollte. Es sagt in der Sprache des achtzehnten Jahrhunderts dasselbe aus, was in der Sprache des Geistes Gottes unser Prophet weissagt in den vorgelesenen Texteswporten, wenn er spricht: Das soll der Bund sein, den ich mit dem Hause Israel machen will nach dieser Zeit, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben. Das laßt uns näher betrachten. Wie wir es bei dem Dichter im Kleinen sahen, war es beim Volke Gottes im Großen. So lange Israel noch jung war, eine große Familie, da schützte es der Familiengeist, die väterliche Ueberlieferung, die fromme Haussitte. Als es aber in die Wanderjahre kam, da reichte die Sitte nicht mehr aus, da bedurfte es des Gesetzes. In den Wanderjahren der Wüste gab Gott dem Stamme sein Gesetz. Aber das Gesetz war nicht im Stande das Gesetz in den Gliedern zu beherrschen. Und Gott hatte auch nicht das Gesetz gegeben den Menschen gerecht zu machen, sondern vielmehr den Menschen zur Erkenntniß seiner Sünde zu bringen, seines Unvermögens aus eigener Kraft den Willen Gottes zu erfüllen und somit die Sehnsucht zu erwecken nach einem Erlöser aus diesem Zustande der Sünde und des Todes und nach einem neuen Geiste. Und diese Sehnsucht nach einem neuen Bunde geht durch alle Zeiten des alten hindurch. Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist, seufzt der heilige Sänger. In den Propheten nun waltete ein höherer Geist, welcher das Gesetz zum Zuge ihres Herzens machte und eben somit sie über das Gesetz hinaushob. Aus diesem Geiste heraus weissagten sie eine Zeit, wo Gott seinen Geist ausgießen werde über Knechte und Mägde, an die Stelle der steinernen Tafeln die fleischernen des Herzens setzen, das Gesetz in die Herzen schreiben werde, wie wir vernahmen. Solche Weissagung nun ist ein Zeugniß für das, worauf es im Christenthum wesentlich ankommt, für den Mittelpunkt, das Wesen des Christenthums. Erfüllt ist die Weissagung von dem in das

Herz geschriebenen Gesetze nur in dem Einen, welcher von sich sagen konnte: Meine Speise ist den Willen meines Vaters zu thun. Aber dieser Eine ist nicht ein einzelner Mensch, sondern der, von dem wir singen und sagen: Wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet, wo alle vollkommene Fülle erscheinet. Wie von Einem die Knechtschaft der Sünde und ebensomit die Herrschaft des Gesetzes zu allen hindurchgedrungen ist, so soll von diesem Einen über alle Ungerechten, die ihn im Glauben ihren Herrn nennen, die Gerechtigkeit der Kinder Gottes ausgehen. Er hat das ungeheuere Schuldbuch der Menschheit mit dem blutigen Strich seines Blutes vernichtet. Er, der so viel für dich gethan, verlangt von dir nichts weiter als diese Quittung anzunehmen. Für ihn sollst du nichts thun, nur für dich, für deine Seligkeit sollst du mit Furcht und Zittern sorgen und schaffen. Anders aber kannst du den für dich Gestorbenen nicht festhalten, denn daß du selber dem alten Menschen abstirbst, auf daß hinfort Christus dein Leben und Sterben dein Gewinn sei. Ist aber Christus dein Leben, so giebt er dir auch das Leben. Nicht so ist es im Christenthum, daß der welcher erkannt hat, daß der Wille Gottes in Christo Zug des Herzens sein müsse, nun hingeht in das Leben mit dem Vorsatze: Ich will von nun an meinen alten Menschen ablegen und mich Christo ganz hingeben, der Ueberzeugung ihn aus eigener Kraft erfüllen zu können. Denn solch ein Vorsatz, das Gesetz in Neigung zu verwandeln, wäre ja wieder ein neues Gesetz. Und diesen Vorsatz hält auch Niemand aus eigener Kraft. Wenn es am Wollen und Thun hinge, wozu hätte der Prophet auf Gott zu harren gebraucht, daß von ihm ein neuer Bund ausgehe, da solchen Bund doch auch seine Zeitgenossen hätten schließen können. Nicht unser Wille, Gott muß das Gesetz in das Herz schreiben. Wie aber ist das möglich, fragst du. So fragte Jesum Christum einst auch Nicodemus. Jesus Christus aber disputirte nicht mit Nicodemus, sondern verwies ihn auf die Thatsache. Glaube der ungeheueren Kette von Zeugen, die durch achtzehn Jahrhunderte hindurchgeht, daß in den, welcher Jesum Christum im Glauben ergreift, wahrhaftig von oben der Geist Jesu Christi eingeht. Es ist der Glaube der Christen nicht eine dem zweifelnden Verstande abgerungene Meinung über Gott und göttliche Dinge, sondern ein Lebenszug, der so sicher zu Vater, Sohn und Geist sich neigt, wie der Magnet nach Norden, das Auge nach

dem Lichte strebt. Es ist die Demuth der Christen nicht jene weltmännische Bescheidenheit, hinter welcher ein ungeheurer Stolz unheimlich lauert, sondern der wahre Ausdruck des wirklich gebrochenen Herzens. Es ist die Liebe nicht eine Maske der Selbstsucht, oder ein breites, bequemes, nicht sowohl gegenständliches als zuständliches Wohlwollen, auch nicht jene einem ursprünglich kalten Herzen durch Vorsatz aufgenöthigte Selbstverleugnung im Umgange mit Andern, sondern der lichte, linde, leichte Abglanz der Liebessonne unseres Herzens. Und auch die Hoffnung des Christen ist nicht eine schwindsüchtige Abzehrung des Geistes, sondern der naturgemäße Sinn eines Pilgers, der sich der Heimath freut, wie im alten Testamente die nach Jerusalem Wallfahrtenden sangen: Ich freue mich deß was mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen und unsere Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem. Und wenn es vergönnt ist noch einmal auf jenen Dichter zurückzukommen, so darf ich für das Recht jenes Pilgersinnes mich auf ihn berufen. Er war kein Mann, der sich genußsüchtig der Gegenwart hingab, sondern ein Mann rastlosen Strebens aus der Welt des Gemeinen in die Welt der Urbilder des Lebens, der Ideale. Wie die Flamme seines Geistes das Mark seines Lebens verzehrte, so durchweht alle seine Dichtungen ein Zug der Schwermuth, daß durch die Welt, wie sie ist, ein kaltes feindliches Schicksal schreite, das Alles Schöne in den Staub tritt, das Reich der Ideale aber nur in den stillen Räumen des Herzens Wirklichkeit habe. Der Zwiespalt dieser beiden Welten war der Schmerz seines Lebens. Und nur vorübergehend wirft er die Hoffnung hin, ob vielleicht in jenen Räumen Wort gehalten werde jedem schönen, gläubigen Gefühle. Jener Zwiespalt, von dem ich sagte, er sei der Schmerz seines Lebens gewesen, ist wirklich vorhanden und alles was wir Schmerz nennen hat in ihm seinen Grund. Geist und Fleisch, Gott und Welt stehen wirklich auf dieser Erde einander feindlich gegenüber. Was aber über diesen Zwiespalt in der Zeit hinweghebt, ist nicht die Kunst, sondern der Glaube, wie es der Dichter selbst einmal ausgesprochen hat in den Worten: Du mußt glauben, du mußt wagen, nur ein Wunder kann dich tragen in das Wunderland.

Ob er den Tag, die Wahrheit und das Leben noch erkannt hat, jetzt erkennt? Ich will mit einer Sage antworten aus dem

Norden. Als das Christenthum zu den deutschen Völkern kam, trennten sie sich nicht ohne Schmerz von den trauten Hausgeistern ihres Glaubens, von denen sie sagten, sie könnten den Glockenklang nicht hören. Zwei Priesterknaben hörten einst den Wassergeist Strömekarl lieblich die Harfe spielen. Das ist wohl schön, sagten sie, aber du wirst nicht selig. Als der Geist das vernommen, tauchte er mit Schmerzen unter. Zurückgekehrt erzählten sie es dem Vater. Der aber war nicht zufrieden mit ihrer Rede. Gehet wieder zu ihm, sagte er. Als sie zu ihm kamen, sagten sie zu ihm: Strömekarl, auch dein Erlöser lebt. Als er das vernommen, leuchtete sein Antlitz. Er schlug ein wundersam Lied an. Und dann versank er in den Wellen, um nie wieder zu erscheinen.

Vielleicht ist auch jenes Dichters Harfe verklungen im Aufblick zu seinem Gott und Heiland.

3.

Die alttestamentliche Weissagung ist endlich ein Zeugniß für das Ziel des neuen Bundes.

Was uns zu den Dichtern zieht, andächtige Christen, ist, daß sie, wie sie aus der Sprache des gemeinen Lebens eine höhere sich bereiten, so auch aus der gemeinen Welt eine verklärte Welt bauen, an der das von der Arbeit des Lebens ermattete Herz sich erfreut. Kein Buch des alten Testamentes hat so mächtig das Herz ergriffen als die Psalmen, in denen der heilige Sänger ausspricht, wie das Reich Gottes in seinem Herzen lebt. Ein Herz aber, welches ganz im Reiche Gottes lebte, das mußte in Zeiten, wo die Sünde das Reich Gottes verwüstete, sich in die Zeiten flüchten, wo der Messias sein selig Friedensreich aufrichten werde. Diese Zukunft war aber kein Reich phantastischer Ideale, sondern ruhte auf Gottes Verheißung. So ward der heilige Dichter zum Propheten. Anderseits aber waren die Propheten Dichter. Sie schauten nicht in die Zukunft, wie man durch ein Fernrohr in die Weite sieht. Der Geist Gottes in ihnen lehrte sie die Zeichen der Zeit in die Zukunft übersetzen. Und so malten sie denn die Gemälde der Zukunft mit den Farben der Gegenwart wie Dichter eine verklärte Wirklichkeit uns bieten. Wer mag sagen, welch großen Einfluß die erhabnen Gesichte der Propheten auf die Künstler und Dichter der christlichen Zeiten gehabt haben. Gewiß ist, daß sie in der herrlichen

Sprache Luthers auch auf jenen Dichter frühe einen großen Eindruck gemacht haben. Was nun die Propheten in dichterischen Worten ausgesprochen haben, das muß man auch mit Augen betrachten, die für das Licht, das jene erleuchtete, empfänglich sind. Sie haben geweissagt, daß einst ein Gesalbter kommen werde, der einen neuen Bund aufrichten werde. Das, so haben wir gesehen, ist erfüllt in Jesu Christo. Aber weiter noch geht ihre Weissagung. Sie haben verkündet, daß der Berg Zion einst alle Berge der Erde beherrschen werde, verkündet die Auferstehung der Todten, verkündet ein Reich, in welches Sünde und Tod nicht mehr dringen werde, ein Reich seligen Friedens unter einem Fürsten des Friedens. Das ist noch nicht erfüllt. Wer von Alpenhöhen herabschaut in die Ebene mit ihren Bergen und Thälern, Städten und Dörfern, Flüssen und Auen, dem fallen Punkte zusammen, welche in der Wirklichkeit gar weit auseinander liegen. So fielen auch den Propheten die Erscheinung des Messias und die Vollendung der Welt zusammen, welche, wie wir wissen, durch Jahrhunderte, bald darf man sagen Jahrtausende, getrennt sind. Noch ist nicht erschienen, was wir sein werden. Noch ist unser Leben mit Christo verborgen in Gott. Wenn aber Christus, unser Leben, wird offenbar werden, dann werden auch wir offenbar werden. Und so ist denn die alttestamentliche Weissagung ein Zeugniß für das Ziel des neuen Bundes. Haben die Männer alten Bundes in der Nacht des Harrens aufgeschaut auf das Sternenlicht der Weissagung, bis der Morgenstern aufging, so laßt auch uns auf der weiten, gefahrreichen, von tausend Irrwegen umgebnen Bahn von der ersten Ankunft des Herrn bis zu seiner zweiten sprechen: Wir haben ein festes prophetisches Wort. Der das Erste erfüllt hat, wird auch das Letzte erfüllen.

Heute am Anfang eines neuen Kirchenjahres legt sich uns besonders die Frage nahe, wohin die Jahre eilen, welche Gott der Kirche seines Sohnes beschieden hat. Die Antwort liegt in dem Namen Advent. Sie eilen zur zweiten Ankunft des Herrn. Wie viele Advente noch vergehen werden, bis er kommt, wer mag es sagen. Wir wollen leben, als ob er täglich kommen könnte, und für sein Reich handeln, als ob es noch lange bestehen werde. Daß sich dieß scheinbar Entgegengesetzte vereinigen läßt, das haben unsre Väter bewiesen. Sie lebten im Herzen in der Ewigkeit und leg-

ten doch in die Zeit so kraftvolle, so feste, so dauernde Bausteine. Davon zeugt diese Universität, deren 450jähriges Bestehen wir nach der Vorfahren Sitte diese Woche feiern werden. Es ist weder dieses Ortes noch meines Amtes, von der Vergangenheit und Gegenwart dieser Universität zu reden. Gewiß ist, daß sie für viele Tausende die Bildungsstätte zu einer gesegneten Wirksamkeit im Dienste der höhern Interessen der Menschheit, ein Rüsthaus der Wissenschaft, eine Werkstätte des heiligen Geistes gewesen ist. Und dafür wollen wir am Tage der Feier an dieser Stätte Gott danken. Nur Wenige von den dermaligen Lehrern unserer Universität werden noch leben, wenn man das fünfhundertjährige Gedächtnißfest begehen wird. Die Meisten werden längst im Grabe ruhen. Wohl von Manchem, der jetzt in Segen wirkt, wird dann noch ein ehrenvoll Gedächtniß leben. Aber auf das Gedächtniß der Nachwelt sich verlassen, das heißt in einer Zeit, die so schnell alle Kräfte und Größen abnutzt, auf Sand bauen. Wohl uns, daß es Einen giebt, der ein treu Gedächtniß hat, Einen, welcher spricht: Ich habe dich in meine Hände gezeichnet. Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand. Gerecht aber sind nur, die gerechtfertigt sind durch den Glauben an Jesum Christum. Manches was jetzt gelehrt wird, wird nach fünfzig Jahren nicht mehr gelten. Was aber Petrus vor achtzehnhundert Jahren sprach: Es ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name gegeben, darin sie sollen selig werden, denn der Name Jesu Christi: das wird nach funfzig Jahren, das wird gelten bis in Ewigkeit. Amen.

Was wir ohne Christum waren und was wir durch Christum sind.

Predigt am 3. Advent 1865 über Kol. 1, 12—15.

Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn. Amen.

Seitdem in christlichen Kirchen gepredigt wird, hat noch kein Prediger mit solcher Gewißheit der Wahrheit, mit solcher Beweisung des Geistes und der Kraft gesprochen als der Apostel Paulus. Und doch sagt er, daß er zu den Korinthern mit Furcht und Zittern gekommen sei (1 Kor. 2, 3.). Kann Jemand, der sich bewußt ist, in Gottes Auftrage göttliche Wahrheit zu verkündigen, auch zittern? Muß nicht wer die Wahrheit hat, auch die Freudigkeit der Wahrheit haben? So fragen Neulinge in der Wahrheit. Ist es denn, muß ich antworten, dem Gatten, dem Vater, dem Lehrer, dem Kollegen, dem Freund u. s. w. ein so leichtes und freudiges Geschäft sittliche Wahrheiten auszusprechen, welche den verwunden, welchen sie treffen? Die Wahrheit, welche der Apostel den Korinthern verkündigen wollte, widersprach dem Bewußtsein der Gebildeten. Nicht goldene Ideen brachte er in der silbernen Schale der Beredtsamkeit, sondern die Botschaft von einem Gekreuzigten, welches den Alten lautete wie wenn wir von einem Erhenkten reden. Wir predigen, sagt er, den gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit. Dieß Gefühl des Schmerzes nun, Menschen, die man im Leben lieben und achten muß, Wahrheiten sagen zu müssen, die nicht nur nicht nach ihrem Sinne, sondern ihnen eigentlich zuwider sind, bringt jeder Prediger der Wahrheit auf die Kanzel. Lieber wäre es Manchen, wenn der Prediger von der Herr-

lichkeit Gottes in der Natur spräche. Aber den Predigern des vorigen Jahrhunderts, die dieses Kapitel auf der Kanzel viel getrieben haben, ist es nicht gelungen auf die Dauer die Kirchen zu füllen. Der Prediger muß in diesem Punkte dem Dichter und dem Naturforscher weichen. Andere möchten lieber von den Führungen Gottes in der Geschichte der Völker und dem Leben Einzelner hören. Allein Gott geht mit der Menschheit im Großen wie im Einzelnen einen gar wunderbaren Gang. Versuche es nur einmal, die Punkte wo du Gottes Finger deutlich gesehen hast in deinem Leben, einem Andern darzustellen. Es wird ihm schwer werden, darin zu finden was du gesehen hast. Gott spricht eben im Leben jedes Menschen zunächst zu ihm und nur er versteht es. Der Gang aber, welchen Gott durch die Geschichte der Menschheit geht, ist auch den tiefsten Geistern unseres Geschlechts ein Geheimniß. Andere möchten, daß die Ereignisse und Richtungen des Tages an dieser Stätte im Lichte der Religion beleuchtet würden. Allein die Kanzel ist nicht bloß für die Gebildeten. Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Das Evangelium der Fischer und Zöllner verträgt nicht viel Glanz des Geistes und der Beredtsamkeit. Wer sich aber an die Bildung der Gebildeten richtet, fordert eine Macht heraus, die er nicht auf die Länge befriedigen wird. Denn nicht was er will, sondern was Gott will, muß der Prediger verkündigen; nicht menschliche Weisheit, sondern göttliche Geheimnisse; nicht wornach, wie Paulus sagt, den Zuhörern die Ohren jücken, sondern was ihnen für diese und jene Welt heilsam ist. Mit solcher Gesinnung vernehmet die Epistel des heutigen Sonntages, als des dritten Adventes, aufgezeichnet

Kol. 1, 12—15.

Danksaget dem Vater, der uns tüchtig gemacht hat zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht; welcher uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsterniß, und hat uns versetzet in das Reich seines lieben Sohnes; an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden; welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborne vor allen Creaturen.

Vorbereiten will die verlesene Epistel des heutigen Adventes auf die Ankunft Christi indem sie uns darauf hinweist, was wir waren und was wir durch Jesum Christum geworden sind. Wir waren unter der Herrschaft der Finsterniß und sind nun eingetreten in das Reich der Erlösung, der Vergebung der Sünden, der Heili-

gen im Lichte. Und so laßt uns auch zum Gegenstand dieser Adventsbetrachtung machen,

Was wir ohne Christum waren und was wir durch Christum sind.

1.

Zuerst also laßt uns betrachten, was wir ohne Christum waren.

Ein Mann steht vor uns mit allen Gütern dieser Erde geschmückt. Er steht in Gesundheit, ist ein glücklicher Familienvater, wohlbegütert, allgemein geehrt, in einer einflußreichen Stellung, mit Sinn für Wissenschaft, Kunst, Bildung begabt, ein Anhaltepunkt für bedeutende Menschen aller Art. Das ist ja das Ideal, was unzählige Menschen sich und Andern wünschen. Das ist nun gut, so lange es währt. Das menschliche Leben währt aber siebzig und wenn es hoch kommt achtzig Jahre. Was aber dann? An dieses Dann für Weib und Kind zu denken, gehört zur bürgerlichen Ehrenhaftigkeit. Aber nothwendiger ist doch für die eigene Seele zu sorgen. Was nun wird mit der Seele, wenn die siebzig oder achtzig Jahre vorüber sind? Im vorigen Jahrhundert liebte man es, das Jenseits auszumalen mit dem Wiederschein dieses Lebens, mit den Idealen der Liebe und Freundschaft, der Bildung und Humanität. Zu diesen Schattenbildern hat das gegenwärtige Jahrhundert kein rechtes Zutrauen mehr. Lieber leugnet man das Jenseits ganz. Aber es hat noch Niemand Gott, Gewissen und Unsterblichkeit geleugnet, der seinem Worte selbst vollkommen geglaubt hätte. Wie das Gewissen anklopft, hereintritt und anklagt, wo man es nicht haben und hören will, spricht der Geist gerade in den Zuständen der Krankheit und des Todes, die ihn doch zum Schweigen bringen sollten, am stärksten aus: Ich kann nicht sterben. Er lebt fort, du magst wollen oder nicht. Himmel und Erde können einstürzen und alle Königreiche der Erde sich wechselseitig zerstören: Geister gehen nicht unter. Ewig dauern die Geister. Ewig dauert **dein** Geist. Uns befällt ein Grauen, wenn wir uns Augen denken, wie sie eine bekannte Sage kennt, Augen, welche den Untergang Jerusalem's, den Untergang Rom's, die Kreuzzüge, die Reformation, den dreißigjährigen Krieg, die französische Revolution geschaut haben und sich doch nicht schließen können zur ewigen

Ruhe. Was sind aber neunzehn Jahrhunderte gegen die Ewigkeit, diese in die Unendlichkeit gezogene Zeitlinie? Als einst die heidnischen Angelsachsen sich berathschlagten, ob sie das Christenthum annehmen sollten oder nicht, da sagte Einer: das gegenwärtige Leben komme ihm doch so kurz vor im Verhältniß zu der Zeit vor und nach ihm, wie der Flug eines Vogels im kalten Winter noch durch einen erleuchteten Saal und darum scheine ihm die christliche Religion gut zu sein, weil sie die lange, lange Zeit nach diesem Leben decke. Unseren heidnischen Vorfahren war ein tiefes Gefühl der Schwermuth und der Nichtigkeit alles Irdischen eigenthümlich. Und du, ein Christ, willst dir nicht durch den Hauch der Verwesung, der uns jetzt überall anweht, nicht durch die Glocke, welche dir deine Stunden zuzählt, nicht durch die Särge, die dir so oft in den Straßen begegnen, nicht durch die Verwüstung, die eine fürchterliche Krankheit in unserer Nähe angerichtet hat, sagen lassen, daß deine Güter auf dem Boden des Todes erbaut sind? Mitten wir im Leben sind vom Tod umfangen. Ein kalter Zug, ein falscher Tritt, eine Berührung kann den Menschen um alle Freuden seines Lebens bringen. Ach und es geht selbst mit Gütern, die sicherer angelegt scheinen, mit gutem Ruf und Ehre unbeschreiblich schnell. Es hat vielleicht noch nie ein Zeitalter gegeben, welches seine Größen so schnell verbraucht hat wie das unsere.

Das ist wohl wahr, sagst du, aber nur die Eine Seite, nämlich die Schattenseite. Wohl ist das Leben ein unruhig zum Ocean hinstrebender Strom, aber es spiegeln sich in ihm himmlische Sterne, an seinen Ufern wachsen schöne Bäume und reichbeladene Schiffe bewegen sich auf ihm nach der neuen Welt jenseits des Oceans. Das leugne ich nicht. Aber, um in diesem Bilde fortzufahren, ist eine schöne Schifffahrt glücklich zu nennen, wenn das Schiff Angesichts des Hafens versinkt? Nach dem Ziele muß man doch eine Fahrt beurtheilen. Was hilft ein mit allen Gütern dieser Erde geschmücktes Leben, wenn es das Ziel der Ewigkeit verfehlt? Dieses Ziel aber verfehlt, wer nicht in der Zeit für die Ewigkeit lebt.

Mir steht immer noch ein Mensch vor der Seele, der so glücklich ist als man durch die Güter dieser Erde sein kann. Aber einen wahren Menschen kann man freilich den nicht nennen, der immer nur sein Glück im Auge hat. Der Mensch ist nicht für sich da, sondern daß er ein würdiges Glied seines Geschlechts sei. Alle Verhältnisse,

in denen der Mensch lebt, Familie, Stand, Stadt, Vaterland u. s. w. sind Schulen, in denen der Mensch lernen soll Anderen zu dienen. Je höher Einer steht, desto mehr hat er seinen Nächsten zu dienen. Ein König nach dem Herzen Gottes, wie wir es von unserm König und Herrn sagen dürfen, ist Tag und Nacht ein Diener seines Volkes. Und der Mensch, welcher die Person seines ganzen Geschlechts war, der Sohn des Menschen, breitete seine Arme aus mit den Worten: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid. Dieses Herz für die Brüder ist es, was den edlen Menschen macht. Das ist die wahre Humanität. Aber wer ein solches Herz für sein Geschlecht hat, dem ist kein leichtes Loos auf Erden beschieden. Der Jammer der Armuth, die fürchterlichen Schmerzen der Krankheit und des Todes, die sittliche Versunkenheit ganzer Klassen der Menschheit, das durch und durch der Erde zugewandte Treiben der Massen, die sich ewig reibenden Sünden der Völker, die drei Viertheile der Menschheit, welche den lebendigen Gott nicht kennen: das Alles trifft sein Herz. Und wer ein solches Herz für sein Geschlecht nicht haben sollte, der kann sich nicht verschweigen, daß, so lange er auf dieser Erde ist, das was Andere trifft, auch ihn treffen kann. Vor dem Tode ist Niemand glücklich zu preisen.

Es ist doch ein ernster Boden, auf dem wir stehen, diese Erde. Als vor 110 Jahren das furchtbare Erdbeben in Lissabon, verbunden mit Sturm, Feuer und Wasser, im Augenblick 16000 Häuser umwarf und 30,000 Menschen tödtete, nicht zu reden von den Massen, welche bald darauf durch Seuchen hingerafft wurden, da sahen die Gottesfürchtigen ein Vorzeichen des jüngsten Gerichtes, viele Aufgeklärte jener Zeit aber, ein Voltaire an ihrer Spitze, einen Beweis, daß es keine Vorsehung gebe. Und in der That stimmte solch ein Ereigniß nicht mit der Weltansicht, die damals herrschte, wonach Gott die Menschen zu irdischem Glück geschaffen, die Menschen aber, verzeihliche Schwächen und Irrthümer abgerechnet, im Grunde gut sind. Wie kann, fragte man, ein liebevoller Vater seinen Kindern und zwar ohne allen Unterschied so etwas auferlegen? In diesem Erdbeben von Lissabon kam nur in außerordentlicher Weise das Feuer des göttlichen Zornes zu Tage, welches auf der ganzen Menschheit liegt. Es wäre undenkbar, daß Gott auf die Menschheit solch eine fürchterliche Last von Schmerzen, Elend, Kämpfen, Jammer gelegt hätte, wenn die Menschen wären, wie sie sein sollten.

Das ist nun eines der Kapitel, von welchen unsere Gebildeten nicht gern hören. Sie haben uns Theologen in Verdacht, daß wir die sittlichen Zustände der Menschen aus engen, veralteten und finstern Ansichten heraus beurtheilten. Ich könnte hierauf wohl antworten, daß der Mann des vorigen Jahrhunderts, an welchen sich ganz besonders die Lehre von der natürlichen Güte des Herzens knüpft, Rousseau, in Menschenhaß und aus Menschenhaß gestorben ist, während einer der größten Könige und einer der größten Weisen dieses Jahrhunderts, Beide große Kenner des menschlichen Herzens, eine starke Ueberzeugung von dem Zuge des menschlichen Herzens zum Bösen gehabt haben. Allein wir haben nur zu lehren was das Evangelium sagt. In unserm Texte haben wir vernommen, daß Gott die Christen von der Herrschaft der Finsterniß errettet habe. In diesem Satze liegt unwidersprechlich, daß Alle, die nicht durch Jesum Christum erlöst sind, unter der Herrschaft der Finsterniß stehen. Wie wir von Natur sind, sagt derselbe Apostel, sind wir Kinder des Zornes. Und dieß Wort drückt nur schärfer aus, was Jesus Christus zu Nicodemus sagt: Was vom Fleische geboren ist, das ist Fleisch. Wer aber nicht wiedergeboren ist aus Wasser und Geist, der kann nicht in das Reich Gottes kommen. Und was Christus und alle Apostel gelehrt haben, das hat Luther mit einer Entschiedenheit ausgesprochen, zu welcher sich kein Protestant der Gegenwart leicht erheben wird. Und solch eine durch und durch lebenskräftige Persönlichkeit wie Luther beweist doch, daß man es mit der Sünde sehr ernst und schwer nehmen und doch im Leben Freudigkeit und Kraft haben kann.

Ich kann mir vorstellen, daß ein wahrheitsliebender Mann Bedenken aussprechen kann. In Jerusalem, kann er sagen, wohnen dermalen Juden, Christen, Muhamedaner zusammen. Man hört aber nicht, daß sich die Christen vor den Juden und Muhamedanern durch eine so besondere Sittlichkeit auszeichnen. Die menschlichen Tugenden der Gerechtigkeit und Treue, der Redlichkeit und der Wahrhaftigkeit, der Gastfreundschaft und der Großmuth findet man oft bei Muhamedanern mehr als bei Christen. Und kann man sagen, fragt man ferner, daß die alten Griechen und Römer, wenn auch nur zur Hälfte wahr ist was wir von ihnen lesen, nur Werke der Nacht vollbracht haben? Sind ihre leibliche Zucht, ihr Streben nach Wahrheit, ihr Sinn für das Schöne, ihre Pietät

für die Götter, ihre Vaterlandsliebe, ihr Edelsinn nur glänzende Laster gewesen?

Das ist wahr, antworte ich, beweist aber nichts gegen das, was wir von dem angebornen Zuge zum Bösen gesagt haben. Wenn der Apostel sagt, daß die Menschen außer Christo unter der Herrschaft der Finsterniß stehen, so hat er damit nicht sagen wollen, daß alle Menschen geborne Diebe, Ehebrecher, Meineidige, Mörder u. s. w. sind. Es kann ein Mensch von diesen groben Lastern frei und doch durch und durch verderbt sein. Anderseits giebt es Menschen, die unendlich besser sind nicht nur als ihr Ruf, sondern auch als das was ihnen die Welt mit Recht vorhalten kann. Die Pharisäer, die äußerlich Heiligen, Gerechten, Legalen, waren weit schlimmer als die Zöllner und Sünder. Eine fürchterliche Vergangenheit lastete auf der Seele des Pontius Pilatus. Und doch sprach Jesus zu ihm: Der mich dir überantwortet hat, hat es größere Sünde. In dem Lebensgrunde, aus welchem alle äußere Thaten kommen, liegt die eigentliche Wurzel der Sünde, nämlich im Herzen. Aller Sünde Wesen und Wurzel liegt in der Selbstsucht. Darin besteht aber die Selbstsucht, daß der Mensch seine Person, statt sie Gott hinzugeben, zum Mittel- und Schwerpunkt seines Lebens macht. Wir wissen ja Alle, daß die Schlange mit dem Köder: Ihr werdet sein wie Gott, die ersten Menschen verführt hat. Das ist es gewesen, was einen Engel des Lichts zum Feinde Gottes gemacht hat, der Hochmuth sein zu wollen wie Gott. Und darum verfällt der Mensch, der sein Ich zum Mittelpunkt macht, dem Zuge, der ihn mit steigender Gewalt zum Bösen hinzieht.

Die Sünd' ist anders nicht,
Denn daß der Mensch von Gott
Sein Angesicht abricht't
Und kehret es zum Tod.

Wie nun alle Menschen von Natur sind, sind sie Kinder des Fleisches, welche zur Selbstsucht geneigt sind. Wie frei und weit du auch zum Christenthum stehen magst: gegen den Ausspruch des Herrn, daß der Mensch Gott über Alles lieben solle und seinen Nächsten als sich selbst, wirst du nichts einwenden können. Nun bin ich entfernt zu bezweifeln, daß du Liebe zu Gott und auch Liebe zu den Brüdern hast. Wer nicht gewisse Menschen liebt, ist kein Mensch. Wenn ihr liebt die euch lieben, was habt ihr für Lohn: solches thun

die Zöllner auch. Aber es heißt nicht: du sollst Gott und deinen Nächsten bis auf einen gewissen Grad lieben, sondern Gott über Alles und deinen Nächsten als dich selbst. Glaubst du nun, wenn der Heilige, vor dem der Sterne Glanz erbleicht und die Engel nicht rein sind, dich fragen sollte: Hast du mich wirklich stets über Alles geliebt? — mit Ja antworten zu können: so täuschest du dich und Andere und die Wahrheit ist nicht in dir. Einer ausgenommen, hat kein Mensch Gott wie er sollte geliebt. Die Selbstsucht ist uns Allen angeboren. Damit ist aber nicht gesagt, daß nun Alles was der natürliche Mensch thut, bloß im Dienste der Selbstsucht steht. Jeder Mensch hat ja einen Zug zu Gott, ein Gewissen, einen Sinn für das Wahre und Gute in sich. Und wer will leugnen, daß es unter Nichtchristen viele gottesfürchtige, wahrheitsliebende, edle Menschen giebt. Das hat oft die Kirche verkannt, nirgends aber das Evangelium gelehrt. Aber Gott liebt den einzelnen Menschen so sehr, daß er ihn nicht halb, sondern ganz haben will. Solch eine Liebe erzeiget uns der Vater, daß wir sollen seine Kinder heißen. Zur Kindschaft gehören aber nicht einige gute Eigenschaften, sondern die ganze volle Gemeinschaft mit Gott. In der Religion handelt es sich nur um Einen Punkt, nämlich ob man mit Gott verbunden ist oder nicht. Wenn sich ein inniges Freundschaftsverhältniß aufgelöst hat, da helfen schöne Erinnerungen und edle Gefühle nicht, wenn sie nicht zur Versöhnung führen. So ist es aber auch in dem Verhältnisse zwischen Gott und dem Menschen. Schöne Erinnerungen an das goldene Zeitalter, geistreiche Gedanken über Gott und edles Streben helfen nichts, so lange der Mensch mit seinem Gott nicht versöhnt ist. Was aber die Menschen, die ohne Christum sind, verhindert ihr Elend zu erkennen, das sind die irdischen Stützen, an die sie sich klammern. Erst als der verlorne Sohn hungerte, dachte er an das verlassene Vaterhaus. Die Zeit nun, in der Jesus Christus erschien, war die Zeit, in welcher mit den Staaten auch alle sittlichen und religiösen Haltpunkte erschüttert waren. Die Sünde ergoß sich in Strömen durch die alte Welt. Zu der Schilderung des allgemeinen Verderbens, mit welcher der Brief Pauli an die Römer anhebt, kann man nicht bloß bei den ernsten, sondern auch bei den frivolsten Schriftstellern der alten Welt die Belege in Massen finden. Und daß im Hintergrunde dieser sittlichen Greuel dämonische Mächte standen, das beweist die

ungeheure Zahl der s.g. Dämonischen oder Besessenen in jener Zeit. Der Zustand des Besessenseins kommt doch jetzt in einem Lande, etwa so groß wie das heilige Land, nur selten vor. Wir lesen aber in der heiligen Geschichte, daß allenthalben Jesu solche Besessene begegnen. In den altkirchlichen Gemeinden bestand ein eigenes Amt für die Behandlung dieser Besessenen. Wie gewisse Krankheiten unter Menschen und Thieren ihre Perioden haben, so hatte jener dämonische Zustand, von dem sich jetzt nur versprengte Trümmer zeigen, damals seine Zeit. Die Macht der Finsterniß, welche Gewalt hat über alle Menschen sofern sie Kinder des Fleisches sind, warf damals ihre ganze Macht auf die Menschheit, um das Licht zu unterdrücken, das in Christo anbrach.

Ich sage nicht, andächtige Christen, daß alle Menschen, welche auf dieser Welt nicht im Glauben an Christo stehen, ewig verloren gehen. Der einst den Geistern der Gefangenschaft gepredigt hat, der hat gewiß für die, welche Christum auf dieser Erde noch nicht erkannt haben, dort noch eine Botschaft des Heils. Das aber sage ich, daß wenn sie in diesem Zustand bleiben, sie der Macht der Finsterniß verfallen. Denn es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name gegeben, darin sie sollen selig werden, denn der Name Jesu Christi.

2.

Wir betrachten zweitens, was wir durch Jesum Christum geworden sind.

Es giebt wenige Stellen im Neuen Testamente, welche in so erhabene Worte zusammenfassen, was Jesus Christus war und was er für uns geworden ist, als der Abschnitt, dem die vorgelesenen Textesworte angehören. Christus ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene vor aller Kreatur, durch und zu welchem Alles geschaffen ist im Himmel und auf Erden, und in welchem Alles bestehet. Er ist das Haupt des Leibes, der Kirche, der Erstgeborne von den Todten, auf daß er in Allem der Erste sei. In ihn hat Gott die ganze Fülle gelegt, auf daß er Alles im Himmel und auf Erden versöhne durch das Blut am Kreuze. In Jesu Christo war Gottheit und Menschheit persönlich vereint, auf daß die Gottheit und Menschheit, die durch die Sünde getrennt waren, auf ewig vereint würden. Er ist der Sohn Gottes, sofern er des ewigen Va-

ters göttliches Abbild ist, aus Gott erzeugt vor Grundlegung der Welt, und zugleich der Erstling aller Kreatur: das Urbild der Welt, sofern sie ein Spiegel der göttlichen Herrlichkeit ist. Der aber Gottes Sohn war vor Grundlegung der Welt, der ward Sohn des Menschen als die Zeit erfüllet war. In welchem Sinne er dieß war, ward schon oben ausgesprochen. Wie die Menschheit von Einem stammt, gewissermaßen der vervielfältigte Adam, so hat Gott die Vielheit der Menschen wieder in diesen Einen zusammengefaßt, den zweiten und wahren Adam, der was in der Familie der Familienvater, im Volke der Fürst ist, für die ganze Menschheit ist. Dieser Menschensohn, der Sohn eines Weibes aus Adam's Geschlecht, also ein Glied der gefallenen Menschheit, in Allem uns gleich, aber ohne Sünde, ist in Wirklichkeit was wir Alle sein sollten, aber nicht sind, nämlich der Mensch, der allein unter allen Menschen Gott über Alles und seinen Nächsten als sich selbst geliebt hat. Er ist das persönliche Urbild der Menschheit. Als wir vorhin die Menschheit betrachteten wie sie ist, da sahen wir Tod, Jammer, Sünde, Herrschaft des Bösen. Sünde und Herrschaft des Bösen finden wir in ihm nicht, wohl aber ihre Kehrseiten, nämlich Schmerz, Kampf, Tod. Ohne die Sünde der adamitischen Menschheit zu theilen, hat Jesus den ganzen Jammer, den Tod derselben getragen. Er war das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug. Wir Alle fürchten den Tod und würden doch namenlos elend sein, wenn er nicht käme. Wir Alle fürchten die Anfechtung und wissen doch, daß wir ohne sie nicht bewährt werden können. Für ihn aber, den reinen Sohn des Menschen, für ihn, den Sohn Gottes, war der Tod am Kreuze eine fürchterliche Unnatur. Der Tod am Kreuze ist ja eine Erfindung, die allein beweist, welcher Roheit das menschliche Herz fähig ist. Aber Tausende haben diesen Tod getragen. Was aber den Tod Christi zu dem Fürchterlichsten macht was auf Erden ist erlitten worden, das ist das Herz, welches Christum an's Kreuz schlug, und das Herz, welches am Kreuze verblutete. Es war die Sünde der Menschheit, geleitet von dem Fürsten dieser Welt, welche Christum an's Kreuz schlug. Die Sünde der Menschheit drückte ihn todt. Das Herz aber, welches starb, war das Herz des Lebensfürsten, welches verlassen von der Lebenswärme aus Gott unter den Worten: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, erkaltete. Was Christus gelitten hat, das können wir kaum mit dem Gedanken, geschweige

mit dem Herzen verstehen. Was ein Unendlicher, welcher endete, was ein Heiliger, auf dem der Fluch seines Geschlechtes lag, getragen hat, das verstehen wir gar nicht. Gott hat seinem eingebornen Sohn, dem Sohn seiner Liebe, in dem er selbst die höchste Seligkeit hat, das Aeußerste widerfahren lassen was gelitten worden ist seitdem die Welt steht. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eigenen Sohn gab, auf daß Alle die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Was ein irdischer Vater seinem Sohne anthut, das thut er sich selbst an. Gott hat in seinem Sohne sich selbst das Aeußerste angethan, damit er uns nicht das Aeußerste anthun mußte. Er hat seinen Sohn den Qualen der Hölle preisgegeben, auf daß wir nicht denselben verfielen. Er hat seinem Sohn die Strafe auferlegt, auf daß wir Friede hätten und durch seine Wunden sind wir geheilt.

Das ist es nun, was unser Text in die Worte faßt: Er hat uns errettet von der Obrigkeit der Finsterniß, er hat uns erlöst, er hat uns tüchtig gemacht zum Erbtheil der Heiligen im Licht. Die Schuld ist bezahlt, das Lösegeld ist entrichtet, das Opfer ist gebracht. Es kommt nur darauf an, daß, was Christus für die Menschheit gethan hat, auch für Dich gethan sei.

Groß, wir können es nicht verschweigen, groß ist die Zahl der Christen, welche was Christus für sie gethan hat gar nicht annehmen. Sie brauchen keinen Erlöser, weil sie sich nicht für gebunden halten. Sie haben ja Geist, sie haben ja Freiheit, sie haben ja Lebensglück in Fülle. Ihre Sünden vergeben sie sich selbst und mit den Leiden des Lebens glauben sie es in eigner Kraft aufnehmen zu können. Den bösen Feind aber haben sie längst in das Fabelreich versetzt. Das ist eben das Elend dieser Zeit, daß sich Niemand für elend hält, sondern spricht: Ich bin reich und habe gar satt. Aber es giebt doch Thatsachen, die sich nicht leugnen lassen. Zu diesen unbestreitbaren Thatsachen gehört die: Du mußt sterben. Und das vollbringt sich gewöhnlich nicht so leicht. Wenn sie reden könnten die Leiber, die in den Gräbern liegen, sie würden uns fürchterliche Geschichten erzählen. Auch du mußt vor deinem Richter erscheinen. Was aber dieser sagen wird, das kannst du aus deiner Vernunft nicht wissen. Dieser Richter urtheilt in den Thatsachen des Lebens so oft ganz anders als du. Wenn nun der Prophet Jesaia, als er Gott sah, sprach: Wehe mir, ich muß sterben: wirst du

ruhig ihm in's Auge sehen können? Zwischen dir und ihm steht deine Sünde, hinter dir der, welcher die Menschen Tag und Nacht verklagt. Du bist verloren, wenn du auf deine Tugend dich berufen willst. Die Pflichten, die du gethan hast, decken nicht die Pflichten, die du nicht gethan hast, die Schulden, die auf dir lasten. Im Spiegel deiner Eitelkeit kannst du dir glänzend erscheinen, im Spiegel des Himmels wirst du deine Gestalt schwarz sehen. Rede nur nicht von Selbstbewußtsein, von Manneswürde, von Geisteskraft, elender Mensch, den ein Schwindel bewußtlos macht, einige Blutstropfen im Gehirn um seinen Verstand bringen. Wenn es doch wahr wäre, daß durch diese Erde gute und böse Geister gehen: weder eines guten noch eines bösen Geistes Blick würdest du ertragen können. Und du willst der Sonne der Geister keck und kühn in's Angesicht schauen? Du, den einige Brandwunden einem fürchterlichen Tode überantworten, du wagst den Flammen der Ewigkeit Trotz zu bieten? Siehe, nicht ungeschehen, nicht leicht, nicht gleichgiltig gemacht werden können deine Sünden. Aber sie können gesühnt d. h. bedeckt werden vor Gott durch Christi Blut und Gerechtigkeit. Was Jesus Christus für die Menschheit am Kreuze gelitten hat, das allein zerbricht das Recht, welches der Böse an dich hat, das allein hebt deine Schuld auf, das spricht dich frei vor dem höchsten Richter, das macht dich gerecht, das macht dich frei, das macht dich zum Erben des Himmels. Jetzt kannst du Christi Blut und Gerechtigkeit noch im Glauben ergreifen: ob es dann nicht zu spät ist, das bedenke.

Siehe, in diesem Punkte liegt der ewige Schwerpunkt des Christenthums, so nach der Schrift als nach protestantischer Lehre. Gnade, Rettung, Erlösung, Rechtfertigung, Heil: das ist der Mittelpunkt des Christenthums. Wohl dem, der in der Zeit dieses Ziel erreicht hat. Wer in dem alleinseligmachenden Glauben an Jesum steht, der hat sein Haus auf einen Fels erbaut, gegen welchen die Fluthen und die Stürme nichts vermögen. Freilich hört, wenn das heilige Land erobert ist, der Kampf noch nicht auf. Wie einst die Juden nach Eroberung des heiligen Landes noch fortkämpfen mußten mit den heidnischen Kananitern, so muß auch der Christ mit den alten Bewohnern des natürlichen Herzens, mit Sinnlichkeit, Eitelkeit, Leidenschaft, Verzagtheit, Weltlust und wie sie weiter heißen, einen unaufhörlichen Kampf kämpfen. Aber er kämpft mit

dem Helm des Heils, mit dem Krebs der Gerechtigkeit, mit dem Schild des Glaubens, mit dem Schwert des Geistes. Und wo diese Waffen kämpfen, vermag der Feind das Kreuz nicht von der Zinne zu reißen. Gebrochen ist freilich die Lebensfreudigkeit, mit welcher sich der natürliche Mensch den Gütern der Erde in die Arme wirft. Aber der Jammer dieser Erde drückt ein Herz auch weniger, welches mit Christo gekreuzigt ist und an der Hand des himmlischen Vaters seine Pilgerstraße zieht. Und muß es kalt und finster sein, wenn die Lichter der Weihnachten uns ein Abglanz sein sollen von dem Licht, das der Welt einen neuen Schein gegeben hat, so lasset uns auch die Nacht und die Kälte dieses Erdenthales als die Adventsvorbereitung ansehen auf die himmlischen Weihnachten, in deren Licht wir einst sagen werden: Gelobt sei Gott, der uns tüchtig gemacht hat zum Erbtheil der Heiligen im Licht. Amen.

Worauf wir als Christen Werth legen sollen.

Predigt am Sonntag Septuagesimä 1860 über Jer. 9, 23. 24.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit euch allen. Amen.

In den Wirren der Gegenwart bietet sich oft der Gedanke, daß doch die Sache Gottes mächtiger und unmittelbarer möchte vertreten sein im großen wie im kleinen Leben. Wären doch noch Propheten unter uns, welche im unmittelbaren Auftrage Gottes und gerüstet mit den Wunderwaffen des Geistes Fürsten und Völkern die Wahrheit sagten und in engeren Kreisen Menschen, denen Niemand sich nahen darf, das Eine verkündeten was noth ist. Wenn doch Solchen, welche die Kirche nicht suchen, an Stätten, da sie es nicht erwarten, Männer Gottes begegneten, deren Wort gleich Flammen in die Seele schlüge. Gäbe es doch Männer, die da vermöchten durch Wunder und Weissagung die sinnlichen Massen zu erschüttern, zu fesseln, zu leiten. Wie muß es gewesen sein, als ein ganzes Königreich durch das Wort eines Elias: So wahr Gott lebt, es soll weder Thau noch Regen fallen, ich sage es denn, aus den Fugen gehoben, auf diesen Einen Mann auffah, ob er endlich Hilfe brächte, und als dann Gott dessen Rufen mit Feuer vom Himmel beantwortete, das Opfer und Altar verzehrte, das Volk bekannte: Der Herr ist Gott. O daß sie wiederkehren möchten, diese Männer, damit die in Fleischlichkeit und Selbstsucht verfallene Welt es doch einmal erführe, daß der Herr noch lebendig, noch Gott ist, und die Weltmächte, die lediglich nach weltlichen Gesichtspunkten entscheiden, inne würden, daß es noch eine Großmacht im Himmel gäbe.

Sie freilich, diese Propheten, hätten ein schweres Loos. Als ich zuletzt zu euch sprach, hielt ich euch ein Wort von Jeremia vor. Träte ein Prophet in unserer Zeit auf, der würde vielleicht am meisten uns an Jeremia erinnern. Denn das war ein Mann von weichem Herzen, gemacht zum Lieben und nicht zum Drohen, eine so innerliche, bewegte, nachgiebige Natur, daß es ihm allemal ein schweres Opfer war, wenn er seinem heißgeliebten Volke immer von Neuem seine Sünde vorhalten mußte, Königen, die er gern ehren mochte, Drohworte sagen, und während Fürsten, Priester, ja Propheten dem Augenblicke huldigten, den Tag weissagen, da Jerusalem fallen, das Volk aber auf siebzig Jahre in die Gefangenschaft ziehen werde. Nur der Geist Gottes war es, der diese weiche, liebevolle, schwermüthige Natur zur ehernen Mauer machen konnte. Aber es kamen Stunden für Jeremia, da seine Natur zusammenbrach unter der Last, die auf ihr lag, und er den Tag unglücklich nennen konnte, der ihn geboren. Ach, klagt er im 9. Kapitel, daß meine Augen Thränenquellen wären, zu beweinen die Erschlagenen der Tochter meines Volkes. Was ihn allein aufrecht hielt, das war das Bewußtsein, im Namen Gottes dazustehen, für Gottes Sache zu leiden, zu thun, was er nicht lassen durfte, und wenn auch die Masse verloren ginge, doch Einigen ein Führer zum lebendigen Gott zu sein. Ein so geplagter Mann, der wenn er in die Harfe griff, nur Klagelieder anschlug, konnte nicht in die Versuchung kommen, sich seiner ausgesonderten Stellung, seines entscheidenden Wortes, seiner Erfolge zu rühmen. Nur des Herrn mochte er sich rühmen. Das aber ist der Gedanke, welchen uns die unserer heutigen Betrachtung zu Grunde liegenden Worte vorhalten:

Jer. 9, 23. 24.

So spricht der Herr: Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden; denn solches gefällt mir, spricht der Herr.

Nicht dessen, was wir haben, nicht dessen, was wir wissen, nicht dessen, was wir vermögen, sollen wir uns rühmen, sondern den Herrn und sein Thun zu kennen, das soll unser Ruhm sein. Diesen Grundgedanken unseres Textes laßt uns zum Gegenstand unserer Betrachtung machen. Lasset uns die Frage:

Worauf wir als Christen Werth legen sollen

nach unserm Texte dreifach beantworten:

erstlich nicht auf die irdischen Güter, die wir haben, sondern auf den Herrn, unser höchstes Gut;

zweitens nicht auf unser Wissen, sondern auf die Erkenntniß des Herrn;

drittens nicht auf unsere Kraft, sondern auf den Herrn, der in uns mächtig ist.

1.

Nicht auf die irdischen Güter, sondern auf den Herrn, unser höchstes Gut, sollen wir Werth legen. Ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums, sondern daß er wisse und kenne, daß ich der Herr bin.

Andächtige Christen, es kann nicht die Aufgabe der Predigt sein, durch die Mittel zu fesseln, welche der weltlichen Beredtsamkeit zustehen, ich meine durch neue, glänzende, zündende Gedanken, sondern ihr Ziel kann nur sein, die alten und doch nie alternden Gedanken in der Seele der Hörer zu erneuern. Daß die Güter dieser Welt, die Schätze, welche Motten und Rost fressen und wo die Diebe nachgraben und stehlen, nicht das höchste Gut sind, das ist eine alte und allbekannte Wahrheit, die wohl Niemand unter euch irgend in Frage stellt. Aber so fest diese Wahrheit im Kopfe steht, so wenig gilt sie im Herzen. Lasset uns nur einen Blick in die gewöhnliche Erfahrung werfen. Was ein Knabe, wenn er zum Jünglinge wird, von den Eltern unaufhörlich hört, ist, seine ganze Kraft darauf zu richten, daß er einst sein Brot sich erwerben, in der bürgerlichen Gesellschaft eine ehrenvolle Stelle einnehmen, ein s. g. Ehrenmann werden möge. Und was die Eltern nicht sagen, das sagt dem in einen Gewerbsberuf eingetretenen Jüngling die ganze Welt, die er von früh bis spät sieht und hört. Nehmen wir nun an, daß der Jüngling aus einem guten Vaterhause kommt, in Schule und Kirche einen guten Grund gelegt hat und sich sagt, daß an Gottes Segen Alles gelegen ist, so kommen doch in der Regel die Gedanken aus dieser Welt nicht auf vor den leuchtenden Bildern, welche die jugendliche Phantasie aus Allem was den Jüngling täglich berührt, in die Zukunft wirft. In seinem Geschäfte das

Höchste zu erreichen, Andern an Geschick es zuvorzuthun, ein reiches, glänzendes Haus zu bilden, in der Stadt ein einflußreiches Wort zu haben, die Erfahrungen großer Reisen ausbreiten zu können: das sind die Ideale, mit denen die gewerbthätige Jugend sich trägt. Nach solchen Idealen zu trachten, das ist eigentlich die Religion, das höchste Gut der Jugend. Daß nun, nach einem Worte der Alten, nicht Alle, die von dem reichen Korinth träumen, nach dem reichen Korinth kommen, darf ich wohl kaum sagen. Nehmen wir aber an, daß der Jüngling, von dem wir sprechen, schon im angehenden Mannesalter Alles erreicht hat, was er erstrebte: hat er nun wirklich, was er suchte? Was er suchte in all den Gütern, die er begehrte, in Geld und Gut, Haus und Hof, Stand und Ehre u.s.w., war doch offenbar eine glückliche Lage. Fragt man nun einen Solchen, wie es ihm gehe, so erhält man gar leicht die Antwort: Gut. Fragt man näher, so hört man auch wohl, daß er nicht anders als dankbar sein könne, daß ihm Alles geglückt sei; er habe zwar das Seine redlich gethan, aber es gelinge doch auch dem tüchtigsten Streben nicht immer: die Hauptsache sei Glück, und das habe er. Aber fragt man zum dritten Male, ob er nun wahrhaft glücklich sei, dann erhält man gewöhnlich eine ausweichende Antwort, die da ein mehr oder weniger starkes Nein einschließt. Alles Glück besteht doch darin, daß man in dem, was man hat und ist, Befriedigung findet. Die aber eben kommt nicht bei irdischen Gütern und kann nicht kommen. Und warum nicht? Weil im Menschen, wie er von Natur ist, ein unbefriedigtes Streben liegt, das ihn immer über das, was er ist und hat, hinaus treibt. Wer ein gewisses Vermögen erworben hat, der kann es nicht lassen, nach immer mehr zu streben, namentlich in einer Zeit wie die unsere, die das Gegentheil für Thorheit hält und so viel Mittel bietet, Erworbenes zu vermehren. Wer nach Ehre strebt, der sieht eigentlich in jedem andern Menschen, dem die Ehre wird, einen Nebenbuhler, der ihm das Seine verkümmert, und kommt aus der Unruhe nicht heraus, in immer neuer Gestalt seiner Ehre zuzulegen. Wer auf einem Gebiete etwas Anerkanntes leistet, der kommt bei der außerordentlichen Regsamkeit unserer Zeit aus der Furcht nicht heraus, von noch größeren Leistungen überboten zu werden. Kurz, glaube Niemand, der in Gütern dieser Welt das Glück sucht, je dort Befriedigung zu finden. Und der tiefste Grund liegt in der Größe der

menschlichen Natur, die, selbst wenn sie nach dem Endlichen und Vergänglichen strebt, unendlich strebt. Keine Zeit ist wohl der befriedigten Hingabe an das Nächste so ungünstig wie die Gegenwart. Der Mensch der Gegenwart hat etwas Aufgeregtes, Unruhiges, in den Weltstrom Gerissenes, in's Ganze sich Werfendes. Diese Zeit, deren Eisenbahnen die Menschen aus ihren nächsten Verhältnissen herausreißen und in die Ferne werfen, muß nothwendig ein unruhiges Vergleichen, ein stetes Urtheilen, ein ewiges Reflektiren erzeugen. Und wie soll nun der Mensch der Gegenwart, der an Alles Weltmaßstäbe anlegt, sich in seine Welt ruhig einhausen. Ich will nicht reden von der alle gesunde Ordnung der menschlichen Gesellschaft zerfressenden Hast, mit welcher ein Stand immer über sich hinausstrebt; von jener Unruhe, mit welcher, wer eben ein Ziel erreicht hat, bald bitterlich klagt, daß seine Kräfte nicht die ihnen entsprechende Welt finden: Der eine Mann, den man jetzt das persönliche Schicksal Europa's nennen kann, ist das vollendetste Bild der in's Unendliche gehenden Ansprüche der natürlichen Menschheit. Deutlicher aber als je eine Zeit sagt die unsere, in welcher das Vermögen eine so bewegliche Macht ist, die alle Kräfte und Größen so schnell verbraucht, die ihre Friedensreiche auf Vulkane gründet, daß auf irdische Güter kein Verlaß ist. Gesetzt, die irdischen Güter gäben eine Befriedigung: was hilft ein Glück, welches gar keinen Bestand hat. Wie aber Verluste, unberechenbare Schläge, Krankheit und Tod in Windeseile feste Häuser umstürzen, das haben uns viele Erfahrungen der letzten Zeit nahe gelegt. Es ist etwas Fürchterliches, wenn ein Mensch, dessen ganzes Leben nur für irdische Güter angelegt ist, ein ganz verfehltes Leben unter Jammer und Elend in's Grab schleppen muß.

Was der Mensch in irdischen Gütern sucht, das ist doch Glück. Das aber gewähren irdische Güter nicht, weil sie nicht befriedigen, weil sie nicht bestehen. Sie befriedigen aber nicht, weil sie den unendlich strebenden Menschen nicht ausfüllen. Nur Ein Gut giebt es, in dem der unendlich strebende Mensch Wahrheit, Ruhe, Friede findet, das ist Gott. Alle Kräfte des Geistes, alle Wege des Lebens, alle Güter der Erde weisen auf dieses Gut hin. Wer Gott hat, der hat das höchste Gut. Wenn Alles vergeht, bleibt Gott. Wenn uns Alles verläßt, haben wir noch Gott. Wenn Leib und Seele auseinandergehen, hat die Seele in Gott ihren Schwer- und Ruhe-

punkt. Darum rühme sich der Reiche nicht seines Reichthums, sondern daß er wisse, daß Gott ist.

2.

Nicht auf unser menschlich Wissen sollen wir Werth legen, sondern daß wir den Herrn erkennen. Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, sondern daß er wisse und kenne, daß ich der Herr bin.

Werfen wir einen Blick auf die Entwickelung eines Jüngers der Weisheit. Nicht Alle, die der Wissenschaft sich weihen, sind berufen. Nicht Wenige ergreifen sie, welche ganz äußerliche Beweggründe, etwa Familienüberlieferung, das Streben in einen höhern Stand zu treten, Ehrgeiz u. s. w. dazu bestimmen. Zur Pflege der Wissenschaft haben nur Die Beruf, welche Anlage haben, einen innern Zug zur Wissenschaft, ein Streben der Menschheit innerhalb eines bestimmten Kreises der Wissenschaft zu dienen. Was nun diesen auf der Bildungsschule, die sie zu durchschreiten haben, unaufhörlich vorgehalten wird, ist, etwas Tüchtiges, wo möglich etwas Außerordentliches zu leisten. Und der Phantasie des Jüngers der Weisheit bieten sich lockende Ziele. Das ist ja gewiß, daß nicht Grundbesitz, nicht Gewerbe und Handel, nicht Waffen u. s. w., sondern Intelligenz die größte Macht ist in der Welt. Denn was ist der Boden ohne die Kunst ihn auszubeuten? Was ist Handel und Wandel ohne Geschick und Blick? Was Waffen ohne die Kunst und Weisheit der Kriegsführung? Eine Welt von Erfolgen bietet sich also denen, welche die Bahn der Intelligenz einschlagen. Jedenfalls aber wird, wer nur einigermaßen das Seine thut, einer gesicherten Zukunft entgegengehen. Kein Wunder, daß die Meisten die Wissenschaft nur betreiben als die Vorweihe zu einem praktischen Amt. Die Aemter aber, in welche die Jünger der Wissenschaft treten, es sei als Geistliche, es sei als Richter und Sachwalter, es sei als Aerzte, es sei als Lehrer u. s. w., nehmen sie gewöhnlich so in Anspruch, daß ihnen kaum viel Zeit bleibt, mehr von der Wissenschaft aufzunehmen als die praktischen Ergebnisse, die in ihr besonderes Fach schlagen. Dagegen aber bringt die Berufsthätigkeit so oft eine Erfahrung, der Verkehr mit Menschen eine Charakterkraft, die stete Arbeit im Dienste Anderer eine Hingabe:

kurz das praktische Leben bringt so oft eine Lebensweisheit, die mehr Werth hat als Wissenschaftlichkeit. Nicht arm, das dürfen wir sagen, ist unser deutsches Volk an Männern der Wissenschaft. Aber nicht alle Männer der Wissenschaft sind Männer der Weisheit. Ein so dankbarer Boden unser deutsches Vaterland für Alle ist, die in der Wissenschaft etwas leisten, so kennt es doch auch die Gefahren, die der Dienst der Wissenschaft bringt. Es fehlt den Männern der Wissenschaft zu oft der weite, frische Blick für alle Interessen der Menschheit. Der, welcher Alles in Gedanken umsetzt, ermangelt gar oft des praktischen Verstandes, den nur die Erfahrung giebt, und greift zerstörend mit seinen Gedanken in die Wirklichkeit. Die Kluft zwischen dem, was der Mann der Wissenschaft weiß, und dem, was er als Mensch persönlich ist, ist oft zu groß. In der alten Welt war Griechenland das Land der Weisheit und Wissenschaft. Wem aber hat Griechenland die Palme der Weisheit gereicht? Nicht den Männern, die in einzelnen Gebieten Meister waren, selbst nicht den Denkern, welche alle Wissensgebiete in eine große Gedankeneinheit zusammenfaßten, sondern dem Sokrates, diesem Manne, in dem die Wissenschaft Leben und das Leben Wissenschaft war, dieser Persönlichkeit der Weisheit, diesem Bildhauer, der da sagte, seine Weisheit bestehe in dem Bewußtsein nichts zu wissen, und der doch eine so furchtbare Gabe besaß, die stolzen Gedanken der eingebildeten Weisen zu nichte zu machen. Als er einst im Winter gen Potidäa zu Felde zog, stand er wie verzückt eine ganze Nacht auf Einer Stelle, um als die Sonne aufging niederzufallen und anzubeten. Er beugte sich im Bewußtsein nichts zu wissen vor der Weisheit Gottes. Höher als Wissenschaft steht Weisheit, höher als Weisheit aber die Demuth und Einfalt, welche auf das eigene Wissen verzichtet, um zu der Weisheit, die himmlisch ist, zu kommen. Die Weisheit aber, die himmlisch ist, ist in Dem erschienen, von welchem Sokrates nur ein trübes Vorbild war, in Jesu Christo. Darum rühme sich der Weise nicht seiner Weisheit, sondern daß er wisse, daß Christus der Herr ist.

3.

Nicht auf unsere Kraft sollen wir Werth legen, sondern auf den Herrn, der in uns mächtig ist. Ein Starker rühme sich nicht

seiner Stärke, sondern daß er wisse und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden.

Die bürgerliche Gesellschaft ruht auf einem wechselseitigen Geben und Nehmen. Sie giebt ihre Güter, als da sind das tägliche Brot, Stand, Amt, Schutz, Ehre, Erfolg u. s. w., nur denen, welche ihren Interessen, die nicht bloß die leibliche Nahrung und Nothdurft, sondern auch die höheren Bedürfnisse der Menschheit, als Gesittung, Bildung, Kunst, Wissenschaft, edlen Genuß u. s. w. betreffen, arbeitend dienen. Und so geht denn die meiste Zeit unseres Lebens in diese Arbeit für die bürgerliche Gesellschaft auf. Ihre höchsten Ehren nun reicht die bürgerliche Gesellschaft denen, welche erfolgreich in den Gang derselben eingreifen, sie mögen nun neue Nahrungsquellen erschließen, oder bedeutende Erfindungen machen, oder große Werke der Kunst und Wissenschaft hervorbringen, oder eines Landes Flor durch Gesetzgebung, Waffenglück oder weise Staatsleitung fördern. Sind auch nicht Alle unsterblich, denen eine begeisterte Mitwelt den Lorbeer reicht, so ist doch gewiß, daß die bürgerliche Gesellschaft ihren Helden einen bedeutenden Namen reichen kann. Da nun gewiß ist, daß nur der etwas leistet, welcher ein Ziel mit allem Aufwand tüchtigen Strebens verfolgt, so begreift es sich, warum im bürgerlichen Leben eine so ungeheure Regsamkeit waltet. Wir wissen aber alle, daß je bedeutender, freier und geistiger ein Wirkungskreis ist, desto mehr auf ursprüngliche Anlage, glücklichen Griff, Gunst der Verhältnisse ankommt. Man erzwingt keine Erfindungen, man schafft mit bloßem Fleiß keine Kunstwerke, man erzieht mit Regeln und Uebungen keinen Feldherrn. Nie, sagten die Alten, hat es einen großen Mann ohne einen göttlichen Instinkt gegeben. Und so wird man in der Regel finden, daß nur die, welche gern groß sein möchten, hochmüthig sind, alle wahrhaft großen Naturen aber demüthig. Wer darum wirklich Gaben hat, vergesse nicht den Geber; wer Erfolg hat, bedenke, von wem aller Erfolg kommt. Wie darum christliche Staaten alle großen Erfolge in Krieg und Frieden mit dem uralten Lobgesang: Herr Gott, dich loben wir, oder mit dem 115. Psalm: Nicht uns, nicht uns, deinem Namen gieb Ehre, feiern, so vergesse nicht wer in einem gesegneten Wirkungskreise steht, zu sagen: Lobe den Herrn, der deinen Stand sichtbar gesegnet, der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet. Bis hierher werden wohl Alle mit mir gehen können. Hier

aber beginnt ein neuer Weg. Sehr viele Menschen der Gegenwart, wenn sie sich dessen auch nicht so bewußt sind, kennen doch thatsächlich nichts Höheres als die bürgerliche Gesellschaft. Wenn es nun wirklich des Menschen höchstes Ziel wäre, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, dann würden sich zwar diejenigen, denen eben diese Gesellschaft ihre höchsten Ehren verleiht, wohl befinden: wie denn aber diejenigen, welche in der Gesellschaft als Sclaven, als Proletarier, als arme Arbeiter dastehen? Und das sind doch wohl Viele. Jeder von diesen Armen hat eine unsterbliche Seele und ein Anrecht auf das ewige Leben. Daß in diesen Armen aber tüchtige Kräfte sind, das beweist die Thatsache, daß die höhern Stände immer von Neuem aus den niedern Ständen frische Kräfte ziehen müssen. Wenn der Mensch nur für die bürgerliche Gesellschaft wäre, dann wäre es vollkommen erklärlich, daß auf den niedern Ständen ein fortwährender Unmuth lastete. Denn sie hätten ein schweres Loos gezogen. Und ihr wißt alle, daß dieser Unmuth in den niedern Schichten der Gesellschaft der Vulkan ist, auf dem die bürgerliche Gesellschaft unserer Zeit ruht. So handgreiflich der Unsinn derer ist, welche glauben, daß in der bürgerlichen Gesellschaft je Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen könne, so wird doch jener Unmuth immer in die Versuchung kommen, in gewaltsamer Bewegung ein Erntefeld zu suchen. Da liegt die Gefahr unserer Zeit. Wo aber liegt das Mittel gegen diese Gefahr? Ich denke, da wo die Gefahr liegt. Wenn es eine unabwendbare Nothwendigkeit ist, daß es in der bürgerlichen Gesellschaft Hohe und Niedere, Arme und Reiche giebt, die Niedern und Armen aber die Sehnsucht nach einer Gemeinschaft nicht unterdrücken mögen, in der sie jeden Menschen Bruder nennen, ihre Person Recht und Freiheit findet, ihre Seele aber Friede und Freude: ist es nicht die Kirche Jesu Christi, die allein jene Gefahr abwenden kann? Die allein hat einen König, der spricht: Kommet her zu mir alle, die ihr beladen seid, ich will euch erquicken. Da allein ist das Reich des Friedens, das in der Welt Lüge ist. Da sind Alle frei durch Jesum Christum; Alle gleich, weil Alle Brüder sind. Als einst in Rom eine Kluft sich aufthat, von der man sagte, sie bedeute Rom's Untergang, wenn nicht Einer für Rom sich als Opfer hinein werfe, da sprang Einer für sein Volk hinein und der Abgrund schloß sich. Wer in den Abgrund der Menschheit für die Menschheit

gesprungen ist, das wißt ihr: sein Name ist Jesus Christus. Wenn Der nicht den Abgrund, welcher der bürgerlichen Gesellschaft droht, schließt, wird der Abgrund sie verschlingen. Darum rühmet euch nicht eurer Kraft, die ihr in der Gesellschaft in Macht und Ehren stehet: denn mit eurer Macht ist nichts gethan, ihr seid gar bald verloren. Freuet euch aber, daß es Einen giebt, deß das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit ist. Amen.

Jesus Christus unser Vorbild im Leiden.

Predigt am Sonntag Oculi 1866 über 1 Petr. 2, 21—25.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit euch allen. Amen.

Auf unser Leben zurückblickend müssen wir bekennen, daß Eltern, Lehrer, Meister, Freunde weniger durch das was sie sagten als durch das was sie waren auf uns gewirkt haben. Mächtiger als das Wort wirkt das Beispiel. Die Männer der Vergangenheit, welche Bahn gebrochen haben im Streben der Menschheit nach dem Wahren, Guten, Schönen, werden immer von Neuem lebendig in den Seelen derer, die nach demselben Ziele streben. Denn nicht für die Schule, sondern für das Leben sollen wir lernen. Die Begeisterung, welche den Jüngling erfaßt, wenn er jene Vorbilder betrachtet, soll im Leben sich als Geist und Kraft beweisen. Was aber all jene Männer erstrebt haben, das ist in Jesu Christo Wirklichkeit geworden. Was er gelehrt hat, das war das Reich Gottes neuen Bundes. Dieses Reiches Mittelpunkt aber ist Er selbst. Was Jesus gelehrt hat, ist aller Wahrheiten Wahrheit, weil er selbst die Wahrheit war. Wunderbares hat Jesus Christus vollbracht. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium verkündet. Aber das Wunder der Wunder ist er selbst, das Wort, das Fleisch ward. Den Willen Gottes hat Jesus Christus vollbracht in Gesinnung, Wort, That, Kampf, Leiden, Tod. Was er aber gelebt hat, ist das Vorbild aller Menschen, weil Christus selbst das Urbild der Menschheit war, des Menschen Sohn in des Wortes einzigem Sinne. Seitdem er von der Erde geschieden ist, sind viele Tausende, ja Mil-

lionen nach dem heiligen Lande gezogen, um seinen irdischen Fußtapfen nachzuwandeln. Aber der Herr ist nicht im irdischen, sondern im himmlischen Jerusalem. Im Abendlande werden in der Osterzeit viele Christen nach Rom ziehen, um Christum anzubeten über dem Grabe seines Jüngers Petrus. Ganz Rom ist ein reichgeschmücktes Grab der Vergangenheit. Und dieß Grab ruht auf Gräbern, die in ungeheurer Ausdehnung unter der Erde sich hinziehen. Da liegen die Gebeine Vieler, welche Jesum Christum lebend und sterbend bekannt haben. Die Palmen, die wir dort auf Gräbern sehen, sind nicht mit Gold und Silber, sondern mit Blut erkauft. Rede nicht von der Aufregung dieser Zeit. Als einst ein heidnischer Vater sich alle erdenkbare Mühe gab, seine Tochter, eine junge Frau, die um ihres Glaubens willen im Gefängniß war, zur Verleugnung Christi zu bewegen, hob dieselbe stillschweigend ein Gefäß auf und sagte: Kann ich dieß anders als ein Gefäß nennen? Nun so muß ich, die ich Christin bin, mich auch Christin nennen. Dieß Wort aber: Ich bin eine Christin, brachte ihr den Tod unter den Zähnen der wilden Thiere. Besser als es Worte vermögen, bezeugen diese Gebeine, daß es einen Glauben gegeben hat, welcher Jesum Christum bis in den Tod bekannt hat. Von dieser Pflicht nun, den Gekreuzigten im Kreuze des Lebens zu bekennen, handelt unser heutiger Text, welcher aufgezeichnet ist:

1 Petr. 2, 21—25.

Denn dazu seid ihr berufen, sintemal auch Christus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen; welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden; welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte; er stellete es aber dem heim, der da recht richtet; welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben; durch welches Wunden ihr seid heil geworden. Denn ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun bekehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.

An die auserwählten Fremdlinge in der Zerstreuung ist der erste Brief Petri gerichtet. Das sind wir ja Alle. Der Christ nennt, wie es einer der ältesten Väter ausgedrückt hat, jedes fremde Land sein Vaterland und sein Vaterland ein fremdes Land. Pilgrime und Gäste sind wir, welche nach der himmlischen Heimath ziehen. Die Christen nun, an welche Petrus schreibt, waren damals in vielen Anfechtungen. Sie mußten leiden nicht bloß als Menschen, son-

dern als Christen. Sie wurden um ihres Glaubens willen von Juden und Heiden gehaßt. Diesen angefochtenen Christen der Zerstreuung hält nun Petrus vor, daß das Leben der Christen ein Wandel in den Wegen Gottes nach dem himmlischen Ziele sei, welches mit Christo einst kommen werde. Heilig muß ein Christ sein nach dem Vater, der heilig ist, nach dem Sohne, welcher uns durch sein Blut von der Macht des Bösen erlöst hat, nach dem Geiste, der uns durch das Wort wiedergeboren hat. Diese allgemeine Forderung wendet nun der Apostel auf die Christen aller Verhältnisse und Stände an. Liebe Brüder, ich ermahne euch als die Fremdlinge und Pilger, führet einen guten Wandel unter den Heiden. Insonderheit ermahnt er die christlichen Sklaven. Wie der Christ aller menschlichen Ordnung unterthänig sein soll, so soll der Sklave seinem Herrn gehorchen, und zwar nicht bloß dem gütigen, sondern auch dem wunderlichen. Um der eigenen Missethat willen zu leiden, das ist kein Ruhm. Aber um des Gewissens willen zu leiden, das ist Gnade. Zu solchen Leiden seid ihr berufen als Jünger und Nachfolger dessen, der unschuldig gelitten hat für die Schuldigen und unsere Sünden am Holze getragen. Und so laßt uns denn nach Anleitung unseres Textes heute betrachten:

Jesum Christum als unser Vorbild im Leiden,

indem wir an und von ihm lernen

erstlich daß wir leiden sollen,
zweitens wie wir leiden sollen.

1.

Daß wir leiden sollen, sagt uns Christus unser Vorbild zuerst.

Ehe Jesus in sein Eigenthum kam, hatte die Weissagung des alten Bundes schon sein Bild entworfen. Gott thut ja nichts im alten Bunde, wie Micha sagt, ohne sein Geheimniß den Propheten zu verkünden. Da nun Gott die Wege des alten Bundes zu Christo leitete, so mußte aus diesen Wegen ein immer deutlicheres, tieferes und wahreres Bild entstehen. Der sterbende Jakob weissagt einen Friedefürsten, Moses einen Propheten wie sich, David einen König zur Rechten Gottes, die Propheten aber, die Männer des Geistes,

einen Mann, in dem sich wunderbarlich Alles vereinen werde, was im Alten Testamente ein Bild zukünftiger Erfüllung war. Nicht eher aber konnte der Verheißene kommen, als das Volk der Verheißung ganz die Tiefe seiner Sünde, den Ernst der Gerichte Gottes und die Nichtigkeit aller irdischen Stützen erkannt hatte. Je mehr aber diese Erkenntniß wuchs, desto mehr mußte das Bild des Messias irdische Leidensgestalt annehmen. Aus dem kleinen Bethlehem wird er kommen, Wüstenspeise wird er essen, in Galiläa, dem Lande das im Finstern sitzet, wird er aufgehen wie ein Licht, auf dem unscheinbaren, friedlichen Esel wird er einziehen, ein Mann der Demuth und des Friedens, ohne Gestalt und Schöne, der verachtetste aller Menschen wird er unsere Strafe tragen, wie ein Lamm, und neben Kindern der Welt begraben werden. Andächtige Christen, wir wissen Alle, daß der Messias zuerst in Knechtsgestalt erschienen ist, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, und harren seiner Wiederkunft als Richter der Welt, als König eines Reiches ohne Ende. Kein Zeitalter hat es aber tiefer erfahren, daß Jesus Christus der Gekreuzigte seinen Jüngern das Kreuz bringt, als die Kirche der Verfolgungszeiten, deren Bild uns jene unterirdischen Katakomben darstellen. Und so konnte sich denn diese Kreuzeszeit Jesum auch nicht anders vorstellen denn ohne Gestalt und Schöne, den Mann der Schmerzen und Wunden. Als die Kirche aber freier aufathmete, da hellte sich ihr auch das Antlitz Christi auf und er stand vor ihr in der milden, hohen, leuchtenden Gestalt, in welcher wir von Jugend auf gewöhnt sind ihn uns zu denken. Als Luther in seiner Jugend unter der schweren Zucht seiner Eltern und Lehrer stand und dann unter dem Drucke innerer und äußerer Anfechtungen, da bekannte er selbst, sich Jesum nie anders vorgestellt zu haben denn als den unerbittlichen Weltrichter. Als er aber im Glauben den Frieden seiner Seele gefunden hatte, da wandelte sich das Bild des Weltrichters in das Bild des Gekreuzigten, so daß als er einst in einem Gesichte Jesum Christum im Glanze des Weltregenten sah ohne das Kreuz, er eine Erscheinung des Satans erkannte, der sich in einen Engel des Lichts verkleidete.

In welcher Gestalt, so frage ich nun den Einzelnen, erscheint denn Dir Jesus Christus?

So lange das Herz auf Erden schlägt, so lange strebt es nach Glück. Wo es aber sein Glück sucht, da ist auch sein Höchstes. Wo

euer Schatz ist, da ist euer Herz. Nun will ich nicht von denen reden, die das Glück des Lebens in Wollust, Geld und Ruhm suchen, obwohl wir uns Alle können gesagt sein lassen das Wort des edlen Boten

Hau deinen Götzen muthig um,
Es sei Geld, Wollust oder Ruhm!

Aber auch die Besseren haben in den Zeiten des Suchens und Wanderns eine Neigung gehabt, das Höchste in einzelnen Menschen zu finden, sie mochten nun den Kreisen der Familie oder der Liebe und Freundschaft oder der Kunst und Wissenschaft oder des öffentlichen Lebens angehören. Aber Alle haben erfahren oder werden erfahren, daß auf die Länge die Wirklichkeit nicht zu dem stimmen will, was das Herz in sie legte. Solche Enttäuschungen gehören zu den schwersten Erfahrungen des Lebens. Aber sie müssen kommen, wenn der Mensch zur Wahrheit kommen soll. Wir sollen eben aus keinem Menschen den Heiland unseres Lebens machen. Aber Viele, die dieß zugeben werden, können sich doch in den Heiland wie er war nicht finden, weil sie die Höhen der Menschheit wo anders suchen. Dahin stellen sie bald die Männer der Kunst, die den Widerstreit des Lebens in Harmonie auflösen, bald die Männer der Wissenschaft, die die Erscheinungen der Welt in ewige Gedanken erheben, bald die Männer der That, welche in ihrem Stande, ihrer Stadt, ihrem Lande eine tüchtige Wirksamkeit entwickeln, bald die Männer des Friedens, die fern vom Treiben der Welt ein geruhiges Stillleben führen, bald die Männer der Welt, die es verstehen, in vielfachem Verkehr mit Menschen aller Stände Gewandtheit und Charakter zu verbinden. Das Alles war Jesus nicht. Und so ist er auch nicht der Mann ihres Lebens und Strebens. Sie erheben seine Lehre, seinen Charakter, sie würdigen seine weltgeschichtliche Sendung und sehen in ihm gern einen religiösen Genius. Näher stehen Jesu Christo schon die, welche das, was sie für das Höchste halten, Jesu Christo ein- und unterlegen. Sie sehen in ihm das Ideal der Menschheit, den Mann, der zuerst unter allen Menschen mit Gott sich völlig eins wußte, die persönliche Vernunft Gottes u. s. w. Aber den Mann in Knechtsgestalt, den Gekreuzigten verstehen sie nicht. Wie Israel erst selbst Leidensgestalt tragen mußte, um die Leidensgestalt des Messias zu verstehen, so führt zu dem Gekreuzigten noch immer nur der Weg des Kreuzes. Der Siegeslauf des Evangeliums in der apostolischen und nachapostolischen Zeit erklärt sich wesentlich

aus dem, was man das Unglück der alten Welt genannt hat, d.h. dem Verfall alles politischen, sittlichen, religiösen Lebens, welches Unglück die Herzen der Menschen für die Religion des Heils erschließen mußte. So sind es denn immer die ernsten Erfahrungen des Lebens, die uns die Heilskraft des Christenthums erkennen lassen. Wenn die Stützen unseres irdischen Daseins wanken, wenn der Tod in unsere Familie greift, wenn wir an uns selbst irre werden, wenn unsere Sünden uns drücken: da tritt zu uns Jesus Christus nicht im Glanze des Weltherrschers, sondern in der stillen, gebrochenen, bittenden Gestalt des Sünderheilandes und spricht zu uns: Komm her zu mir, der du mühselig und beladen bist, ich will dich erquicken. Gieb mir deine Sünden, ich schenke dir meine Gnade. Was irdische Freunde verbindet, das ist nicht Genuß und Ehre, sondern Noth. So lernst du denn auch in der Noth des Lebens erst sagen: Der beste Freund ist in dem Himmel. Freund der Sünder ist er, aber nicht der Sünde. Du kannst nicht sein Freund sein und Freund der Sünde bleiben. Aber die Sünde stirbt nicht so leicht. Das Leben des Christen ist, selbst wenn es nach außen kampflos verlaufen sollte, ein steter Kampf nach innen. Jesus Christus giebt dem, der auf dem Wege des Kreuzes zu ihm kommt, ein Kreuz für sein Leben. Niemand kann sein Jünger sein, denn der nicht sein Kreuz auf sich nimmt. Und, so singen wir ja, der Natur geht es gar sauer ein, sich immerfort in Christi Tod zu finden. Aber Christus ertheilt Jedem, der ihn im wahren Glauben ergriffen hat, den unvertilgbaren Charakter eines Kindes Gottes, eines Erben des Himmels, eines Priesters zu verkündigen die Tugenden dessen, der uns berufen hat von der Finsterniß zum Licht. Aber in dem Grade, in welchem der Christ ein Priester seines Herrn ist, muß er auch die Schmach seines Herrn tragen. Als die Apostel um des Zeugnisses von Christo willen von dem hohen Rathe waren gestäupt worden, gingen sie, so heißt es Ap.-G. 5, 41, fröhlich von des Rathes Angesicht, daß sie würdig gewesen waren um seines Namens willen Schmach zu leiden. Der Apostel Petrus nun, der solche Schmach um des Herrn willen ertragen hatte und der vom Herrn gehört hatte, daß er einst an das Kreuz gegürtet werden würde, redet zu Christen, die um ihres Bekenntnisses willen leiden mußten. Dazu, sagt er ihnen, dazu seid ihr berufen, sintemal auch Christus für uns gelitten hat und hat uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen.

2.

Das Zweite nun, was Christus unser Vorbild im Leiden uns sagt, ist, wie wir leiden sollen.

Die erste Antwort auf die Frage, wie wir nach Christi Vorbild leiden sollen, giebt das Wort V. 22:

> Welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden worden.

Unschuldig sollen wir sein, wenn wir als Christen leiden. Ohne Sünde in Wort und That war Jesus. So Manche, die sich zum evangelischen Glauben, daß Jesus Gottes Sohn war, nicht erheben können, erkennen in ihm doch den einzigen Menschen, der ohne Sünde war. Das aber will viel mehr sagen als sie glauben. Das sicherste Zeichen, daß Christus in uns zunimmt, ist daß wir abnehmen. Wir nehmen aber in dem Grade ab, in welchem wir den Ernst und die Tiefe der Sünde in uns, die Macht der Sünde außer uns erkennen. Wie sich nun in dieser Welt ein Leben entfalten konnte, in welchem nie ein unlauterer Gedanke aufstieg, nie ein Wort die Grenze der Wahrheit überschritt, nie eine Handlung dem Willen Gottes widersprach, das können wir uns schwer vorstellen. Und so steht denn Jesus, wenn er auch nur ein sündloser Mensch war, als ein Wunder in der Menschheit. Und diesen Einzigen, der ohne Sünde war, haben sie an's Kreuz geschlagen. Und warum? Eben weil er ohne Sünde war. Es haßt die Finsterniß das Licht, weil das Licht die Finsterniß straft. Und das ist auch der letzte Grund, weshalb Juden und Heiden die Jünger Jesu in der ersten Zeit mit dem glühendsten Haß bis auf's Blut verfolgt haben. Und dieser Haß dauert noch fort, fort auch in der Christenheit. Freilich leiden die Christen oft und viel um ihrer Sünde willen. Gerade mit seinen Kindern nimmt es Gott am allergenauesten. Hängt aber ein Leiden nicht unmittelbar mit ihrer Sünde zusammen, so bedürfen sie desselben zu ihrer Erziehung. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Aber auch die, welche um ihres Glaubens willen leiden, dürfen nicht vergessen, daß sie oft nicht in der rechten Weise bekannt haben. Gerade Christen, die innerlich noch nicht recht begründet sind, haben oft eine sehr unberufene Art Bekenntniß abzulegen, brechen nicht selten ohne rechten Grund mit den Verhältnissen, in die sie Gott gesetzt hat, stoßen durch schroffe Urtheile ab, treiben Verhältnisse und Personen,

an die sie anknüpfen sollten, zum Gegensatz fort, setzen das Christenthum in Formen, die nicht nöthig sind, und versäumen Pflichten, die nöthig sind u. s. w. Aber was auch Christen im Einzelnen versehen mögen: gewiß ist, daß die Welt Jesum Christum in ihnen haßte. Wohl aber denen, die um ihres Herrn willen leiden. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebles wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es soll euch im Himmel wohl belohnet werden (Matth. 5, 11. 12.).

Die zweite Antwort bietet der folgende Vers (23):

> Welcher nicht wiederschalt da er gescholten ward, nicht drohete da er litte; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet.

Geduldig, gelassen, ohne Gedanken der Rache sollen wir leiden. Andächtige Christen, wenn wir Beleidigungen, Beschimpfungen, Mißhandlungen erfahren, da steigt aus dem erhitzten Blut ein Geist auf, der uns sagt: Räche dich! Beleidigung mit Beleidigung, Mißhandlung mit Mißhandlung zu erwidern, das finden Viele ganz in der Ordnung. Man bewundert wohl die, welche ihre Gegner darin überbieten. Andere verstehen es, bei solchen Erfahrungen die aufsteigende Flamme zurückzuschlagen, aber um sie im Stillen zu nähren und im geeigneten Augenblick desto furchtbarer und zerstörender hevortreten zu lassen. Andere endlich glauben es wenigstens ihrer Ehre schuldig zu sein, eine ihnen widerfahrene Beleidigung zu vergelten. Aber schon die bessere Natur sagt dem Menschen:

> Dürst' nicht nach Rache und nach Blut,
> Vergeben wäre wohl so gut.

Selbst in dem natürlichen Menschen ist ein Geist, welcher höher als den der sich rächt den stellt, welcher vergeben kann. Wer bedenkt, was das empörte Frankreich seinem edlen und unglücklichen König Ludwig XVI angethan hat, der wird es verstehen, was in den Worten seines Testaments liegt: Ich vergebe allen meinen Feinden. So handelt, so stirbt ein Christ. Im Tode ist Wahrheit. Die vielen Blutzeugen, die unter Todesqualen für ihre Feinde noch beteten, von dem ersten an, dem Stephanus, welcher gesteinigt sagte: Herr Jesus, behalte ihnen diese Sünde nicht, die haben gehandelt als Jünger und Nachfolger des treuen und wahrhaftigen Zeugen, der unter den Qualen des Kreuzes und unter den Hohnworten sei-

ner Feinde betete: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

> Der göttliche, der größte Beter
> Fleht liebreich noch für Missethäter,
> Werkzeuge seiner Pein und Schmach:
> Mensch, wenn dich Rach' und Zorn verführen,
> Laß dich durch dieses Beispiel rühren
> Und bete deinem Heiland nach!

Die dritte Antwort liegt endlich in den Worten (V. 24. 25.):

> Welcher unsere Sünde selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holze, auf daß wir der Sünde abgestorben der Gerechtigkeit leben, durch welches Wunden ihr seid heil geworden. Denn ihr waret irrende Schafe; aber ihr seid nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.

Nicht bloß unschuldig, nicht bloß geduldig, sondern für die Sünder hat Jesus gelitten. Und so sollen auch wir für Andere leiden. Das Loos seines Geschlechts tragen muß der Mensch, er mag wollen oder nicht. Die unzähligen Kinder, welche in Jahren, wo von persönlicher Verschuldung noch nicht die Rede sein kann, unter Qualen sterben, bezahlen die Schuld ihres Geschlechtes. Keine Familie, kein Stand, kein Lebensverhältniß, in welchem der Einzelne nicht durch und für Andere leiden müßte. Aber was der Mensch leiden muß, hat nur sittlichen Werth durch die Art wie er leidet. Und darum stellen wir die hoch, welche freiwillig Leiden und Tod übernahmen für die Ihrigen, für das Vaterland, für die leidende Menschheit, für die Wahrheit. Der letzte Krieg, die fürchterliche Seuche des vorigen Jahres haben wieder bewiesen, daß es noch Menschen giebt, die freudig um ihrer Brüder willen ihr Leben preisgeben. Das aber haben sie vollbracht im Aufblick zu Dem, welcher am Kreuze für uns gestorben ist, der Gerechte für die Ungerechten, der Fürst des Lebens für die Kinder des Todes, der Sohn Gottes für eine gefallene Welt. Giebt es noch Christen, die für ihre Brüder sterben können, so giebt es sicher auch Christen, die für Jesum Christum sterben können. Und vielleicht sind die Zeiten nicht allzufern, die solche Opfer fordern. Jedenfalls werden die letzten Zeiten Anfechtungen bringen, in denen selbst Auserwählte in Gefahr kommen zu fallen. Möge Gott unsern schwachen Glauben nicht in Versuchung führen. Möge er uns Allen einen sanften und seligen Tod bescheiden. Amen.

Der Einzug Christi in Jerusalem.

Predigt am Palmsonntage 1864 über Matth. 21, 1—9.

Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn, Hosianna in der Höhe. Amen.

Jesus war Christus d. h. der verheißene Messias. In dem Augenblicke, wo Christus dieß rund und öffentlich aussprach, warf er auf einen feuerhaltigen Boden eine Brandfackel, die entweder ihn oder die zerstören mußte, welche ihn nicht anerkannten. Das Wort: Ich bin der Messias, ist nicht eine Wahrheit, die man ruhig hinnimmt, wie wenn Jemand sagt: Es ist eine Vorsehung, es ist eine Unsterblichkeit, eine Auferstehung. Wenn in diese Stadt ein wirklicher Prophet kommen sollte, von Gott beglaubigt mit Wundergaben, der würde ohne Zweifel alle Bewohner dieser Stadt in zwei Theile theilen: Solche, die ihn anerkennen, und Solche, die ihn verwerfen würden. Wohl möchte man gegenüber der Macht, welche der Unglaube entwickelt, wünschen, daß Gott in solch außerordentlicher Weise seiner Sache Zeugniß gäbe. Aber ich weiß wohl, was die Tieferblickenden einhalten würden. Dazu, würden sie sagen, ist Leipzig noch nicht vorbereitet genug. Es würde so Mancher sich gegen eine Sache entscheiden, der bei allmäliger Entwickelung zuletzt zu derselben durchdringen würde. Dieß ist gewiß richtig geredet. Nun sehet, so war es auch das Werk göttlicher Weisheit und Gnade, daß Jesus Christus nicht plötzlich und öffentlich mit dem Worte auftrat: Ich bin der Messias. Dieß Wort würde Massen angezogen haben, welche ihn nach Art der Massen als König eines glänzenden Weltreiches begrüßt hätten und also nicht für sein Reich waren, und dagegen Viele abgestoßen haben, welche vorbereitet zu

ihm gekommen wären. Jesus Christus ging erziehend zu Werke. Er verfuhr einfach so, daß er die Werke des Messias that, damit die sie sahen und in ein heilsbedürftiges Herz aufnahmen aus ihnen den Messias erkannten. Seine Jünger hatten sich ihm angeschlossen im Bewußtsein den Messias gefunden zu haben. Und doch konnte Jesus, nachdem er lange mit ihnen umgegangen war, ihnen die Frage vorlegen: Wer sagen denn die Leute, daß des Menschen Sohn sei? Und als die Jünger antworteten: Etliche sagen, du seist Johannes der Täufer, Andere, du seist Elias, Etliche, du seist Jeremias oder der Propheten Einer, konnte er sie fragen: Wer sagt denn ihr, daß ich sei? Da antwortete Petrus: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Und Jesus antwortete: Selig bist du Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel. Da sehen wir deutlich, daß Jesus die Seinen von innen heraus finden lassen wollte, daß er der Messias sei. Aber alle erziehende Liebe leitet auf eine Zeit der Entscheidung hin. Und dieser entscheidende Gang war der letzte Gang Christi nach Jerusalem. Auch jetzt spricht er noch nicht rund und öffentlich und laut aus: Ich bin der Messias. Aber er vollbringt Werke der herausforderndsten Art. Vor den Thoren von Jerusalem weckt er Angesichts vieler Juden Lazarus von den Todten auf. Und diese That wirkt auch nach beiden Seiten. Viele der Juden, heißt es, die da sahen was Christus that, glaubten an ihn, Etliche aber von ihnen gingen hin zu den Pharisäern und sagten ihnen, was Christus gethan hätte. Diese aber rathschlagten von dem Tage an, wie sie ihn tödteten. Ganz im Sinne dieses Vorschreitens war es, daß Jesus Christus öffentlich und feierlich in Jerusalem einzog. Das aber ist das Evangelium des heutigen Sonntages als des Palmsonntages, welches aufgezeichnet steht

Matth. 21, 1—9.

Da sie nun nahe bei Jerusalem kamen gen Bethphage an den Oelberg, sandte Jesus seiner Jünger zween, und sprach zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt, und bald werdet ihr eine Eselin finden angebunden, und ein Füllen bei ihr; löset sie auf und führet sie zu mir. Und so euch jemand etwas wird sagen, so sprechet: Der Herr bedarf ihrer; sobald wird er sie euch lassen. Das geschah aber Alles, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Zion: siehe, dein König kommt zu dir sanftmüthig und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselin. Die Jünger gingen hin und thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte; und brachten die Eselin

und das Füllen, und legten ihre Kleider darauf, und setzten ihn darauf. Aber viel Volks breitete die Kleider auf den Weg; die andern hieben Zweige von den Bäumen, und streueten sie auf den Weg. Das Volk aber, das vorging und nachfolgete, schrie und sprach: Hosianna dem Sohne Davids; gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

Der Wunsch, welchen jedes Sonntagsevangelium in einem warmen Christenherzen hervorruft: Nur einmal möchte ich Zeuge gewesen sein solchen Wortes, solcher That, regt sich bei diesem Palmenevangelium mit besonderm Feuer. Die Thatsache dieses Einzuges, in welchem die Geschlechter der Erde leben werden, bis er einst wieder einziehen wird, hat sich in einer flüchtigen Stunde vollbracht. Konnte die unruhige Zeit diese Stunde nicht festhalten? Das nicht. Aber die Thatsache, die sich in dieser Stunde vollbracht hat, ist das Vorbild eines Einzuges, der sich noch immer vollbringt und sich einst vollenden wird. Davon aber laßt uns heute reden.

Der Einzug Christi in Jerusalem ein Vorbild

erstlich seines Einzuges in die Herzen,
zweitens seines Einzuges im Reiche Gottes unter den Völkern,
drittens seines letzten Einzuges.

1.

Ein Vorbild also des Einzuges Christi in die Herzen ist der Einzug Jesu in Jerusalem.

Der Einzug Christi, wie ihn uns die Evangelisten darstellen, ist ein feierliches, freudiges, von einem gewissen Glanze umgebenes Ereigniß. Das sollte er nach der Weissagung Sacharia's sein, welche anhebt: Freue dich, Tochter Jerusalem, und juble, Tochter Zion, siehe dein König kommt. Jesus geht ja nicht wie gewöhnlich seinen stillen Weg zu Fuße, sondern reitet auf einem Esel. Das Volk legt ihm ja Kleider und Zweige auf den Weg und jubelt: Hosianna dem Sohne Davids, gelobt sei der da kommt in dem Namen des Herrn, Hosianna in der Höhe. Aber es ist doch eine wehmüthige Freude, ein gedämpfter Jubel, ein gebrochener Glanz. Er zieht ja nicht nach Art eines einziehenden Königs auf dem Kriegsrosse oder auf dem Triumphwagen ein, sondern auf dem

Esel, dem unscheinbaren Thiere des Friedens. In seinem Antlitz lag nicht das stolze Bewußtsein des Siegers. Sanftmuth und Demuth war der Ausdruck seiner Züge. Und im Auge war eine Thräne über die Stadt, die den Tag ihrer Heimsuchung nicht verstand. Es sind nicht die Häupter Israels, die ihn begrüßen, sondern armes Volk. Und nicht zur stolzen Zinne Davids geht der Weg, sondern zu der Stätte des Kampfes, der Schmach, des Todes. In diesem Einzuge sind also Freude und Schmerz, Herrlichkeit und Niedrigkeit, göttliche Stille und menschlicher Jubel wunderbar gemischt.

So aber zieht Christus noch immer in die Seelen ein. Die Tage, an denen er bei allen Seelen einziehen will mit seinem Worte, die Sonntage in der Woche, die Gedächtnißtage seiner Geburt, seines Todes und seiner Auferstehung, der Geistesausgießung, sie stellen sich auch der äußern Wahrnehmung als Fest- und Freudentage dar. Wie das Volk, das in unserm Texte dem Herrn mit Palmen entgegenzieht, hat an diesen Tagen das christliche Volk Zeit, seine enge Arbeitsstube zu verlassen, aus der Stadt heraus zu gehen in's Freie und Palmen der Freude zu brechen von den Bäumen des Lebens. Der Jubel der Freude schallt oft noch lauter als das Hosianna des Volkes beim Einzuge Christi. Aber er gilt nicht Jesu Christo, sondern der irdischen Freude. Wer zu diesen Schaaren sprechen wollte: Gedenket, wenn ihr jetzt hinauseilt zur auferstehenden Natur, der Auferstehung Dessen, von dem wir singen:

Wenn er nicht erstanden wäre,
Die Welt wäre vergangen,
Weil er denn auferstanden ist,
So laßt uns preisen Jesus Christ —

der würde Spott ernten. Und warum wollen sie denn Jesum nicht? Weil er zu still, zu sanftmüthig ist, der Mann eines Friedens, nicht wie ihn die Welt giebt, der König eines Reiches nicht von dieser Welt. Jedes einzelne Christenleben hat Tage, an denen Christus ganz besonders einziehen will. Das sind die Tage der Taufe, der Confirmation, der Trauung, der letzten Ehre, die man den Seinen bringt. Aber derer, die ihn aufnehmen wollen, sind nur Wenige. Und warum? Sie wollen nicht arm sein mit dem Armen, nicht demüthig mit dem Demüthigen, nicht friedfertig mit dem Friedefürsten. Wenn Gott mit der Posaune des Erzengels den Pharisäern und Schriftgelehrten hätte verkünden lassen: Heute zieht Der

ein, von dem alle Propheten geweissagt haben, und Er nun gekommen wäre umgeben von den Engeln des Himmels mit der Sternenkrone auf dem Haupte und dem Scepter der Macht in der Hand: dann würden die Pharisäer und Schriftgelehrten ihm wohl eine Huldigung gebracht haben in dem Glanze dieser Welt. Aber für den Zimmermannssohn aus Nazareth, den Meister der Fischer und Zöllner, den Arzt der Kranken, den Mann auf dem Esel, den Sanftmüthigen mit der Thräne im Auge hatten sie keine Huldigung, sondern nur Vorwürfe. Der prachtvolle Tempel auf Moria fühlte es nicht, daß der einziehe, von dem der letzte Prophet gesagt hatte: Plötzlich kommt zu seinem Tempel der Herr, und Zion jubelte nicht, als erfüllt ward, was die Psalmen sangen: Machet die Thüre in der Welt hoch, auf daß der König der Ehren einziehe. Es war verborgen vor den Augen Jerusalems, daß sein größter Tag war. So sieht es auch die Welt nicht, wenn Christus wirklich in ein Herz einzieht. Ja das Herz, dem sich Christus naht, ahnt oft selbst nicht, daß diese Stunde die entscheidendste des Lebens ist. Und doch hat der Herr, wenn er in ein Herz einzieht, gewisse Zeichen, an denen man ihn erkennt. Soll Christus in ein menschliches Herz einziehen, so kommt er nicht im felsenzerschmetternden Sturme, sondern im linden Säuseln, nicht im Glanze des Himmelskönigs, sondern in der Gestalt des stillen und demüthigen Friedensmannes, welcher spricht: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Wo Christus kommt, da bringt er allezeit Freude, aber nicht die erregte Freude dieser Welt, sondern die stille Freude des Himmels, den Frieden. Sein Gruß ist: Friede sei mit euch! So lange du noch nicht erkannt hast, daß in diesem Frieden alle Güter dieser Erde ihre himmlische Erfüllung finden, daß der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft, hast du Christum noch nicht erkannt. An dieser Friedensgestalt, an diesem Friedensgruße erkennst du den Herrn. Daß du es aber bist, zu dem er kommt, merkst du, wenn du den Leuten gleichst, welche Jesum Christum empfangen. Es war armes Volk. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das Reich Christi nur für die armen Leute ist. Zunächst ist nur gewiß, daß das Christenthum auch für die armen Leute ist. Das ist ein Gedanke, der den Begüterten, den Gebilde-

ten, den Geistreichen schwerer im Christenthum ist, als sie sagen. Vor Gott soll nur das an und in ihnen gelten, was auch den Aermsten und Elendesten zum Kinde Gottes macht, der Geist Christi. Aber nicht bloß das, sie sollen selbst arm werden, um in Christo reich zu werden. Das heißt nicht, wie es Mancher verstanden hat, daß die Reichen ihre Güter den Armen geben sollen, sondern daß sie geistlich arm werden. Sie sollen im Leben freiwillig werden, was sie einst im Sterben werden müssen: schiffbrüchige Leute, die nur das Leben gerettet haben, um es für Christum zu haben. Sobald du dieß gebrochene Herz hast, dann verstehst du auch den Mann auf dem Esel mit dem gebrochenen Antlitz. Und was that das arme Volk? Es breitet Kleider in den Weg und streuet Palmenzweige. Das Zeichen, daß Christus für dich gekommen ist, ist daß du Alles was du hast opfern kannst ihm zu Ehren, damit Er herrsche, damit sein Reich komme. Nicht ihm selbst freilich kannst du Kleider unterbreiten, aber du weißt ja, daß was du der Geringsten Einem von den Seinen gethan hast, das hast du ihm gethan. Beweise deine Liebe zu Christo in der Liebe zu deinen Brüdern. Wo und wie aber sollst du ihm Palmen streuen? Die Palme ist das Zeichen des Sieges. Wo dir der Herr auf deines Lebens Bahn Kämpfe verordnet, da verwandle sie in Palmen des Sieges, die du dem Herrn darbringst. Daran erkennt man den wahren Christen, daß er Alles was das Leben ihm bringt, für eine Aufgabe ansieht, die Gott ihm stellt, gerade für ihn nothwendig, daß er sie zu Gottes Ehre löse. Er soll nach dem Vorbilde dessen, der in dem daß er litt Gehorsam lernte, Alles was das Leben ihm bringt in Gehorsam werden. Der Gehorsam besteht aber nicht bloß im Thun, sondern auch im Leiden. Die bitterste Stätte auf unserm Lebenswege sind die Gräber. Schmücken wir sie nicht mit Palmen? Was aber sagen die Palmen? Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Die der Macht der Todes unterlegen sind, sind im Glauben Sieger geworden. Und wir, die wir Palmen auf ihre Gräber legen, wir sprechen zu dem, der kommt unsere Liebsten zu sich zu nehmen: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Die Palmen sprachen thatsächlich aus, was der Jubelruf des Volkes in die Worte faßte: Hosianna dem Sohne Davids: gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn. Und dieser Jubelruf erschallt seit achtzehn Jahrhunderten durch die Christenheit. Wenn Jesus Christus im Abend-

mahle einziehen will, da schließt sich an das Dankgebet der Gemeinde ein Lobgesang, in welchen die Engel und Erzengel einstimmen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth: gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn. O wie wird es einst sein, wenn der Sternenschleier, der den Himmel verhüllt, fallen wird und die Erde den Himmel empfangen wird mit den Worten: Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn!

2.

Der Einzug Christi ist zweitens ein Vorbild seines **Einzuges im Reiche Gottes unter den Völkern.**

Es war nicht ein Mann wie andere, der hier einzog, sondern des Menschen Sohn, in und mit dem das Reich kam. Es war das Reich Gottes, das in ihm einzog. Und die Stadt, zu welcher er kam, war nicht eine Stadt wie andere. Es war eines großen Königs Stadt, das Haupt Israels. Aber in dieser Stadt Gottes war die Masse zum Lager des Fürsten dieser Welt geworden. Dieser von Gott gepflanzte und gepflegte Baum hatte nur einige Palmenzweige für den der da kam, der Stamm aber trieb seine Wurzeln in das Reich der Erde, in die Tiefen der Unterwelt. Jesus wußte, daß dieser Baum sein Kreuz werden würde. Aber er wußte auch, daß an diesen Baum die Axt schon gelegt war. Verflucht wer an dem Holze hänget, sagt das Gesetz. Als aber an dem Holz der Heilige Gottes hing, da ging der Fluch auf das Holz über. Ist's am grünen Holz, wie soll's am dürren werden. Und so sehr war Jesus Christus der Mann des Reiches Gottes, daß er bei seinem Einzug nicht für seinen Tod, sondern nur für die Stadt, die ihn verwarf, Thränen hatte. Er sah im Geiste das furchtbare Strafgericht, welches ein Menschenalter nach seinem Tode über Jerusalem hereinbrechen sollte. Aber sein Auge sah noch weiter. Der Abfall und der Fluch dieser Stadt sollte in der Hand Gottes zum Heil der Welt ausschlagen. Untergehen sollte jener Stamm, damit sein Reis in alle Völker der Erde gesenkt würde und also das Reich Gottes zum Weltreich würde.

Der Einzug nun Jesu Christi in Jerusalem ist das Bild seines Einzuges unter den Völkern im Reiche Gottes. Wie aber kommt Jesus Christus zu den Völkern? Nicht auf dem Schlachtroß, nicht auf dem Triumphwagen, sondern still auf dem stillen Thiere des Frie-

dens. Der gewöhnliche Gang der Ausbreitung des Reiches Gottes ist, daß ein oder einige Sendboten kommen, welche kein anderes Schwert haben, als das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Das aber geht so langsam, so geräuschlos, so schwierig, daß die Masse der Weltchristen an dieser Art das Reich Gottes auszubreiten ebenso Anstoß nimmt, als die Pharisäer und Schriftgelehrten an der armen Gestalt Christi und dem Hosianna des Volkes Anstoß nahmen. Da vergehen Jahrhunderte, ohne daß man Frucht sieht. Ueber tausend Jahre hat es gedauert, ehe in Deutschland das Christenthum durchdrang. Aber auch wo das Christenthum festen Boden gefaßt hat, da gleicht seine ganze äußere Erscheinung noch sehr dem demüthigen Mann auf dem Esel, den armes Volk begrüßte. Man sieht das Reich Christi. Man weiß, wohin die Thürme deuten, man hört den Ruf der Glocken und weiß wohin sie rufen; man kann bei Geburt, Trauung und Tod die Kirche nicht umgehen; man hört von den religiösen Bewegungen der Zeit; man weiß, daß für die Sache des Glaubens große Opfer gebracht werden; man hat auch wohl von so Manchem, den man vorzugsweise Christ nennt, einen guten Eindruck. Aber alle diese Erscheinungen sind für den natürlichen Menschen nicht mächtig genug, um ihm einen entscheidenden Eindruck zu machen. Natürlich ist eben der Mensch, in welchem die irdische Natur die Herrschaft hat. In wem aber diese Natur, das Fleisch, herrscht, der hält sich auch an das was man sehen, schmecken, einstreichen kann, an das was in der öffentlichen Meinung gilt, an das was eine Zeitmacht ist. Die ganze Welt des Glaubens aber erscheint ihm als eine zweifelhafte Sache, an welche das Sichere zu setzen ihm die größte Thorheit ist. Und wirklich hat ja die äußere Gestalt des Reiches Gottes vielfach den Schein des Zweifelhaften. Es giebt in der Religion so viel Konfessionen, Sekten, Richtungen, Gegensätze; man hört über die Vertreter des christlichen Glaubens so oft ungünstige Urtheile; die christlichen Glaubenssätze bieten auch dem redlichen Suchen nach Wahrheit so viele Schwierigkeiten: kurz, die welche Gründe suchen für ihren Unglauben, finden sie ohne Schwierigkeit. Die Kirche Christi ist noch immer so unscheinbar als die Gestalt des einziehenden Herrn. Was das arme Volk sah, des Zimmermanns Sohn auf dem Esel, das war es doch wahrlich nicht was sie rufen hieß: Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn. Es war das Auge

des Glaubens, welches sie in ihm den Messias erkennen ließ. So mußt auch du das Reich des Glaubens mit Augen des Glaubens ansehen, um seine wahre Gestalt zu erkennen.

Was der äußere Sinn jetzt draußen wahrnimmt, die winterlichen Stürme, den kalten und harten Boden, die entlaubten Bäume —: es scheinen nur Trümmer zu sein eines untergegangenen Frühelebens. Und doch weht in der Luft schon der Hauch des Frühlings, und im Schooß der Erde walten neue Kräfte, in den Bäumen wirkt ein Leben, das bald Blätter und Blüthen treiben wird. So scheinen auch die äußeren Formen der Kirche nur die Trümmer einer großen Vergangenheit zu sein. Aber für die, welche das Evangelium als eine Kraft Gottes erfahren haben, walten in allen diesen Gestalten der Kirche die Frühlingskräfte des ewigen Lebens.

3.

Der Einzug Christi in Jerusalem ist endlich ein Vorbild seines letzten Einzuges.

Nicht zum Gericht zog Jesus Christus in Jerusalem ein, sondern um selbst gerichtet zu werden. Und doch brachte er ein Gericht. Er schied eben, wie wir oben sahen, Jerusalem in zwei Theile. Die sich aber gegen ihn entschieden, indem sie sprachen: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder, die bereiteten Jerusalem das Gericht, das noch dieselbe Generation treffen sollte. Als Jesus Christus aber von den Hohenpriestern gerichtet ward, weil er sich den Sohn Gottes genannt hatte, da verwies er, der Gerichtete, auf seine Zukunft als Richter, da er kommen werde mit den Wolken des Himmels.

Jetzt in der Zeit kommt Christus in Wort und Sakrament. Wort und Sakrament aber haben eine scheidende und richtende Kraft. Wem das Wort nicht ein Geruch des Lebens zum Leben ist, dem ist es ein Geruch des Todes zum Tode. Wer den Leib Christi unwürdig empfängt, der isset und trinket ihm selbst das Gericht, darum daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn. Lasset darum uns richten durch Christi Wort, damit wir nicht gerichtet werden. Ein Tag wird kommen für Jeden, der von Christo gehört hat, wo das Wort Christi ihn richten wird: es ist der letzte Tag des Lebens. Wenn der Tod Alles von der Seele ablöst was nicht Seele ist, da erkennt die Seele wenigstens, daß wahr ist was

im Leben ihr von Christo gesagt worden ist. Es ist doch nicht zu viel zugemuthet, wenn man Jemanden auffordert, einmal an das zu denken, was unter allen Umständen einst kommen wird, an sein Ende. Das ist kein Gegenstand des Glaubens, sondern des Wissens. Wohin es geht, das ist freilich Sache des Glaubens. Was aber gewiß ist, ist, daß wenn es einst mit dir zu Ende geht, du nicht wünschen wirst, in's Nichts zu versinken, nicht wünschen in das Reich des ewigen Todes zu gehen, sondern zum Leben. Und was das Leben ist, ist dir gesagt worden und wird dir heute abermals gesagt: Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Zur Zeit der Mitternacht geweckt zu werden, um eine Schreckensbotschaft zu hören, das ist schwer. Aber wehe dem, welchem der Ruf um Mitternacht: Christus kommt, Schreckensbotschaft ist. Wohl aber dem Knechte, der bereit ist, wenn sein Herr kommt.

Er kommt zum Weltgerichte
Zum Fluch dem, der ihm flucht:
Mit Gnad' und süßem Lichte
Dem der ihn liebt und sucht.
Ach komm, ach komm, o Sonne,
Und hol' uns allzumal
Zum ew'gen Licht und Wonne
In deinen Freudensaal.

Amen.

Der christliche Glaube ist der Glaube der Wahrheit.

Predigt am Sonntage Quasimodogeniti 1865 über Joh. 20, 24—29.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit euch allen. Amen.

Jeder Christ geht seinen eigenen Glaubensweg. Indeß ist in den Glaubenswegen der Christen dieser Zeit eine gewisse Regel, die eben ihren Grund in der Zeit hat. Wir können in den Wegen der meisten Christen dieser Zeit drei Stufen unterscheiden: die Stufe der Jugend, der Wanderjahre, des gereiften Alters. In der Jugend giebt sich der Mensch im kindlichen Glauben dem hin, was er in der Familie, in der Schule, in der Kirche gelernt hat. Wie er mit allen Dingen in der Welt in gutem Einvernehmen steht, ist er auch mit seinem Gott in Frieden. Er hat ein kindliches Zutrauen zu Gott, denkt mit Achtung und Dankbarkeit der Lehrer, die ihm das Wort verkündet haben, sieht den Glauben am liebsten in der Gestalt des Schönen und gründet auf seinen Gott die Hoffnung einer glücklichen Zukunft. Nun aber kommen die Wanderjahre, in denen der Mensch sich in das große, reiche Leben der Menschheit wirft, um sich eine dauernde und wo möglich bedeutende Zukunft zu erobern. Da erfaßt den empfänglichen Jüngling in allen Verhältnissen, in die er tritt, die Schwerkraft der Welt. Freunde bieten ihm die Hand, die nie vom Glauben reden. Er sucht in Kunst und Wissenschaft das Ziel irdischer Meisterschaft, doch nicht den himmlischen Meister. Das mächtige Streben der Zeit, im Namen der Freiheit und des Fortschritts die Bande zu lösen, welche Familie, Stand, Staat, Bildung u. s. w. mit dem Christenthum verbinden, ergreift auch ihn. Abzuthun das Alte, um durch eigene Kraft ein Neues zu

erbauen, das ist ja, was die Jugend allezeit gesucht hat. Der Unglaube tritt zu ihm in der Gestalt höchster Bildung, glänzender Weltlichkeit, blendenden Geistesschimmers. Die Männer des Glaubens werden als geistige Schwächlinge, als die gedungenen Satelliten des Rückschrittes, als die Knechte des überlieferten Buchstabens dargestellt. Die Massen, der Zug der Zeit, das fortrollende Rad der Geschichte seien nun einmal gegen sie. Und so treten denn Viele aus den Wanderjahren schiffbrüchig im Glauben in die Zeiten des gereiften Mannesalters. Wirken will der Jüngling, wirken will der Mann. Der Jüngling sucht im Wirken was glänzt, der Mann aber was dauert. Wer aber das Dauernde sucht, der kann das Ewige nicht umgehen. Ein Mann, der für Kinder zu sorgen hat, will ihnen doch nicht bloß Geld und Gut hinterlassen, sondern ihnen auch einen Halt geben, der sie aufrecht hält im Gewühl dieser Welt. Es hält aber nun einmal nichts, was nicht in Gott eingesenkt ist. Der gereifte Mann, der sich nicht blenden läßt durch geistige Schaumgerichte und ideales Flittergold, sondern die Realitäten des Lebens sucht, begehrt auch einen Glauben, der die Beweisung des Geistes und der Kraft hat. Vor Allem aber sind es die schweren Erfahrungen des Lebens, die ihn einen Blick thun lassen in die Nichtigkeit alles menschlichen Lebens, und ebensomit in die Wahrheit des Lebens, das da aufgeht wenn das Irdische vergeht. Wo nun Gott solch ein männliches Streben nach dem wahren Glauben zum Ziele führt, da entsteht ein durch die Prüfung hindurchgegangener, ein wahrhaft begründeter Glaube, ein Glaube der mit der Wahrheit Hand in Hand geht. Diese drei Stufen entsprechen nun den drei letzten Jahrhunderten. Das 17. Jahrhundert war das Zeitalter des Glaubens, der sich an die Ueberlieferung hielt, das Zeitalter der Rechtgläubigkeit. Das 18. Jahrhundert war das Zeitalter des Zweifels, der Zersetzung, der Revolution. Das 19. Jahrhundert aber ist das Zeitalter der Rückkehr zum Glauben, aber einer geprüften, begründeten, vermittelten Rückkehr. An das Recht aber eines begründeten Glaubens weist uns der heutige Text, welcher aufgezeichnet ist

Joh. 20, 24—29.

Thomas aber, der Zwölfen einer, der da heißt Zwilling, war nicht bei ihnen, da Jesus kam. Da sagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die

Nägelmale, und lege meinen Finger in die Nägelmale, und lege meine Hand in seine Seite, will ich es nicht glauben. Und über acht Tage waren abermals seine Jünger darinnen und Thomas mit ihnen. Kommt Jesus, da die Thüren verschlossen waren, und tritt mitten ein und spricht: Friede sei mit euch! Darnach spricht er zu Thoma: Reiche deinen Finger her und siehe meine Hände; und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Spricht Jesus zu ihm: Dieweil du mich gesehen hast, Thoma, so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben.

Unzweifelhaft hatte Thomas, der Jünger Jesu, Glauben. Aber er war eine Natur, die zum Zweifel neigte und denselben ehrlich aussprach. Als Jesus Christus, zu dem kranken Lazarus in Bethanien gerufen, blieb, nachdem derselbe aber todt war, aufbrach nach dieser gefährlichen Nähe von Jerusalem, vermochte Thomas in diesem Gange, den er nicht verstand, nur einen Gang des Todes zu sehen und sprach: Lasset uns mitziehen und mit ihm sterben. Es liegt in diesen Worten ehrlicher Zweifel, aber auch ehrliche Treue. Als Jesus nach seiner Art zu Fragen auffordernd sprach: Wo ich hingehe, wißt ihr und den Weg wisset ihr auch, war es wieder Thomas, der offen bekannte: Herr, wir wissen nicht wo du hingehest, wie können wir den Weg wissen. Thomas wollte, wo Andere sich mit dunkler Ahnung begnügten, lieber offen sagen: Ich weiß es nicht, um ein desto entschiedeneres Wort Christi hervorzurufen. Es liegt in der Art solcher kritischer Naturen, ihren eigenen Weg zu gehen. Als daher Jesus Christus am Tage seiner Auferstehung Abends den Jüngern bei verschlossenen Thüren erschien, war er nicht gegenwärtig. Daß ihm die Auferstehung des Herrn nicht gleich einleuchtete, darf uns freilich nicht Wunder nehmen, da auch die übrigen Jünger die erste Kunde davon für ein Mährchen erklärten. Aber das Zeugniß seiner Mitapostel hätte wohl in seiner Seele die Ahnung beleben müssen, daß das Kreuz nicht das Ende des Messias sein könne; das Zeugniß des alten Bundes, welches Christus den Jüngern von Emmaus vorgehalten hatte, indem er sie Thoren und trägen Herzens nannte; vor Allem die Weissagung Christi. Aber die Stimme des Zweifels war doch noch mächtiger in seiner Seele, als diese Stimmen des Zeugnisses. Es sei denn, daß ich in seinen Händen *sehe* die Nägelmale und *lege meinen Finger* in die Nägelmale und *lege meine Hand* in seine Seite, will ich es nicht glauben. Der Wunsch, von einer sol-

chen Thatsache Augenzeuge zu sein, lag allerdings einem apostolischen Zeugen nahe. Aber er hätte seinen Mitaposteln glauben und die Erfüllung seines Wunsches dem Herrn überlassen sollen. Der Herr würde auch ihm erschienen sein. Als er nun erschien, und ihm nicht allein, sondern allen Jüngern, da konnte Thomas nicht mehr zweifeln. Jesus Christus aber geht ihn zu überführen liebevoll auf sein Begehren ein. Reiche deine Finger her und siehe meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas zweifelte nicht, um zu zweifeln. Seinem Zweifel lag das ernste Streben nach Gewißheit der Wahrheit und nach einer höhern Offenbarung der Wahrheit zu Grunde. Ueberwältigt nun von der Macht der Wahrheit, von der Macht der herablassenden Liebe, und vor Allem von der Macht der göttlichen Herrlichkeit Christi fällt er zu Christi Füßen mit dem Bekenntniß: Mein Herr und mein Gott. Aus dem Jünger des Zweifels ist ein Jünger des gläubigen Bekenntnisses geworden. Er ist der erste Jünger, welcher Jesum Christum Gott nennt und als Gott anbetet. Der Herr erkennt seinen Glauben an, fügt aber hinzu: Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben.

Versuche ich nun die Summe dieser evangelischen Thatsache zu ziehen, so kann ich sie in die Worte fassen: Die Auferstehung Jesu Christi ist nicht die Aussage eines urtheillosen Phantasieglaubens, sondern Thatsache der Wahrheit, die sich dem stärksten Anspruch des Gewißheit suchenden Zweifels bewährt hat. Glaube der Wahrheit ist der christliche Glaube. Bei diesem Gedanken lasset uns heute verweilen:

Glaube der Wahrheit ist der christliche Glaube.

1.

Glaube der Wahrheit ist der christliche Glaube zuerst, weil der christliche Glaube das Bewußtsein der Wahrheit ist.

Eine nicht geringe Zahl unserer Gebildeten hält den Glauben für eine liebenswürdige Schwäche des Geistes, Menschen eigen, die anstatt mit scharfem Verstand und thatkräftigem Willen auf das wirkliche Leben einzugehen, sich in einem idealen Jenseits bewegen, das sie mit schönen Gefühlen und anmuthigen Bildern ausstatten. Der Mensch, meinen sie, glaube eben was er gern wolle. Ich will

nicht in Abrede stellen, daß wir im Leben etwas glauben können, mit dem es uns nicht Ernst ist. Man kann sich etwa, die Lust eines Abends zu würzen, vorübergehend dem Glauben an Geistererscheinungen hingeben. Allein selbst das kann nur, wer einen gewissen Sinn für diese Welt hat. Und von Dauer ist solcher Phantasieglaube nicht. Auf die Dauer glauben kann man selbst in rein menschlichen Dingen nicht was man will, sondern nur was man kann und muß. Ein Mensch z. B., der mißtrauisch und schwermüthig in schweren Verhältnissen sich bewegt, der kann nicht wenn und wie er will Glauben an den guten Geist der Menschheit fassen. Was nun schon von menschlichem Glauben gilt, das gilt im höchsten Maße vom religiösen Glauben. Wohl giebt es auch in der Religion einen Phantasieglauben. Das Heidenthum ist ja der Beweis dafür. Es würde aber vollkommen unbegreiflich sein, wie Bildungsvölker sich dem Glauben an jene fabelhaften Götter so lange hätten hingeben können, wenn nicht dieser Aberglaube seinen Halt in dem unverwüstlichen Zuge zum Glauben in der Menschheit gehabt hätte. Was sie in ihrem Aberglauben suchten, war der Glaube, und was sie in den falschen Göttern suchten, der wahre Gott. Der religiöse Glaube ist schon nach der Sprache des alten und neuen Testamentes eine Ueberzeugung, der man sich hingiebt. Der Glaube, sagt der Brief an die Hebräer, ist eine gewisse Zuversicht dessen was man hoffet und nicht zweifelt an dem was man nicht siehet. Das deutsche Wort Glaube bedeutet eine Ueberzeugung, für die man mit seiner ganzen Person einsteht. Seine Person kann aber ein Mensch nur für das einsetzen, was er für wahr hält. Mit dem religiösen Glauben ist also unzerreißbar das Bewußtsein der Wahrheit verbunden. Es hat noch Niemand ernstlich an Gott geglaubt, der nicht in Gott das wahre Sein und in der Gemeinschaft mit ihm das wahre Leben erkannt hat. Nicht ein Werk der Willkür, das man thun und lassen kann, sondern ein unzerstörbares Eigenthum unseres Geistes ist der Glaube. Wie der Körper nach dem Mittelpunkt der Erde, wie der Magnet nach Norden, wie das Auge nach dem Lichte, wie die Vögel im Herbst nach dem Süden streben, so ist uns Allen ein Zug zu Gott angeboren, den man abstumpfen, betäuben, einschließen, aber nicht aufheben kann. Wer je die Entwickelung eines Kindes betrachtet hat, der weiß, daß lange ehe das Kind auch nur den Begriff Gottes fassen kann das Wort von Gott in

dem Boden seines Gemüthes Wurzel faßt. Und bei weitem die meisten, welche Religion haben, glauben an Gott, ohne diesen Glauben mit dem Gedanken begründen zu können. Wer mit dem lebendigen Gott in einem lebendigen Verhältnisse steht, hat eben den Beweis des Lebens. Was aber das Leben fordert, das beweist sich dem denkenden Geiste als Wahrheit. Aus der Gesammtheit des Wissens, wie sie die deutschen Universitäten vertreten, wie sie insonderheit auch diese Universität seit fünfthalb Jahrhunderten würdig vertreten hat, steigt als Opfer das Bekenntniß auf: Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge.

Was man aber dem allgemeinen religiösen Glauben gern zugiebt, das räumt man minder leicht dem christlichen Glauben zu. Wenn der allgemeine Glaube Gott überhaupt zum Inhalt hat, so der christliche den Gott, wie er in Christo offenbar geworden ist. Ich bin mit meinem Gott durch Christum meinen Heiland versöhnt: das ist das Bekenntniß des Christen. Der Christ sinkt zu Jesu Füßen mit den Worten: Mein Herr und mein Gott. Dieß Bekenntniß ist bei dem Christen Thatsache des Lebens. Es giebt Momente im Leben, wo Alles was an dem Menschen Schein ist sich löst. Wenn es zum Tode geht, wenn die Wärme des Lebens verschwindet, wenn es aus ist mit Gefühlen und Phantasien, mit Gedanken und Willensvorsätzen, wenn unter der zersetzenden Macht des Todes sich Alles auflöst, was nicht zum unzerstörbaren Selbst des Menschen gehört, da hält sich der Christ mit der letzten Kraft des untergehenden Lebens noch an seinen Christus:

Laß vergehen das Gesicht,
Hören, Schmecken, Fühlen weichen,
Laß das letzte Tageslicht
Mich auf dieser Welt erreichen,
Wenn mein Herz im Tode bricht,
Meinen Jesum laß ich nicht.

Was der Mensch nun in diesem letzten, wahrsten, das ganze Leben in sich zusammenfassenden Augenblicke ergreift, das erklärt er ebensomit stärker als er es mit Siegel, Unterschrift und Eid thun könnte, für wahr. Es giebt kein stärkeres Zeugniß für die Wahrheit meiner religiösen Ueberzeugung, als wenn ich mein Leben an dieselbe setze. Das beweist freilich nicht, daß der Inhalt meiner Ueberzeugung wahr ist, wohl aber, daß ich dieselbe mit aller Kraft meiner Seele für wahr halte.

2.

Glaube der Wahrheit ist der christliche Glaube zweitens, weil er die Wahrheit zum Inhalt hat.

An Gott glauben alle Religionen. Das Eigenthümliche, das Wesentliche des Christenthums liegt in dem Glauben an Jesum Christum. Christus ist das Wesentliche des christlichen Glaubens. Ist aber dieß Wesentliche Wahrheit? In früheren Zeiten haben Unzählige an Jesum Christum geglaubt, indem sie an dem Evangelium gar nicht zweifelten, aber auch nicht mit der vollen Ueberzeugung der Wahrheit hingen. Der Zweifel aber, den das vorige Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, geboren, hat in dem Grade, in welchem der Glaube sich neubelebt hat, auch an Kraft und Entschiedenheit gewonnen. Welche zerstörende Wirkung er gehabt hat, darf ich nicht sagen. Der Gott aber, welcher allezeit den Tod in den Sieg verschlingt, hat die Kraft des Zweifels dem Glauben zu Gute kommen lassen, indem er den vom Zweifel angefochtenen Glauben genöthigt hat, mit der Wahrheit größeren Ernst zu machen. Was der Unglaube im letzten Grunde angestrebt hat, ist Jesum aus der Geschichte herauszunehmen. Ist dieß möglich? Ganz nicht. Auch die verwegensten Kritiker haben die Thatsache, daß Jesus Christus gelebt, gelehrt, gelitten hat, nicht erschüttern können. Das mögen nur Thoren und Unsinnige behaupten. Allein ein Mensch, von dem man nur weiß, daß er gelebt, gelehrt und gelitten hat, ist nicht Gegenstand des christlichen Glaubens. Worum es sich handelt, ist: ob was das Evangelium von ihm aussagt, geschichtliche Wahrheit ist oder nicht. Es fragt sich, ob Jesus Christus der Messias war, als Messias der Sohn Gottes wie der Sohn des Menschen, um unsrer Sünde willen gestorben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten. Nicht was an Christo menschlich ist, sondern was an Christo göttlich ist, kann Gegenstand des Glaubens sein. Ist dieser göttliche Kern des Lebens Jesu geschichtliche Wahrheit oder nicht? Das ist die Frage. Nach der Meinung der ungläubigen Forschung nun ist dieß Wunderbare, Uebernatürliche, Göttliche im Leben Jesu ein Erzeugniß des dichtenden Glaubens, der religiösen Sage, gleich den vielen Sagen anderer Reli-

gionen. Daß auf dem Boden der Religion Sagen entstehen, habe ich schon zugestanden. Wir haben aber schon gesehen, daß der christliche Glaube seinem innersten Wesen nach nicht ein Phantasieglaube ist, sondern Ueberzeugung der Wahrheit. Schlagender kann dieß nirgends ausgesprochen sein als in der Auferstehungsgeschichte Jesu Christi. So entfernt waren die Jünger, ihren Meister mit einem Gewande von Sagen zu umgeben, daß sie die erste Kunde von der Auferstehung für ein Mährchen hielten, das sie zurückwiesen. Thomas aber forderte einen Beweis, wie ihn der ungläubigste Kritiker nicht stärker fordern kann: er will den Auferstandenen nicht bloß sehen, sondern betasten. Ist das ein Glaube, der sich kindlich der Phantasie hingiebt? Noch hat Niemand gewagt in Zweifel zu ziehen, daß der Apostel Paulus den ersten Brief an die Korinther geschrieben hat. Dort aber bezeugt er, daß Christus nicht bloß den Zwölfen, nicht bloß allen Aposteln, sondern fünfhundert Brüdern auf einmal, zuletzt aber ihm selbst erschienen sei. Das ist ein Zeugniß, welches kein Zweifel erschüttern kann. Die Windungen, welche die ungläubige Forschung machen muß, um dieß ungeheure Zeugniß zu entkräften, sind der beste Beweis dafür, daß sie nicht zweifelt um der Wahrheit gerecht zu werden, sondern um die Wahrheit zu zerstören. Die Glaubwürdigkeit des Lebens Jesu ruht auf dem unerschütterlichen Felsen des apostolischen Zeugnisses.

Allein die bloß *geschichtliche* Wahrheit des Evangeliums kann uns nicht befriedigen. Wir Alle streben nach Wahrheit. Jeder unter uns ist bereit, dem was Wahrheit ist seinen Geist zu beugen. Die Geschichte dieser Universität ist die Geschichte eines rastlosen Strebens nach Wahrheit auf dem Wege der Wissenschaft. Die Wahrheit nun, welche alle Wissenschaften suchen, ist eine verschiedene. Die Naturwissenschaften streben darnach, die Erscheinungen der Natur auf ihre Gesetze zurückzuführen, um aus ihnen die ewigen Gedanken zu entziffern, die Gott in die Natur niedergelegt hat. Die Heilkunde aber sucht in dem großen Leibe der Natur die Lebensquelle für den erkrankten Leib des Menschen. Was die Sprachwissenschaften, was die Geschichte in all ihren Gestalten, was die Philosophie endlich sucht, ist, den Geist der Menschheit in all seinen Lebensgestalten zur Erkenntniß zu bringen. Die Rechtswissenschaft betrachtet die Rechte der Völker, die Theologie aber die Rechte des Volkes Gottes. Natur aber und Geist, menschliches und göttliches

Recht sind nur Offenbarungen Gottes, die ihren Einheitspunkt haben in der Selbstoffenbarung Gottes im Worte, das Fleisch ward. Jesus Christus ist des Vaters Wort, Abglanz, Ebenbild, Sohn. Was also alle Wissenschaften suchen: die ewigen Gedanken, welche Gott in die Schöpfung niedergelegt hat, sie haben in ihm ihre Einheit, Wahrheit, sie sind in ihm Person. In ihm sind alle Schätze der Weisheit verborgen. Er ist die Fülle der Gottheit leibhaftig.

Aller Weisheit höchste Fülle
In ihm ja verborgen liegt.
Gieb nur, daß sich auch mein Wille
Fein in jene Schranken fügt,
Worinnen die Demuth und Einfalt regieret
Und zu der Weisheit die himmlisch ist führet.

Ist Christus die Wahrheit, nun so ist der Inhalt des christlichen Glaubens, der Christus ist, auch die Wahrheit.

Fürchte dich nicht, der du an Jesum Christum glaubst, daß das fortrollende Rad der menschlichen Geistesentwickelung im Namen der Wahrheit und Wissenschaft dir nimmt, was du Weg, Wahrheit, Leben nennst. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.

3.

Glaube der Wahrheit endlich ist der christliche Glaube, weil er die Kraft der Wahrheit hat.

Die Lehrer der Wahrheit verheißen ihren Jüngern Klarheit, Geistesfreiheit, Ruhe, Lebensweisheit, Kraft. Und bis auf einen gewissen Grad vermögen sie zu halten was sie versprechen. Es ist dem nach Licht strebenden Geiste des Menschen, der von Jugend auf eine Fülle der verschiedenartigsten Eindrücke in sich aufnimmt, eine große Freude, wenn sich das Dunkle, Mannigfaltige, Widerspruchsvolle in Einheit auflöst. Der Geist fühlt sich in dem Lebenselemente der Freiheit, wenn, was ihm zuerst als ein Fremdes gegenüberstand, nun sein Geisteseigenthum wird, zu dem er spricht, wie der Geist zum Geiste spricht. Und wie wohl ist es dem Menschen, wenn er durch die Irrgänge des Zweifels und den Nebel falscher Begriffe sich emporgerungen hat zu den lichten Höhen der Gewißheit. Wer fest auf dem Boden der Wahrheit steht, der steht

auch im Leben fest da und vermag darum das Leben auch mit Weisheit, mit Kraft, mit Erfolg zu nehmen. Was aber alle Lehrer von ihren Jüngern fordern, ist ein gewisser Glaube, eine gewisse Hingabe. Es giebt nun einmal keinen andern Weg zur wahren Wissenschaft als den Weg vom Glauben zum Wissen. Das ist aber auch der Weg, welchen das Christenthum lehrt. Glaube nur der Wahrheit, die in Christo erschienen ist, und die Wahrheit aus Christo wird dich klar, wird dich frei, wird dich fest, wird dich weise, wird dich stark machen. Sie wird dich klar machen, nicht im Sinne jener schalen Aufklärung, die in der That die Auflösung alles Hohen und Tiefen in das Gewöhnliche und Gemeine war, sondern jener Klarheit, die den natürlichen Menschen in das Bild Gottes verklärt. Sie wird dich frei machen, nicht nach Art jener Freiheit, welche der Deckel der Bosheit ist, sondern der Freiheit, von welcher es heißt: Wen aber der Sohn frei macht, der ist wahrhaft frei, jener Freiheit, von der ein edler Kirchenlehrer gesagt hat: Die wahre Freiheit ist die Knechtschaft Gottes, jener Freiheit, welche indem sie uns an Gott bindet uns frei macht von dem Knechtsdienst der Menschen, wie geschrieben steht: Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte. Die Wahrheit des Evangeliums macht fest, nicht indem sie den Menschen verschließt gegen alles was nicht mit ihm stimmt, sondern indem sie ihn auf jenen Felsen stellt, den die Fluthen der Zeit nicht erreichen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. Die Wahrheit aus Christo endlich macht weise, weil sie Alles im Lichte Gottes verstehen lehrt, und giebt Kraft, weil sie selbst eine Kraft Gottes, weil sie Geist und Leben ist. Im Reiche der Wissenschaft ist viel Zweifel, viel Irrthum, viel Widerspruch, viel vergeblich Laufen und Rennen. Im Reiche der Wahrheit aber aus Gott waltet Friede. Das ist das Gottessiegel der Wahrheit, welches der christliche Glaube trägt, der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, weil ihn die Vernunft nicht geben, nicht begreifen, nicht bewahren, sondern allein mit Demuth als das erkennen kann was sie sucht. Der Friede Gottes aber, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesu Christo. Amen.

Die Bitte im Namen Jesu.

Predigt am Sonntage Rogate 1866 über Joh. 16, 23—28.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit uns Allen. Amen.

Der ernsten Fastenzeit, einem Bilde der streitenden Kirche, ist die Freudenzeit zwischen Ostern und Pfingsten gefolgt, ein Vorbild der triumphirenden Kirche. Die Sonntage Jubilate, Cantate, Rogate rufen zu Jubel, Gesang und Bitte auf. Dem Jubel und dem Gesange folgt Bitte. Wir sehen in dieser Folge, daß die Freude dieser Zeit noch nicht völlig ist, sondern zu ernster Betrachtung der Zukunft fortgeht, für welche wir bitten sollen. Die Freude und der Dank gelten dem Auferstandenen, dem Erstling von Allen, die da schlafen, der den Tod verschlungen hat in den Sieg. Aber der Auferstandene weilte unter seinen Jüngern wie ein geheimnißvoller Pilger, der bald scheiden wird. Als Maria Magdalena den Auferstandenen umfassen will, die Freude auszudrücken daß sie ihn nun wieder habe, sagt er zu ihr: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Er kommt und geht wie ein Geist, um seine Jünger an die Zeit zu gewöhnen, in der sie ihn nicht mehr mit irdischen, sondern nur mit Glaubensaugen sehen werden. Und so werden wir am nächsten Donnerstag die Himmelfahrt festlich begehen. Der heutige Sonntag Rogate d. h. Bittet fordert uns nun auf, dem scheidenden Herrn, der hinaufsteigen will zur Rechten Gottes, uns dort beim Vater zu vertreten, unsere Bitten zu übergeben, daß er sie erhöre, wie es der künftige Sonntag Exaudi d. h. Erhöre ausdrückt.

Betet, ruft die Kirche ohne Unterlaß. Alle Menschen, alle Völker, die Religion haben, beten. Heiden, Muhamedaner, Juden, Christen beten. Religion und Gebet fordern sich gegenseitig. Das

Zeichen, daß Jemand Religion hat, ist daß er betet. Wer aber betet, der bekennt thatsächlich, daß er an einen Gott glaube, der ihn hört, einen Gott, der ihn erhört. Noth lehrt beten, sagt man. Menschen die Gott vergessen zu haben scheinen, fangen an zu beten, wenn sie in Todesgefahr kommen. Wo kein Helfer auf Erden ist, wirft sich der Mensch betend Gott in die Arme. Und da lernt er betend von Gott, was er von keinem Priester, von keinem Schriftgelehrten angenommen hätte. Der Kirchenlehrer Tertullian hat in einer besondern Schrift sehr schön ausgeführt, daß auch in den Heiden noch Naturlaute vorhanden sind von der ewigen Wahrheit in Christo, die dann sich kundgeben, wenn im Menschen der Mensch von Gott und zu Gott spricht. Und wirklich haben in der Noth oft Heiden wie Christen gebetet. So betete zur Zeit, wo es sich um das Christenthum noch handelte im römischen Reich, das großentheils aus Heiden bestehende Heer: „Höchster Gott, wir bitten dich, heiliger Gott, wir bitten dich; alle Gerechtigkeit befehlen wir dir, unser Heil befehlen wir dir, unser Reich befehlen wir dir. Durch dich leben wir, durch dich siegen wir und sind glücklich. Höchster Gott, heiliger Gott, erhöre unsere Bitte; unsere Arme breiten wir zu dir. Erhöre uns, höchster Gott, heiliger Gott." Man kann dieß Gebet ansehen als einen Beweis, wie stark damals in der Heidenwelt der Zug war zu einem Gotte, wie ihn das Christenthum lehrt. Noch giebt es viele Christen, mehr auf dem Boden des allgemeinen als des christlichen Glaubens stehend, die ein wirklich inniges Bedürfniß haben, ihrem Gott im Gebete sich hinzugeben. Sie können, wenn sie einmal sich aussprechen, nicht genug sagen, wie wohl es ihnen ums Herz sei, wenn sie aus der Unruhe des Lebens sich einmal in ihrem Gott sammeln können, auf ihn all ihr Anliegen werfen, von ihm sich können trösten lassen.

Betet, ruft die Kirche ohne Unterlaß in ihren Glocken, Orgeltönen, Gesängen, Predigten, Segensworten. Heute aber am Sonntage Rogate ruft sie: Bittet. Wie wir aber bitten sollen, sagt das Evangelium dieses Sonntags, aufgezeichnet

Joh. 16, 23—28.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben. Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei. Solches habe ich zu euch durch Sprüchwort geredet. Es kommt aber die Zeit, daß ich

nicht mehr durch Sprüchwort mit euch reden werde, sondern euch frei heraus verkündigen von meinem Vater. An demselbigen Tage werdet ihr bitten in meinem Namen. Und ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten will; denn er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum daß ihr mich liebet, und glaubet, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen, und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater.

Nach dem Abendmahle richtet Jesus Christus Angesichts seines Todes die betrübten Jünger auf mit der Verheißung des Trösters oder Beistandes, des heiligen Geistes, in dem er zu ihnen kommen werde. Dann, sagt er, werde der Vater Alles, was sie im Namen Jesu bitten werden, ihnen geben. Das ist eine gewaltige Zusage, die Zusage alle Bitten im Namen Jesu zu erhören. Was aber heißt im Namen Jesu bitten? Das lasset uns heute unter dem Beistande des heiligen Geistes erwägen. Wir legen uns heute die Frage vor, was es heiße

Im Namen Jesu bitten

und beantworten sie

erstlich im Glauben an Jesum bitten,
zweitens im Geiste Jesu bitten,
drittens in Sachen Jesu bitten.

1.

Im Namen Jesu bitten heißt also zuerst im Glauben an Jesum bitten.

Mächtiger doch als Viele glauben ist das Leben der Menschheit in Gott auf dieser Erde. Viele tausend Gebete steigen täglich zu Gott auf. Es sind zuerst Gebete des Lobes und Dankes. Wenn die Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Veste seiner Hände Werk verkündigt; wenn die hohen Berge, die da unbewegt im ewigen Schnee leuchten, während unter ihnen die Geschlechter der Menschen kommen und gehen, die Ewigkeit Gottes preisen; wenn die Natur, die im Frühling aus der erstarrten Erde neu ersteht, mit ihren grünen Zungen, mit ihren lichten Blüthenaugen, mit den zum Himmel sich ausbreitenden Armen der Bäume, mit den holden Stimmen der Vögelein den Gott des Lebens preisen, welcher den Tod verschlingt in den Sieg: wie sollte nicht vor Allem der Mensch, das bewußte Abbild Gottes, Gott loben. Es giebt für Eltern keine

größere Freude, als wenn die Kinder erkennen und anerkennen, was die Eltern im Leben Gutes gewollt haben. Wohl den Eltern, die liebevolle, dankbare Kinder haben. Der Knecht nimmt dumpf und stumpf hin was ihm sein Herr bietet, als müßte es so sein; das Kind aber, je edler es ist, um so freier, zarter, inniger fühlt es alles Gute, was ihm die Eltern bieten. So freut sich denn vor Allem der himmlische Vater, wenn seine Kinder in freier Liebe zu ihm sprechen: Wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, bist du doch meines Herzens Trost und mein Theil. O so laßt uns ohne Unterlaß Gott Lob und Dank opfern. Ein dankbares Herz empfängt von Gott mehr als es selbst sich erfleht. Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde: das ist der Weg, daß er dir zeiget das Heil.

Die meisten Gebete, die zu Gott aufsteigen, sind Bittgebete. Was die Menschen sich von Gott erbitten, ist: Das tägliche Brot, Gesundheit, Bewahrung vor Gefahren, Familiengüter, Berufsglück, Ehre unter den Menschen; Fortschritt im Streben nach dem Wahren, Guten, Schönen; das Heil der Seele, das Heil Anderer, das Heil der Menschheit. Das Alles erbitten sich die Menschen von Gott in der Hoffnung, daß Gott sie erhöre. Aber giebt denn Gott auch Alles, was die Menschen sich erbitten? Eine große Anzahl von Menschen, die nur äußerlich, selten oder nie beten, hat zu der Kraft der Bittgebete kein Zutrauen. Hilf dir selber und Gott wird dir helfen: ist ihr Wort. Das heißt bei Vielen: Wer selbst seines Glückes Gott ist, braucht keinen Gott. Ihnen kommen die Menschen, die in Gott leben, wie wunderliche, besten Falls liebenswürdige Abenteurer vor. Sie haben zu den Wechseln, die auf Gott und Ewigkeit lauten, wenig Zutrauen. Dem Worte des Herrn: Selig sind die nicht sehen und doch glauben, setzen sie das Wort entgegen: Selig sind die da besitzen. Wahr ist es allerdings, daß unzählige Bittgebete nicht erhört werden. Aber Gott hat auch nicht gesagt, daß er alle Bittgebete erhören wolle. Aber sagt nicht unser heutiges Evangelium, daß Gott Alles was wir bitten erhören wolle? Nicht Alles was wir bitten, sondern was wir im Namen Jesu bitten, wolle er uns geben. Was aber das bedeute, sagt unser Text selbst, wo es heißt: Denn er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum daß ihr mich liebet, und glaubet, daß ich von

Gott ausgegangen bin (V. 27). Glaube also an Jesum Christum, Glaube an den Namen Jesu Christi ist die Bedingung, unter welcher Gott Gebete erhört. Ganz abgesehen von dem Göttlichen, welches er ergreift, hat der Glaube schon als Thatsache des Lebens eine wunderbare Kraft. Kein Arzt kann etwas bei einem Kranken ausrichten, der nicht mit einem gewissen Glauben sich seiner Heilung hingiebt. Viele akademische Lehrer, welche in Segen wirken, können bezeugen, daß es ein gewisser Glaube gewesen ist, der durch so manche Schwierigkeiten in Leben und Wissenschaft ihnen den Weg zu diesem Ziele gebahnt hat, und sie müssen auch von denen, die sie hören, einen gewissen Glauben fordern, da der Weg zu wahrer Wissenschaft nun einmal der der lebendigen Ueberlieferung ist, welcher von der Auctorität zur freien, selbständigen Aneignung fortschreitet. Was einen Friedrich den Zweiten, was einen Napoleon so siegreich gemacht hat, war der Glaube der Völker, die ihrem Genius, ihrem Sterne huldigten. Und was einem Columbus den Weg durch den atlantischen Ocean zu der neuen Welt hat finden lassen, war der Glaube an das was der Geist als wahr erkannte. Und was der Dichter sagt:

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl,

das spricht auch zum religiösen Herzen. Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß der religiöse Glaube selbst dann, wenn er nicht die volle Wahrheit zum Inhalt hat, eine wunderartige Kraft hat. Wie Jesus Christus sich einst bei Heilung eines Blindgebornen des Kothes bediente, in welchem doch an sich keine Heilkraft liegt, um dem Glauben des Blindgebornen einen äußern Anhalt zu bieten, so hat Gott in der Geschichte seines Reiches sich oft äußerer Stützen des Glaubens, wie heiliger Orte, heiliger Gräber, heiliger Gebeine, heiliger Formen bedient, um den Gläubigen den Segen des Glaubens zu geben. Vermag aber durch solche Mittel der Glaube so viel, sollte nicht der Name Jesu Christi, in dem sich Alles beugt was im Himmel, auf Erden und unter der Erde ist, eine wunderbare Kraft haben, wenn wir ihn im gläubigen Gebete ergreifen? Jesus Christus sagt in der Bergpredigt: Es werden Viele zu mir sagen an jenem Tage: Haben wir nicht in deinem Namen geweissaget? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten ge-

than? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet Alle von mir, ihr Uebelthäter (Matth. 7, 22. 23.). In dieser Stelle schreibt also Jesus Christus seinem Namen eine Kraft zu, selbst wenn er nicht aus dem Munde des Glaubens kommt. Und das bezeugt die Geschichte. Der oben von uns genannte Kirchenlehrer Tertullian am Ende des 2. Jahrhunderts ist seiner Sache so gewiß, daß er dem römischen Statthalter, der dem Christenthum feindlich war, das Recht giebt den Christen hinrichten zu lassen, der nicht im Stande sei im Namen des Gekreuzigten in einem Dämonischen den bösen Geist zu überführen. Vermag dieß der Name Christi, wenn er nur genannt wird, was wird er vermögen, wenn er im Glauben angerufen wird. Es geht kein anderer Weg zu Gott denn Der, welcher Weg, Wahrheit und Leben ist. Der Weg zum Vater geht allein durch den Sohn. Wer des Vaters Herz will, muß den Sohn ergreifen. Und so giebt es denn auch kein anderes Mittel, des Vaters Herz unsern Bitten geneigt zu machen, denn das Gebet im Glauben an den Namen Jesu Christi, in welchem allein Heil ist. Wer an Jesum Christum glaubt, ist ein lebendiger Stern auf dem Brustschild des ewigen Hohenpriesters. Ein Gebet aber, welches der ewige Hohepriester im Himmel vertritt, das wird gewiß erhöret, weil der Vater den Sohn allezeit erhöret.

2.

Im Namen Jesu bitten heißt zweitens im Geiste Jesu Christi bitten.

Wie im alten Bunde der Tempel ein steinernes Abbild des Bundes war zwischen Gott und dem Volke, so waren die ohne Unterlaß aufsteigenden Opferflammen, Weihrauchdüfte und Lobgesänge ein Ausdruck der Gebete Israels zum Herrn. Die Psalmen, die man wohl das Herz des Alten Testamentes genannt hat, sind der Wiederhall, welchen die Offenbarungen Gottes im Gemüthe des Gottesfürchtigen finden. Aber auch das Geistigste und Freieste kann zur Form erstarren. Die Pharisäer und Schriftgelehrten hatten aus dem Gebete ein Werk der Lippen und des Scheins gemacht. Als nun Jesus Christus kam, durfte er nicht erst lehren: Betet und bittet. Das wußte Israel. Wie Jesus Alles was Gesetz und äußere Ordnung war in Geist und Leben verwandelte, so sprach er auch gegenüber jenem äußeren Gebetswesen aus, daß das Gebet

nicht in vielen Worten bestehe, sondern aus dem Herzen kommen müsse, und nicht ein Werk des Scheines sein dürfe, sondern im stillen Kämmerlein seine Stätte habe. Wie man aber beten solle, lehrt er in dem Vaterunser. Das Vaterunser hebt von dem Vater im Himmel an und steigt auf den Stufen des Namens Gottes, des Reiches Gottes, des Willens Gottes herab zu dem einzelnen Menschen, um von der untersten Stufe des täglichen Brotes aufzusteigen zur Vergebung der Sünden, von der Vergebung der Sünden zur Erlösung von dem Uebel, welche nach dem Tode kommen wird im Himmel, vom Himmel aber niedersteigen wird auf die Erde. Indem Jesus uns im Vaterunser ein Gebet auf die Lippen gelegt hat, das wir oft wiederholen sollen, hat er thatsächlich ausgesprochen, daß die Innerlichkeit und Freiheit des Gebets eine gewisse Form und Ordnung nicht ausschließe. Und das hervorzuheben dürfte wohl an der Zeit sein. So manche Christen nämlich leben der Ueberzeugung, daß man nur beten müsse, wenn man die rechte Stimmung habe. Das ist aber nicht richtig. Man kann nicht immer alles Göttliche, an welches man denkt, in seiner ganzen Tiefe durchfühlen, und darf auch den Werth eines Gebetes nicht messen nach der Begeisterung, die man erfährt. Es kommt nicht auf die Gluth der Gefühle an, sondern auf die Treue des Glaubens und die Hingabe des Herzens. Und die soll man allezeit haben. Und darum darf man gewiß einem Christen, der noch wenig Erfahrung hat, den Rath ertheilen, zu gewissen Zeiten und in gewisser Weise und um gewisse Güter regelmäßig und ordentlich Gott zu bitten. Daneben aber haben freie Gebete, wie sie der Zug des Herzens fordert, ihr Recht. Es ist nicht nothwendig, daß wir unsre Knie beugen, unsre Augen erheben, unsre Hände falten und gewählte Worte brauchen. Aber den Geist zu haben, aus dem diese Formen kommen, das ist nothwendig. Es ist der Geist Jesu Christi. Der aber betet im Geiste Christi, der zuerst mit der Ehrfurcht die Liebe verbindet. Mit Furcht zu beten, das gebot vor Allem der alte Bund, mit Kindesliebe aber zu beten, das hat uns der neue Bund gegeben. Beides schließt sich nicht aus. Der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, ist durch Jesum Christum unser Vater, zu dem wir Abba rufen, lieber Vater. Der betet zweitens im Geiste Christi, der Angesichts des Heiligen Israels, vor dem nichts gilt als sein eigen Bild, mit der Erkenntniß seiner Sünde die Freudig-

keit der Erlösung durch Jesum Christum verbindet. Die geheimnißvolle Kraft in dir, welche dir Muth und Kraft giebt, in den Abgrund der Sünde hinabzusteigen, ist der Geist Gottes, welcher dir zugleich verkündet: O selig die Schuld, die einen solchen Heiland erwarb. Im Geiste Christi beten heißt endlich mit der Sehnsucht beten nach dem Himmel und doch mit dem Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft. Das ist das Siegel des heiligen Geistes auf unserm Gebet, der Friede Gottes, der sich Jedem, der ihn erfährt, beweist als eine Kraft des Himmels, ein Vorschmack des ewigen Lebens, ein Tropfen von den süßen Reben der Ewigkeit. Beten wir aber im Geiste Jesu Christi, so haben wir in ihm auch das Unterpfand, daß Gott erhört was wir bitten.

Was uns dein Geist selbst bitten lehret,
Das ist nach deinem Willen eingericht't
Und wird gewiß von dir erhöret,
Weil es im Namen deines Sohns geschieht.

Bitten, welche aus dem Geiste Gottes, der uns mit unaussprechlichen Seufzern vertritt, aufsteigen, die übergiebt der ewige Hohepriester Jesus Christus, welcher unser Fürsprecher bei Gott ist, seinem himmlischen Vater zur Erhörung. Was nun alle Christen sollen, im Geiste Christi bitten, das vermögen Priesterseelen von einer besondern Gebetsgabe in ganz besonderer Kraft. Wir hören von Luther, daß er zur Zeit der Uebergabe des Augsburgschen Bekenntnisses auf der Veste Koburg des Tages drei Stunden betete, indem er Gott die Verheißungen vorhielt, die da müßten erhört werden, wenn die Sache des Evangeliums siegen solle. Und wir wissen es, daß diese Gebete auf Koburg gleich den aufgehobenen Armen des Moses im Kampfe gegen die Amalekiter die Schlacht leiteten, die zu Augsburg ausgestritten ward. Und noch jetzt fehlt es nicht an auserwählten Männern, deren Gebeten Gott Wunderkräfte verleiht so über die Leiber wie über die Geister.

3.

Im Namen Jesu bitten heißt drittens in Sachen Jesu bitten.

Wenn Gott alle Gebete erhören wollte, so würde die Religion viele Freunde, die Welt viele Beter finden. Ich habe aber kaum nöthig zu sagen, daß diese vielen Freunde die Religion ganz ent-

werthen, ja in den Staub ziehen würden. Die Religion würde zum Mittel der Selbstsucht, zur Dienerin des Fleisches herabsinken. Und nur scheinbar würde der Gott, der Alles erhörte, gütig zu nennen sein. In unzähligen Fällen würde er den Menschen das größte Unglück gewähren. Wer weiß nicht unter uns, daß überaus oft das Gut, was die Menschen sich leidenschaftlich erflehen, ihr Unheil ist. Ein strebender Jüngling, der mit der Noth des Lebens ringt, erfleht sich irdische Güter. Aber dieser Kampf mit der Noth ist gerade in Gottes Hand das Mittel, ihn wissenschaftlich, sittlich und religiös zu erziehen und zu fördern. Ein Anderer erfleht sich für Leistungen in Nebendingen, in Kunst, Poesie u. s. w. großen Erfolg. Und solch schnelle Erfolge haben Unzählige in falsche Bahnen geleitet. Und so könnte ich noch lange fortfahren. Ein Vater, welcher ein krankes Kind hat, der hat ja wirklich guten Grund, Gott um seines Kindes Heilung zu bitten und zu sprechen: Ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber. Aber er füge nur stets hinzu mit seinem Heiland: Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Vor meiner Erinnerung steht ein Geistlicher, ein in weiten Kreisen anerkannter Zeuge Gottes, der Tag und Nacht Gott leidenschaftlich anlag, ihm doch nur sein todtkrankes Kind zu erhalten. Das Kind genaß wirklich, zeigte sich aber bald als stumpfsinnig, später als geistesirr. Der Vater starb aus Schmerz, die Familie aber bat Gott unaufhörlich, er möge den Jüngling doch zu sich nehmen. Gewiß, Gott würde wenn er alle Gebete erhören wollte in unzähligen Fällen unser größter Feind sein. Damit will ich aber nicht sagen, daß wir um irdische Güter gar nicht bitten sollen. Jesus hat uns ja im Vaterunser gelehrt um unser täglich Brot zu bitten. Jeder wahre Christ muß die Verhältnisse, in denen er steht, für von Gott geordnet ansehen, um ihn für das ewige Leben zu erziehen. Ein Vater also, der um seine Nahrung, um seine und der Seinen Gesundheit, um Errettung der Seinen aus Gefahren, um häuslichen Frieden, um seiner Kinder leibliche und geistliche Förderung bittet, handelt ganz im Sinne dessen, der ihn in diese Verhältnisse gestellt hat. Nur soll er in allen solchen Gebeten erstlich bedingt bitten: Nicht wie ich, sondern wie du willst, und zweitens mit einem Herzen, das die irdischen Güter nicht liebt weil sie irdische, sondern weil sie Gottes Gaben sind. Darin besteht eben die heilige, die verborgene Weisheit, daß wir in allen Verhältnissen, in denen wir

stehen, auf Gottes Hände schauen wie die Augen der Mägde auf die Hände ihrer Herrin. Wer so zu den irdischen Gütern steht, der kann in den kleinsten Dingen sich an Gott bittend wenden. Denn der Herr der Herren, der Tag und Nacht sein Auge auf uns richtet, ermüdet nicht wie die Herren dieser Erde, wenn wir oft, lange und in Kleinigkeiten uns an ihn wenden. Suchet nur, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgethan. Viele Menschen empfangen von Gott so wenig, weil sie so wenig von ihm verlangen. Das Gut der Güter, um welches wir im Namen Jesu unbedingt flehen sollen, ist das Heil in Jesu Christo. Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern. Und man darf sagen, daß die ernste Bitte um das Heil der Seele schon die Erhörung in sich schließt, weil nur der um das Heil in Christo ernstlich flehen kann, den der Vater zum Sohne zieht, wie wir vorhin sangen. Wer aber im Glauben steht, der soll ohne Unterlaß beten, daß Gott ihn erhalte, heilige, vollbereite zum ewigen Leben. Wenn ihr, sagt der Heiland, wenn ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben, um wie viel mehr wird Gott seinen Geist geben denen, die ihn bitten. Und nicht allein für unser Heil sollen wir Gott im Namen Jesu bitten, sondern auch für das Heil unserer Brüder. Darin beweisen wir am besten unsere Liebe zu unsern Brüdern, wenn wir nach des Herrn Wort: Wenn du dermaleinst dich bekehret hast, stärke deine Brüder, beten für das Heil unserer Brüder. Nicht immer freilich werden solche Bitten erfüllt. So ist mir das Beispiel eines Vaters bekannt, welcher unaufhörlich Gott gefleht hat, seinen Sohn dem Lager des Unglaubens, in welchem derselbe einen Namen hat, zu entreißen, ohne daß bis jetzt wenigstens ein Erfolg sichtbar geworden ist, was nach menschlichem Urtheil auch kaum zu erwarten steht. Der Vater hat gethan, was seines Amts war: was Gott thut, das ist seine Sache. Denn unsere Gedanken sind nicht seine Gedanken, unsere Wege sind nicht seine Wege. Aber nicht allein für der einzelnen Brüder Heil sollen wir im Namen Jesu bitten, sondern für die Gemeinschaft des Glaubens auf Erden, für die Kirche Jesu Christi, wie wir im Vaterunser sprechen: Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Wir sollen im Namen Christi für die Ausbreitung seines Reiches bitten und daher das Gott wohlgefällige Werk der Mission mit unsern Segenswünschen be-

gleiten. Wir sollen im Namen Jesu um den Sieg des Evangeliums bitten. Wer die Geschichte der Menschheit, die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden kennt, der weiß, daß zuletzt die Wahrheit siegt. Aber sie siegt oft in ganz anderer Weise, als auch die Gläubigen denken. Das alte Testament hält uns das Beispiel des Jonas vor, welcher klagte, daß die Stadt Ninive nicht unterging, wie er doch geweissagt hatte. Ihm lag mehr daran, daß er Recht behalte, als an der Rettung der großen Stadt. So giebt es denn auch Männer, die sich für Säulen der Kirche halten, welche Gott vorschreiben, wie er seine Sache führen müsse und dann bitterlich klagen, wenn Alles anders geht, als sie berechnet haben. Eine Zeit des Uebergangs und des Kampfes widerstrebender Kräfte ist unsere Zeit. Da bekämpfet sich Altes und Neues, dort gehen sie eine trübe Mischung ein, dort wollen sie in eine höhere Einheit sich aufheben. Wo soll das hinaus? Halten wir uns an das eine, ewige Evangelium vom Heil in Christo, wie es die Schrift enthält und die Kirche bekennt. Es ist alt und ewig neu, es hat Vergangenheit und hat Zukunft und was noch mehr sagen will, hat Ewigkeit. Erwarte in dieser streitenden Kirche nicht den Frieden, den nur die triumphirende Kirche hat. Denn nicht den Frieden, sondern das Schwert zu bringen ist Jesus gekommen. Und selbst wenn Friede wäre in der Kirche, er würde gestört werden durch die Unruhe, die in den Staaten der Menschen herrscht. Die deutschen Stämme erheben die Waffen gegen einander und wir harren ängstlich der Dinge, welche die nächsten Tage bringen werden. Der Wunsch des Tacitus, daß den Deutschen wenn nicht Liebe zu den Römern, doch wenigstens Haß unter einander bleiben möge, liegt wie ein Fluch auf den deutschen Stämmen. Vergebens haben wir allsonntäglich gebetet, daß Gott die Fürsten und Völker Deutschlands durch das Band des Friedens vereinigen möge. Ein furchtbarer Bruderkrieg will beginnen. Und so laßt uns denn mit den Worten jenes Gebetes schließen: Alle Gerechtigkeit, unser Heil, unser Volk befehlen wir dir im Namen Jesu Christi. Amen.

Das Zeugniß des heiligen Geistes von Christo.

Predigt am Sonntage Exaudi 1861 über Joh. 15, 26 — 16, 4.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Wer von der Kanzel Zeugniß ablegt, möchte gern Alle erbauen, und muß doch Vieles aussprechen was Widerspruch findet, ja Anstoß und Feindschaft erregt. So hat es Jesus seinen Zeugen vorausgesagt. Was aber der Zeuge der Wahrheit bei Allen voraussetzen darf ist Streben nach Wahrheit. Ich darf es insonderheit bei euch voraussetzen, die ihr euch dem Dienste der Wissenschaft gewidmet habt. Aller Wissenschaft Seele ist ja die Wahrheit. Was euch aber hier versammelt hat, ist die Ueberzeugung von der Wahrheit aller Wahrheiten, von dem lebendigen Gott. Wir streben Alle nach Seinem Licht, nach Seinem hochheiligen Angesicht. Aber nicht Alle die suchen finden, nicht Alle die streben erreichen. Wohl ist auch das Streben nach Wahrheit schön. Ein großer Geist des vorigen Jahrhunderts sprach das kühne Wort aus, daß er das Streben nach Wahrheit dem Besitz der Wahrheit vorziehe. Das kann nicht in Sachen des Glaubens gelten. Den kann man nicht religiös nennen, der Gott blos sucht ohne ihn finden zu wollen. Nicht Alle aber, die Gott finden möchten, finden ihn. Viele meinen, man könne Gott finden auf dem Wege, auf welchem man menschliche Wahrheit sucht, auf dem Wege der Wissenschaft. Wohl sagt der Apostel daß man Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Gott-

heit, wahrnehmen könne an den Werken der Welt, aber ein zwingender Beweis für Gottes Dasein, eine unwidersprechliche Erkenntniß seines Wesens wird auf diesem Wege nicht erreicht. Die Natur ist nur das Echo des Geistes, welches antwortet wie man fragt. Man muß Gott schon im Herzen haben, wenn man in der Natur der Gottheit lebendiges Kleid erkennen soll. Es ist nun einmal wahr was ein Mann, der in göttlicher und menschlicher Wissenschaft Meister war, gesagt hat: Menschliche Dinge muß man kennen um sie zu lieben, göttliche muß man lieben um sie zu kennen. Wer nur etwas die Geschichte seines Geschlechts kennt, der weiß wie viele Irrwege hier möglich sind. Die tiefsten Denker haben es nicht zur Erkenntniß eines persönlichen Gottes und der Unsterblichkeit der Seele gebracht. Und es ist doch gewiß, daß einen persönlichen Gott nicht blos das religiöse Bedürfniß, sondern auch die Vernunft, der Sinn für Wahrheit in uns, fordert. Darin ist kein Zwiespalt zwischen der Religion der Juden, Christen, Muhamedaner, zwischen den edelsten und frömmsten Menschen aller Zeiten. Wir aber sind von Jugend auf unterwiesen, daß es zu dem lebendigen Gott keinen andern Weg gebe als Den, der sich nennt den Weg, die Wahrheit und das Leben. An und für sich ist was man von Jugend auf gehört hat deshalb noch nicht wahr. Die Juden und Muhamedaner haben es von Jugend auf anders gehört. Aber für den nach Wahrheit strebenden Christen kommt doch der Glaube, den die Hand, welche sein Leben leitet, auf seinen Pfad gelegt hat, zuerst in Betracht. Ist er wahr, dieser Glaube an Jesum Christum? Wohl kann ich auf diese Frage eine runde Antwort geben, muß aber den, der mich also fragt, bitten seine Frage zu theilen, damit die Wahrheit völliger zu Tage komme. Jesus Christus ist eine Gestalt der Geschichte. Ist geschichtlich was das apostolische Zeugniß von ihm sagt? Jesus Christus ist der alleinige Mittler unserer Gemeinschaft mit Gott. Ist er das wirklich? Ist wirklich in ihm allein Heil? Das sind schwere Fragen, die wir hier nicht lösen können. Aber ein Zeugniß auszusprechen, dazu ist die Kanzel der Ort. Wir bitten Gott um seines Geistes, des Geistes der Wahrheit, Beistand, indem wir aus dem Liede: O heilger Geist, den 2. Vers singen, welcher anhebt: Du Quell, draus alle Weisheit fleußt u. s. w.

Unser heutiger Text ist aufgezeichnet:

Ev. Joh. 15, 26 — 16, 4.

Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet; der wird zeugen von mir. Und ihr werdet auch zeugen; denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen. Solches habe ich zu euch geredet, daß ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch in den Bann thun. Es kommt aber die Zeit, daß, wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran. Und solches werden sie euch darum thun, daß sie weder meinen Vater noch mich erkennen. Aber solches habe ich zu euch geredet, auf daß, wenn die Zeit kommen wird, daß ihr daran gedenket, daß Ich es euch gesagt habe. Solches aber habe ich euch von Anfang nicht gesagt; denn ich war bei euch.

Als der Patriarch Jakob im Sterben lag, versammelte er seine zwölf Söhne um sich, um ihnen seinen guten Geist im Segen zu hinterlassen, einen Segen der in der Verheißung, daß aus seinem Samen der Held eines Friedensreiches kommen werde, gipfelt. Dieser Friedefürst war gekommen und will nun in den Tod gehen. Zwölf Geistessöhne stehen trauernd um ihn. Er aber verheißt ihnen, er wolle sie nicht Waisen sein lassen, sondern ihnen einen andern Tröster, einen andern Beistand geben, den Geist der Wahrheit der sie in alle Wahrheit leiten werde. Der Geist, sagt unser Text, geht vom Vater aus. Es ist die geheimnißvolle Persönlichkeit, die von Gott ausgehend Alles mit Leben erfüllt, die Spitze aber alles creatürlichen Lebens, den Menschen, zu Gott zieht, daß er in ihm seine Wahrheit und Ruhe finde. Es war der heilige Geist, welcher das Volk der Vorbereitung und Weissagung durch die Aemter der Priester, Könige, Propheten leitete, bis er das Ziel, von dem er geweissagt, in Jesu Christo fand, der den Geist hatte ohne Maßen. Jesus Christus nun verheißt, daß er den vom Vater ausgehenden Geist ihnen senden werde, den Geist der Wahrheit, damit er Zeugniß ablege von ihm. Der heilige Geist wird durch den Mund der Apostel von Christo zeugen. Dieß Zeugniß aber lasset uns unter Gottes Beistand zum Gegenstand unserer Betrachtung machen:

Das Zeugniß des heiligen Geistes von Christo.

Von Christo aber zeugt der heilige Geist

im Worte,
in der Kirche,
in dem Gläubigen.

1.

Zuerst also zeugt der heilige Geist von Christo im Worte.

Eine Thatsache der Geschichte, sagte ich vorhin, ist Jesus Christus. Es kann natürlich nicht die Frage sein, ob es wirklich einen Mann gegeben hat, Namens Jesus, der in Nazareth erzogen, von Johannes getauft Schüler um sich sammelte, lehrte und Gutes that, bis ihn der hohe Rath ans Kreuz schlug. Das haben Juden und Heiden bezeugt. Das kann kein vernünftiger Mensch in Zweifel ziehen. Die Frage ist, ob das was der Glaube von Christo aussagt thatsächlich ist. Die Frage ist, ob Jesus von Nazareth Christus war, der Sohn des lebendigen Gottes, um unserer Sünde willen gestorben, um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt. Alle Geschichte ruht auf Zeugniß. Unsere Kunde von Jesu Christo ruht auf dem Zeugnisse der Apostel, welche verkündet haben was sie gehört und gesehen. Für den Gläubigen sind die Jünger Männer des heiligen Geistes, für den bloßen Forscher aber wenigstens glaubwürdige Augenzeugen. Diese nun bezeugen, daß Jesus Christus von dem hohen Rathe des Todes schuldig ist erklärt worden, weil er die in Eidesform an ihn gerichtete Frage, ob er Christus der Sohn des lebendigen Gottes sei, an Eidesstatt mit Ja beantwortete. Wer sich für eine solche Ueberzeugung ans Kreuz schlagen läßt, muß sie fest in sich getragen haben. Wenn aber derselbe Mann, der sein Zeugniß er sei Christus mit dem Tode besiegelt hat, von dem Tode aufersteht, der Erstling von Allen die da schlafen, dann hat ein Höherer sein Zeugniß bestätigt, eben der welcher ihn auferweckt hat, Gott. Was der Sohn mit dem Tode bezeugt hat, hat der Vater mit der Auferstehung zum Leben bezeugt. Aber ist er wirklich auferstanden? Jener große Deutsche des vorigen Jahrhunderts, der seine Kunst im Suchen der Wahrheit fand und in der That auch hatte, hat die apostolischen Berichte über die Auferstehung einer kalten, scharfen, alle Schattenseiten hervorhebenden Untersuchung unterworfen und trotzdem, daß er nach seinem Standpunkt und dem nächsten Zweck jener Untersuchung einen Zug zum Gegentheil hatte, die Auferstehung Jesu als eine unantastbare Thatsache anerkannt. Er ist wahrhaftig auferstanden. Prüfet es selbst. Paulus sagt im 15. Kapitel des ersten Briefes an die Korinther, daß der Auferstandene zuerst Petrus, dann den Zwölfen, dann mehr als

fünfhundert Brüdern auf einmal erschienen sei, von denen die meisten noch lebten, dann Jakobus, dann allen Aposteln, endlich ihm, Paulus, selbst, und wirft dann das ganze Evangelium auf diese eine Thatsache: Ist Christus nicht von den Todten auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich und wir werden erfunden als falsche Zeugen Gottes (1 Kor. 15, 14. 15.). Wer anerkennt, daß Gott einen Mann, der für das Bekenntniß der Sohn Gottes zu sein am Kreuz gestorben ist, auferweckt hat, der hat gegen die geschichtliche Wahrheit des apostolischen Zeugnisses nichts Wesentliches mehr einzuwenden. Die Jünger Jesu Christi waren Zeugen seiner Auferstehung. Aber das bloße Zeugniß von den Thatsachen des Lebens Jesu konnte der Welt nicht das Heil bringen. Laßt es euch sagen in den sinnreichen Worten eines Mannes, dessen Kirchenlieder uns allen werth sind, des Angelus Silesius:

> Wär Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
> Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.
> Das Kreuz auf Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
> Wo es nicht auch in dir wird aufgericht, erlösen,
> Ich sag, es hilft dir nichts, daß Christus auferstanden,
> Wo du noch liegen bleibst in Sünd und Todesbanden.

Also nicht das bloße Zeugniß von den Thatsachen des Lebens Jesu, sondern die Verkündigung des Heils, welches uns diese Thatsachen bringen, ist das apostolische Wort. Dazu verhieß Jesus Christus ihnen eben den Beistand seines Geistes, nicht bloß daß er sie erinnern sollte an Alles was sie gehört und gesehen, sondern sie auch in die Wahrheit leiten, die sie damals noch nicht tragen konnten. Nicht auf menschlicher Erinnerung, nicht auf menschlicher Ausdeutung, sondern auf der Offenbarung des heiligen Geistes ruht das apostolische Wort. Darum wirkt das apostolische Wort auch in andrer Weise als menschliches Wort. Wenn ich mich in der Wissenschaft von der Wahrheit einer Sache gründlich überzeugt habe, darf ich zwar nicht immer hoffen, daß sie gleich Anerkennung finden werde, kann aber ruhig der Ueberzeugung leben, daß die innere Wahrheit der Sache früher oder später auch nach außen durchschlagen wird. Das Christenthum hat die menschliche Prüfung nicht zu scheuen. Aber es handelt sich im Christenthume nicht um wissenschaftliche Wahrheiten, auf welche die Menschheit am Ende

warten kann, sondern um der Seelen Seligkeit. Solch ein Wort muß, wenn es siegen soll, die Kraft haben Seelen zu werben, Seelen zu gewinnen. Und diese Kraft hat das Wort, welches nicht Buchstabe, auch nicht bloße Lehre, sondern Geist und Leben ist. Das Wort gleicht dem Samenkorn, welches nicht bloß Zeuge einer Aehre ist, sondern in den Boden des Herzens niedergelegt selbst eine Aehre hervorbringt; einem Wasser, das nicht bloß Ausfluß einer Quelle ist, sondern selbst zur Quelle wird die in's ewige Leben quillt. Fragen wir unsere eigene Erfahrung. Was hört, was lernt man nicht Alles von Jugend auf. Das kommt und geht wie der Wind, ohne Spuren zurückzulassen. Das Wort aber von Christo, welches Eltern, Lehrer, Prediger, Freunde, Bücher, Lieder und was es für Zeugen des Wortes noch geben mag in uns gepflegt haben, das faßt in einem guten Boden Wurzel, fester und tiefer als etwas im Boden des Geistes wurzeln kann, nimmt dem Unkraut mehr und mehr Boden und Saft, wächst genährt von den Wassern der Höhe und von den Wassern der Tiefe zu einem Baume, der nicht verwelken wird, wenn der himmlische Gärtner ihn aus dem rauhen Norden dieser Erde in den himmlischen Süden verpflanzt. Das apostolische Wort, einst von einem kleinen Raume umschlossen, ist in einem Menschenalter zum Schalle geworden, welcher das römische Weltreich vom Morgen bis Abend durchdrang, zum Sturmwinde, der die Tempel der Götter umstürzte, zum Lebenshauche, der die Gebeine einer erstorbenen Welt auferweckt hat. Mit Furcht und Zittern betrat Paulus den Boden der rauschenden Weltstadt Korinth. Er trug ein Geheimniß mit sich, das den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit war, das Geheimniß von einem Gekreuzigten. Und als er Korinth verließ, hinterließ er eine große Gemeinde, in welcher dieß Wort zu Geist und Leben geworden war. Nicht das geschriebene, sondern das gepredigte Wort hat Gemeinden gestiftet. Nur den bereits entstandenen Gemeinden schrieben die Apostel Briefe. Noch lange nach der Apostel Hingang gab es Gemeinden, die kein schriftlich Wort hatten. In einer doppelten Gestalt also war das apostolische Zeugniß vorhanden, als ein in die Gemeinde lebendig gepflanztes, von Mund zu Mund, von Herz zu Herz überliefertes und als Schriftwort. Und in dieser doppelten Gestalt ist es noch unter uns vorhanden. Wir haben das Schriftwort und wir haben ein Zeugniß vom apostolischen Wort

nicht bloß in unserm Bekenntniß, sondern in dem lebendigen Wort, welches Eltern, Lehrer, Prediger verkünden, eigentlich jeder Christ, den Gott berufen hat von der Finsterniß zum Licht, als Priester verkünden soll. Handelt es sich um die Wahrheit des Wortes, nun dann ist es einem Protestanten nicht zweifelhaft, daß nicht das überlieferte, sondern das Schriftwort die Entscheidung giebt. Die alleinige Auktorität der Schrift ist der Eine Pfeiler des Protestantismus. Aber das Schriftwort allein kann die Gemeinde nicht erhalten und einen. Nach dem apostolischen Ausspruche: Wie sollen sie glauben von dem sie nichts gehört haben, wie sollen sie aber hören ohne Prediger, wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden (Röm. 10, 14. 15.), ist es das lebendig verkündete Wort, welches in der Regel Glauben erweckt, Glauben pflegt, Glauben eint. Das Schriftwort muß zum lebendigen Bekenntniß werden, das Bekenntniß aber seine Regel an dem Schriftwort haben. Das Wort, durch welches Himmel und Erde gemacht worden ist, das Wort, welches in Christo Fleisch geworden ist, das Wort, welches durch die Apostel die Kirche gegründet hat, das Wort, durch welches die Reformatoren die Kirche erneuert haben:

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank dazu haben;
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.

2.

Zweitens zeugt der heilige Geist von Christo in der Kirche.

Ich verhehle mir nicht, daß wenn wir von der Kanzel und sonst das Wort Kirche mit Nachdruck aussprechen, wohl Mancher sich zweifelnd fragt, ob wohl die Wirklichkeit der Gedankenwelt entspreche, welche wir in das Wort Kirche legen. Was man Kirche nenne, sagen sie, sei im Grunde eine große Zahl von Gemeinden, in vier große Lager getheilt die sich feindlich gegenüberstehen, von verhältnißmäßig geringem Einfluß auf das Leben. Im Mittelalter, wo Päpste Kaiser und Könige absetzten, alle Wissenschaft und Kunst im Dienste der Kirche stand, nach dem heiligen Grabe streitend zu wallfahrten das Strebeziel des ganzen Abendlandes war, da freilich sei die Kirche noch eine Macht gewesen. Davon seien aber jetzt nur noch die Trümmer vorhanden. Ich bin so entfernt

das Wahre in solchen Einsprüchen zu verkennen, daß ich nur wünschen könnte, man ginge noch weiter. Es ist nicht bloß mit der Kirche, es ist mit der ganzen Religion so. Wer sich zum Glauben an einen lebendigen Gott bekennt, der bekennt Den, der Himmel und Erde gemacht hat, erhält und regiert, die größte Macht, die Allmacht. Und der allein wahrhaft seiende Gott hat sich so verborgen, daß Viele nicht bloß die ganze Natur, das ganze Menschenleben durchwandern, ohne ihn zu finden, sondern die größten Geister Systeme der Natur, Systeme des Geistes aufgestellt haben, welche für den lebendigen Gott keinen Raum haben. Wenn du nur eine Stunde den Gedanken verfolgen willst, wie es eigentlich sein müßte, wenn die Menschheit Gott diente wie sie sollte, dann wirst du dir sagen, wie wenig das was man auf Erden Religion nennt jenem Soll entspricht. Ihr versteht ja sonst recht wohl zu unterscheiden zwischen der Schale und dem Kern, der Erscheinung und dem Wesen. Die Trümmer von Griechenland und Rom, die den Freunden der Kunst und Wissenschaft die unschätzbaren Zeugen eines reichen Geisteslebens sind, sind für das sinnliche Auge Schutt. Es sind starke Anzeichen vorhanden, daß ein Geist mehr und mehr um sich greifen wird, für den nur noch das Geltung hat, was man sehen und greifen, wo möglich essen und trinken kann. Gegen diesen Geist giebt es keinen Geisteskampf, weil er nicht Geist, sondern Fleisch, seine Waffe die Lüge, seine Kraft die Gemeinheit ist. Was solch einem Geiste Kunst und Wissenschaft, was ihm insonderheit diese Universität ist, das wissen wir ja. Und so bitte ich euch denn, beurtheilet auch ihr die Kirche, das Reich des Geistes, nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Geiste, nicht nach der Erscheinung, sondern nach ihrem Wesen. Die Kirche Christi, die für das menschliche Auge ein Haufe von versprengten Gemeinden ist, ist für das geistliche Auge ein großer wunderbarer Körper, dessen Haupt Christus, dessen Lebensgeist der heilige Geist ist. Getrennt, getheilt sind nur die äußern Gemeinden: eine wunderbare Einheit, Ein Leib und Ein Geist, Ein Tempel, in dem der Geist wohnt, ist die Gemeinde Jesu Christi. Und nicht so ohnmächtig als es euch auf den ersten Blick vorkommt, ist die einzelne Gemeinde. Jede Gemeinde hat wunderbare Majestätsrechte. Sie hat das Recht der Taufe. Mit leiblichen Augen angesehn ist die Taufe eine äußere Form zur Aufnahme in die Christengemeinschaft. Aber die Taufe ist nicht allein

schlecht Wasser, sondern sie ist ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes. Wenn es eine Stadt gäbe mit einem Bade, welches den Menschen sicher gesund machen könnte: die Stadt wäre die gesuchteste der Welt. Die Taufwelle wäscht alle Sünde ab, ersäuft den alten Adam und legt den Keim eines neuen Menschen, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit Gott ewiglich lebt. Ich sprach vorher von denen, welchen was man essen und trinken kann die erste Macht ist. Was aber diese Macht ihren Dienern bereitet, ist der Kirchhof. Was von der Erde lebt, muß zu Erde werden. Der Tisch, welchen die Kirche Jesu Christi bereitet, ist ein anderer. Jede Gemeinde, welche das Abendmahl spendet, hat ein Brot, welches den Gläubigen mit den Wunderkräften des Leibes Christi, mit den Kräften der Auferstehung erfüllt. Die Gemeinde des Herrn hat das Zeugniß der Wahrheit. Es ist die Art des Menschen, das was er leicht haben kann, gering zu achten. Willst du, dem Gott besondere Geistesgaben gegeben, dem ein reiches Wissen zu Gebote steht, willst du eine andere Heilswahrheit haben als deine armen Brüder? Eine Wahrheit aber, die Aller Wahrheit sein soll, muß einfach sein. Das ist die Katechismuswahrheit. Verwechselt aber nicht einfach und seicht. Die einfachen Wahrheiten, die das Kind faßt, sind göttliche Geheimnisse, welche der tiefeindringendsten Forschung sich bewähren. Dem nun, welcher sich überzeugen will, ob sich's also verhält, reicht die Kirche die heilige Schrift, mit der Auslegung, welche die bewährten Schriftforscher aller Zeiten gegeben haben. Und wer das Glaubensbekenntniß geistig durchdringen und mit seinem menschlichen Wissen in Einheit bringen möchte, dem eröffnet die Kirche ein Rüsthaus der tiefsten und fruchtbarsten Gedanken. Suchet nur, ihr werdet finden; klopfet an, es wird euch aufgethan. Wem es eine Lust ist seinem Gott zu singen und zu spielen im Herzen, den führt die lutherische Kirche in einen Frühlingswald voll herrlicher Lieder, die nicht gemacht, sondern aus dem Herzen gequollen sind. Und ihr, die ihr nach dem Schönen trachtet, ist sie euch nichts diese Welt himmelstrebender Dome, wunderbarer Bilder, erhabener Töne? Und ihr, die ihr Deutschland liebt, müßt ihr nicht bekennen, daß es das Reich Gottes ist, welches unserm Vaterlande den größten Deutschen in Luther gegeben hat? Noch hat die Kirche die Wendepunkte des Lebens: Geburt, Eintritt in den bürgerlichen Beruf, Ehe und Tod so gedeckt, noch ruft sie in ihren

Glocken so laut zu Gott, noch durchschneidet sie unsere Zeit so augenfällig mit ihren Sonn- und Festtagen, daß man ihrer Absicht ausweichen muß, wenn man ihr Zeugniß nicht verstehen will. So mächtig, so vielfach, so eindringlich ist das Zeugniß des heiligen Geistes von Christo in der Kirche.

3.

Drittens zeugt der heilige Geist von Jesu Christo in dem Gläubigen.

Daß der Christus des evangelischen Glaubens eine Thatsache der Geschichte ist, haben wir gesehen. Daß Christi Reich Geist und Leben ist, haben wir auch gesehen. Das innerste Heiligthum aber des Christenthums ist die Gemeinschaft des Gläubigen mit Gott durch Jesum Christum. Ist es wirklich an dem, daß der Mensch Jesu Christi bedarf, um in Gemeinschaft mit Gott zu kommen? Ja, antworte ich. „Wohl", wendest du ein, „das ist dein Glaube. Aber es hält ja der Glaube Manches für wahr, dem nicht so ist." Gewiß, die Welt des Aberglaubens ist groß. Wie aber soll ich dir die Wahrheit meines Glaubens beweisen. Daß Jesus Christus zur Rechten Gottes sitzt und uns vertritt, kann ich deinen Augen nicht zeigen. Ich selber ja wandle im Glauben und nicht im Schauen. Daß der Glaube an den alleinigen Mittler zwischen Gott und Menschen das Ziel aller Religionen ist, die Wahrheit, auf welche Alles hinweist, das läßt sich zwar bis auf einen gewissen Grad darthun, aber auf einem sehr mühseligen Wege, den nicht Jeder zu gehen die geistigen Mittel hat, und der doch zuletzt nur für Den Beweiskraft hat, welcher Jesum Christum schon gefunden hat. An den Wirkungen muß man die Kraft, an den Früchten den Baum erkennen. Die Frage ist also, ob man wirklich durch Jesum Christum Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit habe. Der an Jesum Christum glaubt, kann nur sagen, daß dieß eine Thatsache der Erfahrung ist, so sicher als überhaupt eine solche bezeugt werden kann. Wenn ein Einzelner auf solche Erfahrung hinwiese, dann möchtet ihr vielleicht sagen, daß dieß mit seiner Eigenthümlichkeit zusammenhänge. Wenn aber viele Tausende an allen Orten und zu allen Zeiten und in allen Zungen bekennen, daß in Christo das Heil sei, dann wird euch solch ein Zeugniß des Lebens eine Auktorität sein. Ich denke aber, daß ich nicht nöthig habe zu euch zu sprechen

wie man zu Heiden und Juden spricht. Hoffentlich ist Keiner unter euch, den das Zeugniß des heiligen Geistes von Jesu Christo nicht wenigstens berührt hat. Lasset mich nur versuchen euch einzelne Andeutungen zu geben. Ich glaube nicht, daß ein Einziger unter euch ist, der nicht von Zeit zu Zeit unter des Tages Last und Hitze, unter den Kämpfen nicht nur, sondern auch unter den rauschenden Freuden dieses Lebens, ja gerade da am meisten, von einem Gefühl der Nichtigkeit und Eitelkeit dieses ganzen weltlichen Treibens und einer brennenden Sehnsucht nach Ruhe und Stille in Gott ergriffen wird. Das ist der Zug des Geistes Gottes, der dir sagt: Nur wer sein Leben verliert, wird es in Gott gewinnen. Folge nur diesem Zuge: in dem Grade als du auf ihn hörst, spricht er lauter und öfter. Es gleicht dieser Zug der schönen Sage, daß an Stellen, wo Kirchen versunken sind, man ein wundersames Geläute aus der Tiefe hört. Die für dich versunkene Kirche ruft dich in diesem Zuge wieder zu sich. Für Jeden, in dem noch ein Gewissen ist, sind die Wunden, welche die Sünde hinterläßt, das Schmerzhafteste. Wenn unser eigenes Gewissen uns verurtheilt, da fühlen wir uns so elend, so kraftlos, so unvermögend zu Gott die Augen zu erheben. Da nun regt sich ein Geist in uns, der sagt: Je mehr du dein Elend erkennst und deine Ohnmacht, desto mehr wird in dir Raum für den Geist Gottes, daß er dich zu dem Sohne ziehe, durch ihn zu dem Vater. O wenn du diesem Geiste folgen wolltest! Aber du folgst dann so oft den Stimmen, die dir sagen: Einmal ist keinmal, Sünder sind wir Alle, es ist auch viel Gutes in uns und was ich durch Sünde verloren habe, das will ich durch verdoppelte Kraft ersetzen, ja ich will mir mehr auferlegen, als Gott eigentlich verlangen will. Und so geht der Mensch aus einem Kampfe, in welchem von Christo besiegt zu werden Sieg und Heil wäre, als selbstgerechter Sieger hervor, wie der Pharisäer des Evangeliums, geschmückt mit dem Verdiensteszeichen, welches eitle Phantasie für erträumte künftige Verdienste ertheilt, statt mit dem Kreuze Christi, in dem allein Sieg ist. Es weht dich aus den Zeiten deiner Jugend, da du noch kindlich glauben konntest, aus der Schrift, aus Kirchenliedern, aus der Predigt und aus den Kreuzen der Gräber ein Friedenshauch an. Du sagst dir: Wenn ich es vermöchte all diesen Ballast eigener Weisheit, unruhigen Jagens nach menschlichen Zielen, selbstgemachter Ideale, die meine Götzen sind, hinaus-

zuwerfen und mich, wie sich ein Schiffbrüchiger in den Ocean stürzen muß, freiwillig in Gottes Arme zu werfen: ich würde nicht ertrinken, sondern zum wahren Leben erst kommen. Aber solche Gedanken kommen und gehen wie andere auch, und du bleibst was du warest.

Denen nun, welche durch den heiligen Geist sich ziehen lassen zu Christo, giebt der heilige Geist das Zeugniß der Kindschaft. Der Geist der Kindschaft aber ist das Oel des Lebens, von welchem der seligmachende Glaube brennt; die himmlische Salbung, von welcher Johannes zeugt daß sie uns belehrt, und jeder lebendige Christ weiß, daß sie in Fällen, wo kein Verstand zu entscheiden vermag, im unmittelbaren Gefühl das Rechte uns sagt; das Feuer welches den alten Menschen verzehrt, den neuen aber durchleuchtet und durchglüht nach oben trägt; der immer quellende Bronnen der Liebe, die da erkennt, daß Gott die Liebe ist und wer in der Liebe bleibt in Gott bleibt und Gott in ihm; die geheimnißvolle Triebkraft, die die Seele nicht Ruhe finden läßt in der Welt, sondern sie hinaufzieht da Christus ist zur Rechten Gottes im Himmel, von dannen er auch kommen wird unsern sterblichen Leib zu verklären.

So zeugt der heilige Geist von Christo im Worte, in der Kirche, im Gläubigen. Ich bitte euch, vergesset was ich aus dem Meinigen gesagt, und haltet euch an die göttliche Wahrheit, die ich bezeugt habe. Ich habe euch die Wahrheit verkündet. Der heilige Geist aber versiegle sie in euren Herzen. Amen.

Der Schatz des Christen.

Predigt am 8. Sonntag nach Trin. 1856 über Matth. 6, 19—21.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit uns allen. Amen.

Das Ende des vorigen Jahrhunderts war eine Zeit des Unglaubens und merkwürdiger Weise auch des Aberglaubens. Ich sage: Merkwürdiger Weise. Besser hätte ich sagen können: Natürlicher Weise. Es ist natürlich, daß in einer Zeit, wo der unaustilgbare Zug des Glaubens nicht die gesunde Nahrung göttlicher Wahrheit findet, er sich die künstliche Nahrung des Aberglaubens bereitet. Dieser Zug des Aberglaubens trug eine Anzahl geheimnißvoller Persönlichkeiten, von denen oft schwer zu sagen ist, wieweit sie Betrüger oder Betrogene waren. Sie versprachen durch geheimnißvolle Kunst Alles zu leisten, was das Zeitalter begehrte. Und was begehrte es? Vor Allem Geld, um das Leben genießen zu können. Aber was sind alle Genüsse der Erde ohne die Fähigkeit sie zu genießen, ohne einen gesunden Leib. Auch den versprachen jene dunklen Meister. Sie versicherten im Besitz wunderbarer Heilmittel zu sein, zauberhafter Essenzen zur Verlängerung des Lebens weit über die gewöhnlichen Grenzen unseres Daseins hinaus. Aber die Wiedergeburt des Leibes, die sie versprachen, mochten doch Viele nicht haben ohne die Wiedergeburt der Seele. Und auch das versicherten jene Magier bieten zu können und zwar durch Wunderkräfte. Sie versprachen den Geweihten die Anschauung der unverhüllten Wahrheit, neue Geisteskräfte, ja Gewalt über die Kräfte einer höheren Welt. Das Alles versprachen sie. Aber konnten sie denn halten, was sie versprachen? Nein. Wie aber konnten sie denn Glauben finden? Sie verstanden Hoffnung rege zu machen, mit Blendwerk

die Menschen anzuziehen, mit wunderbaren Formen und Weisen sie hinzuhalten, im entscheidenden Augenblick aber sich immer aus der Schlinge zu ziehen. Sie fanden viel Glauben, weil eben die Sehnsucht nach den Gütern, die sie lockend hinstellten, groß war. Ja wenn man die Sprache liest, welche die gläubigen Jünger gegen ihre Meister führten, so kann man nicht zweifeln, daß Viele in ihnen nicht bloß die Vermittler heißbegehrter Güter verehrten, sondern vor Allem ihre Personen als geheimnißvolle Mittler zwischen Himmel und Erde. Auch diese tiefste Verirrung war nur das Zerrbild einer unendlichen Wahrheit. Mehr als aller Güter der Erde bedarf der Mensch einer Person, die ihm das höchste Gut, der höchste Schatz ist. Man hätte zu diesen reden mögen mit den Worten Augustin's: Sucht nur was ihr sucht, aber nicht da wo ihr es sucht. Wo es zu suchen ist, das sagt uns unser heutiger Text, welcher aufgezeichnet steht

Matth. 6, 19—21.

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.

Der vorgelesene Text hat zunächst etwas Anknüpfendes. Was Schätze sind, das wissen wir Alle, und was es mit dem Sammeln derselben auf sich hat, ist uns wohl bekannt. Welch eine Anziehungskraft Alles, was wir Schatz nennen, auf unser Herz hat, das wissen wir auch. Aber wir wissen auch, wie unbefriedigt das Herz bei den Schätzen dieser Erde bleibt und wie oft diese Schätze ihre treusten Hüter täuschen. Der Aufruf des Herrn, sich himmlische Schätze zu sammeln, setzt in ein tiefes Sehnen des menschlichen Herzens ein. So anknüpfend aber des Herrn Worte sind, so kurz und dunkel sind sie. Was sind diese Schätze im Himmel? Wir möchten gern Näheres wissen. Das aber zu sagen, lag nicht in des Herrn Absicht. Was der Herr vom Berge herab lehrte, das gleicht dem Morgenschleier, den die Natur im Frühling über die Berge wirft. Man sieht nur die Umrisse der Berge im Großen und Ganzen. Ihre Schönheit enthüllt sich erst, wenn die höher gestiegene Sonne die Nebel niedergeschlagen hat. So läßt denn auch die Bergpredigt nur die großen Umrisse des Reiches Gottes erkennen. Was es näher

sei, das Reich Gottes, das sollte erst klar werden, als die Sonne des heiligen Geistes aufging. So geheimnißvoll stehen die Schätze in unserem Text da, wie in dem Gleichniß vom ungerechten Haushalter, der sich Freunde machte, in des Herrn Schlußwort: Machet euch Freunde im Himmel, die euch aufnehmen in die ewigen Hütten. Was sind jene Schätze? Wo sind sie? Wie erwerben wir sie? Das und mehr möchten wir wissen. So sehr ich nun fühle, daß ich nicht im Stande bin, diese Fragen genügend zu beantworten, so will ich es doch unter Gottes Beistand versuchen, auf Grund unseres Textes zu euch zu sprechen

Von dem Schatze des Christen.

Laßt mich noch einmal anknüpfen an jene geheimnißvollen Männer des vorigen Jahrhunderts, welche des Lebens höchste Güter durch höhere Mittel zu gewähren versprachen. Sie hielten für nöthig, die welche sich ihnen anvertrauten erst vorzubereiten. Diese Vorbereitung bestand in stillem Nachdenken, in Fasten und Entsagung, in Prüfungen und Versuchungen, wohl auch im Anblick von grauenerregenden Zeichen der Nachtseiten dieses Lebens, damit sie für das aufgehende Licht ein reines und empfängliches Auge hätten. So laßt uns denn auch jetzt auf die Betrachtung, wo dieser Schatz ist, uns vorbereiten durch die Betrachtung, wo er nicht ist. Gott aber gebe uns zu dieser Betrachtung ein reines, empfängliches, geweihtes Auge.

1.

Zuerst also lasset uns betrachten, wo unser Schatz nicht ist.

Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, da sie Motten und Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Bei den Schätzen die Motten-fressen haben wir an kostbare Kleider, bei denen die Rost frißt an werthvolle Metallgeräthe, bei denen aber da Diebe nachgraben und stehlen vorzugsweise an Geldschätze zu denken. Zunächst weist das Wort Schätze auf Geldschätze hin. Wenn nun der Herr verbietet Geldschätze zu sammeln, so kann er damit nicht gemeint haben, daß wir überhaupt uns mit Geld nicht befassen sollen. Ohne Geld kann Niemand bestehen. Wir wissen ja, daß der heilige Kreis, der Jesum umgab, eine Kasse hatte. Wie

dieser Kreis, so kann auch der große Kreis auf Erden, der sich nach Christo nennt, die Kirche Christi, nicht bestehen ohne Geld und Gut. Christus spricht hier von einem Geldsammeln, welches im Geld das höchste Gut sieht, vom Mammonsdienste. Ihr sollt nicht die Summe eures Lebens in einen Geldschatz setzen. Aber wer, fragt ihr, erklärt denn das Geld für das höchste Gut, für den Preis des Lebens? Mit dem Worte vielleicht nicht Viele, desto Mehrere aber mit der That. An Geld hängt, nach Geld drängt doch Alles, sagt der Dichter. Und es liegt im Geld eine wunderbare Gewalt. Es ist der Zauberschlüssel, der die ungeheure Schatzkammer irdischer Güter, Genüsse aller Art, Besitz, Glanz, Verbindung, Einfluß, ja selbst Einfluß auf den Gang der großen Weltverhältnisse, aufschließt. Eine Stadt wie die unsere, in der jährlich eine so ungeheure Menge von Gütern zusammenströmt, um sich in Geld zu verwandeln, macht jede Erläuterung überflüssig. Was jahraus jahrein die Straßen, Plätze, Märkte von Leipzig bewegt, das ruft: Groß ist die Macht des Geldes. Legion ist die Zahl derer, die dieser Diana dienen. Aber wenn diese Diana nur die Hingabe ihrer Verehrer erwiederte. Geld sammeln im Sinne von Aufhäufung todter Geldmassen ist ein der neuern Zeit fremdes Verfahren. Geld sammeln heißt bei uns Geld in Umlauf setzen, um es nicht nur zu erhalten, sondern auch zu benutzen, und nicht bloß zu benutzen, sondern auch zu vermehren. Da ist es nun freilich gegen die Diebe gesichert. Aber nicht gegen Zufälle, die eben so feindlich eingreifen wie Diebe. Keine Bürgschaft, kein Name, keine Macht schützt gegen die stärksten Verluste. Wir haben es in diesem Jahre erlebt, daß Häuser von so bewährten Namen und von so ungeheuren Mitteln, daß Tausende aus allen Ständen ihnen das Ihre anvertraut haben, über Nacht auf das Schmählichste zusammengebrochen sind, viele Häuser unter ihren Trümmern begrabend. Welche ungeheure Schwankungen hat nur der letzte Krieg gebracht. Aber wenn auch der Geldbesitz so gesichert ist, wie etwas auf Erden sein kann: der Mammonsdienst ist der traurigste unter allen Götzendiensten. David sagt im 115. Psalm: Jener Götzen sind Silber und Gold, von Menschenhänden gemacht. Sie haben Mäuler und reden nicht, sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht, Nasen und riechen nicht, Hände und greifen nicht, Füße und gehen nicht. Die solche machen sind gleich also und alle, die auf sie hoffen. Das Metall macht seine Diener sich

gleichförmig: es macht den Sinn derer, die im Besitz des ungeheuersten Mittels das Leben reich zu machen sind, todt, ihr Herz kalt und hart. Die bösen Geister, welchen der Volksglaube das Amt zutheilt die großen Schätze in der Tiefe der Erde zu bewachen, die walten in der That in denen, die dem Mammon dienen.

Aber, sagt man, das mag von denen gelten, welche das Geld zum Zweck machen. Die Meisten aber begehren das Geld nur als Mittel zum Lebensgenuß. Kein Trieb wurzelt tiefer in uns als der Trieb zum Genusse, zum Wohlsein. Die nach dem ewigen Leben trachten, die suchen nicht minder Wohlsein als die den Thieren gleich den Lüsten des Fleisches nachgehen. Was vom Fleisch geboren ist, sagt der Herr, ist Fleisch. Wie wir von Natur sind, zieht uns der Trieb nach Wohlsein zu der reichbesetzten Tafel, welche diese Welt uns bietet. Was die Natur mit ihren unerschöpflichen Vorrathskammern dem Genuß, mit der Herrlichkeit ihrer Formen dem Auge, der Schönheit ihrer Harmonie dem Ohr nicht gewährt, das weiß die Kunst der Phantasie und dem Gefühl zu bieten. Wer mag sich darum wundern, wenn wir so Viele von denen, welche die Mittel haben sich Genüsse zu verschaffen, den Lebensgenuß als das Höchste im Leben verfolgen sehen. Genieße so lange und so gut es geht, das ist die lockende Lebensweisheit, welche die begabtesten Geister in der lockendsten Hülle verkündet haben. Ist es wirklich die wahre Lebensweisheit? Wenn ein Genußmensch im Uebermuthe des Genusses brechende Tafeln mit Blumen und Früchten schmücken wollte, die auf Gräbern erwachsen wären, das würde doch allgemein für eine frevelhafte Herausforderung der finstern Mächte erscheinen, die im Hintergrunde des Lebens lauern. Was aber thut ein Mensch, der nur genießt, anders, als leichtsinnig hineinschlürfen, was auf den Gräbern menschlichen Schweißes und Kampfes, auf den Gräbern menschlicher Thränen und Seufzer erwachsen ist? Jene Lebensweisheit der Genußmenschen aller Zeiten besteht darin, daß sie einen Kirchhof für einen Lustgarten, ein Jammerthal für ein Wonnethal ansehen, weil dieser Kirchhof, dieß Jammerthal Blumen und Früchte trägt. Sie schlürfen den Honig des Lebens und lassen ihren Brüdern den Wermuth. Das ist angenehm, das ist klug, aber edel ist es nicht. Ich mag nicht die öffentliche Meinung zum Richter der Wahrheit machen. Aber in diesem Falle ist sie auf unsrer Seite. Die öffentliche Meinung achtet Niemanden, der nur seinem Ge-

nusse nachgeht. Diese Genußweisheit mag gut sein, so lange eben jener Vertrag besteht, nach dem der Genießende sich den Honig nimmt, Andern den Wermuth läßt. Aber wer hat denn diesen Vertrag unterzeichnet? Das Leben nicht. Wenn nun das Leben jenes Verhältniß umkehrt? Wenn nun die Zeit der Träbern kommt? Wie dann? Dann, lautet die schreckliche Lebensweisheit so Vieler, ist es Zeit das Leben freiwillig zu enden. Das hätte noch Sinn, wenn es aus wäre mit dem Tode. Dieser Ausweg aber ist der Weg zum ewigen Verderben.

Im Genusse, das ist gewiß, kann der Schatz des Lebens nicht liegen. Selbst die öffentliche Meinung widerspricht. Fragst du Die, so wirst du Vieler Stimmen rathen hören: Tüchtig zu sein in allen Verhältnissen, in welchen du stehst, tüchtig im Hause, im Berufe, im Vaterland, ja in der Menschheit. Das lautet in der That sehr annehmlich. Lasset es uns im Einzelnen betrachten. Als Ende des vorigen Jahrhunderts das öffentliche Leben sich auflöste, die Kirche aber ihre Kraft über die Gemüther verloren hatte, da meinten Viele den Hafen des Lebens in der Familie gefunden zu haben. Der allein ist glücklich, sagte man, der die Lebensschätze zu heben versteht, die Gott in die Familie niedergelegt hat. Und selbst die Wenigen, welche damals Jesu Christo treu blieben, stellten das Christenthum am liebsten dar als den Friedensengel am Heerde. Und in der That, der Maßstab des Herrn in unserem Texte: Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz, scheint hier die beste Anwendung zu finden. Was zieht das Herz mehr an, als der Liebeskreis im Hause? Sollte aber wirklich die Familie das Herz allein ausfüllen? Nun dann wäre das höchste Gut nicht Jedem zugänglich. Für Tausende ist aus tausend Gründen dieß Glück nicht vorhanden, und zwar ohne ihre Schuld. Die hätten denn ihr Leben gänzlich verfehlt. Ja die, welche ganz in ihre Familien aufgehen, haben nicht das öffentliche Urtheil für sich. Das Wort des Herrn: Wenn ihr liebet, die euch lieben, was habt ihr für Lohn: solches thun die Zöllner auch, wird selbst von denen verstanden, welche nur menschliche Maßstäbe anlegen. Sie sehen wohl ein, daß das menschliche Herz noch einen weitern Kreis umschließen muß als den Familienkreis und reichen denen den Preis, die das Familienglück höheren Zwecken opfern können. So haben wir dieses Höhere wohl in dem Berufe zu erkennen? Tüchtig im Berufe zu sein, das ist ein hohes Gut:

aber das höchste, das unser Herz allein ausfüllende? Dann wären abermals Tausende die unglücklichsten aller Menschen. Ein beglückender Beruf hängt nicht an unserem Willen, Laufen und Jagen. Dazu gehören Begabung, glückliche Wahl, günstige Verhältnisse, guter Erfolg u. s. w., was alles nicht in unserer Hand liegt. Wenn im Beruf des Lebens Preis liegt: was sollen die Sklaven, was sollen die zahllosen brotlosen Arbeiter, was sollen die Vielen sagen, die ohne äußeren Erfolg wirken? Vor dieser akademischen Gemeinde wird ein Wort von dem wissenschaftlichen Berufe am rechten Orte sein. Wenn irgend ein Beruf ist dieser im Stande die Menschen ganz hinzunehmen. Was im Himmel und auf Erden, in Natur und Geist lebt, in dauernde Gedanken zu fassen; fortzuarbeiten an der Gedankenwelt, welche die Geister aller Jahrhunderte bewegt hat; Impulse der Wahrheit in das Leben werfen: das ist ein hoher, herrlicher Beruf. Welche hohe Bedeutung insonderheit diese Universität im Vaterlande hat, das haben wir in diesem Jahre aus königlichem Munde vernommen. Aber gerade eine solche Gesammtheit wissenschaftlicher Kräfte zeigt dem Einzelnen seine Schranken. Gerade wer nach dem Höchsten strebt auf dem Gebiete seiner Wissenschaft, der weiß am besten, was Andere geleistet haben; der weiß am besten, daß er nur einen Bruchtheil des ungeheuren Gebietes der Wissenschaft und auch diesen Bruchtheil nur in beschränkter Weise vertreten kann; der weiß am besten, welch ein Unterschied es ist etwas zu wissen und etwas im Leben durchzuführen. Einer der größten Denker hat gesagt: Oberflächliche Wissenschaft führt von Gott ab, tiefe Wissenschaft führt zu Gott hin. Aller Wissenschaft Grund und Ziel ist G o t t. Aber nicht die Wissenschaft von Gott, sondern Gott selbst ist das höchste Gut.

2.

Nachdem wir gesehen haben, was und wo unser Schatz n i c h t i s t, laßt uns nun mit geweihten Augen sehen, was und wo unser Schatz i s t.

Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen. Einen Schatz kann nur der sammeln, der mehr hat, als er für das laufende Leben braucht. Wer einen Schatz sammelt, denkt an die Zukunft, es sei nun, daß er für die Zeiten der Noth einen Noth-

pfennig haben oder den Seinen ein Erbe hinterlassen oder überhaupt einen überschüssigen Besitz haben will. Nun sagt der Herr in unserem Texte: Nicht auf Erden sollt ihr Schätze sammeln, sondern im Himmel. Das kann nur heißen: Erwerbet euch ein Gut, das vor Gott gilt, und eure ewige Zukunft deckt. Was aber ist dieß für ein Gut? Der Herr spricht noch an einer andern Stelle von einem Schatz im Himmel. Es kam ein reicher Jüngling zu ihm mit der Frage: Meister, was soll ich thun, daß ich das ewige Leben erwerbe? Christus weist ihn auf das Gesetz hin. Das, sagte der reiche Jüngling, habe ich gehalten von Jugend auf. Nun, erwiederte der Herr, gehe hin, verkaufe was du hast und folge mir nach, so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Als das der Jüngling hörte, ging er betrübt von dannen, denn er hatte viele Güter. Als dieß Evangelium einst ein reicher Jüngling in Egypten hörte, Antonius aus Coma, verkaufte er wirklich Alles was er hatte, ging in die Einsamkeit, zu fasten, zu beten, sich zu casteien und ward der Vater der Mönche. Die Mönche glauben, daß Armuth, Keuschheit, Gehorsam mehr sei, als der Wandel in den Pflichten des gewöhnlichen Lebens und verstehen den Schatz im Himmel von den überschüssigen Verdiensten, die ihnen von Gott zu gute geschrieben werden. Das ist nun auch die in der römischen Kirche herrschende Auslegung jener Erzählung vom reichen Jüngling. Nicht ein Gebot giebt Christus, sondern einen evangelischen Rathschlag, der, wenn der Jüngling ihn befolgt hätte, als ein außerordentliches Werk ihm auch einen außerordentlichen Lohn, ein Verdienst bei Gott erworben hätte. Ist dieß aber wirklich der Sinn der Aufforderung Christi? Der Jüngling hatte einen äußerlich unanstößigen Wandel geführt und hatte doch das Gefühl, daß ihm noch etwas fehle. Daß er das Wesen des Gesetzes: eine Alles opfernde Liebe zu Gott, die sich in Alles opfernder Liebe zu den Brüdern erweist, nicht in sich trug, das sagte er sich nicht. Was ihn von dem lebendigen Gott schied, war die Liebe zum irdischen Besitz. Er wähnte sich reich und wußte nicht, daß er war arm, elend, blind und bloß. Das mußte er erst erkennen, wenn er zum ewigen Leben kommen sollte. Das würde er erkannt haben, wenn das Gold ihm nicht den Blick geblendet hätte. Jesus nun, den er gefragt hatte, was er thun solle, hatte das Recht, ihn zu einer That aufzufordern, die entscheiden mußte, ob er Gott mehr liebe als den Mammon.

Hätte der Jüngling aber gethan, was ihm Christus geheißen, so würde er natürlich kein Verdienst erworben, sondern nur das Hinderniß beseitigt haben, das ihn von dem Leben schied. Wenn Christus zu ihm sagte: Verkaufe Alles was du hast und folge mir nach, so legt er diese Forderung nicht Allen auf, die ihm nachfolgen sollen. Für diesen Jüngling hing an dieser Forderung Leben oder Tod. Wenn nun Christus an diese Forderung die Verheißung knüpfte: So wirst du einen Schatz im Himmel haben, so kann das nicht heißen, du wirst ein überschüssiges Verdienst im Himmel haben, — nie mag dieß Einer erwerben, bei dem es sich noch um Leben und Tod handelt! — sondern nur: Dir wird für die irdischen Güter, die du gelassen hast, ein himmlisches Gut zu Theil werden, die Anwartschaft des ewigen Lebens.

Ist uns dieß klar und gewiß geworden, so werden wir nicht in die Versuchung kommen, unter den Schätzen im Himmel, die wir sammeln sollen, gute Werke zu verstehen, mit denen wir uns den Eintritt in's Himmelreich gewissermaßen erkaufen. Unter Schätzen haben wir, wie wir schon gesehen haben, nur das Gut zu verstehen, das vor Gott uns zum ewigen Leben gilt. Der Herr spricht zu uns: Erwerbet euch nicht Schätze, welche euch ein Anrecht auf diese Erde verschaffen, sondern einen Schatz, der euch ein Anrecht auf den Himmel verschafft, das ist auf den Frieden der Gemeinschaft mit Gott. Was irdische Güter nicht vermögen, nämlich die Zukunft zu sichern, das vermag allein ein Schatz im Himmel: er versichert die Zukunft des ewigen Lebens. Und was ist denn dieser Schatz im Himmel? Ist es Gott der Vater, ist es der Sohn, ist es der heilige Geist? Vater, Sohn und Geist sind nur für Die ein Gut, welche mit ihnen in Gemeinschaft stehen. Die Gemeinschaft mit dem Vater durch den Sohn im heiligen Geiste, das ist der Schatz im Himmel, das ist das höchste Gut, das Unterpfand des ewigen Lebens, das Eine was noth, das unbefleckte und unverwelkliche Erbe. Und wie sammelt man denn diesen Schatz, wie erwirbt man diese Gemeinschaft? Durch eine ausreichende Anzahl guter Werke, welche uns im Himmel angerechnet werden? Nein. Christus spricht Johannis am 6.: Das ist das Werk Gottes, daß ihr glaubet an den, welchen er gesandt hat. Also: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.

Jeder Mensch, der nicht wie die Thiere des Feldes hinlebt um

hinzuleben, kommt ein Mal dazu, die Summe seines Lebens zu ziehen. Was habe ich lebend erzielt? Da denkt der Eine an das Vermögen, das er erworben, der Andere an die vielen glücklichen Stunden des Lebens, der Dritte an seine Verdienste um Stadt und Land, um Schule und Kirche, der Vierte an den unsterblichen Namen, den er hinterläßt. Solche Lebenssummen werden auf Erden geschätzt. Wie aber, wenn du die Erde verlassen mußt? Du magst es dir noch so ungern sagen, es kommt gewiß ein Tag, wo du durch die finstere Brücke des Todes hindurchgehen, den Boden der Ewigkeit betreten mußt, um zu empfangen nach dem du gehandelt hast bei Leibes Leben. Jene Lebenssummen helfen dir nicht: die liegen hinter dir. Auch deine guten Werke helfen dir nicht. Das Haus, die Stadt, das Vaterland, die Schule, die Armen u. s. w., um die du dich verdient gemacht hast, liegen auch hinter dir. Auf dem Boden der Ewigkeit gilt nur was du bist, was du vor Gott bist. Wirst du bestehen, wenn Er die Summe deines Lebens zieht? Wird diese Summe dich decken können vor ihm dem Allheiligen, vor dessen Angesicht ein Jesaias sagte: Wehe mir, ich sterbe, denn ich bin ein Mensch sündiger Lippen? Was dich decken kann, ist allein die Summe, die Christus für dich gezahlt hat, Christi Blut und Gerechtigkeit, Christi Verdienst. Soll diese Summe dich dort decken, so erwirb sie hier. Verkaufe Alles was du hast, um diese Perle, diesen Schatz, diese Arche zu erwerben. O so lasset uns in's Herz schreiben, was wir vorhin gesungen haben:

Nichts kann ich vor Gott ja bringen
Als nur dich, mein höchstes Gut,
Jesu! es muß mir gelingen
Durch dein rosinfarbnes Blut.
Die höchste Gerechtigkeit ist mir erworben,
Da du bist am Stamme des Kreuzes gestorben:
Die Kleider des Heils ich da habe erlangt,
Worinnen mein Glaube in Ewigkeit prangt.

Amen.

Der Heilsweg des Kämmerers vom Mohrenlande.

Predigt am 9. Sonntage n. Trin. 1863 über Ap.-Gesch. 8, 26—38.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit uns allen. Amen.

Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Das war die Pflicht, welche scheidend der Herr seinen Jüngern auferlegte, in und mit ihnen seiner Kirche. Unsere evangelische Kirche bestand schon über hundert Jahre, als sie erst anfing sich dieser Pflicht zu erinnern. Die evangelische Mission war Anfang des vorigen Jahrhunderts ein zarter Keim, der ein sehr unscheinbares Dasein hatte und Ende des vorigen Jahrhunderts zu verwelken drohte. Seitdem nahm die Sache der evangelischen Mission von England aus einen neuen Aufschwung und ist seit etwa siebzig Jahren zum mächtigen Baume geworden, der die ganze Erde umschattet. Die Jahreseinnahme der evangelischen Missionsgesellschaften mag der Jahreseinnahme eines kleinen Königreichs gleichkommen. Allein aus der deutsch-evangelischen Kirche verkünden mehr als vier hundert Missionare die Botschaft des Heils unter den Heiden. Mehr als von dem Reiche Karl's V kann man von dem Reiche der Mission sagen, daß in ihm die Sonne nicht untergeht. Erwägt man, daß es über tausend Jahre gedauert hat, ehe unser deutsches Vaterland ist bekehrt worden, so wird man, was die Missionare nicht mit dem Schwerte von Eisen, sondern allein mit dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes, ausgerichtet haben, nicht anders als groß nennen können. Aber freilich die Welt, die noch zu erobern ist, ist noch eine ungeheure Macht.

Während es auf Erden etwa 325 Millionen Christen giebt, sind noch 800 Millionen Heiden und 160 Millionen Muhamedaner zu bekehren. Da darf man freilich sich nicht wundern, wenn so Viele, die dergleichen mit weltlichen Augen ansehen, viel von der Erfolglosigkeit der Mission reden. Die Mission kann nur antworten, daß sie thut was ihr der Herr geboten hat: der Erfolg liegt in des Herrrn Hand. Wohl darf sie sagen, daß ihre Arbeit unter den Heiden nicht vergebens gewesen ist. Aber wenn der Erfolg auch noch viel geringer gewesen wäre als er es ist, so würde sie doch von einem reichen Segen reden können, den sie der Kirche gebracht hat. Die Mission ist nämlich ein Sauerteig für die evangelischen Landeskirchen gewesen. Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen, hat der Herr gesagt. Wo nun gläubige Christen zusammenkommen, um die Sache der Ausbreitung des Christenthums betend, betrachtend, berathend, handelnd zu treiben, da dürfen sie der Verheißung sich getrösten, daß Christus unter ihnen ist. Und wo Er ist, da ist auch sein Segen. Als auf der ersten Apostelversammlung hin- und hergesprochen wurde über das Verhältniß der Judenchristen zu den Heidenchristen, da machten die großen Thaten Gottes unter den Heiden, von denen Paulus zu reden wußte, einen mächtigen Eindruck. Wie die Wunder der Natur, in denen Gott zu uns spricht, uns so gewöhnlich geworden sind, daß es außerordentlicher Naturerscheinungen bedarf, um uns aufmerksam zu machen auf den göttlichen Hintergrund der Natur, so bedarf es auch des Blickes in die Heidenwelt, um uns zu sagen, was wir von Natur und was wir durch die Gnade sind. Wenn wir einen Blick werfen in die wilden Leidenschaften der Sinnlichkeit und Selbstsucht, welche die entmenschten Stämme des Innern Afrika's zerfleischen; in die Afterbildung des ungeheuren chinesischen Reiches, die nur ein Firniß der Selbstsucht ist und mit dem thörichtsten Aberglauben Hand in Hand geht; in die von der Natur so reich begünstigten Länder am Ganges, wo Wollust, Lüge, Kastenstolz, Wissensdünkel den Boden, auf den schon so lange der Same des Wortes gestreut wird, hartgetreten haben: wir müssen uns bekennen, daß die Wurzeln dieser Giftsaaten in unserem Herzen sind. Und wenn wir dann wieder sehen, wie das Wort vom Kreuze über die verthierten Züge der Wilden den Schimmer einer höheren Welt geworfen hat, Hunger und Durst nach dem Worte

Gottes erzeugt, wo vorhin nur Hunger und Durst nach dem Blute der Feinde war, auf den Stätten, wo einst Menschenopfer sinnlosen Götzen oder vergötterten Thieren zu Ehren geschlachtet wurden, Kirchen erbaut hat, deren Glocken zum Glauben und zur Liebe und zur Hoffnung rufen: dann müssen wir uns bekennen, daß die wir Väter des Glaubens sein wollen es recht noth haben uns zu dem Glaubensleben unserer Geisteskinder zu bekehren und uns das Wort des Herrn zuzurufen: Wenn ihr nicht wie die Kinder werdet, werdet ihr nicht in's Reich Gottes kommen. Das Evangelium des heutigen Sonntages hält uns eine Missionsgeschichte vor, die recht geeignet ist unsern Glauben zu prüfen und aufzurichten. Sie ist enthalten

Ap.-Gesch. 8, 26—38.

Aber der Engel des Herrn redete zu Philippo und sprach: Stehe auf und gehe gegen Mittag, auf die Straße die von Jerusalem gehet hinab gen Gaza, die da wüste ist. Und er stand auf, und ging hin. Und siehe, ein Mann aus Mohrenland, ein Kämmerer und Gewaltiger der Königin Candace in Mohrenland, welcher war über alle ihre Schatzkammern, der war gekommen gen Jerusalem anzubeten, und zog wieder heim, und saß auf seinem Wagen, und las den Propheten Jesaias. Der Geist aber sprach zu Philippo: Gehe hinzu, und mache dich bei diesen Wagen. Da lief Philippus hinzu, und hörete, daß er den Propheten Jesaias las, und sprach: Verstehest du auch, was du liesest? Er aber sprach: Wie kann ich, so mich nicht Jemand anleitet? Und ermahnete Philippum, daß er aufträte und setzte sich bei ihn. Der Inhalt aber der Schrift, die er las, war dieser: Er ist wie ein Schaf zur Schlachtung geführt, und still wie ein Lamm vor seinem Scherer, also hat er nicht aufgethan seinen Mund; in seiner Niedrigkeit ist sein Gericht erhaben; wer wird aber seines Lebens Länge ausreden? denn sein Leben ist von der Erde weggenommen. Da antwortete der Kämmerer Philippo, und sprach: Ich bitte dich, von wem redet der Prophet solches? Von ihm selbst, oder von jemand anders? Philippus aber that seinen Mund auf, und fing von dieser Schrift an, und predigte ihm das Evangelium von Jesu. Und als sie zogen der Straße nach, kamen sie an ein Wasser; und der Kämmerer sprach: Siehe, da ist Wasser, was hindert es, daß ich mich taufen lasse? Philippus aber sprach: Glaubest du von ganzem Herzen, so mag es wohl sein. Er antwortete und sprach: Ich glaube, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist. Und er hieß den Wagen halten, und stiegen hinab in das Wasser, beide Philippus und der Kämmerer; und er taufte ihn.

Aus dem Mohrenlande, aus Aethiopien, war ein Kämmerer, ein Verschnittener, der Königin Candace nach Jerusalem gezogen, um dort den allein wahren Gott anzubeten. Dort hatte er die Schriften alten Bundes kennen gelernt und sich das Buch des Pro-

pheten Jesaia angeeignet. Dieß Buch wies über das irdische Jerusalem hinaus an das Jerusalem der messianischen Zukunft. Und der Führer aus dem irdischen Jerusalem der Gegenwart in das messianische Jerusalem der Zukunft ist der Knecht Gottes. Als nun der Kämmerer von diesem Knechte Gottes las, von dem es heißt, daß er sterben werde für die Schuld des Volkes und neben Reichen d. h. Weltlingen begraben werden, dann aber auferstehen und ein in die Ewigkeit ausgedehntes Leben führen, da verstand er nicht was er las. Und da eben sandte der heilige Geist Philippus zu ihm. Der aber sagte ihm nicht bloß die Erklärung, sondern auch die Erfüllung dieser Weissagung in Jesu Christo. Und der Kämmerer hörte nicht bloß, sondern glaubte auch. Der Zug des Geistes, der ihn zum Vater nach Jerusalem gezogen hatte, zog ihn vom Vater zum Sohne. Er ließ sich taufen. Und nachdem er gefunden was er gesucht, zog er fröhlich seine Straße in die Heimat.

Diesen Heilsweg des Kämmerers aus Mohrenland

lasset uns unter Gottes Beistand, um den wir flehen, betrachten als ein Vorbild unseres eigenen Heilsweges.

Wir unterscheiden in diesem Heilswege den Weg von Mohrenland nach Jerusalem, den Weg von Jerusalem nach Gaza, den Weg von da in die Heimat.

1.

Zuerst also betrachten wir den Weg des Kämmerers vom Mohrenlande nach Jerusalem.

Der Kämmerer aus Aethiopien hatte das Höchste erreicht, was ein Mann seines Volkes, Standes, Charakters erreichen konnte. Er war ein hochgestellter Hofmann, dem die Gunst seiner Königin die Verwaltung ihrer Schätze anvertraut hatte. Der nun, das sagten gewiß Viele, der konnte zufrieden sein. Aber er hatte nicht genug. Er hatte zwar die Gnade seiner Königin, aber er suchte die Gnade eines Höheren. Er hatte die Verwaltung des königlichen Schatzes, aber er suchte die Schätze einer höhern Welt. Es war eine Stimme in ihm, die ihm sagte: Suche das höchste Gut in Gott. Von Gott nun zeugte die Religion seines Landes, die Weisheit äthiopischer Priester und Denker. Was aber seine Volksreligion, was seine

Weisen sagten, das war nicht was sein Herz suchte. Sein Herz begehrte einen lebendigen Gott. Da kam auch in sein Land das Zeugniß von Jehova, dem Gotte Israels. Nahe ja lag Aegypten, wo die Juden eine große und hochberühmte Niederlassung bildeten. Von da nun hörete er von Jehova, dem Einen und dem Höchsten, dem Gotte der Götter, den aller Himmel Himmel nicht fassen und der doch sein Haus in Jerusalem habe. Der ist es, den ich suche. Der unbekannte Gott, von dem mein Herz zeugt, heißt Jehova, der Gott Israels. Ich werde ihn in Israel nicht von Angesicht zu Angesicht sehen, denn der Himmel ist sein Stuhl. Aber Jerusalem ist die Stätte seiner Offenbarung. Dahin muß ich ziehen. Und so verließ er sein Vaterland, seine Freundschaft, die Stätte seines irdischen Glückes, um in Jerusalem, der hochgebauten Stadt, Gott anzubeten. Es ist schon für einen Mann der Wissenschaft ein wundersames Gefühl, wenn er die Stätte betritt, von der er von Jugend an so viel gehört hat, etwa Rom, Athen. Wie Viele ziehen jährlich nach Jerusalem mit dem Worte im Herzen: Ich freue mich deß das mir geredet ist, daß wir werden in's Haus des Herrn gehen und daß unsere Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem! Und doch wissen wir, daß das heilige Land nur eine große Reliquie ist. Damals aber stand noch die Veste David's, damals stand noch der Tempel in Jerusalem. Da loderte der Rauchaltar von einem himmelaufsteigenden Feuer, in dessen Glanze der Priester stand. Da war das Heilige, in das nur die Priester eingingen, Gott das Rauchwerk des Gebetes darzubringen. Und dort war die Stätte, wo Jehova über den Cherubim der Bundeslade thront, nur einmal im Jahre vom Hohenpriester zu betreten.

Wir Alle, andächtige Christen, haben in unserm Herzen jenen geheimnißvollen Zug, der uns zu Gott zieht. Aber uns ist das nicht genug zu preisende Glück geworden, den Unbekannten, zu dem das Herz zieht, von Jugend auf zu kennen. Wir wissen von Jugend auf, daß das Heil ist in der Gemeinschaft mit dem Vater durch den Sohn im heiligen Geiste. Wir brauchen die Stätte der Offenbarung Gottes nicht im fernen Osten zu suchen. Wo das Wort erschallt, da will sich Gott finden lassen, und wo ein Herz Gott aufnimmt im Glauben, da ist der Tempel Gottes. Was uns von dem dreieinigen Gott trennt, sind nicht irdische Straßen. Und doch ist der Weg schwerer als der durch Wüsten führende Pilgerpfad. Als

einst durch die abendländische Christenheit der Ruf erscholl: Gott will einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande und wer ihm folgt, empfängt vollen Ablaß seiner Sünden, da zogen viele Tausende aus, und nicht Ritter allein, sondern Kinder, Frauen, ja Räuber. Nicht Viele kehrten wieder in die Heimat. Die aber wiederkehrten, sprachen die Ueberzeugung aus, die man in die Worte gefaßt hat: Die über das Meer ziehen, verändern wohl die Himmelsgegend, aber nicht das Herz. Es ist eine Herzensstraße, die zwischen uns und Gott liegt; ein Graben im Herzen, über den wir springen müssen. Du, der du Religion zu haben bekennst, wirst mir bezeugen, daß so oft du einmal mit rechtem Ernst an deinen Gott denkst, du allemal einen Schmerz empfindest, daß so wenig von dir Gott gehört. Du fühlst es, daß der Weg zu Gott durch das Feuer geht. Man kann nun einmal Gott nicht dienen und dem Mammon. Man muß ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe lieben. Dieß Bewußtsein, daß man sich Gott ganz in die Arme werfen muß ohne Vorbehalt und Klausel, ist so stark, daß der Mensch sich sein nicht erwehren kann. Und da steigen denn in solchen Momenten, namentlich wenn ernste Erfahrungen im Leben, Krankenbetten, Gräber u. s. w. sie hervorgerufen haben, gar viele Versprechungen zu Gott auf, daß man von nun an ihm ganz dienen wolle. Gott hört sie und vergißt sie auch nicht, wohl aber der Mensch. Das etwas starke Wort: der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, spricht eine starke Wahrheit aus. Der Kämmerer vom Mohrenlande, dieser Heide, der sein Vaterland verließ, um den Unbekannten in Jerusalem anzubeten, der beschämt viele Tausende von Christen, die ihrem Gott kein Opfer zu bringen im Stande sind. Der Weg zum lebendigen Gott geht nur durchs Feuer. Das sagen dir ja alle irdischen Verhältnisse, die doch von Gott nur geordnet sind, um uns ein Abbild zu sein des höchsten Verhältnisses, des Verhältnisses zu Gott. Wenn du einem Weibe am Altar die Bundeshand reichst, so legst du in sie eine Liebe, die bis an's Grab reicht: eine Liebe, die unaufhörliche Opfer fordert, eine Liebe, in der eine Welt von Pflichten liegt. Glaubst du, wenn du deine Hand betend zu Gott erhebst, Der, dem du sie giebst, wiege so leicht, daß du es nicht so ernst zu nehmen brauchst? Ich sage dir, daß du in diese Hand alle Güter dieser Erde legen mußt, wenn du Gott, wenn Gott dich ergreifen soll.

2.

Zweitens betrachten wir den Weg des Kämmerers von Jerusalem nach Gaza.

Der Kämmerer aus Mohrenland hatte in Jerusalem das Psalmenwort erfahren: Hier hat die Schwalbe ihr Nest gefunden, deine Altäre, Herr Zebaoth! Aber was er geschaut hatte, die heiligen Personen, Orte, Zeiten, Handlungen: sie waren nur gottgeordnete Sinnbilder und Vorbilder künftiger Erfüllung. Die Gedanken, die in Israel walteten, sie waren so groß: aber die Wirklichkeit entsprach ihnen so wenig. An der Stirn trug der Hohepriester das Wort: Heilig dem Herrn, aber er war eine getünchte Wand. Die Schriftgelehrten wußten mehr zu reden von dem Buchstaben des Wortes Gottes als von dem Geiste desselben. Und dieß Land, in dem römische Statthalter geboten, sollte der Mittelpunkt eines Weltreiches sein? Dieser Widerspruch zwischen Gedanke und Wirklichkeit konnte einem Manne von der Lebensstellung und dem Lebensernst unseres Kämmerers nicht entgehen. Auf Fragen dieser Art aber hatten die Israeliten eine gar herrliche Antwort, die nur geeignet war, einen neuen Himmelsglanz über ihr Land und Volk zu verbreiten. Diese Widersprüche sind von Gott zugelassen, um eine desto herrlichere Lösung vorzubereiten. Und diese Lösung wird kommen, wenn die Verheißung kommen wird. Woher aber wißt ihr dieses? Wir wissen es aus den Propheten. Lies nur, was ein Jesaia, der Adler unter den Propheten, geschaut hat. Der Kämmerer verschaffte sich die Weissagungen des Jesaia, die man damals in griechischer Uebersetzung zu lesen pflegte. Mit diesem Schatze verließ er Jerusalem. Mit der Hoffnung, den Unbekannten in Israel kennen zu lernen, war er nach Jerusalem gekommen. Nicht sein Angesicht, sondern nur seine Fußtapfen hatte er gesehen. Und nun zog er mit der Hoffnung aus Jerusalem, daß der Unbekannte erscheinen werde. Da stand es ja in dem Propheten: Mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir. Er wählte die einsame Straße nach Gaza, um sich in das Buch der Offenbarung recht versenken zu können. Aber er war doch noch zu sehr Neuling im Schriftworte, um die Prophetenworte überall verstehen zu können. Er las vom Knechte Gottes. Und das ist freilich eine Stelle, in der unter unsern christ-

lichen Auslegern nicht gleiche Meinung ist. Wer ist der Knecht? Es lautet zuweilen, als ob er das Volk Israel wäre. Und dann wieder scheint dieß Wort auf die Propheten zu gehen, die Gottes Sache führten und doch in des Volkes Strafen verschlungen waren. Und dann steht der Knecht Gottes wieder da wie eine Person der Zukunft, die leiden wird was das Volk verschuldet, um das Volk zu erlösen. Der Kämmerer würde die Lösung nicht gefunden haben, wenn nicht Gott einen Ausleger ihm gesandt. Der war Philippus. Er wandte sich mit den Worten: Verstehst du auch was du liesest, rund und muthig an ihn. Wie soll ich es ohne Ausleger verstehen? Von wem redet der Prophet? Wer ist der Knecht? Redet der Prophet von sich selber? Und nun gab ihm Philippus die Deutung. Was im Volke, welches der Knecht Gottes im weiteren Sinne ist, was in dem Prophetenstande, welcher der Knecht Gottes in des Wortes engerem Sinne ist, Göttliches waltet, das wird einst erscheinen in Einem, dem Knechte Gottes in des Wortes einzigem Sinne, der die Sünde seines Volkes tragen wird, um dem Volke Heil, um dem Volke Frieden zu bringen. Das war die Auslegung. Dieser Auslegung Bewährung aber war die Erfüllung. Nicht in dunkler Zukunft, sondern in der nächsten Vergangenheit suche den Knecht Gottes. Er ist erschienen. Er ist erschienen? Davon aber haben mir die Hohenpriester und Schriftgelehrten nichts gesagt. Es lehren die Schriftgelehrten in den Synagogen, daß der Verheißene erst noch kommen solle. Keiner aus David's Geschlecht herrscht auf dem Zion. Auf eine zukünftige Erfüllung weisen noch alle Opfer auf Moria hin. Auf solche Einsprüche nun legte das Prophetenwort dem Philippus die rechte Antwort in den Mund. Glaubst du denn, konnte er ihm sagen, daß der Verheißene im Glanze dieser Welt erscheinen wird? Da steht es ja, daß der Knecht Gottes ohne Gestalt und Schöne sein wird, der Allerverachtetste von allen Menschen, des Leidens, das er trug, für würdig gehalten. Dieser Knecht Gottes ist in Christo erschienen. Er ist nicht auf dem Zion, sondern in dem nahen Hirtenstädtchen Bethlehem geboren. Eines Zimmermanns Frau war seine Mutter. In dem verachteten Nazareth in Galiläa ist er erzogen. Er ging lehrend umher, ein armer Mann zu den Armen. Und als die Volksschaar zu seinen Füßen lauschte, das Wort vom Reiche zu hören, da hob er an und sprach: Selig sind die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer. Glaubst

du, daß solch einen Mann die Hohenpriester und Schriftgelehrten aufnehmen konnten? Siehe, diese weltlichen, wissensstolzen, aufgeblähten Leute, die hielten den Knecht Gottes für des Kreuzestodes schuldig, weil er erschien, wie es der Prophet an dieser Stelle geweissagt hat, ohne Gestalt und Schöne. Er aber nahm den Tod, den sie ihm boten, um sein Volk, um die Menschheit zu erlösen. Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Friede hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. Aber, konnte der Kämmerer einwenden, du sprichst nur von seinem Tode. Hier aber steht auch von seines Lebens Länge. Wie stimmt das damit? Siehe, konnte Philippus sagen, er ist auferstanden. Auferstanden? Ist das wahr? Das ist wahr. Die Zeugen, die ihn gesehen haben, leben. Nicht Einer: Hunderte wissen davon. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten können nichts gegen dieß Zeugniß aufbringen. Wo aber ist er? Er ist gen Himmel gefahren und sitzet zur Rechten Gottes und wird einst wiederkehren. Siehe, er ist mächtig auf Erden in seinem Geiste. Sein Geist ist es, der mich zu dir gesandt hat. Was soll ich thun? Thue Buße und glaube. Ich glaube. Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig. Was hindert, daß ich getauft werde? Hier ist Wasser. Taufe mich. Und Philippus taufte den Kämmerer.

Wir, andächtige Christen, sind getauft. Wo aber ist der Glaube? Wo ist die Kraft der Taufe? Wir sehen, daß auch die allgemeine Religiosität, die allen besondern Religionen zu Grunde liegt, dem Menschen die Nothwendigkeit auferlegt, auf dem Wege des Feuers zu Gott zu gehen. Von diesem Feuer zeugen die Opferfeuer, die uns in allen Religionen entgegentreten. Was aber hilft es, Thiere zu opfern, wenn wir das Herz nicht opfern? Was hilft das irdische Feuer, wo das Geistesfeuer fehlt? Gehorsam ist das rechte Opfer. Wo aber von diesem Opfer die Rede ist, da handelt es sich um den Willen. Ja daran liegt es. Der Wille ist es, der da opfern muß; der Wille ist es, der geopfert werden muß. Der Wille ist der Priester, der Wille ist das Opfer, der Wille ist das Feuer. Und der Wille vermag viel. Man kann nicht groß genug denken von den Wundern des menschlichen Willens. Der menschliche Wille hat dem Geiste Flügel geliehen, um von den Sternen sich eine Antwort zu holen auf die Fragen der Wissenschaft. Der Wille hat durch die Alpen Bahnen gebrochen und durch den Ocean eine Schnur gezo-

gen. Aber was der Wille nicht vermag, ist die Herrschaft über ihn selbst. Es liegt nicht in deiner Macht zu sagen: Von nun an soll Gott meine alleinige Liebe sein. Du kannst nicht durch einen Willensentschluß dein Herz liebevoll, deinen Sinn demüthig, dein Tichten und Trachten auf die Ewigkeit gerichtet machen. Du kannst nicht das Schuldbuch deines Lebens mit eigner Hand durchstreichen. Man hebt keine Schulden auf ohne den Willen des Schuldherrn. Nicht du, Gott muß deine Schuld durchstreichen. Mag der menschliche Geist noch bis in den Mittelpunkt der Erde Gänge treiben und über Wolkenhöhen Verbindungsstraßen ziehen: zu Gott wird er sich nicht erheben, wenn Gott sich nicht zu ihm herabläßt. Er aber hat sich herabgelassen in seinem Sohne. Sprich nicht in deinem Herzen: Wer will hinauf gen Himmel fahren. Das ist nichts anders denn Christum herabholen. Oder wer will hinab in die Tiefe fahren? Das ist nichts anders denn Christum von den Todten holen (Röm. 10, 6. 7.). Es geht kein anderer Weg zu Gott, denn durch Jesum Christum, welcher ist Weg, Wahrheit und Leben. Zu ihm aber ist der Weg nicht schwer. Der Kämmerer aus Mohrenland, der so weit gereist war um den Gott Israels anzubeten, fand das Heil ohne sein Zuthun durch das Zeugniß des Philippus im Glauben. Gott will von dir nur, daß du den Jesus Christus, welchen seit einem Jahrtausend unsere Väter ihren Herrn genannt haben, im Glauben ergreifst. Du hast ihn schon ergriffen in der Taufe. Denn, sagt der Apostel, wie Viele ihrer getauft sind, die haben Christum angezogen. Es ist aber die Taufe nicht bloß Wassertaufe, sie ist Feuertaufe. Die Taufe hat das Feuer des heiligen Geistes in dich gelegt. Soll dieß Feuer aber dir ein Feuer des Lebens sein, so mußt du es nähren. Wie aber nährt man dieß Feuer? Wenn man viel Nahrungsstoff hineinwirft. Der Nahrungsstoff aber, von welchem das Feuer des heiligen Geistes zehrt, das ist der alte, natürliche, in Sünden verderbte Mensch. Der heidnische Philosoph Seneca hat schon gesagt: Es sitzt in uns ein heiliger Geist, der uns so behandelt, wie wir ihn behandeln. Er hat wohl das Gewissen gemeint. Jedermann weiß, daß das Gewissen in dem Grade mächtig ist, als man ihm Macht einräumt. Je öfter und lauter du das Gewissen fragst, desto öfter und lauter wird es dir antworten. Ein wahrhafter Volksdichter sagt vom Gewissen:

Und wenn du an dem Kreuzweg stehst
Und weißt nicht mehr wo aus und ein,
Halt still, frag' dein Gewissen erst,
's kann deutsch, Gott Lob, und folg' ihm fein.

Nun sieh, im Christen ist es der heilige Geist, der auf dem Stuhle des Gewissens sitzt. Dieser Geist aber ist eben das Feuer, von dem ich sagte, daß es von Opfern lebt. Je mehr du von irdischer Liebe, von irdischen Trieben, von irdischen Gütern in dieß Feuer wirfst, desto heller leuchtet, desto stärker wärmt, desto mächtiger lodert es nach oben.

3.

Der dritte Weg, den wir zu betrachten haben, ist der Weg des Kämmerers von der Straße nach Gaza in die Heimat.

Davon sagt unser Text nur wenig. Da sie aber hinaufstiegen aus dem Wasser, rückte der Geist des Herrn Philippum hinweg und der Kämmerer sah ihn nicht mehr; er zog aber seine Straße fröhlich. Ein Geisteswunder hatte Philippus zu dem Kämmerer geführt und ein Geisteswunder führte ihn hinweg. Der Geist Gottes brauchte den Dienst des Philippus an andern Orten. Philippus ward gefunden zu Asdod und wandelte umher und predigte allen Städten das Evangelium bis daß er kam gen Cäsarien. Die Straße des Heils nämlich ging von Jerusalem über Samarien nach Cäsarien. Zuerst ward das Heil verkündet in Jerusalem. Dann kam es zu den Samaritanern, die eine Mischung von Juden und Heiden waren. Cäsarien aber, die Residenz des römischen Statthalters, war der Mittelpunkt des heidnischen Lebens auf jüdischem Grund und Boden. Da aber ward das Haus des heidnischen Hauptmanns Cornelius durch Petrus getauft. Die Taufe des Kämmerers aus Mohrenland, eines Heiden, der zum Gotte Israels sich bekehrt hatte, war der Uebergang zu der Predigt des Evangeliums unter den Heiden. Das plötzliche Verschwinden des Philippus mußte den Kämmerer aus Mohrenland Wunder nehmen. So aber sollte es auch sein. Es ist die Art Gottes in der Geschichte seines Reiches, in der Bekehrungsgeschichte einzelner Völker, in der Heilsführung einzelner Menschen zuerst Wunderbares geschehen zu lassen. Die Anfänger im Glauben bedürfen noch solcher außerordentlichen Bezeugungen der Wahrheit aus Gott. Wir lesen in der Apostel-

geschichte, daß der Geist Gottes in der Gabe des Zungenredens über die Getauften kam. Vielleicht ist dem Kämmerer eine ähnliche Wundergabe in der Taufe geworden. Er aber zog fröhlich seine Straße in die Heimat. Er nahm von seiner Reise den Schatz aller Schätze, die eine köstliche Perle, das Heil in Christo in die Heimat.

Wie der Kämmerer aus dem Mohrenlande hat unser deutsches Volk das Heil auf der Wanderschaft gefunden. Es tritt als ein wanderndes Volk in die Weltgeschichte ein. Zu den Zeiten der großen Völkerwanderung empfangen die deutschen Völker innerhalb des römischen Reiches, in das sie dringen, das Christenthum. Dieser Wandergeist nun hat sich, nachdem die deutschen Stämme längst ruhige Sitze eingenommen haben, bis auf diesen Tag erhalten. Die Zeiten, wo man von ganzen Ständen, von Rittern, Künstlern, Gelehrten, Handwerkern, Wanderjahre erwartete, scheinen freilich mehr und mehr zu Ende zu gehn. Aber in den Einzelnen lebt das Bewußtsein noch fort, daß in jedes Leben Wanderjahre gehören. Daß nun diese Zeit der Wanderjahre nicht die verstehen, welche sich abenteuernd in die Welt werfen, nur sehen und genießen wollen, ohne Charakter und ohne Ziele, darf ich nicht ausführen. Es gilt von unsern Wanderjahren das Wort des Herrn: Wer da hat, dem wird gegeben. Man muß wissen, was man will, wenn man von solchen Wanderjahren reicher nach Hause kehren will. Eine Wanderschaft nun ist es, die Jeder bestehen muß, es ist die Wanderschaft dieses Lebens. Wir sind Pilgrime und Gäste auf Erden, deren gewisses Ziel das Grab ist. Daß wir dort ankommen, darf unsere Sorge nicht sein. Wohl aber, wie wir ankommen. Wie nur Der die Wanderjahre seiner Jugend recht verstanden hat, der seine Ziele im Auge gehabt hat, so wird auch nur Der das Ziel der irdischen Pilgerschaft finden, der es gesucht hat. Wie die Welt, in die uns die dunkle Pforte des Grabes führt, sein wird, das wissen wir nicht. Nur das ist gewiß, daß die Sonne, die dort scheint, Gott ist, diese Sonne aber nur dem scheint, dessen Auge von Sonnennatur ist, wie geschrieben steht: In deinem Lichte sehen wir das Licht. Was an dir Leibesschönheit, Körperkraft, Geld und Gut, gesellige Bildung, Stand und Ehre u. s. w. ist, das streift das Grab ab. Ist dann weiter nichts an dir, dann bist du auch nicht für jene Welt. Wenn uns Alter beschieden ist, nun dann bleiben die Tage nicht aus, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht. Die Geisteskraft stumpft sich ab, der

äußere Erfolg unseres Wirkens bleibt aus, unsere Jugendfreunden verlassen uns, unsere Kinder suchen eine Welt unabhängig von uns, der Blick für die Lichtseiten des Lebens verliert sich in dem Grade als der Blick für die Nachtseiten sich schärft und der Tod pocht an an die Thür unseres Leibes. Welch eine traurige Pilgerreise, wenn dieß das Ziel wäre. Das Andenken, das wir etwa hinterlassen, wäre ein leidiger Trost. Wohl aber den Pilgern, die mit dem Herrn zu Grabe gehn. Er ist die Auferstehung und das Leben. Wer ihn hat wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebt und glaubet an ihn, wird nimmermehr sterben. Amen.

Die christliche Freiheit.

Predigt am 9. Sonntag nach Trin. 1864 über Röm. 6, 16—18.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Es giebt in der Sprache der Menschen wohl kaum ein Wort, in dem so viele Gegensätze zusammengeschlossen sind, als das Wort Freiheit. Der Sclave, der der Willkür eines tyrannischen Herrn verfallen ist, der Gefangene, welchen die eisernen Stäbe seiner Zelle von den süßesten Gütern der Erde scheiden, der unrecht Angeklagte, welcher des freisprechenden Urtheils der Gerechtigkeit harrt, der gedrückte Arbeiter, der sich nach den Freistunden der Woche sehnt, der Kranke, dem eine schmerzhafte Krankheit Tag und Nacht nicht Ruhe gönnt, der um seines Glaubens willen Gedrückte und Verfolgte, der Denker, welcher seines Stoffes nicht Meister werden kann: — die alle, sage ich, finden in der Freiheit das Gut das sie suchen, einen Rest aus dem Paradiese, den Vorschmack einer bessern Welt, einen Abglanz des Himmels. Wer aber die Sclaverei nur aus Büchern kennt; wer nie angeklagt, nie im Gefängniß war, von Krankheiten nicht angefochten und von der Arbeit des Berufes nicht gedrückt ist; wer weder in seinem Glauben noch in seinem Denken irgend welchen Druck empfindet: der sieht in der bloßen Freiheit von all diesen Lasten noch kein Glück, das ihn befriedigt. Man kann von allem dem frei und im höchsten Grade unglücklich sein. Ja die Freiheit, nach welcher der Eine sich sehnt, kann dem Andern eine Last sein. Wenn dem Arbeiter, der unter der Last seiner Pflichten seufzt, der Feierabend im Glanze der Abendröthe leuchtet, preist ein An-

derer, der ohne rechte Beschäftigung einen Tag nach dem andern hinbringt, die glücklich, welche ihr Leben mit dem Ernste und dem Kampfe der Arbeit würzen können. Alles, sagt der Dichter, kann man vertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen. Resultate, in welche der Denker eine Welt von Arbeit und Kampf niedergelegt hat, erscheinen einem jüngern Geschlechte, welches im Reiche des Geistes ernten möchte, wo es nicht gesäet hat, wie gleichgiltige Reste aus einer längst überwundenen Zeit. In der Freiheit von allem Ueberlieferten, nach welcher das ganze vorige Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, mit einem mächtigen Kraftaufwand rang, konnten Viele es gar bald nicht aushalten und sehnten sich nach dem heiligen Dunkel des Geheimnisses. Kurz, dieselbe Freiheit, die dem Einen das höchste Gut ist, ist dem Andern nicht nur kein Gut, sondern eine Last. Und nicht bloß das ist Vielen die Freiheit, sondern etwas Verderbliches. Jeder Vater hat die Zeit zu fürchten, wo die Söhne anfangen von der väterlichen Zucht sich frei zu machen, um auf eigene Hand in der Welt zu leben, weil diese Wanderstraße der Freiheit durch die Welt mit verlornen Söhnen bedeckt ist. Unendlich gefährlicher als die äußeren Bande, in die man den Glauben schlagen kann, ist die Geistesfreiheit, mit welcher der Mensch die ganze Welt göttlicher Offenbarung in Trümmer schlagen kann. Das Streben frei wie Gott zu sein, der da sagen kann: Ich bin der ich bin, hat den unermeßlichen Jammer der Sünde und des Todes in die Welt gebracht. Kurz, die Freiheit kann das höchste Gute sein, die Freiheit kann etwas Leeres sein, die Freiheit kann der Deckmantel der Bosheit sein. Von der Freiheit aber im christlichen Sinne zu reden, fordert uns der heutige Text auf, welcher aufgezeichnet steht

Röm. 6, 16—18.

Wisset ihr nicht, welchem ihr euch begebet zu Knechten in Gehorsam, deß Knechte seid ihr, dem ihr gehorsam seid; es sei der Sünde zum Tode, oder dem Gehorsam zur Gerechtigkeit. Gott sei aber gedankt, daß ihr Knechte der Sünde gewesen seid, aber nun gehorsam geworden von Herzen dem Vorbilde der Lehre, welchem ihr ergeben seid. Denn nun ihr frei geworden seid von der Sünde, seid ihr Knechte geworden der Gerechtigkeit.

Der Christ, einst Knecht der Sünde zum Tode, ist jetzt Knecht des Gehorsams zum Leben geworden. Der Christ, frei von Sün-

den, ist doch gebunden an den Gehorsam Gottes. Der Stand des Christen ist ein Stand der Freiheit und der Knechtschaft zugleich. Die Freiheit des Christen von der Herrschaft der Sünde, des Todes, des Gesetzes ist nicht bloße Befreiung von Lasten, sondern auch ein Dienst Gottes, welcher ernste Pflichten einschließt. Und so laßt uns denn heute unter Gottes Beistand nach diesen beiden Seiten

Die christliche Freiheit

betrachten als

eine Freiheit von der Sünde,
eine Freiheit von dem Gesetze,
eine Freiheit von der Welt.

1.

Zuerst also ist die christliche Freiheit Freiheit von der Sünde.

Unter Freiheit, so haben wir gesehen, versteht man jedenfalls Unabhängigkeit von fremder Herrschaft. In dem Sclaven, in dem Gefangenen, in dem Kranken ist der Leib, in dem von Vorurtheilen, Leidenschaften u. s. w. Gebundenen ist der Geist nicht seiner selbst Herr. Frei nennen wir nur den, der nicht von Außen, sondern von Innen aus bestimmt wird, nicht unter fremder, sondern unter eigener Herrschaft steht. Auf dem Gebiete des sittlichen Lebens aber nennt man den Menschen frei, sofern er ein Herr ist seines Wollens und Thuns, sofern er die Wahl hat zwischen Gutem und Bösem, die Wahlfreiheit. Etwas Gutes, was der Mensch gezwungen thut, ist ohne sittlichen Werth. Nur den nennen wir gut, welcher bei der Möglichkeit auch anders handeln zu können sich für das Gute entscheidet. Das ist eine allgemein zugestandene Wahrheit. Da meinen nun Viele, daß alle Freiheit nur in dieser Wahlfreiheit bestehe. Das sei das Höchste im Menschen, daß er frei sich für das Böse oder für das Gute entscheiden könne. Aber ich frage eine Mutter, ob sie ein Kind haben möchte, das sie jeden Augenblick fühlen läßt, daß es auch nicht zu lieben, auch nicht zu gehorchen brauche. An Dienstboten, die immer das Bewußtsein zeigen, daß ihr Dienst nur guter Wille sei, wie man zu sagen pflegt, liegt der Herrschaft gewiß nicht viel. Frei nennt man allerdings oft und viel in unserer Zeit die Völker, welche ihren Fürsten bei jeder Gelegen-

heit die Waffen der Revolution zeigen. Allein es fehlt nicht an Anzeigen, wohin solche Freiheit führt, dahin nämlich, daß die Fürsten solchen Völkern, die sich nicht frei zu Ordnung und Gesetz entschließen können, das Schwert zeigen. Und sollte Gott, der rechte Vater über alles was Kinder heißt, der Herr der Herren, der König der Könige, den Menschen geschaffen haben, damit ihm dieser kühn die Stirne biete, gleich einem Titanen, der den Himmel auch stürmen könne? Nein, die bloße Wahlfreiheit ist nicht die wahre, nicht die völlige Freiheit. Sittlich frei ist nur der, welcher bei der Möglichkeit auch das Böse thun zu können sich für das Gute entscheidet. Du hast die Wahl zwischen der bequemen, genußreichen Uebertretung der Pflicht und der arbeits- und kampfvollen Erfüllung der Pflicht. Folge mir, sagt das Fleisch, ich gewähre dir was du ja unaufhörlich suchst, Genuß. Nein, sagt die Pflicht, folge mir, ich fordere ja von dir nur, was du selbst als das Rechte erkennst und deinem bessern Theil nach willst. Folgt der Mensch nun dem Fleische, so thut er es allerdings frei, sofern er es nicht thun muß. Aber diese Freiheit besteht eben darin, daß der Mensch seine Freiheit verkauft. Der Mensch, welcher sich dem Fleische hingiebt gegen sein besseres Bewußtsein, verkauft sich der Herrschaft des Fleisches, wird Sclave des Fleisches. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht, sagt der Herr. Die Kraft der Leidenschaft besteht darin, daß sie die höhern Kräfte, die den Menschen beherrschen sollen, Vernunft und Wille, in leidenden Zustand setzt, damit sie den Brand nicht stören, in welchen sie die irdischen Kräfte setzt, die da wähnen in diesem flammenden Zustande des höchsten irdischen Genusses sich bemächtigen zu können. Wenn die Stunde der Leidenschaft da ist, da erscheinen die Einsprüche der Vernunft und des Gewissens als die tyrannischen Forderungen schattenhafter Geister, die dem Menschen das Lebensblut aussaugen wollen, während das Gut, welches die Leidenschaft erstrebt, im Glanze des Himmels, des Paradieses leuchtet. Aber dieser himmlische Glanz ist nur ein Abglanz vom innern Feuer der Leidenschaft, welcher erbleicht, wenn die Leidenschaft selbst vorüber ist. Der Zustand der Leidenschaft ist der Zustand der Unfreiheit, in welchem der Mensch nicht frei dem folgt was er selbst für das Rechte hält, sondern der Spielball seiner Triebe wird, die ihn nach Laune beherrschen.

Wenn der Mann der Leidenschaft hinauseilt in die Natur, da

sagt zu ihm die Sonne, die ihren festen Weg geht wie ein Held, der Mond, dessen stilles Licht stille Herzen sucht, die Sterne, deren geheimnißvolle Ferne sich an den Sinn des Menschen für die Unendlichkeit wendet, die himmelstrebenden Höhen, die stillen Kreise der Blumen, der Vögel, der Bäume — sie alle sagen zum Menschen: Wir sind nur für den Menschen, der in sich selbst den Frieden der Freiheit gefunden hat, ein Abglanz des ewigen Friedens. Frei ist der Mensch nur, wenn er auf der Bahn des Guten wandelt. Nicht wer die Wahlfreiheit hat, sondern wer bei der Wahlfreiheit im Guten sein Element, seine Natur, sein Leben hat, der ist frei. Frei ist, der mit Christo sagen kann: Meine Speise ist, den Willen meines Vaters im Himmel zu thun. Das sagt jeder der vorgelesenen Verse unseres Textes, daß die wahre Freiheit ein Dienst, eine Knechtschaft Gottes ist. Wer aber mag sich sagen, daß der Wille Gottes seine eigentliche Freiheit hat? So oft wir im Lichte Gottes uns selbst ansehen, so treten zwischen uns und Gott die Geister unserer Sünden. Wir können sie nicht vergessen und sollen sie auch nicht vergessen. Und sie kommen oft, wo wir sie nicht suchen. Wir können unsere Sünden nicht ungeschehen machen. Wir können ihr Folgen nicht aufhalten. Sie sind ein Stück unseres Lebens. Und wenn sie nur der Vergangenheit angehörten. Aber der Boden, aus dem sie erwachsen sind, er besteht noch fort in unseren Herzen. Wer es nur irgend versucht hat, mit einzelnen seiner Schooßsünden Ernst zu machen, der weiß was es kostet, ehe solch ein Feind aus all den Stellungen die er sich in unserem Seelenleben gegeben hat, herausgeworfen wird. Wir wären verlorene Leute, wenn Reinheit der Seele, wenn Heiligkeit die Thür wäre, die uns den Zutritt zu Gott erschlösse. Was wir begehren, ist nicht, daß unsere Sünden aus unserer Vergangenheit gestrichen werden, was unmöglich ist; nicht daß ihre Folgen aufgehoben werden, was in vielen Fällen wenigstens unmöglich ist; nicht daß wir Heilige werden, in denen nichts Sündhaftes mehr ist, was auf der Erde nicht zu erretten ist: sondern, daß unsere Sünden nicht zwischen uns und Gott treten, eine Scheidewand, die uns von Gott trennt, sondern wir mit Gott Frieden haben, Versöhnung mit Gott. Und das ist die Freiheit, welche Jesus Christus uns bietet. Er hat die Sünde dadurch aus der Mitte zwischen uns und Gott gehoben, daß er unser Mittler ward, der unsere Sünde auf sich nahm, um uns seine Gerechtigkeit

zu geben. Wer an ihn glaubt, der hat die Erlösung durch sein Blut, die Bürgschaft für die Schuld, das Sühnopfer für die Sünde, die Versöhnung mit Gott, den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft.

2.

Die christliche Freiheit ist zweitens Freiheit vom Gesetze.

Unter allen Aposteln hat keiner mit solcher Klarheit, mit solchem Nachdruck gepredigt, daß Christus das Ende des Gesetzes ist, als der Apostel Paulus. Und das hat seinen innern Grund darin, daß kein Apostel vorher so unter dem Gesetze gestanden hatte als Paulus. Er war der Eifrigsten Einer gewesen von der Sekte der Pharisäer, deren ganzes Streben nach Gerechtigkeit ging durch des Gesetzes Werke. Ueber die Maßen, so bekennt er selbst, hatte er geeifert für die Ueberlieferungen der Väter gegen die Christen, die im Glauben an Jesum das Heil fanden. Aber der mitten unter seinen Feinden herrscht, hatte mitten auf der Bahn der Verfolgung diesen seinen Feind nicht nur in seinen Freund, sondern in seinen Apostel verwandelt. Nur ein Pharisäer, der mit solchem Eifer die Gerechtigkeit aus dem Gesetze gesucht hatte, konnte als Christ mit solcher Entschiedenheit erklären, daß der Mensch nicht durch das Gesetz, sondern allein durch den Glauben an Den, der das Ende des Gesetzes ist, gerecht wird. Und so ward aus dem starrsten Juden der freieste Apostel der Heiden, dessen Freiheit nicht bloß den Juden, sondern selbst befangenen Judenchristen zum Anstoß war. Nicht bloß Juden und Heiden, sondern auch Christen mußte er das Evangelium von der Freiheit bezeugen. In keinem seiner Briefe aber hat er die Freiheit des Christen vom Gesetze mehr getrieben als im Briefe an die Galater, die in jüdische Gesetzlichkeit zurückgefallen waren. Konnte im apostolischen Zeitalter in die christlichen Gemeinden jüdisches Wesen eindringen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn in den dunkeln Zeiten des Mittelalters, wo das apostolische Licht unter dem Scheffel stand, die ganze Kirche auf den Standpunkt des Gesetzes zurückfallen konnte. Damals war die Kirche zu einem sehr sinnenfälligen Reiche geworden, beherrscht von einem Hohenpriester im Namen des Apostelfürsten Petrus, durch Priester, die den Leib Christi auf allen Altären als ein Sühnopfer Gott darbrachten zur Vergebung der Sünden, in Kraft von Ge-

setzen, die das ganze Leben der einzelnen Christen mit Auferlegungen bedeckten, an denen das Heil hing. Da war es wieder Einer, der mit einem Eifer wie nur Wenige nach dem Heil seiner Seele auf dem Wege des gesetzlichen Wandels in den Ordnungen der Kirche trachtete, Luther, den Gott zum Zeugen der freien Gnade Gottes in Christo durch den Glauben erweckte. Der Friede aus Gott, der in seine Seele zog, als er nach langem Suchen und Ringen endlich in der stillen Mönchszelle zu Erfurt erkannte, daß der Mensch nicht aus den Werken des Gesetzes, sondern allein aus dem Glauben gerecht werde, der ist es gewesen, der ihm die Kraft gab, im Namen des Evangeliums den ganzen gesetzlichen Bau der mittelalterlichen Kirche zu erschüttern. Aber die Freiheit vom Gesetze, die er predigte, war nicht die Freiheit der Gesetzlosigkeit und Zuchtlosigkeit, sondern die Freiheit der Knechtschaft Gottes. Das hat er nirgends so schön ausgesprochen als in seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen. Ein Christ, sagt er, ist ein freier Herr über alle Dinge und ein Christ ist zugleich ein Knecht in allen Dingen. Ein freier Herr ist er durch den Glauben, der ihn frei macht von allen Sünden, ihn zum Sohn Gottes macht und zum Erben des ewigen Lebens. Ein Knecht aber ist er durch die Liebe, die ihn zum Diener aller Menschen macht. Selbst in des Papstes Ordnungen könnte sich ein Christ für seine Person aus Liebe finden. In dieser Freiheit und Gebundenheit: Freiheit von der Sünde, Gebundenheit an den Gehorsam Gottes, Freiheit von dem Gesetze, Gebundenheit an den Willen Gottes, Freiheit von jeder menschlichen Satzung, Gebundenheit an Gottes Wort und Gottes Ordnung: in dieser Zweiheit besteht die wahre, die christliche, die protestantische Freiheit. Und das ist auch die Summe unseres Textes. Denn nun ihr frei geworden seid von der Sünde, seid ihr Knechte geworden der Gerechtigkeit. Zu den evangelischen Sätzen, in die sich viel Mißverständniß gelegt hat, gehört der Satz, daß der Glaube an Christum die Freiheit vom Gesetze einschließt. Wie die Natur, so lange sie Natur ist, nicht frei gemacht werden kann von dem Naturgesetz, so kann die Menschheit nicht frei gemacht werden von dem Sittengesetze, dessen Grundlage die vernünftige Natur des Menschen, dessen Erfüllung aber die Offenbarung Gottes enthält. Des Gesetzes Summe ist: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und den Nächsten

wie dich selbst. Dieß Gesetz kann in alle Ewigkeit nicht aufgehoben werden. Denn nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen ist Christus erschienen. Steht aber nicht geschrieben, daß Christus das Ende des Gesetzes ist? Das heißt nicht, daß Jesus das Gesetz, sondern nur die Herrschaft des Gesetzes aufgehoben hat. Laßt mich an einige bekannte Erfahrungen anknüpfen. Wenn Jemand eine Sprache lernen will, so muß er zuerst die Gesetze dieser Sprache erlernen, die Regeln. Und das kann nicht anders geschehen, als daß zuerst den Lehrling die Regeln beherrschen, nicht er die Regeln. Hat er aber auf diesem Wege allmälig des Geistes einer Sprache sich bemeistert, dann handhabt er die Sprache wie ein freies Eigenthum, so daß er, ohne von den Regeln beherrscht zu werden, die Regeln anwendet, wie wir ja unsere Muttersprache so beherrschen. Wenn ein ungeformter und ungebildeter Mensch für den Umgang mit höhern Klassen der Gesellschaft soll vorbereitet werden, müssen ihm die Umgangsformen als ein äußeres Gesetz auferlegt werden, bis er den innern Geist der Bildung sich angeeignet hat, aus dem jene Formen naturwüchsig hervorgehen. Daher geschieht es so oft, daß Leute aus niedern Ständen, die einen edlen Sinn im Herzen haben, viel taktvoller sich benehmen als Vornehme, bei welchen die Bildung nur ein äußerer Firniß ist. Nicht das Gesetz hat Jesus Christus aufgehoben, sondern die Herrschaft des Gesetzes. In Christo hat das Gesetz aufgehört, die Bedingung unseres Heils zu sein. Zu Jesu Christo kommt nur Der, welcher durch das Gesetz seine Sünden und sein Unvermögen erkannt hat, auf dem Wege gesetzlichen Handelns vor Gott bestehen zu können. Christum hat nur im Glauben, wer Christi Blut und Gerechtigkeit für das hält, was ihn vor Gott gerecht macht. Nicht in unserm Gehorsam, sondern in Christi Gehorsam ist das Heil. Wer aber an Christum so glaubt, daß er sich selbst abstirbt um Christo zu leben, dem giebt Christus seinen Geist, der da wirkt, daß der Mensch des Gesetzes Werk frei vollbringt. Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit: wider solche ist das Gesetz nicht. Wer mit Gott durch Jesum Christum versöhnt ist, der ist nicht mit Gott abgefunden, sondern ist mit Gott in alle Ewigkeit so verbunden, daß Gott zu lieben die Triebkraft seines ganzen Lebens ist. Der Geist aber, der in uns die Liebe zu Gott wirkt, der treibt uns auch den Willen Gottes zu thun, denn

das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. Solche Liebe aber ist frei und doch gebunden, sie ist Geist und Leben und wandelt doch auf der Bahn des Gesetzes, sie ist über dem Gesetz und doch in dem Gesetz.

3.

Die Freiheit des Christen ist Freiheit von der Welt.

Wer durch den Glauben von Sünden und von dem Joche des Gesetzes frei ist, ist ein Kind Gottes, und ein Kind Gottes ist als solches frei von Sünde und vom Gesetz. Das weiß jeder Christ. Aber wir finden oft, daß die Christen diese Wahrheit hinnehmen, wie eine neben anderen. Und das hat seinen Grund in der Weltförmigkeit. Der gewöhnliche Mensch liebt es, daß das Leben so in den gewohnten Geleisen sich hinbewegt. Klopft in einer ernsten Krankheit der Tod, in einer schweren Familienerfahrung die Sünde, in einem erschütternden Unglück die Ewigkeit an, so versteht er es dieß Außerordentliche in's Gewöhnliche herabzusetzen, um unangefochten seinen Weg fortzugehen, bis sich all diese Vorboten in den Schlag zusammenfassen, der keine Rückkehr in's gewöhnliche Leben zuläßt. Davon, sage ich, halten sich auch manche Christen nicht frei, daß sie das Außerordentliche, was sie von Gottes Gnade empfangen haben, zum Gewöhnlichen herabsetzen. Wer zu einem Menschen, es sei in der Ehe, es sei in der Freundschaft, in einem wahren und tiefen Verhältnisse steht, der weiß, daß der eigentliche Stachel des Verhältnisses in der Sünde liegt. Die Sünde ist der Wermuth in dem Becher der Liebe und Freundschaft. Drückt dich nun die Sünde bei einem Andern so schwer, muß dich dann nicht vor Allem deine eigene Sünde drücken? Wohl dem, der auf dieser Erde zur Erkenntniß kommt, daß in der Sünde alles Unheil liegt. Denn das ist der Weg zum Heil. Die Freiheit des Sclaven, des Gefangenen, des Kranken, des Schwermüthigen u. s. w., ein so hohes Gut sie an sich ist, ist nur ein Gleichniß der Freiheit von der Sünde, die Jesus Christus dem Gläubigen bietet. Heil dem Manne, dem Gott die Sünde vergiebt. Und Gott spricht nicht frei wie ein Richter, der sich um den Freigesprochenen nicht weiter kümmert. Wen Gott frei spricht von der Sünde, den spricht er zu seinem Kinde, den macht er zu seinem Sohne. Ein Kind Gottes zu sein, ist ein Gut, das man gar nicht ausdenken kann. Worauf du irgend

Werth legst, Abstammung, Geld und Gut, bürgerliche Ehre, Kunst und Wissenschaft, ja selbst die heiligen Bande der Liebe und Freundschaft, das sind ja nur Schatten, die auch kommen und gehen wie Schatten, vor dem Gute der Kindschaft Gottes. Das Lebensschiff, welches nur jene Güter trägt, zerschellt sicher an den Klippen des Todes. Wo aber ein Kind Gottes stirbt, da heißt es: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Darnach trachte, das halte fest. Wenn man wissen will, was auf dieser Erde die Sonne zu bedeuten hat, muß man auf einen hohen Berg steigen. Wenn du wissen willst, was auf dieser Erde die Sonne der Gnade zu bedeuten hat, mußt du hinter dir lassen, was den Thälern dieser Erde angehört, um die Höhe anbetender Betrachtung zu besteigen. Da wirst du die Luft der Freiheit der Kinder Gottes athmen, da wird dein Auge im Lichte Gottes Gott schauen, wie geschrieben steht: In deinem Lichte sehen wir das Licht. Solche Momente, in welchen der neue Mensch in uns die Flügel schwingt voll Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, können nicht ununterbrochen dauern im Leben. Gott hat sechs Tage für die Arbeit und nur den siebenten Tag für die Sabbathruhe geordnet. Aber wie einst das Licht der Verklärung, welches vom Herrn auf Tabor ausstrahlte, eine Weissagung war des Verklärungsstandes, in welchem er jetzt zur Rechten Gottes ist, so sind auch jene Momente der Verklärung eine Weissagung der Zeit, wo die Kreatur, die jetzt der Eitelkeit unterworfen ist, wird befreit werden zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Das ist die christliche Freiheit: Freiheit von der Sünde, vom Gesetz, von der Welt. Wen freilich die Sünde, wen das Gesetz, wen die Welt nicht drückt, der wird auch die Freiheit, welche Christus ihm bietet, nicht achten. Denn wie wir sagten, man muß gebunden gewesen sein an Leib und Seele, um die Freiheit von diesen Banden zu verstehen. Nicht Alle, wir mußten es zugestehen, sind gefangen, angeklagt, krank, im Glauben und Denken gedrückt. Freiheit von diesen Banden, wir mußten es auch zugestehen, ist noch nicht das höchste Gut. Aber unter dem Joche der Sünde, des Gesetzes, der Welt stehen alle Menschen, die nicht Christo angehören. Sie fühlen es nur nicht. Das ist aber kein Beweis, daß das Joch nicht da ist. Auch der Unwissende, der Ungebildete fühlt was ihm fehlt erst wenn ihm das Bewußtsein von dem Höhern auf-

gegangen ist. So muß man auch von der christlichen Freiheit eine gewisse Erkenntniß haben, um das Joch der Sünde, des Gesetzes, der Welt zu fühlen. Zur Erkenntniß aber der Freiheit eines Christenmenschen führen nicht die Beweise der Schule, sondern die Erfahrungen des Lebens. Es ist die Schule der Trübsal und Anfechtung, die uns lehrt auf das Wort merken, welches Christus zu allen spricht, welche sich gebunden fühlen im Geiste: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Amen.

Das Evangelium von den zehn Jungfrauen.

Predigt am 21. Sonntage nach Trin. 1857 über Matth. 25, 1—13.

Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth und alle Lande sind seiner Ehre voll. Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn. Hosianna in der Höhe. Amen.

Das Evangelium des heutigen Sonntages als des 21. nach Trin. ist aufgezeichnet

Matth. 25, 1—13.

Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfauen, die ihre Lampen nahmen, und gingen aus, dem Bräutigam entgegen. Aber fünf unter ihnen waren thöricht, und fünf waren klug. Die thörichten nahmen ihre Lampen, aber sie nahmen nicht Oel mit sich. Die klugen aber nahmen Oel in ihren Gefäßen, sammt ihren Lampen. Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig, und entschliefen. Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt; gehet aus, ihm entgegen! Da standen diese Jungfrauen alle auf und schmückten ihre Lampen. Die thörichten aber sprachen zu den klugen: Gebet uns von eurem Oel, denn unsre Lampen verlöschen. Da antworteten die klugen, und sprachen: Nicht also; auf daß nicht uns und euch gebreche. Gehet aber hin zu den Krämern, und kaufet für euch selbst. Und da sie hingingen zu kaufen, kam der Bräutigam; und welche bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit; und die Thür ward verschlossen. Zuletzt kamen auch die andern Jungfrauen, und sprachen: Herr, Herr, thue uns auf! Er antwortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht. Darum wachet; denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.

Manche Gleichnisse des Herrn, wie das vom verlornen Sohn, vom barmherzigen Samariter u. a., sind so aus dem Leben gegriffen, daß man sich ihrer Betrachtung hingiebt, als wären sie nur Gemälde aus dem Leben. In anderen aber bricht die Wahrheit, die sie darstellen sollen, durch die Hülle dermaßen hindurch,

daß man die Hülle nur im Lichte der Wahrheit versteht. So hier. Von einer Hochzeit spricht der Herr, bei der Jungfrauen dem Bräutigam entgegengehen mit Lampen. Schon das lautete auch in jener Zeit ungewöhnlich. Die Jungfrauen sind wohl die Brautjungfrauen, wie sie in alter und neuer Zeit die Sitte kennt. Die nun harren mit ihren Lampen so lange vergebens des Bräutigams, bis sie endlich einschlafen. Da um Mitternacht kommt der Bräutigam. Nur die klugen Jungfrauen, die sich mit Oel versorgt hatten, gehen ein zur Hochzeit, die thörichten werden ausgeschlossen. Da löst sich das Bild selbst auf in seine Wahrheit. Die Jungfrauen sind die Glieder der Kirche Christi, der Bräutigam ist Der, der da kommt zu richten die Lebendigen und die Todten, die Hochzeit ist die Gemeinschaft der Seligen mit ihm. Und aus dem Gleichnisse geht die Wahrheit hervor: Wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, da des Menschen Sohn kommt. Und nun lasset uns im Lichte dieser Wahrheit das Einzelne etwas näher ansehen. Die Kirche auf Erden ist die Braut, die ihres Bräutigams harret, um einst auf immer ihm angetraut zu werden. Wenn Jesus Christus einst kommen wird, wird er gewiß eine Braut, eine Gemeinschaft der Gläubigen, finden, und wären es auch nur Drei, die in seinem Namen sich eins wissen. Die himmlische Hochzeit kommt so gewiß als der himmlische Bräutigam kommen wird. Wer aber eingehen wird zur Hochzeit und wer ausgeschlossen werden, das ist die Frage. Von der Braut ist in unserem Gleichnisse nicht die Rede, sondern nur von Jungfrauen, die des Bräutigams harren, weil Christus hier nicht von der Gemeinschaft der Erwählten, sondern von den einzelnen Gliedern der äußeren Kirche reden will. Denn Viele sind berufen, Wenige auserwählt. Der Gemeinschaft der Erwählten, seiner Braut, ist der Bräutigam gewiß; aber den einzelnen Gliedern der Kirche, die zur Hochzeit geladen sind, ist die Hochzeit nicht gewiß. Wir alle sind die Jungfrauen, die zur Hochzeit geladen sind, die des Bräutigams harren, die dem Bräutigam entgegenziehen. Wer durch die Taufe ein Glied der Kirche geworden ist, tritt in diesen Zug ein. Ueber achtzehnhundert Jahre dauert schon dieser Brautzug und noch immer ist der Bräutigam nicht erschienen. Der Bräutigam verzieht zu kommen. Und da vergessen denn die Einzelnen, daß jeder Tag der jüngste, daß jede Stunde das Ziel des achtzehnhundertjährigen Harrens auf Begeg-

nung des Herrn sein kann. Die Jungfrauen entschliefen. Aber mit Unterschied. Die klugen Jungfrauen haben Gefäße mit Oel mitgenommen, die thörichten haben an die Gefahr, daß das Oel ausgehen könne, nicht gedacht. Was bedeuten die Lampen, was das Oel, was das Licht, was die Gefäße? Zur Zeit Christi kam bei einer Hochzeit der Bräutigam geschmückt in das Haus der Braut, um dieselbe unter feierlichem Geleite, des Nachts mit Fackeln und Lampen, in das Haus seines Vaters zu führen wo die Hochzeit gefeiert wurde. Der himmlische Bräutigam Jesus Christus steigt vom Hause seines Vaters herab zu seiner Kirche auf Erden, seiner Braut, nicht um sie in den Himmel zu holen, sondern um den Himmel herab zu bringen auf Erden, das Haus der Braut zur Hütte Gottes unter den Menschen zu machen, und zur Feier seiner Vermählung mit der Braut auch den Himmel mit der Erde zu vermählen. Sein Einzug auf Erden ist der Brautzug. Zu diesem Einzuge kommen ihm eben die Jungfrauen entgegen, um mit ihren Lampen seinen Tag zu feiern. Die Lampe ist ein Zeichen der Einladung zur Hochzeit, ein Zeichen, welches Freude ausdrücken soll und ebensomit ein Schmuck des Festes. Die Lampe nun, woran man den Christen, der als solcher zur Hochzeit des Lammes geladen ist, erkennt, die Lampe, in welcher der Christ seine Freude an dem Bräutigam ausdrückt, die Lampe, in welcher der Christ das Seine thut, daß ein Licht aufsteige zum Himmel zur Feier des himmlischen Bräutigams, ist das christliche Bekenntniß. Lampen haben die klugen, Lampen haben die thörichten Jungfrauen. Alle Christen, die sich äußerlich zur Kirche halten, bekennen Jesum Christum. Aber nicht auf die Lampen kommt es an, sondern auf das Licht. Die Deutung ist einfach. Nicht das äußere Bekenntniß gilt vor dem Herrn zum Leben, sondern das Bekenntniß, welches brennt, das Bekenntniß, welches den lebendigen Glauben einschließt. Brennen kann die Lampe nur, wenn sie Oel hat. Oel ist in der heiligen Schrift stehend das Sinnbild des heiligen Geistes, wie Jedem sogleich einleuchtet, wenn er an die Salbung der Priester und Könige denkt. Brennen kann dein Glaube nur, wenn der Geist Gottes in dir ist, denn Niemand kann Jesum Christum einen Herrn nennen, denn im heiligen Geiste, und Kinder Gottes sind nur die, welche der heilige Geist treibt. Was also vor Christo Jesu das Anrecht giebt zur Hochzeit des ewigen Lebens, ist

der lebendige Glaube. Gebrannt hatten die Lampen der thörichten Jungfrauen wie der klugen. Aber die thörichten hatten sich darauf verlassen, während die klugen Oelgefäße mitgenommen hatten. Auch hier ist die Deutung nicht schwer. Eine Lampe, die einst gebrannt hat, brennt nicht fort, wenn nicht Oel zugegossen wird. Ein Christ, der einst in der Taufe den heiligen Geist empfangen hat, bleibt nicht im Glauben, wenn er die Gnadenmittel, Wort und Sacrament, nicht braucht, denn die Gnadenmittel sind die Werkzeuge, die Gefäße, durch welche der heilige Geist sich uns mittheilt, Glauben erzeugend und Glauben erhaltend. Die klugen Jungfrauen, welche sich mit Oelgefäßen versorgt haben, sind die Christen welche im Glauben lebendig stehen, weil sie sich in fortwährender Gemeinschaft erhalten mit den Mitteln, durch welche Gott was er im Geiste angefangen hat im Geiste erhält und vollbereitet, mit dem Wort Gottes, wie es in der Schrift und in der Predigt zu uns spricht, mit dem Mahle des Lebens, das unsern Glauben nährt, mit der Gemeinschaft lebendiger Christen, aus welcher der Geist des Herrn uns belebend und befruchtend anhaucht. Die thörichten Jungfrauen sind die, welche sich auf ihr äußeres Bekenntniß, auf ihren äußeren Zusammenhang mit der Kirche, auf das, was sie einst empfangen und eine Zeit lang erhalten haben, verlassen, uneingedenk des Wortes vom Herrn: Nur wer bis ans Ende beharrt wird selig. Der Herr wird doch nicht gleich kommen, ist ihr Trost. Es ist um Mitternacht: wer kommt um Mitternacht? Aber er wird kommen in einer Stunde, da sie es nicht vermuthen. Und dann wird das Wort das in den Umwälzungen der jüngstvergangenen Zeit einen so fürchterlichen Klang gehabt hat eintreten und eintreffen: Zu spät! Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, da des Menschen Sohn kommt.

Nachdem wir dieß Gleichniß von den Jungfrauen im Ganzen uns zu deuten versucht haben, lasset uns im Anschlusse an diese Auslegung drei Fragen beantworten, die auf seinen Inhalt, auf die Zukunft des Herrn, gehen, nämlich:

Wann kommt der Herr?
Wie kommt der Herr?
Für wen kommt der Herr?

1.

Wann kommt der Herr? Das ist die erste Frage.

Unser Gleichniß antwortet: Ihr wisset weder Zeit noch Stunde, da des Menschen Sohn kommt. Im Evangelium Marci sagt Jesus (13, 32): Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater. So hätten wir denn auf die Frage: Wann kommt der Herr, die einfache Antwort: Wir wissen es nicht. Ja dieß Nichtwissen wird noch gesteigert. Oft wo man bekennen muß etwas nicht zu wissen giebt man sich wenigstens Vermuthungen hin, die der Erfolg nicht selten bestätigt. Der Herr aber sagt in unserm Gleichnisse und noch sonst, daß er gerade dann kommen werde, wenn Niemannd es vermuthen wird. Sein Tag werde so unverhofft da sein wie ein Dieb in der Nacht. So scheint denn Tag und Stunde seiner zweiten Zukunft für uns mit dunkler Nacht bedeckt. Als Jesus zum ersten Male kam, da konnte er sich denen gegenüber, die ihn und seine Sache nicht erkannten, auf die Zeichen der Zeit berufen. Sollte, diese Frage liegt nahe, die Zeit, wo er zum zweiten Male kommt, keine Zeichen haben? Das Evangelium spricht es bestimmt aus. Sehet an, sagt der Herr, nachdem er von der letzten Zeit gesprochen, den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt ausschlagen, so sehet ihr es an ihnen und merket, daß der Sommer nahe ist. Also auch ihr, wenn ihr dieß alles sehet angehen, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist (Luc. 21, 29 — 31.). Hier spricht der Herr klärlich von den Zeichen der letzten Zeit. Wenn Alles sich wird auflösen, im Reiche der Menschheit ein Volk gegen das andere, ein Königreich gegen das andere sich erheben, im Reiche der Natur die Kräfte des Himmels sich bewegen werden, in der allgemeinen Auflösung die Feindschaft gegen Christum die Herrschaft gewinnen und im Antichristen gipfeln wird, dann wird die Zeit des Herrn nahe sein. Wo aber solche Anzeichen vorhanden sind, wird dann der Tag des Herrn kommen wie ein Dieb in der Nacht? Das will sich zu widersprechen scheinen. Ziehen wir aber auch hier nicht bloß den Verstand, sondern auch die Erfahrung zu Rathe. Das neue Testament schließt mit den Worten: Ja komm Herr Jesu! An Zeichen seiner nahen Ankunft fehlte es nicht: wie hätten sonst apostolische Männer sie für möglich halten können. Das Evangelium lief ja schnell in alle Lande, allenthalben Widerstand, Anti-

christen erhoben sich, Jerusalem ging sichtlich dem Ende entgegen. Und je mehr die Verfolgung, die Versuchung und die Verkehrung der Wahrheit zunahm, desto brennender ward die Sehnsucht nach dem Herrn. Alle Zeichen schienen darauf hinzudeuten, und dennoch kam er nicht. Als das römische Reich unterging, da war wörtlich ein Volk gegen das andere, ein Königreich gegen das andere, Krieg über die ganze Erde, und dennoch kam das Ende nicht. Was geschrieben steht von der Feindschaft gegen das Evangelium, von dem Antichristen, der sich in den Tempel setzt, das schien den Reformatoren in dem Papstthum ihrer Zeit erfüllt und eben darum das Urbild dieses Zerrbildes, Christus, nahe, der den Antichrist vernichten wird mit dem Hauche seines Mundes. Und dennoch kam er nicht. Als nach dem dreißjährigen Kriege der Glaube und die Liebe allenthalben erkalteten, da sprachen viele Neubelebte von nichts lieber als von dem tausendjährigen Reiche, das bald anbrechen werde, und der Edelste dieser Richtung, Philipp Jacob Spener, ließ alle Sonnabend in seinen Abendstunden singen: Wachet auf, ruft uns die Stimme. Zu allen Zeiten der Kirche hat man die Zeichen der letzten Zeit zu sehen geglaubt und die letzte Zeit war doch nicht da. Man kann die Zeichen der letzten Zeit wissen und doch bekennen: Wir wissen weder Tag noch Stunde. Ein Anderes ist es die Zeichen der letzten Zeit *wissen*, ein Anderes sie *erkennen*. Man darf unbedenklich sagen, daß jedes Zeitalter einen Ansatz nimmt zur letzten Zeit: ob aber dieser Ansatz zum Ende führt, wer mag das sagen? Wer mag sagen, was falsche und was wahre Wehen sind. Leicht mag man falsche für wahre nehmen. Aber auch das geschieht, daß man gewaltige Zeichen nicht sieht. Wenn irgend eine Zeit, hatte die der französischen Revolution die Anzeichen des Unterganges der Welt. Alle Grundlagen der menschlichen Gesellschaft in ihren untersten Tiefen erschüttert, die rohsten Ausbrüche der Pöbelherrschaft, Alles was noch Glaube, Treue, Liebe hatte der Guillotine überantwortet, der Feuerbrand in alle Völker geschleudert, Volk gegen Volk, Königreich gegen Königreich, vollendetste Herrschaft des Unglaubens, Anbetung des Menschengeistes in Gestalt leichter Dirnen auf dem Altare, zuletzt der vollendetste Egoismus auf dem Throne eines Weltreiches: das waren starke Zeichen. Und doch haben nur wenige stille Seelen an die letzten Dinge gedacht. Das macht es uns vollkommen deutlich,

wie einst unter den deutlichsten Vorboten des Endes der Dinge Sicherheit im Lager der Gläubigen und Ungläubigen herrschen wird. Und wie steht es jetzt? Unsere Zeit ist nicht ohne Warnezeichen. Aufmerksam kann der Umstand machen, daß die Theologie seit lange sich nicht so eingehend der Betrachtung der letzten Dinge hingegeben hat wie jetzt. Nicht bloß einzelne Stimmen, ganze Religionsgemeinschaften haben sich erhoben auf der Voraussetzung, daß der Tag des Herrn nahe sei, wie die Irvingianer und die Jüngstentagesheiligen oder Mormonen. Auch das kann aufmerksam machen. Es ist jetzt Friede. Das Interesse aber der Völker, welches diesen Frieden gemacht hat, opfert ihn bei erster Gelegenheit wieder. Man kann der Wahrheit gemäß von einem Wachsthum des evangelischen Glaubens reden. Aber nicht in dem Sinne, daß der Glaube mehr und mehr zum Sauerteige der Völker würde. Dieses Jahr hat Manchen, der diesem schönen Glauben sich hingegeben, enttäuscht. Die Gleichgültigkeit gegen allen Glauben, die lange in der Masse die Herrschaft gehabt hat, geht immer mehr zum Lager des Antichristenthums über, das jetzt nicht mehr die Hülle der Aufklärung und Humanität, des kühnwissenschaftlichen Geistesstrebens sucht, sondern sich offen und frech als die Religion und den Dienst des Fleisches verkündet. Und wie leicht sich die Fleischlichkeit des Zeitalters mit dem Dienste finsterer Mächte in Verbindung setzen kann, das hat das unheimliche Spiel der letzten Jahre mit Zauberei gezeigt. Anzeichen genug, um uns ein ernstes: Wachet! zuzurufen. Schneller als wir denken, kann das Ende da sein. Aber das ist doch nur möglich. Was wir nicht wissen, kann eintreten, kann aber auch nicht eintreten. Jedenfalls wissen wir es nicht. Es ist darum Vermessenheit die Ueberzeugung von dem nahen Untergange der Welt zum Glaubenspunkte oder gar zu einer Offenbarung zu machen. Ich habe kein Recht in alle meine Urtheile über die Erscheinungen der Gegenwart die schwarzen Schatten des nahen Weltunterganges zu zeichnen. Und beim Urtheilen kann es nicht bleiben, wo einmal solche Ueberzeugung festgewurzelt ist. Wer den Untergang der Welt mit Gewißheit vor der Thür sieht, wird keine Freudigkeit haben Hand anzulegen, daß in die Heidenwelt das Evangelium, in das Volk evangelische Grundlagen, in die Lebensverhältnisse evangelisches Salz gebracht werde, weil das alles doch bald dem Feuer verfallen werde. Nein, das ist die

rechte Christenweisheit, vor dem Herrn also zu wandeln, als ob jeder Tag der letzte wäre, zu wirken aber für das Reich des Herrn mit freudigem Glauben an sein Kommen auf Erden. So haben es die hohen Apostel gehalten. Sie haben die Welt, deren Untergang ihnen immer vor Augen stand, bekehrt.

2.

Wie kommt der Herr? Das ist die zweite Frage.

Unser Gleichniß antwortet einfach: Als Bräutigam. Was aber das heißt, laßt uns näher betrachten. Als Jesus zum ersten Male kam, da entäußerte er sich seiner göttlichen Gestalt und nahm Knechtsgestalt an, er erniedrigte sich zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Er der reich war, ward arm um unsertwillen, auf daß wir durch seine Armuth reich würden. Christus begab sich seiner göttlichen Herrlichkeit, ward Mensch, um die gefallene Menschheit in seine Herrlichkeit zu erheben. Seine menschliche Natur, die er dem Tode preisgab, war der Haken, an dem der Fürst dieser Welt zu Grunde ging, die Menschheit aber aus dem Tode gerissen und zum Himmel erhoben wurde. Reicher kehrte der Entäußerte und Erniedrigte in den Himmel zurück als er gekommen war: eine gerettete Welt war seines Kampfes Beute. Jesus stieg vom Himmel um verlobt mit einer Braut zurückzukehren: so laßt es uns im Bilde unsers Textes ausdrücken. Sein Amt zur Rechten Gottes gleicht dem Amte eines Verlobten. Ein Verlobter bereitet die Hochzeit vor. Und was Jesus Christus zur Rechten Gottes thut, ist vorzubereiten das große Hochzeitmahl der Ewigkeit, indem er durch die Jahrhunderte seiner Kirche aus der Menschheit sich Hochzeitsgäste wirbt. Am Tage der Hochzeit, so sahen wir, kam der Bräutigam geschmückt in das Haus der Braut. Und geschmückt wird auch der Herr kommen, wenn einst sein Ehrentag erscheinen wird. Kommen wird der Sohn Gottes als Mensch, und es werden ihn erkennen, die ihn durchstochen haben: aber der Menschensohn wird die Krone der Gottheit tragen. Er wird kommen mit den Wolken des Himmels, umgeben von den Engeln des Himmels, unter einem Feldgeschrei, unter der Stimme des Erzengels, unter Posaunenschall. Himmel und Erde werden einstimmen in das große Hosianna: Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn. Der Bräutigam ist da, wo aber ist die Braut? Es kommt die Stunde, in

welcher alle, die in den Gräbern sind, hören werden die Stimme des Sohnes Gottes. Auferstehn aber werden zuerst die Todten in Christo. Die Lebendigen aber in Christo werden verwandelt werden. Das sind sie, die lebendigen Glieder des Herrn, von denen es heißt: Komm ich will dir das Weib zeigen, die Braut des Lammes. Sie aber wird sich erheben zur Begegnung des Bräutigams:

Zion hört die Wächter singen,
Das Herz will ihr vor Freude springen,
Sie wachet und steht eilend auf.
Ihr Freund kommt vom Himmel prächtig,
Von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig,
Ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf.

Und so ist uns denn schon die dritte Frage beantwortet:

3.

Für wen Christus kommen wird.

Der Bräutigam kommt für die Braut. Von der Braut, so sahen wir, spricht unser Gleichniß nicht, sondern nur von Jungfrauen, weil es sich hier nicht um das Verhältniß der Auserwählten, sondern der Berufenen zu Christo, dem Bräutigam, handelt. Fünf Jungfrauen gehen ein zur Hochzeit, fünf werden ausgeschlossen. Daß ein Bräutigam einen Theil der geladenen Gäste nicht einläßt in das Haus, ist nach unserer Sitte etwas Unerhörtes. Es tritt hier eben ein, was ich im Anfang sagte, daß das Bild sich in seine Wahrheit auflöst. Was ein solches Verfahren nach unsern Begriffen unerhört macht, ist der Umstand, daß jeder Bräutigam der unsers Gleichen ist ein solches Urtheil sich nicht erlauben darf. Der Bräutigam aber unseres Gleichnisses ist unser Herr und Gott, das Haupt der Gemeinde, der Richter der Welt. Wenn ein König eine königliche Hochzeit feiert, und einen Theil der Beamten, die ihrer Stellung nach auf Theilnahme an der Hochzeit rechnen können und etwa auch öffentlich ihre Huldigung bezeugt haben, nicht zum Hochzeitsmahle zieht, weil er sie nicht für treue Unterthanen hält, so ist das schon eine starke und für die Zukunft der Betroffenen bedenkliche Demüthigung. Indeß mag ein Solcher immer noch sagen, daß der König nicht ins Herz sehen könne, und seine Gnade nicht Gottes Gnade ist. Dieser König aber urtheilt nicht nach dem Schein, sondern nach der Wahrheit, und sein

Urtheil entscheidet über Leben und Tod. Andächtige Christen, die Sprache ringt vergebens das Elend Derer auszudrücken, welche einst ausgeschlossen sein werden von der Pforte des Lebens. Bedenkt es: für ewig, für ewig. Die fürchterlichsten Martern, die ein Mensch ertragen kann, die teuflischsten Foltern, der Tod auf dem glühenden Roste, wie ihn der heilige Lorenz erlitt, die wahnsinnigen Martern, wie sie zur Zeit Diokletians das Volk an den Christen ausübte, die hören doch im Tode auf. Aber aus dem Munde des Herrn das Wort zu vernehmen: Gehet hin, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist den Teufeln und seinen Engeln! und sich sagen zu müssen, daß dieß Wort so unabänderlich ist wie Gott und so ewig wie die Ewigkeit, das ist etwas so Fürchterliches, daß man denken sollte, Jeder der es einmal sich ordentlich gesagt hätte, müßte für immer mit Furcht und Zittern seine Seligkeit schaffen. Ja ein Geheimniß von schaudervoller Majestät ist die ewige Verwerfung der Ungläubigen. Wären wir nicht Haushalter über göttliche Geheimnisse, hätten wir nach menschlicher Vernunft zu gehen, wahrhaftig wir würden anders lehren. Aber diese Lehre steht und fällt mit der Schrift. Nicht ich sage es euch, das Wort Gottes hält es euch vor. Darum heute, da ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht. Nun, was sollen wir thun? fragt ihr. Handelt nicht, sagt unser Gleichniß, wie die thörichten Jungfrauen, die Lampen hatten, aber zum Brennen kein Oel. Was das heißt, haben wir gesehen. Was über Leben und Tod entscheidet vor dem Richter der Lebendigen und der Todten, ist der Punkt des Glaubens. Glauben oder nicht, das ist die Frage: die alleinige Lebensfrage. Aber sehet wohl zu, daß ihr das Wort Glauben nehmet, wie es unser Text erheischt. Die thörichten Jungfrauen waren nicht etwa solche, welche von Jesu Christo nichts wußten oder gar ihn verachteten. Jungfrauen, die dem Bräutigam entgegengehen, die haben nicht bloß von ihm gehört, sondern wissen auch, daß er kommt, und wissen es nicht bloß, sondern bekennen auch durch die That, daß an seinem Kommen ihre Zukunft hängt. Sie haben den Bekenntnißglauben. Meine also nicht, daß weil du in der Taufe bist wiedergeboren worden aus Wasser und Geist, in Gottes Wort unterrichtet, in äußerer Gemeinschaft mit Gläubigen stehst, zur Kirche gehst, das Sakrament genießest, keine Zweifel hegst an der Wahrheit des Kirchenglaubens,

auch dann und wann für Kirche, Schule, Arme, Mission u. s. w. etwas thust, daß du bestehen kannst vor deinem Richter. Das alles hilft dir nichts, wenn du nicht lebendigen Glauben hast. Richtig, höre ich Andere sagen, die äußere Kirchlichkeit, das rechtgläubige Bekenntniß, der Buchstabe der Ueberlieferung helfen dem Menschen nichts. Worauf es ankommt, ist inbrünstige Liebe zu Jesu, selige Liebesgemeinschaft mit Gott, Reichthum innerer Gnadenerfahrungen, entzückende Aussichten in die Ewigkeit. Mein Freund, ich kenne dich nicht, der du so sprichst, richte dich auch nicht: das aber sage ich dir, daß nicht alles, was man inneres Leben nennt, Glaube ist. Was den Glauben lebendig macht, sind nicht Gefühle, sondern das Oel des heiligen Geistes. Lebendig ist dein Glaube, wenn er dich todt und Christum in dir lebendig macht. Lebendig ist dein Glaube, wenn er dich verdammt, und allein in Christi Blut und Gerechtigkeit rechtfertigt. Selig sind die sich richten, denn sie werden nicht gerichtet werden. Lebendig ist dein Glaube, wenn du geistig arm, hungrig und durstig von dem Worte Gottes lebst und von dem Manna seines Sakramentes. Selig sind die nicht leben von dem, was sie haben, sondern von dem was sie empfangen. Lebendig ist dein Glaube, wenn du zuerst trachtest nach dem Reiche Gottes und Christus dein Hoffen, dein Glauben, dein Lieben, dein Wollen ist. Lebendigen Glauben hast du, wenn du sterben kannst, wie jener Kurfürst von Sachsen:

Nicht nach Welt nach Himmel nicht
Meine Seele dürst' und sehnet,
Jesu will sie und sein Licht,
Der mich hat mit Gott versöhnet,
Der mich frei macht vom Gericht.
Meinen Jesum laß ich nicht.

Amen.

Von der Lauheit.

Predigt am 26. Sonntage nach Trin. 1856 über Offenb. Joh. 3, 14—22.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Wie der Mensch auf die Tage seiner Kindheit, die Menschheit auf ihren paradiesischen Anfang, hat die Christenheit auf das apostolische Zeitalter zu allen Zeiten mit einer Sehnsucht zurückgeblickt, die ihr sagte, daß damals der Geist des Christenthums in ursprünglicher, kräftigster, reinster Gestalt erschienen sei. Und diese Sehnsucht ist in den Zeiten tiefen Verfalls der Kirche zum feurigen Zeugnisse, zum kühnen Protest gegen die oberste Kirchenmacht geworden, wie in den Kreisen, die sich um Waldus, Huß und Andere sammelten, vor Allem in der Reformation, die ja nichts Anderes wollte als den Grund der Apostel und Propheten, da Christus der Eckstein ist, reinigen von dem was Menschen Menschliches darauf gebaut hatten. Ja in unseren Tagen ist aus dem Schooße des reformirten Protestantismus eine Sekte hervorgegangen, welche für die Christenheit dieser Tage kein anderes Heil kennt als Wiederherstellung des apostolischen Amtes, der apostolischen Verfassung, der apostolischen Gnaden- und Wundergaben, des apostolischen Liebes- und Opfergeistes. Der verderbliche Irrthum dieser Sekte besteht nicht darin, daß sie den Geist der ersten Zeugen zurückwünscht, sondern daß sie ihn zu haben, daß sie Apostel, Propheten, Wundergaben u. s. w. zu haben versichert. Unser Flehen zum Herrn der Kirche ist nur:

Wach auf du Geist der ersten Zeugen,
Der Wächter, die auf Zions Mauern stehn,
Die Tag und Nacht vor dir nicht schweigen,
Und die getrost dem Feind entgegengehn,

und:

Mache deinen Leuchter helle,
Laß die erste Liebe nicht!

So nothwendig es nun ist, daß die Kirche, welche apostolisch heißt, weil sie auf dem Grunde der Apostel erbaut ist und das apostolische Wort zum Richtmaße der Wahrheit hat, sich erbaut an der Betrachtung des apostolischen Zeitalters, so folgt doch nicht daraus, daß das apostolische Zeitalter von den bösen Geistern, welche die Kirche der Ggenwart heimsuchen, völlig unversucht gewesen ist. Ich will heute auf andere Zeugnisse, die ich dafür anführen könnte, nicht eingehen als die Briefe an die sieben Gemeinden in Kleinasien, welche im Anfang der Offenbarung Johannis stehen. Da lesen wir die stärksten Ausdrücke von der teuflischen Macht, welche Irrlehrer entwickelt haben; da hören wir, daß die Gemeinde in Ephesus die erste Liebe verlassen hat, die Gemeide von Sardes den Namen hat, daß sie lebt und todt ist, die Gemeinde von Laodicea endlich weder warm noch kalt, sondern lau ist. Also schon damals falsche Lehre, schon damals matte Liebe, schon damals Scheinleben, schon damals Lauheit und Flauheit. Das bringt einen Schatten in unser Lichtbild vom apostolischen Zeitalter, aber einen Schatten, welcher, genau betrachtet, das Bild uns näher bringt. So viele der Heiligengestalten, welche die römische Kirche ihren Gläubigen vorhält, erregen mehr Bewunderung als Nacheiferung, weil sie von Mutterleibe an schon so wunderbar angelegt, in ihrem Leben so geheimnißvoll geführt, mit so außerordentlichen Gaben ausgerüstet, eine so ganz andere Geistesluft athmeten, daß der gewöhnliche Christ sie nicht mehr für vorbildlich ansehen mag für einen Wandel in den gewöhnlichen Kreisen und Weisen des Lebens. Finden wir aber im apostolischen Zeitalter dieselben niederdrückenden Verhältnisse, dieselben Versuchungen, dieselben Sünden, an denen unsere Kirche leidet, dann spricht das himmlische Licht auf diesem dunkeln Grunde desto erwecklicher zu uns. In diesem Sinne lasset uns heute den Brief, welchen der Herr dem Apostel Johannes an die Gemeinde zu Laodicea in die Feder gelegt hat, betrachten:

Offenb. Joh. 3, 14—22.

Und dem Engel der Gemeine zu Laodicea schreibe: Das sagt Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Creatur Gottes: Ich weiß deine Werke,

daß du weder kalt, noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichst: Ich bin reich, und habe gar satt, und bedarf nichts; und weißt nicht, daß Du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß. Ich rathe dir, daß du Gold von mir kaufest, das mit Feuer durchläutert ist, daß du reich werdest; und weiße Kleider, daß du dich anthust, und nicht offenbar werde die Schande deiner Blöße; und salbe deine Augen mit Augensalbe, daß du sehen mögest. Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig, und thue Buße. Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird, und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen, und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir. Wer überwindet, dem will ich geben mit mir auf meinem Stuhl zu sitzen; wie ich überwunden habe, und bin gesessen mit meinem Vater auf seinem Stuhl. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt.

Man sagt im Leben oft von Bildern, daß sie durch und durch wahr seien, ohne daß man je die Gegenstände gesehen hat, die sie vorstellen, weil Alles mit solcher inneren Nothwendigkeit zusammenstimmt, daß es wahr sein muß. Solchen Bildern vergleiche ich das Gemeindebild, welches dieser Brief vor uns aufstellt. Es hat vielleicht kein Zeitalter gegeben, wo man Uebersättigung, Abgelebtheit und Flauheit so oft verbunden gesehen, als das unsere. Da versteht man es, wenn der Herr in diesem scharfen Schreiben der Gemeinde Laodicea Lauheit und Uebersättigung zugleich vorhält. Und nicht mit lauen Worten, sondern mit fressendem Feuer, mit herausfordernder Enthüllung ihres Elendes, mit erschütterndem Aufruf zur Buße. Und so laßt denn dieß Schreiben, welches die Oberen dieser Landeskirche nicht ohne ernste Gründe von den sieben Schreiben zur Lehre, Strafe und Züchtigung unsern Gemeinden für den heutigen Sonntag ausgewählt haben, auch uns zur Betrachtung auffordern:

Wie die Lauheit der Gemeinden zum Herrn, und wie der Herr zur Lauheit der Gemeinden steht.

1.

Zuerst also, wie die Lauheit der Gemeinden zum Herrn steht.

Es kann nicht fehlen, daß der Prediger des Wortes Fragen aufwirft, deren Beantwortung den Verstand nicht reizt, weil der Prediger die Antwort vom Herzen haben will. Zu solchen Fragen, scheint es, gehört die: Was ist Lauheit? Man könnte einfach ant-

worten: Was in fast allen Gemeinden das Herrschende ist. Mit geringen Ausnahmen steht es in unseren evangelischen Gemeinden so, daß man nur von einem sehr kleinen Theil sagen kann: Sie halten die Frage nach der Seelen Seligkeit für die brennende des Lebens, für die Lebensfrage. Wie klein dieser Theil in den Gemeinden ist, erkennt man schon aus der öffentlichen Meinung, die ihnen in der Regel sehr ungünstig ist. Denn was man öffentliche Meinung heißt, ist das Urtheil der Mehrheit. Im entschiedenen Gegensatze zu ihnen steht eine mehr oder weniger starke Zahl von offenbaren Gottesleugnern, Christusverächtern, Freigeistern, die denn ihre Freiheit gewöhnlich auch in ungebundenem Wandel beweisen. Diese entgegengesetzten Richtungen bilden aber nicht die Mehrzahl, sondern Diejenigen, welche zwar nicht ohne Glauben sind, aber in dem Glauben nicht den Angelpunkt des Lebens haben, welche ihre Zugehörigkeit zu der Gemeinde des Herrn gelegentlich an den Tag legen, aber in der Welt fester wurzeln als im Hause des Herrn, welche zwar auch zum ewigen Leben eingehen wollen, aber auf dem breiten Wege, nicht durch die enge Pforte. Das sind die, welche weder warm noch kalt, weder todt noch lebendig sind. Wer die Wahrheit nach dem Erfolg, nach der öffentlichen Meinung, nach dem Durchschnitt bestimmt, der mag glauben, daß diese Mittelstraße der Weg der Wahrheit ist. Wir aber messen die Wahrheit nach dem festen prophetischen Worte. Und das urtheilt anders.

„Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach daß du kalt oder warm wärest." Was der Herr unter Wärme versteht, das ist nicht schwer zu sagen. Wärme ist der Ausdruck des Lebens. Warm ist der, welcher Gott liebt von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und von allen Kräften; warm ist, der mit dem Apostel sagen kann: Es lebt nun nicht ich, Christus lebet in mir; warm ist, in dem nicht der eigene Geist, sondern der Geist Gottes herrscht; warm ist, der da sich streckt nach dem Kleinod seines himmlischen Berufes und der in Wahrheit kann sagen: Mein Wandel ist im Himmel. Warm ist mit einem Worte ein Mensch, der ganz Gott lebt. Ist dem also, dann verstehen wir, wie der Herr sagen kann: Ach daß du warm wärest. Wie aber mag der Herr sagen zu den Leuten: Ach daß du kalt wärest? Kälte ist das Zeichen des Todes. Wie aber mag der Herr sagen: Ach

daß du geistlich todt wärest. Das kann er nicht gemeint haben. Vielleicht hat er sagen wollen: Wenn du vom Evangelium noch gar nichts vernommen, noch auf den Wegen heidnischer Entfremdung von dem Leben aus Gott wandeltest, dann wäre deine Verantwortlichkeit minder groß und die Möglichkeit der Erneuerung durch das Zeugniß von dem Auferstandenen läge noch vor dir. Allein der Herr spricht von einer Gemeinde, die das Wort seit lange vernommen hat. Sagt er zu dieser: Ach daß du kalt wärest, so ist das natürlich nur ein bedingter Wunsch, den wir uns übersetzen müssen: Es wäre dir besser, du wärest kalt als lau. Diese Kälte aber, die besser ist als Lauheit, besteht allerdings in der Entfremdung von dem Leben aus Gott, im Herabgesunkensein von dem Leben im Geiste, aber mit dem Bewußtsein entfremdet, gefallen, arm, blind und bloß zu sein. Wo aber in einer gesunkenen Gemeinde das Gefühl erwacht ist: Wir sind gesunken, da ist der Weg zur Rettung schon gebahnt.

Nicht warm, nicht kalt, sondern lau war die Gemeinde von Laodicea. Weil du aber lau bist will ich dich ausspeien aus meinem Munde. Mit einer Speise vergleicht der Herr die Gemeinden von so widerwärtiger Beschaffenheit, daß man sie nicht genießen kann, sondern ausspeien muß aus dem Munde. Dem menschlichen Leibe sagt warm oder kalt zu, aber nicht lau. So nun, sagt der Herr, könne er nicht in seine Liebesgemeinschaft aufnehmen was geistlich lau sei. Das könnte auf den ersten Blick abermals befremden. Lau ist doch das Mittlere von kalt und warm. Ist nun kalt die Entfremdung von dem Leben aus Gott, warm das Leben in Gott, so scheint es doch hart zu sein, daß der Herr Diejenigen, welche das Leben aus Gott noch nicht völlig in sich aufgenommen haben, ausspeien will. Wenn ein Paulus von sich sagt, daß er es noch nicht ergriffen habe, so will uns dünken, daß Diejenigen, welche noch sprechen müssen: Wir glauben, Herr, hilf unserem Unglauben, die noch harte Kämpfe zu bestehen haben mit dem alten Menschen und von Früchten der Gerechtigkeit noch wenig aufzuweisen, sich Deß getrösten dürfen, der das glimmende Docht nicht auslöscht und das zerstoßene Rohr nicht zerbricht. So ist es auch in der That. Daraus folgt aber eben, daß lau nicht Die sind, welche auf dem Wege sind warm zu werden im Herrn, sondern die so befriedigt sind von diesem halben

Wesen, so gesättigt sind von dieser faden Speise, so stark sich dünken in dieser Schwäche, so reich in diesem unhaltbaren Zustande, daß sie nicht erkennen was zu ihrem Frieden dient. Das spricht der Herr deutlich aus in den Worten: Du sprichst ich bin reich und habe gar satt und darf nichts, und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß. Das Heillose in dem Zustande der Lauheit liegt nicht in der Unvollkommenheit desselben, sondern in der Uebersättigung, Selbstbefriedigung, und darum Unempfänglichkeit für das wahre Leben aus Gott, die in ihm liegt.

Haben wir nun des Herrn Wort recht verstanden, so lasset uns in diesem Spiegel die Zustände unserer Gemeinden betrachten. Die Lauheit, sagte ich oben, ist der herrschende Zustand unserer Gemeinden. Das lasset uns im Einzelnen sehen.

Der Angelpunkt des Christenthums ist die Frage nach der Seelen Seligkeit. Wo die die Geister in Bewegung setzt, da ist Leben. Aber wie steht es mit dieser Frage in unsern Gemeinden? Die Zahl Derer, die mit Ernst ihre Seligkeit schaffen, ist, wie schon gesagt, in den Gemeinden eine verhältnißmäßig kleine. Die Meisten kommen nur in außerordentlichen Fällen darauf und denken sich dann die Seligkeit als ein Gut, das der liebevolle Gott dem redlichen Streben von selbst zufallen lasse. Von einer Sorge, von einem Schaffen der Seligkeit mit Furcht und Zittern haben sie keinen Begriff. Und wenn man die einzelnen Glieder unserer Gemeinden fragen wollte, wodurch der Mensch selig werde, man würde die seltsamsten Antworten empfangen. Solch eine Unkenntniß der Grundwahrheiten des Heils herrscht in unsern Gemeinden. Es ist wahr, unsere rechtgläubigen Väter waren nicht immer lebendigen Glaubens. Aber sie konnten doch Rede und Antwort stehen, wenn es sich um die Frage nach dem Einen was noth ist handelte. Aber von Tausenden und aber Tausenden in unseren Gemeinden gilt das Wort Josua: Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennt es nicht und mein Volk vernimmt es nicht. Das läßt sich, Gott sei es geklagt, nur zu leicht erklären, wenn man erwägt, daß ein Zeitalter hart hinter uns liegt, in dem das Zeugniß vom Heile in Christo beinahe verschollen war. Viele Tausende haben es in Kirche, Schule und Haus nicht anders gehört als sie reden und thun. Aber was man leicht erklären kann, macht man damit nicht

besser. Ich kann vielleicht nachweisen, warum eine Stadt vor andern empfänglich sei für eine verheerende Krankheit, aber das bricht die verderbliche Macht der Krankheit nicht. Es steht nun einmal fest: Es ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, denn der Name Jesu Christi. Wo die Frage nach der Seelen Seligkeit so lau und die Erkenntniß des Heils so überaus schwach ist, da darf man sich freilich nicht wundern, wenn auch nach den Gnadenmitteln nicht viel, nicht heilsbegierig gefragt wird. Es ist gewiß, und ein Theil der Zeitgenossen kann es aus seiner Erinnerung bezeugen, daß unseren Vätern Bibel und Gesangbuch, Predigt und Sakrament, Morgen- und Abendgebet etwas Anderes war als den bei weitem Meisten in unsern dermaligen Gemeinden. Es sind Ansätze zum Bessern vorhanden, aber das Mißtrauen, mit welchem die Meisten sie betrachten, beweist eben, wie wenig sie noch Boden in der Gemeinde haben. Unsere Kirche ist entstanden aus dem Widerspruche gegen ein äußeres Kirchthum, das die einzelnen Seelen mit ihrem Heilsbedürfnisse nicht zu ihrem Rechte kommen ließ. Wenn aber die einzelnen Seelen nicht mehr nach ihrem Heile fragen, wo liegt dann Recht und Kraft des Protestantismus? Die Kirche der reinen Lehre und des reinen Sakraments will die lutherische Kirche sein. Wer aber heut zu Tage damit Ernst macht, für den liegt ein ganzes Rüsthaus von Schmähreden in Bereitschaft. Es herrscht die größte Lauheit in Allem, was die Grundlage unserer Kirche betrifft. Unsere Kirche hat den Heiligendienst beseitigt. Mit Recht. Wer an Jesum Christum glaubt, bedarf keines Fürsprechers und ist sein Glaube rechter Art, so wird er das Streben nach Heiligung nach sich ziehen. Es giebt für den geringsten und den stärksten Heiligen kein anderes Heil als das Verdienst Christi. Aber wo sind in unsern Gemeinden die Christen, die der Heiligung nachjagen? Es fehlt nicht an bürgerlicher Tüchtigkeit, an menschlichen Tugenden, an guten Thaten, aber was sind sie, wenn sie nicht auf dem Wege entstehen vom Glauben zur Heiligung in dem Herrn. Nur wer die Hoffnung hat, in den Herrn verklärt zu werden, der heiligt sich selbst. Zu solcher Heiligung gehört, nicht lieb zu haben die Welt. Der Protestantismus hat damit angefangen die Klöster preiszugeben, und dazu hatte ein Mann wie Luther, der mit Fasten und Beten sich beinahe aufge-

rieben hätte und unter unermeßlichen Arbeiten und Kämpfen viel Zeit hatte für die Versenkung in Gott, ein gutes Recht. Aber wo ist in unsern Gemeinden Weltflucht, Gebetsleben, Einsamkeit im Herrn?

Ich komme zu keinem andern Resultate, als daß die Lauheit sich zum Herrn verhalte, wie im Ganzen unsere Gemeinden sich zum Herrn verhalten.

2.

Das Zweite ist, wie der Herr zur Lauheit steht.

Wir haben die Antwort schon vernommen in dem scharfen Worte: Weil du weder kalt noch warm bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde. Der Herr will keine Gemeinschaft mit den Lauen haben, er haßt Lauheit. Warum er die Lauheit haßt, das legt sich schon menschlich uns nahe. Ein ernster Geschäftsmann mag zum Untergebenen keinen Miethling, der ohne Interesse, ohne Eifer, ohne Gewissen für seine Pflichten nur so viel thut, als man etwa nach dem Wortlaut der Instruktion erzwingen kann, und wo zwischen seinem Amte und seinem Interesse ein Widerspruch entsteht, immer zuerst nach dem Letzteren fragt. Wer es mit der Freundschaft ernst nimmt, mag keinen lauen und flauen Freund, der alle Welt liebt und eigentlich Niemanden als sich. Und wo ist ein Vater, dem ein laues Kind gefiele? Von solchem Kinde mag ein liebender Vater mit Recht sagen, ach daß es warm wäre oder kalt d. h. mir entfremdet, aber mit dem Gefühle es zu sein, dann hätte ich Hoffnung, daß es noch warm werden könnte. Dieß matte, halbe, flaue, kühle Wesen ist mir unerträglich. Wenn nun ein menschlicher Vater so mit Recht reden kann, sollte es anders sein bei dem himmlischen Vater? Soll der es mit den Lauen auch lau nehmen? Ein Geschäftsmann, der sich einen lauen Untergebenen, ein Freund, der sich einen lauen Freund, ein Vater, der sich einen lauen Sohn gefallen läßt, die nehmen es doch mit Amt, Freundschaft und dem elterlichen Verhältnisse selbst lau. Das sei aber von Gott ferne, daß er sein Verhältniß zur Menschheit lau nähme. Er, der vollkommene Gott, der was er thut ganz thut, hat uns ganz geliebt, auf daß auch wir ihn ganz lieben. Sehet, solch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir sollen seine Kinder heißen. Nicht aus Liebe zu sich, sondern aus Liebe zu uns will Gott, daß wir seine

Kinder sind. Für ein Geschöpf giebt es nichts Höheres, als dem Schöpfer so gleich zu werden, als es geschehen mag. Alle Seligkeit, deren wir fähig sind, liegt in dem Liebesverhältnisse zum himmlischen Vater. Gott hat uns verlornen Sündern die Seligkeit zugedacht, seinem Sohn gleich zu werden. Wollte Gott dieß Ziel einem Theil der Menschheit erlassen, so würde das nicht Liebe sein. Eben darum aber, weil er dieß Ziel der Seligkeit in der Gemeinschaft mit ihm Niemand erlassen kann und will, nicht erlassen will aus lauter Liebe zu uns, muß diese Liebe nothwendig zum hassenden, strafenden Eifer werden, wo ein Mensch mit Gewalt sich nicht will selig machen lassen. Und das sind eben die Lauen, welche auf dem Wege von Babel nach Jerusalem auf der ersten Station liegen bleiben, um doch Babel nicht ganz aus den Augen zu verlieren, die da Gott und dem Mammon, dem heiligen Geiste und dem Weltgeiste zugleich dienen wollen. Ein Lehrer, der da weiß, daß seine Schüler ein gewisses Ziel erreichen müssen, hat Nachsicht mit schwachen Leistungen, wenn nur Ernst und Eifer dahinter ist, denn der hat Zukunft, keine Nachsicht aber mit den schwachen Leistungen Derer, die sich für Meister ansehen, weil denen nicht zu helfen ist, weil die nicht zum Ziele kommen. Gott hat Nachsicht mit den Schwachen, die da wissen: Wir sind schwach, aber er haßt die Schwachen, die sich für stark halten und eben darum schwach bleiben. Und das sind eben die Lauen.

In keiner Zeit tritt wohl die Unhaltbarkeit des Zustandes der Lauheit mehr hervor als in der apostolischen und der nächstfolgenden Zeit. Es waren ja die Zeiten, wo dem Bekenntnisse zu Christo Gefängniß, Foltern, Tod folgten. Da war es unmöglich, lau zu bleiben. Denn wer konnte mit lauem Herzen in Gefängniß und Tod gehen? Es blieb dem Lauen nur Verläugnung übrig. Und da zeigte sich eben, daß die, die da sprachen: Ich bin reich und habe gar satt, in der That arm, blind und bloß waren. Da ward That, was der Herr hier drohend spricht: Sie lagen vor den Augen der treuen Jünger des Herrn, ausgespieen aus seinem Munde. Nicht immer kamen die Verleugner ohne äußere Straffolgen davon. In der fürchterlichen Verfolgung, welche etwas über die Mitte des zweiten Jahrhunderts Markus Aurelius über die Christen verhängte, wurden in Südfrankreich auch die Verleugner, denen man aus guten Gründen nicht recht traute, in das Gefängniß geworfen. Da

waren denn die äußeren Stützen ihrer Lauheit zusammengebrochen. Gott und der Welt zugleich dienen hat einen Schein, so lange der äußere Bestand des Reiches Gottes nicht angefochten und die Welt günstig ist. Jetzt nun, wo die Welt den eingekerkerten Abgefallenen ihr wahres Antlitz zeigte, da erkannten sie ihr Elend, thaten Buße, warfen sich ganz auf Gott und bekannten auch seinen einigen Sohn bis in den Tod. Für die Lauen giebt es keinen andern Weg des Heils, denn den Weg der Strafe. Und dann fügt der Herr, nachdem er seinen Haß gegen die Lauheit ausgesprochen, mit entgegenkommender Liebe hinzu: Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und thue Buße.

Wir sind so gewöhnt an den lauen Zustand unserer Gemeinden, daß wir ihn für die Regel halten, und wenn wir hören, daß in einer Ortsgemeinde, einer Landeskirche, einer Kirchengemeinschaft Alles von neuem Leben erfüllt sei, wir die Besorgniß hegen, daß dort unlauteres, künstliches Feuer brenne. Daß es anders sein könne, läßt sich unschwer zeigen. Ich wiederhole, was ich am Anfang dieses Jahres von diesem Orte herab gesagt habe, daß es in unsrer Stadt bereits viel besser steht als es vor zehn und zwanzig Jahren stand, und warum sollten wir denn mit des Herrn Gnade nicht wieder dahin kommen, wie es Anfang des vorigen Jahrhunderts stand? Und sollte, was einer einzelnen Gemeinde möglich ist, einer Landeskirche, unsrer evangelischen Kirche überhaupt unmöglich sein? Wer weiß, ob nicht der Herr, bevor es zum letzten Kampf kommt, seiner evangelischen Kirche Zeiten der Erfrischung von seinem Angesicht bescheert hat. Sollten wir gewürdigt werden solche Zeiten zu erleben, dann würden wir unsre kirchlichen Zustände in einem ganz andern Lichte sehen als wir es dermalen vermögen. Auch die apostolischen Gemeinden, so haben wir ja gesehen, hatten ihre Schattenseiten. Allein wenn Lauheit so allgemein damals gewesen wäre, wie sie dermalen ist: würde der Herr sie einer Gemeinde zum besondern Vorwurf gemacht haben?

Es liegt nicht in der Macht des Einzelnen, eine Gemeinde aus dem Schlafe zu wecken. Nachdem der Herr in unserem Briefe der Gemeinde von Laodicea ihren Fall vorgehalten und sie zur Buße aufgerufen hat, wendet er sich an die Einzelnen: Siehe, ich stehe vor der Thüre und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird und die Thüre aufthun, zu dem werde ich eingehen und das

Abendmahl mit ihm halten und er mit mir. Wenn die Gemeinden lau sind gegen den Herrn, laß du Einzelner dich nicht laulich finden, sondern bereite dem Herrn eine warme Herberge in deinem Herzen. Er steht an der Thür und klopft an. Der Sohn des lebendigen Gottes, das Haupt der Kirche, der Richter der Lebendigen und der Todten geht wie ein Bettler von Thür zu Thüre, klopfend, ob ihn Jemand einlasse. Und er klopft doch nicht, um zu nehmen, sondern um zu geben, nicht um ein Mahl zu empfangen, sondern um ein Mahl zu bereiten. Er bietet uns seinen Tod, seine Gerechtigkeit, sein Leben, seine Liebe, seinen Geist und seinen Leib zum Genusse an. Und was er von uns haben will, ist allein, daß wir das Gebotene im Glauben nehmen. O lasset uns Christum, den Bittenden, aufnehmen, ehe er kommt als Richter und das fürchterliche Wort spricht: Weil du weder kalt noch warm bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde. Darum wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt. Amen.

Das Christenthum die wahre Einheit der Treue und des Strebens.

Predigt am 15. April 1861 über Eph. 2, 19—22 im Dome zu Meißen.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Seit wir uns zuletzt an dieser Stätte begegneten, hat Gott zu uns gesprochen durch das ernste Ereigniß der Abberufung eines Mitgliedes unserer Gemeinschaft, unseres Propstes, des verewigten Cabinetsministers a. D. Grafen von Einsiedel. Ihm ist ein Leben beschieden gewesen, welches das höchste Maß menschlichen Lebens, wie es Moses im 90. Psalm ausspricht: Des Menschen Leben währet siebzig und wenn's hoch kommt, achtzig, fast um ein Jahrzehent überschreitet. Und auch das gilt von diesem Leben, was Moses hinzufügt: Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Ein arbeitreiches, in die öffentlichen Verhältnisse tief eingreifendes, kampf- und wechselvolles Leben ist ihm beschieden gewesen. Er war ein Jüngling, als die Auflösung des Bestehenden, welche durch das ganze 18. Jahrhundert ging, in der französischen Revolution in Flammen aufging. Er sah den Geist des Umsturzes sich in Einen Mann zusammenfassen, dessen welterobernde Selbstsucht die Fürsten und Völker Europa's aus den Fugen hob. Und als er fiel, dieser Morgenstern, da stand er treu an der Seite seines königlichen Herrn, der ihm in den schwersten Zeiten seines langen Regimentes unbedingtes Vertrauen schenkte.

Was der Verewigte seit jener schweren Zeit als Cabinetsminister seinem königlichen Herrn, was er unserem Volke gewesen ist, das gehört der Geschichte an. Nur das sei mir hier zu sagen vergönnt, daß Einsiedel in dieser hohen Stellung ein charaktervoller Ausdruck der Rückkehr jener Zeit zu den geschichtlichen Grundlagen des deutschen Volkes überhaupt, insonderheit unseres sächsischen war. Dieses Streben hatte bei ihm wohl auch seine Wurzel in dem einem Manne seines Standes und seiner Verhältnisse naturgemäßen geschichtlichen Sinne, viel mehr aber noch in der großen Gewissenhaftigkeit, mit welcher er alles zu Recht Bestehende wahrnahm, seinen letzten und innersten Grund aber in seinem lebendigen Glauben an Jesum Christum den Gekreuzigten, welcher der beherrschende Mittelpunkt seines Lebens war. Als die Julistürme des Jahres 1830 kamen, war er eines der ersten Opfer, welches der Umschwung des politischen Lebens forderte. Er, der in der hohen und einflußreichen Stellung eines Cabinetsministers unter viel Anfechtung und Schmach Jesum den Gekreuzigten bekannt hatte, schämte sich nicht in derselben Stadt, die seinen Fall jubelnd gesehen hatte, als Vorsteher der Bibelgesellschaft desselbigen Jahres öffentlich von seinem Glauben Zeugniß zu geben. Er war schon ein hochbejahrter Greis, als ich in Missionsangelegenheiten Zeuge sein durfte seiner bewundernswürdigen Gewissenhaftigkeit, seiner bis in das Einzelnste und Kleinste sich erstreckenden Eingänglichkeit, der wahrhaft musterhaften Art und Weise, mit welcher er die Sache in der Person und die Person in der Sache werthhielt. Und dasselbe habe ich aus sicherem Munde von seinem Verhältnisse zu dem Fletcher'schen Seminar gehört. Sein Leben ist wechselvoll gewesen, sein Glaube hat nicht gewechselt. In einem Alter, welches nur wenige Menschen erreichen, vereinte er noch die unwandelbare Treue, die am alten Glauben hielt, mit einer für das Heil künftiger Geschlechter sorgenden Thatkraft. Und diese wunderbare Einheit im Christenleben zwischen Halten am Bestehenden und Streben nach Zielen der Zukunft, zwischen Gegründetsein auf Felsgrund und unermüdlichem Bauen, zwischen Stillstand und Fortschritt, Ruhe und Bewegung, die uns in seinem Leben entgegentritt, ist es, welche ich auf Grund des Wortes Gottes euch und mir vorhalten möchte.

Der Text, welcher unserer Betrachtung zu Grunde liegt, ist aufgezeichnet

Eph. 2, 19—22.

So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen, und Gottes Hausgenossen, erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau in einander gefüget, wächset zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr mit erbauet werdet, zu einer Behausung Gottes im Geiste.

Die vorgelesenen Worte richtet der Apostel an die Heidenchristen in Ephesus. So lange Christus noch nicht erschienen, waren die Heiden, welche sich hingezogen fühlten zu dem allein wahren Gott, welcher Israel zu seinem auserwählten Volke gemacht, nur Fremdlinge und Gäste in Israel. Jetzt aber, nachdem das Reich alten Bundes in Christo seine Erfüllung gefunden hat, haben die Heiden durch den Glauben an Jesum Christum mit den Juden gleiches Bürgerrecht im Reiche Christi erlangt. Der unerschütterliche Grund des Hauses neuen Bundes ist Jesus Christus. Das auf diesem Grunde erbaute Haus aber soll sich fortbauen, soll wachsen zu einem Tempel Gottes, in dem der heilige Geist waltet. An mehr als einer Stelle spricht der Apostel bald im Gleichnisse von einem Gebäude, bald im Gleichnisse vom menschlichen Leibe aus, daß die Kirche in Christo ihren Grund, ihr Haupt, kurz den festen Punkt hat, über den sie nicht hinaus kann, und doch ein Fortbauen auf dem gelegten Grunde, ein Hinanwachsen an Christo, ein fortschreitendes Hinankommen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes. Und so lasset uns denn bei dem Gedanken verweilen:

Das Christenthum die wahre Einheit der Treue welche in die Vergangenheit und des Strebens welches in die Zukunft blickt.

1.

Zuerst also eignet dem Christenthum die Treue, welche in die Vergangenheit blickt.

Tiefer als es auf den ersten Blick scheint ragt das Jahrhundert der Auflösung und Erschütterung alles Bestehenden in die Gegenwart herein. Während es in früheren Jahrhunderten sich von selbst verstand, daß in keinem Andern Heil, auch kein anderer Name gegeben sei, darin sie sollen selig werden, denn der Name Jesu Christi, überläßt die öffentliche Meinung jetzt die Religion dem Ermessen

jedes Einzelnen und rechnet es ihm zur Ehre, wenn er überhaupt sich um Religion etwas kümmert, dieselbe sich aber so gestaltet, wie es seinen persönlichen Verhältnissen und seiner Bildung entspricht. Es hat wohl nie ein Zeitalter gegeben, in welchem die religiöse Ueberzeugung eine so mannigfaltige gewesen ist. Man möchte bald sagen: So viel Köpfe, so viel Religionen. Kann man solch einen Zustand einen gesunden, einen musterhaften nennen? Entweder giebt es einen lebendigen Gott oder nicht. Ich setze voraus, daß Jeder, der in dieß Gotteshaus gekommen ist, der Ueberzeugung lebt, daß es einen lebendigen Gott giebt. Giebt es einen lebendigen Gott, so ist er Grund und Ziel aller Geister. Ist er das, so kann das Verhältniß zu ihm — und das ist doch Religion — nicht etwas Gleichgiltiges sein. Wenn ich die Gabe der Weissagung hätte und sagte einem Einzelnen voraus, daß er in einigen Jahren gänzlich verarmen werde, so könnte ihm das doch nicht gleichgiltig sein. Er könnte nur sagen, daß dieß eben Niemand voraussagen könne. Und dagegen will ich auch nichts einwenden. Was ich aber ohne die Gabe der Weissagung Jedem voraussagen kann ist, daß früher oder später ein Tag kommen werde, wo er Alles ausziehen muß was er auf dieser Erde hat, um als bloßer Geist vor dem Schöpfer, König, Richter der Geister zu stehen, dort zu empfangen was er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse. Ist das gewiß, so kann doch, wie er zu seinem Gott in diesem Leben gestanden hat, eine für den Menschen nicht so ganz gleichgiltige Sache sein. Die Kinder dieser Zeit sind doch sonst so vorsorglich für die Zukunft. Wer für das tägliche Brot arbeitet, ist mit Wenigem zufrieden, wenn er es nur dauernd haben kann. Wer wie so Viele ganz für seine Familie lebt, strebt darnach sie dauernd zu versorgen. Wer in die öffentlichen Verhältnisse aufgeht, sucht ihnen durch dauernde Grundlagen Bestand zu geben. Wer im Reiche der Kunst und Wissenschaft lebt, sucht eine dauernde Wirkung auf dieselben an einen dauernden Namen zu knüpfen. Nach dem Dauernden strebt der Mensch in seinen menschlichen Verhältnissen und muß sich doch sagen, daß in all diesen Verhältnissen wahrhaft Dauerndes nicht zu erreichen ist. Schon die Heiden nannten darum Den nur einen Weisen, welcher nicht in äußern, sondern in den innern Gütern das Höchste suchte. Aber auch auf Weisheit und Tugend ist kein Verlaß. Alle menschliche Weisheit ist trüglich, alle menschliche Tugend zerbrechlich. Wo anders kann

das Dauernde, welches der Mensch sucht, sein, als in Dem, der wenn Himmel und Erde wie ein Kleid veralten dauert, Dem, bei welchem keine Veränderung noch Wechsel des Lichtes und der Finsterniß ist, dem Ewigen. Wer den Boden der wahren Religion betritt, betritt den Boden der Ewigkeit. Er tritt in Gemeinschaft mit dem Gott, der da war, ehe die uralten Berge waren, mit dem Alten der Tage, der die Geschichte der Menschheit durchschreitet. Wer aber mit dem Ewigen in Gemeinschaft tritt, der muß sich doch sagen, daß die Gemeinschaft, zu welcher derselbe sich herabläßt, nicht etwas Wandelbares, heute so, morgen anders sich Gestaltendes, etwas menschlichem Fortschritte Unterliegendes sein kann. Wer das sagen wollte, würde in Gott selbst Wandel und Willkür bringen. Und das sei ferne. Wer zu Gott betend sich erhebt, der blickt nach oben zu dem unwandelbaren Himmel, dessen Lichter dem ersten Menschen leuchteten wie sie dem letzten leuchten werden, und doch in ihrem Lichtwechsel nur ein unvollkommenes Abbild sind des Vaters der Lichter, bei welchem keine Veränderung noch Wechsel des Lichtes und der Finsterniß ist. In wessen Seele Gottes Licht fällt, verzehrend alles Irdische, leuchtend, wärmend, nach oben lodernd, der hat sich zu sagen, daß es das Licht ist, das in die Dunkelheit aller Zeiten geschienen hat, das Licht, in welchem die Väter wandelten, das Licht, das Jeden, welcher es in sich aufnimmt, mit dem Morgenglanze der Ewigkeit umleuchtet. Darum nannte der Israelit seinen Gott, mit dem er einsam stand unter den Heidenvölkern deren Götter Gebilde des Menschengeistes waren, den Gott seiner Väter, den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, den Gott Moses' und der Propheten. Dem Fleische nach stammen wir von Heiden. In der Taufe aber haben wir einen Glauben empfangen, durch welchen wir, wie unser Text sagt, nicht mehr Pilgrime und Gäste, sondern Hausgenossen und Bürger einer Reichsgemeinschaft geworden sind, die sich zu dem Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, dem Gott der Propheten, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi bekennt. Unser Glaube führt uns in den Gläubigen des alten Bundes eine geistliche Ahnenwelt, eine Wolke von Zeugen, wie der Brief an die Hebräer sagt, zu, deren Anfänger und Vollender Jesus Christus ist. Einen Christen nennen wir eben denjenigen, welcher bekennt: Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Einen Christen nennen wir denjenigen, welcher keinen andern Weg zu Gott, keine

andere Wahrheit, kein anderes Leben kennt als Jesum Christum, den alleinigen Mittler zwischen Gott und Menschen. Einen Christen nennen wir denjenigen, welcher unerschütterlich auf dem Grunde steht, den Niemand anders legen kann, auf dem Grunde Jesu Christo. Ueber achtzehnhundert Jahre sind verflossen seitdem Christus im Fleische erschienen ist. Zwischen seiner Ankunft im Fleische und zwischen seiner Wiederkunft liegen die Zeiten seiner Kirche. Noch steht seine Kirche. Was am Ende des ersten Jahrhunderts der apostolische Zeuge, dem dieser Dom geweiht ist, Johannes aussprach: Drei sind die da zeugen auf Erden, der Geist und das Wasser und das Blut, das gilt noch. Noch zeugt von Christo der heilige Geist im Worte, welches vom fernen Osten Asiens bis zu dem Felsgebirge von Amerika, von den Regionen des ewigen Schnee's im Norden bis hinab zu dem Vorgebirge der guten Hoffnung gepredigt wird. Noch ist das Wasser der Taufe für viele Millionen ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes. Noch ist das Blut Jesu Christi, welches das heilige Abendmahl spendet, eine Arznei des ewigen Lebens, wie es ein Jünger des Johannes genannt hat. Noch steht der Grund der Apostel und Propheten, da Christus der Eckstein ist, von dem, wie ihr in unserem Texte vernahmet, vor achtzehnhundert Jahren Paulus schrieb, und noch wächset der auf demselben gegründete Bau zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Kein würdigeres Bild dieses Wunderbaues wüßte ich Euch zu zeigen als diesen Dom, dessen Erhaltung unserer Sorge anvertraut ist. Unsere Väter suchten Gott im dunkeln Drange im Dunkel der Wälder. Die Kirche Jesu Christi rief sie aus ihren Hainen in diesen Wald von Säulen. Es ist eine Welt solch ein Dom, aber eine heilige, welche die zukünftige Verklärung vorbildet. Alles streckt sich in die Höhe, auszudrücken, daß unser Wandel im Himmel ist, von dannen wir auch warten des Heilandes Jesu Christi unsers Herrn. Vom Eingang im Westen weist Alles nach dem hohen Chore im Osten hin, darzustellen daß das Schiff der streitenden Kirche nach dem Hafen der triumphirenden hinsteuert. Nicht wie es draußen scheint, sondern gedämpft und gebrochen dringt das Licht in diese heiligen Hallen. Denn untergehen muß das Naturlicht im natürlichen Herzen, damit im Dunkel der Welt das Licht aus der Höhe anbreche. Am Eingang ist der erste Zeuge, das Wasser der Taufe, die ja die Thüre der Kirche ist. Im Schiffe spricht der heilige Geist

im Worte zu den Getauften. Der Hochaltar aber ist die Stätte, wo das für uns vergossene Blut zur Vergebung der Sünde, Leben und Seligkeit gespendet wird. Allenthalben wandeln wir auf Gräbern. Ist es anders im Leben? Ist nicht die Erde, die uns nährt, eine verweste Pflanzenwelt? Sind wir nicht Kinder und Erben, weil unsere Väter starben? Und was sie einst leben werden unsere Kinder und Erben, wird es nicht über unsern Gräbern sein? Alle Blumen dieser Erde blühen über Gräbern. Diese Wahrheit würden wir uns sagen müssen, wenn sie auch ohne Trost wäre. Wir wissen aber durch das Wort, daß weder Leben noch Tod uns scheiden mag von der Liebe Gottes in Christo. Und in dieser Gewißheit ist es geschehen, daß die Vorwelt die Gräber ihrer Todten an den Stätten grub, da die Lebenden im Geiste Jesu Christi sich zu Gott erhoben. Auch das Grab, das alle Gemeinschaft des Lebens aufhebt, vermag nicht Die zu trennen, welche im Leben eins gewesen sind in der Gemeinschaft des ewigen Lebens. Was aber ist es, das so Viele, die im Leben nur dem Leben nachgehen, in diesen ehrwürdigen Dom zieht? Gewiß die irdische Schönheit desselben. Aber nicht allein. Es ist der Hauch der Vorwelt, der sie aus diesen sinnvollen Steinen anweht. Auch der natürliche, in die Interessen des Tages aufgehende Mensch hat einen wundersamen Zug zur Vergangenheit. Mit dem Leben, das hier einst gewaltet hat, möchte auch der Mensch des Tages sich gern erfüllen. Aber ein rechter Ernst ist es ihm nicht. Es ist mehr ein interessanter Geistesgenuß, den er sucht. Wir alle sagen uns ja, daß diejenigen, welche sich Träumen von der Herrlichkeit der deutschen Vorwelt, von der Ritterlichkeit des Mittelalters, von dem ungeheuren Geistesumschwung des 16. Jahrhunderts hingeben, unglücklich sein würden, wenn aus ihren Träumen Ernst würde. Zur Schönheit dieser Zeiten gehört der Duft der Ferne. Ernst mit diesem Zuge zur Vergangenheit macht allein das Christenthum. Den Geist, welcher diesen erhabenen Dom erbaut hat; den Geist, welcher von Kanzel und Altar die Gemeinde erbaut hat; den Geist, in welchem die unter diesen Steinen ruhen den ewigen Frieden gefunden haben, — diesen Geist trägt nur Der als Leben und Kraft in sich, welcher an Jesum Christum glaubt. Wer lebendig glaubt an den Alten der Tage, der kann nicht anders als mit Liebe blicken auf die Wege, auf welchen er in seinem Reiche durch die Zeiten der Geschichte geht. Wer im Geiste Jesum Christum einen Herrn nennt, in dessen Herzen

leben die Blutzeugen, die hocherleuchteten Väter, die Glaubenshelden, die treuen Lehrer des Wortes. Von diesem treuen Gedächtniß der Zeugen Christi ist auch dieser Dom ein Ausdruck, der nach dem Apostel Johannes genannt ist, der die Denkzeichen einer bald neunhundertjährigen Geschichte in sich trägt, die Gräber der erlauchten Fürsten des Hauses Wettin umschließt, ein erhabenes Bild des Mittelalters und doch auch ein Zeuge des Geisteslichtes, welches im 16. Jahrhundert von Sachsen aus über die Welt anbrach. Uns nun, hochwürdige Mitglieder dieses Domkapitels, die wir berufsgemäß die Pfleger dieses hehren Werkes der Vergangenheit sind, ziemt in ganz besonderer Weise ein in der Vergangenheit des Reiches Christi lebender Sinn. Nicht in der Gegenwart, die solchen Genossenschaften nicht günstig ist, sondern in der Vergangenheit liegt Grund, Recht und Kraft unserer Stellung. Es ist wohl gut, daß wir diese Steine erhalten, die die Vorwelt mit so viel Kunst und Fleiß in einander gefügt hat zu einem Tempel des Herrn. Sollte aber der Geist fallen, der diesen Dom einst gebaut, einst erfüllt hat, so mögen auch die Steine fallen. Und das Kapitel wird ihren Fall nicht überdauern.

2.

Dem Christenthum eignet zweitens ein Streben, welches in die Zukunft blickt.

Was man Denen, die am Glauben der Väter halten, immer von Neuem vorhält, ist ungesunde und gewaltsame Rückkehr zu den Glaubenssatzungen verflossener Jahrhunderte. In der That kann es eine ungesunde und gewaltsame Rückkehr zur Vergangenheit geben. Ich rede nicht von Denen, welche mit der Geschichte und den Denkmälern der Vergangenheit sich zum Vergnügen beschäftigen. Es handelt sich um eine Richtung, welche mit gründlicher Einsicht in die Schäden der Gegenwart das Streben verbindet, diese Schäden durch unbedingte Wiederherstellung des Alten zu heilen. Solchem Streben können die edelsten Triebfedern zu Grunde liegen: Klarste Erkenntniß der Unhaltbarkeit aller Lebensgrundlagen der Gegenwart, tiefeindringende Kenntniß der Vergangenheit, wahre Lebensgemeinschaft mit dem Geiste der Vorwelt, ernste Erkenntniß der Nothwendigkeit dem das Leben zersetzenden Geiste der Neuerung den festen Damm von Auktoritäten

zu setzen, welche die Weihe der Vorzeit haben. Und doch kann es ungesund und gewaltsam sein. So wahr der Satz ist: Nichts Neues unter der Sonne, so wahr ist auch der Satz: Nichts Altes kehrt wieder. Wer das Alte sucht, weil es alt ist, jagt nach einem Schatten. Wer einer Zeit, die eigenthümliche Aufgaben zu lösen hat, das Alte gewaltsam aufnöthigt, kann eben so zerstörend wirken als der, welcher mit allem Bestehenden, weil es besteht, bricht. Es giebt nicht bloß eine Revolution im Sinne des Neuen, sondern auch im Sinne des Alten. Nur dann wird Rückkehr zum Alten gesund sein, wenn der Sinn, welcher zum Alten zurückführt, Geist und Kraft, Leben und Wahrheit ist und solchem Leben das Alte naturwüchsig in eigenthümlicher Weise entsprießt. Was ich im Allgemeinen sage wird klar werden, wenn ich mich auf das Gebiet der Religion, das allein hierher gehört, zurückziehe. Daß die große Gleichgültigkeit der Massen gegen die Religion, die Zersplitterung der religiösen Ueberzeugung, der von dem Grunde, auf dem siebzehn Jahrhunderte so treu und doch frei gebaut hatten, abgewichene Geist der Neuerung auf dem Gebiete des höchsten Verhältnisses der Menschheit nicht ein Vorzug, sondern ein Schaden unsrer Zeit ist, das muß sich Jeder sagen, der ein Herz hat für das Heil seines Geschlechtes. Die Frage kann nur sein, ob es einen religiösen Glauben giebt, welcher den Menschen wirklich und für Zeit und Ewigkeit mit Gott vereint. Wer nun so fest erkannt hat, als überhaupt der Mensch etwas erkennen kann, daß in dem Manne, der vor achtzehnhundert Jahren für sein Geschlecht starb, wirklich Heil ist, Versöhnung mit Gott, Lebenseinheit mit Gott, heilige Vollbereitung zum ewigen Leben in Gott, der kehrt nicht zu einer abgestorbenen Vergangenheit, sondern zur Wahrheit, zum Leben, zum Heil zurück, wenn es sich gründet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Christus der Eckstein ist, den Grund, welchen vom Schutte falscher Ueberlieferung gereinigt zu haben das gottgewollte und gottgesegnete Werk der deutschen Reformation ist. Die Rechtfertigung aus dem Glauben, welche der Lebensmittelpunkt Luther's war, ist nicht ein veraltetes Dogma, sondern apostolische Wahrheit, welche in jedem, der lebendig glaubt an Jesum Christum, sich als ein Leben erweist, in welchem der Sieg liegt über alle Mächte des Verderbens. Ist nun diese Lehre, wie Niemand leugnen, Jedermann wissen sollte, der Grundartikel, auf

welchen die Reformatoren das Bekenntniß zu den Heilslehren des Evangeliums erbaut haben, eines Bekenntnisses, welches in allen lutherischen Landeskirchen noch zu Recht besteht, Allem was die Kirche predigt, lehrt, betet, handelt zu Grunde liegen soll, und welches aus allen Anfechtungen der Wissenschaft sich siegreich emporgerungen hat: da kann doch das Streben derer, welche auf Neubelebung dieses Bekenntnisses hinarbeiten, kein gewaltsamer Eingriff in die Speichen des fortrollenden Rades religiösen Fortschrittes, kein Heraufbeschwören ausgelebter Geister der Vergangenheit, keine Revolution im Sinne des Alten sein. Aber, höre ich einwenden, kehren wir nicht auf diesem Wege auf den Glaubensstandpunkt des 16. Jahrhunderts zurück? Das 16. Jahrhundert wollte die von der Wahrheit gewichene Kirche auf den apostolischen Grund zurückführen. Und dazu hatte es das Recht, welches unser Text ausspricht: Erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Christus der Eckstein ist. Immer von Neuem soll sich die Kirche auf den Grund der Apostel und Propheten erbauen. So gottberechtigt aber das Streben war, das Glaubensleben der Kirche auf das Richtmaß des apostolischen Wortes zurückzuführen, so eitel wäre es gewesen, wenn die Reformatoren sich vorgesetzt hätten das apostolische Zeitalter wiederherzustellen. Wie der Mensch nie zu seiner Jugend, kann die Kirche nicht zu ihrem apostolischen Zeitalter zurückkehren. Nicht auf das apostolische Zeitalter zurückführen, sondern nur nach dem apostolischen Worte reinigen wollten die Reformatoren die mittelalterliche Kirche. Zwischen dem apostolischen Zeitalter und ihnen lag ja die reiche Entwickelung von anderthalb Jahrtausenden. Wie schonend die Reformation sich zu dem Bestehenden verhielt, beweist abermals dieser Dom. Man hat ihn nicht umgestürzt, weil er im Sinne des mittelalterlichen Glaubens erbaut war, sondern nur das unevangelische Wesen aus demselben entfernt, Alles aber erhalten, was dem Evangelio nicht entgegen war. So sollen denn auch wir nicht absehen von dem Boden, auf welchen wir uns geschichtlich gestellt finden, von den eigenthümlichen Bedürfnissen und Interessen, von den besonderen Zielen und Aufgaben unserer Zeit. Es ist ja nicht anders möglich, als daß ein lebendiger Mensch, auf welchen die Lebensgeister dieser Zeit gewirkt haben, den Glaubensinhalt des Evangeliums in einer Weise sich aneignet, vermittelt, mit seinem Bewußtsein ausgleicht, die

verschieden ist von der des Reformationszeitalters. Der Fortschritt des weltgeschichtlichen Lebens hat neue Geisteswege gefunden, neue Lebenskreise aufgethan, auf die einzugehen auch der Christ, welcher den Spuren Gottes in der Entwickelung seines Geschlechtes nachgeht, angewiesen ist. Daß ich mich noch bestimmter ausdrücke, will ich aussprechen, daß die theologische Wissenschaft, die nach mittelalterlichem Rechte in zwei Repräsentanten im Domkapitel zu Meißen vertreten sein soll, unmöglich eine bloße Uebersetzung der Theologie des 16. Jahrhunderts in die Sprache des 19. sein kann, sondern bei aller Ehrerbietung vor Geist und Gaben der hohen Reformatoren des 16. Jahrhunderts doch in eigener Kunst und mit eigenen Werkstücken fortzubauen hat an dem erhabenen Bau auf dem Grund der Apostel und Propheten. Daß ein Fortschreiten ist in der Erkenntniß des unwandelbaren Glaubens, spricht der Apostel ja mit deutlichen Worten aus, wenn er sagt: Gott hat Aemter gegründet zur Zurichtung der Heiligen, bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werden, der da sei in der Maße des vollkommenen Alters Christi (Eph. 4, 11—13). Wie der Apostel sagt, daß er den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche geworden sei, so muß die Kirche fortwährend auf die Interessen der Völker eingehen, um sie an dieser Handhabe zum Evangelium zu ziehen, nicht mit den Künsten der Jesuiten, sondern nach des Herrn Wort: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Von den großen Vereinen zur Ausbreitung der Bibel, zur Predigt des Evangeliums unter den Heiden, zur Rettung der Verlorenen, zur Linderung des Druckes der auf den niedern Klassen der Menschheit ruht, wußte die Reformation des 16. Jahrhunderts nichts. Das also wollen diese Blicke ins Einzelne veranschaulichen, daß das Christenthum mit der Treue, die an dem Grunde hält, den Niemand anders legen kann, das Streben verbindet fortzubauen auf diesem Grunde, damit auf dem was wir gebaut die Zukunft weiter baue.

Ein wunderbares Gefühl ergreift uns, wenn an unserem Geistesauge die verschiedenen Geschlechter vorübergehen, die sich seit fast neun Jahrhunderten in diesem Dome versammelt haben. Steht, wie wohl möglich, dieser Dom noch einige Jahrhunderte,

so werden auch wir, die wir uns hier zu Gott versammelt haben, zu diesen vorübergegangenen Geschlechtern gehören. Und dann wird auch dieser Dom zusammenbrechen. Fester als dieser Dom ist der Felsen, auf dem er steht. Aber auch er wird einst wanken. Bis in alle Ewigkeit aber wird nicht wanken der Grund der Apostel und Propheten, da Christus der Eckstein ist. Amen.

Die Einkehr des Herrn.

Predigt am Tage der Einweihung des Rettungshauses in Hohenleuben über Lukas 19, 1—10.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen! Amen.

Wir gründen unsere heutige Betrachtung auf

Lukas 19, 1—10.

Und er zog hinein und ging durch Jericho. Und siehe, da war ein Mann, genannt Zachäus, der war ein Oberster der Zöllner, und war reich; und begehrete Jesum zu sehen, wer er wäre, und konnte nicht vor dem Volk, denn er war klein von Person. Und er lief vorhin, und stieg auf einen Maulbeerbaum, auf daß er ihn sähe; denn allda sollte er durchkommen. Und als Jesus kam an dieselbige Stätte, sahe er auf, und ward seiner gewahr, und sprach zu ihm: Zachäe, steig eilend hernieder; denn ich muß heute in deinem Hause einkehren. Und er stieg eilend hernieder, und nahm ihn auf mit Freuden. Da sie das sahen, murreten sie alle, daß er bei einem Sünder einkehrte. Zachäus aber trat dar, und sprach zu dem Herrn: Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder. Jesus aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, sintemal er auch Abrahams Sohn ist. Denn des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

Das Evangelium von der Einkehr Christi im Hause des Zachäus ist seit alter Zeit der Text, aus dem sich die Gemeinden beim Feste der Kirchweihe erbauen. Nicht eine Kirche, sondern ein Rettungshaus zu weihen, sind wir heute versammelt. Gedenket man des Tages, da eine Kirche geweihet ward, so ist das Grundgefühl nothwendig Dank für das Heil, das diesem Hause widerfahren ist durch Jesum Christum, der da eingekehrt ist, nicht bloß vorüber-

gehend wie bei Zachäus, sondern für ganze Geschlechter, ja für Jahrhunderte, mit seinem Wort, mit seinem Sakrament, mit seinem himmlischen Segen. Wir nun wollen heute ein Haus weihen, das nicht gleiche Verheißung hat wie eine Kirche. Was wird die Zukunft dieses Hauses sein? Wird es Bestand haben, Bestand auf längere Zeit? Wird die Liebe, die es gestiftet hat, nicht erkalten? Wird es wirklich vielen hilfsbedürftigen Kindern ein Haus der Rettung sein, nicht bloß von äußerer, sondern noch vielmehr von Seelennoth? Das alles ist vor unseren Augen verborgen. Wir können nur reden von dem, was wir wollen. Was dieß Haus will, ist kein Geheimniß. Es ist bekannt, daß nicht bloß der Gedanke, sondern auch die grundlegenden Mittel dieses Hauses ein Vermächtniß des in Gott ruhenden Fürsten Heinrich II. von Reuß-Köstritz sind, dessen Geburtstag zum Tage der Weihe ist ausersehen worden. Er nun hat in Sinn und Geist seiner erlauchten Väter von den zeitlichen Gütern, die ihm der Herr bescheeret hatte, eine Opfergabe niederlegen wollen auf dem Altar des Gottes seiner Väter im Dienste seiner leidenden Brüder. Er hat damit den Herrn Jesum Christum bekennen wollen, wie sein Großvater, der fromme Graf Heinrich XXIII. Reuß, es ausgesprochen hat in den schönen Worten:

Der Herr hat mich erkaufet
Mit seinem theuren Blut,
Ich bin auf ihn getaufet,
Er ist mein höchstes Gut,
Und ich bin ganz sein eigen,
Vom Vater ihm geschenkt.
Mein Mund kann nicht verschweigen,
Was mein Herz von ihm denkt.

Was selbst auszuführen ein jäher Tod ihn verhinderte, das hat seine erlauchte Gemahlin, die verwittwete Frau Fürstin Reuß-Köstritz, mit der Hingabe und Treue in die Hand genomnen, welche die Liebe zu ihrem entschlafenen Herrn, noch vielmehr aber die Liebe zu dem Herrn, der für sie gestorben und auferstanden ist, sie gelehrt hat. Daß der Gedanke des verewigten Fürsten zur That geworden ist, dazu hat wesentlich der Eifer eines Kreises von Männern mitgewirkt, deren Namen zu bekannt und deren Wirksamkeit zu anerkannt ist, als daß es mehr als einer Andeutung bedürfte. Wir dürfen die Gunst, mit welcher höhern Orts dieß christliche Unternehmen aufgenommen und gepflegt worden ist, gewiß aus der

Anerkennung herleiten, den der Glaube und die Liebe, die es gegründet, dort gefunden haben. Und auch im weiteren Kreise hat der Herr für dieß Liebeswerk schon Herzen erweckt. Nicht ohne Schwierigkeiten freilich ist der Grund gelegt worden: Schweiß und Kampf hängt an Allem, worauf wir heute die Hände weihend legen. Doch bis hieher hat der Herr geholfen. Daß er ferner helfe, darum wollen wir heute, am Tage der Weihe, ihn bitten. Bitten wollen wir ihn, daß er auch an diesem Hause wahr mache, was sein Sohn in unserem Evangelium gesagt hat: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Bitten wollen wir ihn, daß sein ewiger Sohn auch in diesem Hause einkehre und in ihm bleibe, so lange seine Mauern stehen. Ob der Herr unser Gebet erhört, wird die Zukunft sagen. Heute haben wir keine andere Bürgschaft, als die, welche sein Wort uns giebt. Und so laßt uns denn unter Gottes Beistand betrachten

die Einkehr des Herrn im Hause des Zachäus als ein Vorbild dessen, was wir erflehen, seiner Einkehr in unser Rettungshaus.

Kehrt der Herr in unserm Rettungshause ein, wie er einst bei Zachäus einkehrte, so setzt er voraus, auferlegt und giebt er, was er einst bei Zachäus voraussetzte, auferlegte und gab. Ein Dreifaches also haben wir zu erwägen:

1. was die Einkehr des Herrn in unserem Rettungshause voraussetzt;
2. was sie auferlegt;
3. was sie giebt.

1.

Zuerst also: Was setzt der Herr voraus, wenn er in unserem Rettungshause einkehren soll?

Jesus Christus war auf dem Wege nach Jerusalem. Hätte das Volk Israel die Zeit seiner Heimsuchung verstanden, so wäre der Einzug des Herrn in Jerusalem der Einzug eines himmlischen Königs in sein Reich gewesen, wie es in den Psalmen heißt: Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, auf daß der König der Ehre einziehe. Ihr wißt aber, wie der Herr in Jerusalem einzog. Morgen ist der Tag, wo wir diesen Einzug feiern.

Ihr wißt, daß Christus mit Thränen im Auge einzog, auf einem unscheinbaren Esel, vom armen Volke begrüßt, einzog nicht zum Throne, sondern zum Kreuz. Sein Weg ging über Jericho, das nicht fern von Jerusalem lag. Aber der von Wenigen erkannte Mann Gottes war von Vielen gekannt. Und so strömte in Jericho das Volk, den berühmten Mann zu sehen. Er wollte in Jericho ein wenig rasten. Bei wem wird er einkehren? Er kehrt bei einem Manne ein, der es nicht erwartete und von dem es Niemand erwartete, bei einem Manne, der ein verrufenes Gewerbe benutzt hatte, um reich zu werden. Daran nahm alle Welt Anstoß. Der Heilige Gottes kehrt bei einem bekannten Betrüger ein! Das verstand man damals so wenig, als man es etwa jetzt verstehen würde, wenn ein Mann von apostolischen Gaben und Gnaden, der durch diese Lande zöge, sich nicht um die Männer der Kirche und Schule bekümmern würde, die da berufsgemäß an göttliche Dinge gewiesen sind, sondern mit Leuten verkehren von zweideutiger Vergangenheit, ehemaligen Wucherern, Verschwendern, Wüstlingen, Trunkenbolden u. s. w. Jesus Christus, dessen göttlicher Blick aus der Masse den kleinen Mann auf dem Maulbeerbaume herausgefunden hatte, wußte wohl, was das Volk dazu sagen würde. Aber er wußte auch, daß seine Einkehr bei diesem Sünder die beste Predigt sein würde über seine Sendung. Er wollte dem Volke sagen, was er zu Zachäus sagt: Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Kehrte aber der Herr bei diesem bekannten Sünder nur deshalb ein, weil er ein Sünder war? Schwerlich. Ein Haus, das der Herr zu seiner Herberge macht, muß bereitet gewesen sein auf den Empfang solch himmlischen Gastes. Und das war der Herr dieses Hauses. Er war ein Sünder, aber er wußte es auch. Er wußte es nicht bloß, sondern bereuete sein vergangenes Leben, und mit einem Ernste, den die, welche sich für gerecht halten, recht in's Auge fassen mögen. Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich Jemand betrogen habe, dem gebe ich vierfältig wieder. Ein Mann, dessen ganzes Tichten und Trachten einst Geld war, erstattet seinen Betrug vierfältig wieder und giebt die Hälfte seines Vermögens den Armen. Wer mit solchem Ernste sein Heil schafft, der werfe den ersten Stein auf ihn! Denen, die sich ihrer guten Werke rühmten, hätte Zachäus wohl diese guten Bußwerke entgegenhalten

können. Aber er kann sich nicht bei ihnen beruhigt haben. Der Mann, welcher zu Christo so offen von seinem Betruge sprach, der hatte seine Sünde nicht vergessen, und der Mann, welcher so angelegentlich auf den Herrn aufsah und auf sein Wort: Zachäe, steig eilend hernieder, denn ich muß heute in deinem Hause einkehren: so bestimmt den Lebenspunkt hervorhob, um den es sich dem Herrn gegenüber handelte, der muß eine tiefere Heilssehnsucht gehabt haben. Darum also kehrte der Herr bei Zachäus ein, weil er ein heilsbegieriger Sünder war. Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, spricht er, sintemal auch er ein Sohn Abrahams ist, ein Sohn des Vaters des Glaubens. Das Haus des Zöllners, einst die Stätte der Sünde, weiht der Herr durch seine Gegenwart zu einer Stätte des Heils.

Nun auch wir wollen dem Herrn ein Haus darbringen, daß er es weihe zu einer Stätte seines Heils. Als er noch auf Erden wandelte, war er an die Schranken dieser Erde gebunden: nicht in jedes Haus, das bereit war ihn aufzunehmen, konnte er eingehen. Nun aber sitzt er zur Rechten der Majestät in der Höhe und erfüllet Himmel und Erde. Er kann in dieß Haus einziehen und er will es. Wo Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt sind, da ist er mitten unter ihnen, und was sie von ihm bitten, das will er ihnen geben. Er will, wenn wir nur wollen. Was aber müssen wir wollen, wenn er sich zu uns bekennen soll? Eben seinen Namen. Nicht uns, nicht uns, deinem Namen gieb Ehre: das muß unser Anfang sein. Was nun Sinn und Zweck unsers Werkes betrifft, so dürfen wir getrost sagen, daß es im Geiste Jesu Christi, daß es Christi würdig ist. Wir wollen verwahrlosten Kindern, die umherirren wie Schafe ohne Hirten, eine Stätte bereiten, wo sie Obdach, Brot, Unterricht und Unterweisung zum Heil ihrer Seele finden. Auch der natürliche Mensch, der nichts vernimmt vom Geiste Christi, muß sich sagen, daß dieß ein beifallswürdiger Zweck ist. Und vom Evangelium kann der noch nichts vernommen haben, der nicht weiß, daß der Herr an der Liebe, an der dienenden, rettenden Liebe die Seinen erkennen will. Was wir an den Armen, Nackten, Gefangenen gethan haben, das will er ansehen als ihm gethan. Damit aber, daß wir unsern Zweck als Gottes und Christi würdig aufweisen, haben wir noch nicht bewiesen, daß unser Haus zum Empfang des Herrn bereit ist. Es kommt Alles darauf an, daß wir dieß gotteswürdige

Werk im Geiste Gottes treiben. Soll der Herr in dieß Haus einziehen, um der himmlische Gast des Mahles der Liebe zu sein, das wir hier unsern armen Brüdern bereiten wollen, so müssen die ihn bitten ein hochzeitlich Kleid haben. Was aber ist dieß hochzeitliche Kleid? Christi Blut, Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Nimmermehr wird dieß Haus gedeihen, wenn die, welche Andere retten wollen, nicht selbst gerettet sind. Nimmermehr wird dieß Haus bestehen, wenn die, welche Andern Barmherzigkeit erzeigen wollen, von sich nicht sprechen können: Uns ist Barmherzigkeit widerfahren.

2.

Das Zweite war: Was die Gnadeneinkehr Christi auferlegt?

Wir haben gesehen, daß Zachäus, als er seine Sünde erkannt hatte, es nicht leicht mit ihr nahm: daß er rechtschaffene Früchte der Buße that. Dieses ernste Streben bereitete ihm den Weg zu Christo und Christo den Weg zu ihm. Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, sprach Christus. Gewiß hat der Herr damit nicht sagen wollen, daß die Dauer dieses Heils sich nur auf jenes Heute erstreckte. Mit jenem Heute brach das Heil diesem Hause an. Eine Bürgschaft freilich, daß das Heil nimmer von diesem Hause weichen werde, hat der Herr mit diesen Worten nicht geben wollen. Zog sich Zachäus vom Herrn zurück, so mußte der Herr seinen Frieden auch von Zachäus zurückziehen. Hoffen aber dürfen wir, daß der Mann, der mit solchem Ernste sein Heil erstrebt hatte, mit nicht minderem Ernste es zu erhalten gesucht hat.

So auch wir. Stehen wir im Glauben, so sind wir gerecht, sind wir gerecht, so haben wir den Anspruch des ewigen Lebens. Dieser Anspruch aber verfällt, sobald unser Glaube verfällt. Nur wer bis ans Ende beharrt, wird selig. Haben wir dieß Werk im Glauben begonnen, so dürfen wir uns der Gnadengegenwart des Herrn getrösten. Soll er aber mit seiner Treue bei uns bleiben, so müssen wir ihm treu bleiben in unserm Werke. So lasset uns denn gesagt sein das Wort des Apostels: Seid fest und unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich gewesen ist in dem Herrn. Es ist schon menschlich angesehen nicht ehrenvoll, ein Werk anzufangen, um es

bald wieder aufzugeben. Indeß an unserer menschlichen Ehre ist nicht viel gelegen. Sehen wir aber dieß Werk als ein Werk des Herrn an, so sind wir es seiner Ehre schuldig, es aufrecht zu erhalten, so viel in unsern Kräften liegt. Nicht bloß für den Vorstand und die Pfleger des Hauses, sondern für die ganze Gemeinde Hohenleuben ist es eine Sache nicht menschlicher, sondern christlicher Ehre, zu schaffen, daß dieß Haus Bestand habe. Wie es für eine Stadt ein Punkt der Ehre und des Glückes ist, die Residenz eines Fürsten zu sein, so ist es die Ehre einer christlichen Gemeinde, ein Haus zu haben, wo des Herrn Ehre wohnt. Denn wo die Majestät ist, da geht Gnade aus. Es ist ein gewaltiges Wort: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Wenn sonst Einer einen Ehrengast beherbergt, dann ziemt es nicht dem Gaste, sondern dem Wirthe zu sagen: Heute ist diesem Hause Ehre widerfahren. Einem Fürsten ziemt schon eher ein solches Wort, weil von diesem Stande nach Gottes Ordnung Ehre ausgeht. Zu sprechen aber: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, das ziemt nur einem Gaste von himmlischer Majestät. Die Stätte aber, wo eine himmlische Majestät dauernd wohnen soll, die muß eine Behausung im Geiste sein. Was das heißt, lasset uns näher betrachten. Menschliche Liebe ruht auf Gleichheit des Charakters und der Verhältnisse, wie man ja sprichwörtlich sagt: Gleich und gleich gesellt sich gern. Wo Jemand in der Ehe, in der Freundschaft und andern auf Liebe beruhenden Verhältnissen die Ungleichheit überwindet, bei dem setzen wir eine ungewöhnliche Güte des Herzens, eine ungewöhnliche Charakterkraft voraus. In einem Rettungshause nun sollen Kinder, denen Alles fehlt, was man im menschlichen Verkehr voraussetzt, verwahrloste Kinder nicht nur in äußere Ordnung gebracht, sondern zu Christen erzogen werden. Es muß Jedem einleuchten, daß hierzu eine außerordentliche Liebe gehört. Es kann Einen beim Anblick eines solchen verwahrlosten Kindes wohl ein warmes Gefühl von Mitleiden ergreifen. Aber etwas Anderes ist es, mit solchen Kindern täglich verkehren, sich durch den Schmutz des Leibes und der Seele, durch rohe Ausbrüche der Sünde und des Lasters, durch immer von Neuem kommende Rückfälle nicht irre machen zu lassen; nicht zu verzagen, wenn nach langer Arbeit die Geförderten scheiden, um Anderen Platz zu machen, mit denen dieselbe schwere Arbeit von Neuem beginnt. Das kann nur eine Liebe, deren Wurzeln

in eine höhere Welt hineinreichen, eine Liebe, die auf dem Glauben ruht. Zur rettenden Liebe gehört ein Glaube, der immer von Neuem aus dem Bronnen der ewigen Liebe schöpft, ein Glaube, der da, wo menschliche Augen nur Schmutz und Schande sehen, das Bild Gottes herausfindet, ein Glaube, der in den verwahrlosten Brüdern Den sieht, welcher gesagt hat: Was ihr dieser Geringsten Einem gethan habt, das habt ihr mir gethan. Dieser in der Liebe thätige Glaube muß die Seele des Rettungshauses sein, das wir heute weihen, wenn der Herr sein: Friede sei mit euch! sprechen soll, wenn er in ihm Wohnung machen soll. Welche Pflichten dem Vorstande, welche Pflichten dem Hausvater und der Hausmutter, welche Pflichten Allen erwachsen, die sich zur Theilnahme und Förderung dieses Werkes des Herrn berufen fühlen, darf ich nicht besonders ausführen. Beten und Arbeiten muß Aller Losung sein.

3.

Das Dritte ist: Was die Gnadeneinkehr des Herrn in unser Rettungshaus giebt.

Die Gabe, welche Christus dem Hause des Zachäus brachte, war ein Geschenk wie es nur der Sohn Gottes bieten konnte, das Heil. Heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Dieses Geschenk erflehen wir auch für dieses Haus. Zuvörderst mag dieß Heil denen werden, welchen dieß Haus gilt, den Kindern dieses Hauses. Mag die Liebe, die hier waltet, die verwilderten Herzen erweichen, zu Gehorsam und Liebe erschließen, zur Aufnahme des Wortes Gottes zubereiten. Mag das Gebet, mit welchem das Tagewerk beginnt und schließt, nicht einsam verlodern, sondern ein den alten Menschen ganz zerfressendes, den neuen ganz emportragendes Brandopfer sein. Mag die Arbeit, die man den Kindern auferlegen wird, ihnen ein rechtes Zuchtmittel sein für dieses Leben, da der Mensch im Schweiße seines Angesichts sich sein Brod verdienen soll, und ein Zuchtmittel für das ewige Leben, dadurch daß sie den fleischlichen Willen bricht, zur Ausdauer und Treue erzieht, und zu Opfern im Dienste Anderer tüchtig macht. Mag der Unterricht die Geisteskräfte aufschließen für das Verständniß dessen, was dem Menschen zu wissen für dieses Leben nothwendig ist, noch mehr aber zur Erkenntniß dessen, wovon geschrieben steht: Das ist das ewige Leben,

daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. Mag Gottes Wort reichlich in diesem Rettungshause wohnen und Alle, die mit vereinten Kräften in diesem Hause wirken, also wandeln, daß ihr Wandel eine Predigt des Wortes ist. Mag dieß Haus, um es kurz zu sagen, sein, was es heißt, ein Haus der Rettung. Aber auch denen mag es ein Segen sein, welche das Werk der Rettung treiben. Wohl wird der Mensch nicht vor Gott gerecht durch gute Werke, sondern allein durch den Glauben. Aber der Glaube, welcher es nicht zu Werken der Liebe bringt, verzehrt sich in ihm selber. Ob Jemand Glauben hat, wird man an der Liebe erkennen, die er den Brüdern erweist. Als der Herr zum letzten Male mit den Seinen zusammensaß, da stand er auf, er, der Herr Himmels und der Erde, um den armen Zöllnern und Fischern, die er zu seinen Jüngern berufen hatte, die Füße zu waschen. „So ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch euch unter einander die Füße waschen. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe." Die haben gewiß den Herrn nicht recht verstanden, die da meinen sein Gebot zu erfüllen, wenn sie von Zeit zu Zeit auf eine feierliche Weise Armen die Füße waschen. Nicht das äußere Werk, sondern die Gesinnung, in welcher der Herr es vollbrachte, sollen wir nachahmen. Im Glauben, hat Luther gesagt, ist der Mensch ein freier Herr über alle Dinge, durch die Liebe aber ist er ein Knecht, ein Diener seiner Brüder. Der steht am höchsten im Himmelreich, der sich selbst am niedrigsten stellt, und der ist in der Liebe am völligsten, welcher sein ganzes Leben in den Dienst der Brüder stellt. Dieses Rettungshaus ist der rechte Ort, die dienende Liebe an den Tag zu legen. Man verlangt nicht, daß diejenigen, welche an diesem Orte dienen, den Kindern die Füße waschen. Wohl aber sollen sie arbeiten, daß der Seelenschmutz dieser Kinder abgethan werde. Seelen zu reinigen, Seelen zu retten, das ist der höchste Preis, den sich die dienende Liebe stellen kann. O Gott, wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seele sein, sagt der treue Gellert. Und solche Arbeit soll nicht unvergolten bleiben. Er der gesagt hat, daß kein Becher frischen Wassers, einem Bruder im Glauben gereicht, unvergolten bleiben soll, der wird, was wir an diesen Geringsten gethan haben, königlich vergelten, mit geistlichem Segen, mit himmlischen Gütern. Mag dieses Haus für die Gemeinde Hohenleuben

und ihre nächste Umgebung ein leuchtender Heerd des Glaubens und der Liebe sein, aus welchem Funken in viele Seelen fallen.

Du aber, himmlischer Vater, du Herzenskündiger, du weißt, aus welcher Gesinnung das Werk hervorgegangen ist, das wir heute dir darbringen wollen. Siehe nicht auf das Menschliche, das wir nach der Menschen Art schon hineingemischt haben, sondern auf den guten Geist, der in uns gewaltet hat, siehe auf das, was deines Namens, deiner Ehre ist in diesem Werke. Laß uns im rechten Glauben dieß Werk beginnen und die Liebe, die aus dem Glauben kommt, die Seele sein, die Alles bewegt. Und treu laß uns sein in der Liebe. Nicht von uns sind wir treu: du mußt uns die Kraft dazu geben. Darum bleib mit deiner Treue bei uns, du Herr und Gott, Beständigkeit verleihe, hilf uns aus aller Noth. Und segne das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wollest du segnen. Laß es ein Haus der Rettung für Viele sein, ein rechtes Vaterhaus für die, welche kein irdisches Vaterhaus haben und eine Schule für das ewige Leben. Segne die ganze Gemeinde Hohenleuben. Laß sie, die hochliegende, eine Stadt sein auf dem Berge in deinem Reiche. Segne das erlauchte Fürstenhaus der Reußen von Plauen. Segne das ganze Land vom Fürsten herab bis zu dem Niedrigsten. Segne die Kirche dieses Landes und laß sie an Gaben und Gnaden nicht zurückstehen hinter den evangelischen Landeskirchen deutscher Nation. Deine Gnade sei mit uns allen! Amen.

Missionspredigt zu Nürnberg

am 20. Juni 1854 über Joh. 4, 34—38.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen. Amen.

Das vierte Kapitel des Evangeliums Johannis enthält eine Missionsgeschichte, die man ein Vorbild aller Mission nennen mag. Jesus Christus, auf der Rückkehr von Judäa nach seiner Heimat Galiläa, setzte sich im samarischen Lande müde, hungrig und durstig an einem Brunnen nieder, während seine Jünger aus der Stadt Speise holten. Aus dem Brunnen schöpfte ein Weib aus Samaria. Was hatte Er, der Herr Himmels und der Erden, gesandt aus der Menschheit das Reich Gottes zu erbauen, mit einem armen, sündhaften Weibe aus Samaria zu thun, jetzt zu thun, wo er müde, hungrig und durstig war? Aber seine Speise war den Willen seines Vaters zu thun, der ihn in die Welt gesandt hatte, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Ihm war die Seele dieses armen Weibes werth genug, daß er, seine leibliche Bedürftigkeit vergessend, Worte des Lebens an sie richtete. Wie aber dieß sinnliche Weib fassen? Er beginnt mit dem Aeußerlichsten, mit der Bitte um irdisches Wasser, um ihren Durst auf das lebendige, den Durst auf immer stillende, ins ewige Leben quillende Wasser des Geistes zu lenken. Zwischen sinnlicher und höherer Deutung schwankend spricht das Weib: Gieb mir solches Wasser. Er aber greift nach einem andern Anknüpfungspunkt, um jene Ahnung des Weibes weiter zu führen. Rufe deinen Mann, spricht er. Ich habe keinen Mann, sagt das Weib. Du hast Recht, antwortete ihr Christus: du hast fünf Männer gehabt, und

den du jetzt hast, der ist nicht dein Mann. Hatte das Weib Christum vorher für einen Mann von höherer Art halten müssen, so erkennt sie in dem, der in ihre Vergangenheit und Gegenwart wunderbar blickt, einen Seher, einen Propheten. Dem nun legt sie die Frage vor, welche ihr Volk von dem jüdischen trennte, ob in Samaria oder in Jerusalem die wahre Stätte der Anbetung sei? Von Judäa, sagt der Herr, geht das Heil aus, aber wenn es wird ausgegangen sein, dann wird die Anbetung Gottes nicht mehr an heilige Orte, heilige Zeiten, heilige Formen gebunden sein, sondern im Geist und in der Wahrheit sein. In eine Zukunft aber läßt Jesus das arme Weib schauen, welche die Weisen der Welt zu fassen nicht im Stande waren. Und das Weib sieht wenigstens, daß von der messianischen Zukunft die Rede ist. Und nun spricht Christus: Ich bin der Messias, der mit dir redet. Als das Gespräch diese Höhe erreicht hatte, da waren die Jünger mit der irdischen Speise gekommen, das Weib aber ließ ihren Krug stehen, um das ungeheure Wort, das sie gehört, in die Stadt zu tragen. Christus, der da müde war, hatte einer müden Seele Ruhe geboten; Christus, der da hungrig und durstig war, hatte eine Seele mit dem Worte des Lebens gespeist und getränkt. Als nun die Jünger, die Anfangs geschwiegen hatten, Jesum zum Speisen aufforderten, da sprach er, wie aufgezeichnet steht

Joh. 4, 34—38.

Jesus spricht zu ihnen: Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk. Sagt ihr nicht selbst: Es sind noch vier Monate, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch: Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte; und wer da schneidet, der empfänget Lohn, und sammlet Frucht zum ewigen Leben, auf daß sich mit einander freuen, der da säet und der da schneidet. Denn hier ist der Spruch wahr: Dieser säet, der andere schneidet. Ich habe euch gesandt zu schneiden, das ihr nicht habt gearbeitet; andere haben gearbeitet, und ihr seid in ihre Arbeit gekommen.

Sollen uns die vorgelesenen Worte des Herrn das Missionswerk deuten, so müssen wir sie im Zusammenhange der Missionsgeschichte, der sie angehören, betrachten. Zuerst wendet sich Christus an ein armes, sündiges Weib, um ihre Seele durch das Wort des Heils zu retten. Das ist der ewige Mittelpunkt des Evangeliums, einzelne Seelen zu retten durch den Glauben an Jesum Christum. Als das Weib nun Glauben gefaßt hat, wird sie selber zum Boten

desselben. Sie sagt Allen, die sie erreichen kann in der Stadt, daß der Verheißene erschienen sei und diese Botschaft fand Glauben bei denen, welche des Verheißenen harrten. Sie kamen und sahen. Auf ihre Bitte blieb Christus zwei Tage und gewann durch sein Wort noch Viele. Diese glaubten nicht mehr auf das Zeugniß des Weibes, sondern auf das Wort Gottes hin, welches sie selber vernommen und an ihren Herzen erfahren hatten. So ist denn das Lebenswasser, welches Christus einem Weibe geboten hatte, zu einem Brunnen des Heils für eine Stadt geworden. Das ist auch der Gang der evangelischen Mission gewesen, wir mögen nun das Wirken der Sendenden, oder das Wirken der Gesendeten betrachten. Die evangelische Mission ist von einzelnen Seelen ausgegangen, welche der Herr aus der Finsterniß zum Licht bekehrt hatte. Diese einzelnen, von der Welt verachteten Seelen vernahmen von dem Herrn, den sie zur Rettung ihrer Seelen ergriffen hatten, das Wort: Wenn du dermaleinst dich bekehret hast, stärke deine Brüder. Ein Mann, an dem des Herrn Wort: Wer an mich glaubt, von dessen Leibe sollen Ströme des lebendigen Wassers fließen, vor Andern wahr geworden, August Hermann Francke, sagte einst zu einem frommen Studenten: „Wenn man unter den Heidenvölkern eine einzige Seele zu Gott führt, so ist dieß eben so viel, als wenn man in Europa hundert gewönne; denn diese haben zu ihrer Bekehrung täglich Mittel und Gelegenheit genug, jene aber entbehren dieselben.“ Dieß Wort zündete in der Seele des jungen Theologen und ward zur Flamme, die segnend in viele Herzen schlug. Es war Ziegenbalg, der Stern unserer Tamulenmission. Ueber ein Jahrhundert war die Mission fortgepflegt in stillen Kreisen des Glaubens, bis sie durch die Beweisung des Geistes und der Kraft, welche ihr des Herrn Gnade gab, hervorbrach wie die Morgenröthe und ein königlicher Hut ward in der Hand Gottes. Dieses Wachsthum vom Senfkorn zum Baume, unter dem die Vögel des Himmels nisten, sehen wir aber auch auf dem Missionsfelde. Der Herr selbst gebot ja seinen Jüngern: Wo ihr in eine Stadt oder Markt gehet, so erkundigt euch, ob Jemand darinnen sei, der es werth sei und bei demselben bleibet, bis daß ihr von dannen ziehet. So hat sich die Gemeinde von Philippi von dem Hause der Purpurkrämerin Lydia aus erbaut. Die Bekehrung der Iberier ist von einem christlichen Weibe ausgegangen, die dorthin als Gefangene

geschleppt worden war. Dieß arme Weib hatte durch ihren Wandel und durch ihre Gebetskraft gepredigt. Sie hatte die Königin geheilt. Keinen andern Lohn forderte sie von dem dankbaren König, als Glauben. Dieß Wort schien verloren. Als aber einst der König auf der Jagd verirrt in der Angst seines Herzens nicht wußte wo aus und ein, da ward das Wort jener armen Frau lebendig, er betete zu ihrem Gott und siehe, der Weg fand sich. Und nun fand er auch den Weg ins ewige Leben, er und sein Volk. Und wie viele Beispiele aus der neuern Mission ließen sich anführen für diesen stillen, aber siegreichen Gang vom Kleinen zum Großen! Aus den Fäden, welche treue Arbeiter unter Schweiß und Thränen im Stillen gesponnen haben, ist ein Netz geworden, das über die Erde hingeht, ein Netz, welches die Verheißung hat, die Völker in sich aufzunehmen, die noch in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen.

Die Sache der Mission, welche einst in stillen Kammern ist getrieben worden, wird jetzt von den Dächern verkündet. Und doch ist die Mission noch nicht lange, und auch jetzt noch nicht allgemein in der evangelischen Christenheit anerkannt. Was die Masse gegen sie einnimmt, ist, daß sie Werk des Glaubens ist. Tadeln sie nun auch nicht offen das Vorhaben, den Heiden das Evangelium zu bringen, selbst, so nennen sie doch die Art und Weise, wie die Mission getrieben wird, unzulänglich und berufen sich auf die Erfolglosigkeit der Mission. Aber nicht bloß aus dem Lager der Gegner, sondern auch aus dem Lager der Freunde der Mission erheben sich zweifelnde Stimmen. Auch da versteckt sich hinter Zweifeln an der Art und Weise, wie die Mission getrieben wird, Zweifel an dem ganzen Werke. Und da möchte dann ein Wort zur **Rechtfertigung der Mission** wohl an der Zeit sein. Die Worte Christi an seine Jünger, welche die himmlische Deutung und Rechtfertigung seiner Missionsarbeit enthalten, sollen auch uns die Missionsarbeit deuten und rechtfertigen.

Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat und vollende sein Werk. Was dem Leibe die Speise ist, ein Werk der Nothwendigkeit und ein Werk des Genusses, das war der Seele Christi, den Willen seines Vaters zu vollbringen. So kann kein Mensch sagen, wie er von Natur ist, denn dessen Speise ist, seinen eigenen fleischlichen Willen

zu thun; so kann auch kein Christ sprechen, denn in ihm widerstrebt dem Willen des heiligen Geistes das Gesetz in seinen Gliedern. So konnte nur Der sprechen, der ohne Sünde war und des heiligen Geistes reines Gefäß vom Mutterleibe an. Seines Herzens Tichten und Trachten war der Wille seines Vaters. Des Vaters Wille ist aber nicht bloß das Gesetz des Lebens, das ihm wie allen Menschen gesetzt ist, sondern das Werk der Erlösung, das dem Menschensohne von dem Vater auferlegt war. Christus meint hier namentlich das Letztere, wie der Zusatz sagt: Und vollbringe sein Werk. Dieses Werk Christi bestand hier darin, daß er das Wort des Heils predigte dieser heilsbedürftigen Seele, dieser heilsbedürftigen Stadt. Dieß Wort ging von ihm aus, dieß Wort war er selbst. Er allein war Weg, Wahrheit, Leben. Was die Propheten vor ihm verkündet hatten, was die Apostel nach ihm verkündet haben, das war von ihm. Wer die Propheten, wer die Apostel hört, hört ihn. Wie auf dem Berg der Verklärung das Licht, das auf den Zeugen des alten Bundes, Mose und Elia, und auf den Zeugen des neuen Bundes, Petrus, Jacobus und Johannes, ruht, von Christo ausgeht, so ist, was in den Schriften alten und in den Schriften neuen Bundes gesagt ist, Christi Wort. Christus war seines eigenen Wortes Bote, wie er denn auch im Briefe an die Hebräer ein Apostel genannt wird. Er ist in der Missionsgeschichte, welche unser Text enthält, selbst der Missionar. Sein Wort aber auf der ganzen Erde selbst zu verkündigen, war nicht seine Aufgabe. Dazu hatte er die Apostel berufen, zu denen er bald nach ihrer Berufung sagte: Ihr seid das Licht der Welt; zu denen er in unserm Text sagt: Ich habe euch gesandt zu schneiden, wo ihr nicht habt gearbeitet; zu denen er scheidend sprach: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Die Apostel sahen die Predigt des Evangeliums in alle Welt als eine Schuld an, die sie ihrem Herrn und Meister zu zahlen haben für das Pfund ihres apostolischen Berufs, wie Paulus spricht: Ich bin ein Schuldner Beider, der Griechen und Ungriechen. Wenn ein Missionar nach Christo, hätte Paulus sagen mögen: Meine Speise ist, das apostolische Werk zu vollbringen. Aber dieser Mann, den die Liebe Christi drängte, unter erdrückender Arbeit, unter tausend Gefahren, in täglichem Sterben das Evangelium vom Morgenlande

bis an die Grenzen des Abendlandes zu predigen, hat sich nur als einen Läufer nach einem himmlischen Kleinod angesehen, als Einen, der's noch nicht ergriffen hat, aber nachjagt, daß er es ergreife. Das Evangelium unter allen Völkern der Erde zu verkündigen vermochten die Apostel nicht. Aber bald würde dieß Ziel erreicht worden sein, wenn die Kirche es mit der Schuld, die ihr die Apostel hinterließen, so ernst und eifrig genommen hätte, wie diese selbst. Noch jetzt sind weit über zwei Drittheile der Menschheit Heiden. Was hat die evangelisch-lutherische Kirche gethan, diese apostolische Pflicht zu erfüllen? Bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts fast nichts, während des vorigen Jahrhunderts wenig, und nun? Was die lutherischen Landeskirchen Deutschlands und des Nordens mit vereinten Kräften erzielt haben, ist ein kleines Missionsfeld im Tamulenlande mit neun Missionaren und kaum vier tausend Seelen. Die lutherische Kirche darf ohne Ueberhebung sich die Kirche des schriftgemäßen Bekenntnisses nennen, aber dieses Bekenntniß muß noch mehr Lebensfrüchte tragen, als es bisher getragen hat. Nicht auf weltbeglückenden Planen, nicht auf edlen Gefühlen, nicht auf christlichem Eifer, sondern auf dem Worte Gottes ruht die Mission. Gottes Wort ist unsere Rechtfertigung, Gottes Wort ist unserer Sache Schild. Und Gottes Wort zu vollbringen soll unserer Kirche Speise sein. Freilich ist es ein Anderes, Gottes Wort reichlich säen, ein Anderes, reichlich ernten. Die Ernte kommt von Gott. Darauf weist uns der Herr in folgendem Verse hin:

Saget ihr nicht selbst: Es sind noch vier Monate, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage Euch: Hebet Eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon reif zur Ernte. Nach menschlichem Auge war das Wort, welches Christus in die Seele eines Weibes von anstößigem Wandel niedergelegt hatte, auf den Weg gefallen. Der göttliche Blick des Herrn aber wußte es anders. Er sah in diesem Weibe einen empfänglichen Boden, einen Boden, der viel Frucht tragen konnte; er sah in ein großes Erndtefeld. Und wie er es gesagt hatte, ward es. Sein Wort, das in seiner Vaterstadt Nazareth, in Kapernaum, der Stadt auf dem Berge, welche Zeugin seiner großen Thaten gewesen war, in Jerusalem, der Stadt des großen Königs, nicht Glauben gefunden hatte, ward in dem verachteten Samaria freudig aufgenommen. Denn das Feld war weiß zur Ernte. Was aber der Herr von Sa-

maria sagt, das sagt er überhaupt von den Menschen seiner Zeit. Er kam, als das Feld weiß war zur Ernte. Was das heißt, haben wir schon angedeutet: die Herzen der Menschen waren vorbereitet auf die Zeit in Christo. Fragst du aber: Worin bestand diese Vorbereitung, so blicke in dein Herz, um das Herz der Menschheit zu verstehen, welches des Heilands harrte. Was hat dich Jesum Christum finden lassen? Die Erfahrung, daß alles Leben außer Christo eitel ist, die Sehnsucht nach dem ewigen Leben, die Frage nach deiner Seelen Seligkeit. Nun siehe, das war auch die Vorbereitung der alten Welt auf Christum. Untergegangen waren all die Lebensgestalten, welche sich zwischen dem Einzelnen und Gott lagern, Staat, Wissenschaft, Kunst u. s. w., zerschlagen all die Stützen menschlicher Weisheit, erfüllt die Seele mit einer geheimnißvollen Sehnsucht nach einem neuen Lichte, das in dem Morgenlande anbrechen werde, dem Aufgange in der Höhe, hungernd und dürstend die einzelnen Herzen nach Frieden mit Gott. Diese Vorbereitung auf Christum allein erklärt den gewaltigen Siegeslauf des Evangeliums von der Auferstehung. Das Feld war weiß zur Ernte. Was wir bei der Menschheit im Ganzen sehen zur Zeit als Jesus Christus kam, das sehen wir bei den einzelnen Völkern in den Zeiten, wo die Botschaft des Heils zu ihnen kommt. Die Boten des Friedens, die nach Deutschland kamen, würden nimmermehr ein solches Erntefeld gefunden haben, wenn nicht damals der alte heidnische Glaube wäre gebrochen gewesen, die Sehnsucht nach einem neuen, wahren, heilskräftigen Glauben erwacht. Dem deutschen Volke ist von je eine Schwermuth eigen gewesen, in der eine Sehnsucht nach dem Ewigen schlummert. Diese Schwermuth hatte sich in dem alten Volksglauben in der Weissagung ausgesprochen, daß einst eine Dämmerung hereinbrechen werde, in der die Götter untergehen würden. Da mochten nun die Christenboten sagen, daß die Dämmerung in Christo gekommen sei: das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden. Als das Evangelium zu den Angelsachsen kam, war der König Aedwin von Northumberland schon überzeugt von der Nichtigkeit der heidnischen Götter, ohne sich zur Annahme des Christenglaubens entschließen zu können. Er wollte den neuen Glauben erst prüfen. Dazu ward eine Versammlung der Großen des Reichs berufen. Da sagte Einer derselben: Das Leben komme ihm vor, wie in einer kalten Winter-

nacht der Raum eines gewärmten und erleuchteten Saales, den ein Vogel durchfliege: so klein sei dieß Leben im Verhältniß zu der langen Nacht vor und nach ihm. Da nun die neue Lehre über das Leben nach dem Tode Gewisses bringe, so scheine es ihm, möchte man sie annehmen. Und das Christenthum ward angenommen. Sehet da, wie dieser schwermüthige Zug nach dem Ewigen eine Anknüpfung ward für das Evangelium vom ewigen Leben. Solche Züge der vorbereitenden Gnade lassen sich auch bei der Bekehrung des Nordens, bei der Bekehrung der slavischen Völker nachweisen. Wie nun, fragt ihr, steht es mit dem Missionsfeld, welches die evangelische Mission unserer Tage anbaut? Ist auch dort das Feld weiß zur Ernte? Nun es fehlt nicht an viel verheißenden Zeichen. Hebet eure Augen auf und sehet das ungeheure Reich von China an, auf das man nicht ohne Grund das apostolische Wort von der Fülle der Heiden angewendet hat. Mehr als durch seine ungeheure Mauer nach Norden, durch seine Berge, Wüsten und Meere, ist es durch das selbstselige Gefühl, das auserwählte Volk der Erde zu sein, abgeschlossen gegen den Glauben der abendländischen Völker. Aber dieses Selbstgefühl ist gebrochen worden durch die Niederlagen, welche China von den Engländern erlitten hat, durch die innere Auflösung, die in der gegenwärtigen Revolution jedenfalls ist offenbar geworden. Diese Revolution führt das Kreuz Jesu Christi in ihrer Fahne. Wir müssen denen widersprechen, die den Sieg des Kreuzes auf eine Revolution gründen möchten. Aber es hat den Schein, als ob dort Zeiten einbrechen werden, wie einst unter Constantin dem Großen. Dieß große Feld scheint weiß zur Ernte. Auf unserm Missionsfelde im Tamulenlande hat das Evangelium bis jetzt nur bei den Aermeren und Verachteten Eingang gefunden, nicht bei den Weisen und Vornehmen, den Braminen. Das ist die Ordnung des Reiches Gottes. Wer sich darüber verwundert, der hat nicht verstanden das Gebet des Herrn: Vater, ich preise Dich, Herr Himmels und der Erden, daß Du solches verborgen hast den Weisen und hast es geoffenbaret den Unmündigen. Was thöricht war vor der Welt, hat Gott erwählet, auf daß er die Weisen zu Schanden mache. Aber es wird auch die Stunde kommen, wo die Weisen fragen werden nach dem, in welchem alle Schätze der Weisheit verborgen sind. Wir müssen ausharren im Säen, es wird auch die Stunde kom-

men, wo wir schneiden. Das ist das Letzte, welches uns die Rede des Herrn vorhält.

Und wer da schneidet, empfängt Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben, auf daß sich mit einander freuen, der da säet und der da schneidet. Denn hier ist der Spruch wahr: dieser säet, der andere schneidet. Ich habe euch gesandt zu schneiden, da ihr nicht habt gearbeitet und ihr seid in ihre Arbeit gekommen. Christus hatte in Samarien gesäet; die Ernte fiel der apostolischen Kirche zu. Wir lesen in der Apostelgeschichte, wie nach der Verfolgung des Stephanus Philippus in Samaria predigte und taufte, den Getauften Petrus und Paulus unter Handauflegung den heiligen Geist mittheilte. Die Apostel ernteten, wo Christus gesäet hatte. Ja, was Moses und die Propheten und Christus gesäet hatten, das zu ernten war den Aposteln vergönnt. Aber auch sie ernteten nicht allenthalben. Nach einer Kunde, die wir zu bezweifeln kein Recht haben, haben die Apostel in China, Ostindien, Parthien, Persien, Arabien u. s. w. das Christenthum gepflegt. Von dieser Arbeit aber hat die spätere Kirche kaum Spuren gesehen. Sie haben dort gesäet, ohne zu schneiden. Die evangelische Mission, welche jetzt in ihre Arbeit gekommen ist, hat bisher mehr gesäet und gearbeitet, als geschnitten. Es wird aber die Frucht nicht ausbleiben. Ein Anderer säet, ein Anderer schneidet. Unsere evangelisch-lutherische Mission hat ihr Feld im Tamulenlande nicht zuerst gefunden, beackert, bedüngt, besäet, sondern ist an die Arbeit der alten treuen Zeugen gegangen, welche die dänische Krone im Bunde mit dem Halleschen Waisenhause über ein Jahrhundert ausgesendet hat. Sie hat eine Bibelübersetzung vorgefunden, an der viel Schweiß haftet, Kirchen, die mit vielen Opfern und Gebet sind erbaut worden, Stationen, die mit dem Schwerte des Geistes dem Fürsten der Welt sind abgestritten worden. Sie hat geerntet, wo sie nicht gesäet hat. Was sie bis jetzt selbst erarbeitet hat, ist nicht groß. Aber ein Morgen wird kommen, wo die, welche die ganze Nacht vergebens gearbeitet haben, auf das Wort des Herrn das Netz auswerfen werden, um einen großen Fischzug zu beschließen. Die da arbeiten, sollen sich in Hoffnung auf die freuen, die in ihre Arbeit kommen werden, und die da ernten, sollen sich freuen derer, die da gesäet haben. Die ersten Sendboten, welche die Herrenhuter nach West-

indien sandten, starben. Aber die Herrenhuter gaben die Sache des Evangeliums nicht auf. Sie sangen:

> Es wurden zehen ausgesä't,
> Als wären sie verloren,
> Auf ihren Beeten aber steht:
> Das ist die Saat der Mohren.

Und ist dieß Wort nicht wahr geworden? Für die freilich, welche mit fleischlichem Thatendrang die Mission ansehen, geht dieß Werk viel zu langsam. Die Erfolglosigkeit der Mission ist ihr Schlagwort gegen unser Werk. Gesetzt, es hätte unsre Arbeit bis jetzt keinen Erfolg gehabt, unsere Rechtfertigung wäre: Gott hat uns dieß Werk geboten. Unser ist die Arbeit, Sein ist der Segen. Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir ernten ohne Aufhören. Und abermals: Seid fest und unbeweglich und nehmet immer zu an dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergebens ist im Herrn. Wo Gott fordert, da giebt er auch; wo er gebietet, da verheißt er auch. Schon gethan zu haben, was Gott fordert, ist ein Segen. Der Segen aber der Mission ist nicht bloß unter den Heiden zu suchen, sondern auch im Vaterlande. Wo zwei oder drei im Namen des Herrn versammelt sind, da ist er gegenwärtig und wo er gegenwärtig ist, da ist sein Segen. Nicht zu ermessen ist der Segen, den der Herr auf die über den ganzen Erdkreis bestehenden monatlichen Missionsstunden gelegt hat. Der Blick in die Todesnacht, die auf der Heidenwelt ruht, ist die gewaltigste Bußpredigt, und mächtiger als eine Predigt vermag, spricht das neue Leben, welches das Wort vom Kreuze erweckt hat, zu uns: Erneuert euch im Geist eures Gemüths und ziehet den neuen Menschen an. Die Missionsfeste, welche aller Orten, wo man das Werk des Herrn treibt, gefeiert werden, sind Erntefeste des heiligen Geistes geworden. Wie es gewiß ist, daß unsere Sünde, unsere Trägheit, unser Zwiespalt, unser Irrthum über das Weltmeer hinüber in die Felder der Mission lähmend und zerstörend dringt, so ist es gewiß, daß die Gnadenströme, die dort auf die Felder des Todes fließen, auch die dürren Auen der alternden Landeskirchen erquicken. Wer da schneidet, der empfängt Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben. O, möchte auch dieser Tag, an dem wir von nah und fern uns versammelt haben im Dienste des Reiches Gottes, ein Tag der Erfri-

schung vom Angesicht des Herrn sein für die Kirche dieses Landes. Ja, Herr Jesus Christus, mache dich auf und lege Ehre ein unter den Heiden, auf daß sich freuen unsre Boten und wir, die wir sie gesandt haben. Segne das Werk unsrer Hände, jà das Werk unsrer Hände wollest du segnen. Das Feld ist weiß zur Ernte, sende du treue Arbeiter in deine Ernte. Nicht mit weltlichen Siegesgedanken blicken wir auf unser Missionsfeld. Der Weg des Christen ist nun einmal der Weg des Kreuzes. Aber wir getrösten uns deines Wortes: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Amen.

Ansgar.

Ein Missionsvortrag, gehalten am Johannistage 1855.

Wir feiern heute das Fest Johannis des Täufers, des Vorläufers Jesu Christi, des letzten und größten Propheten des alten Bundes. Seine Sendung war, vorzubereiten auf Jesum Christum durch die Predigt der Buße und den Hinweis auf Den, der da kommen sollte, und über Den, der da kam, die Weihe des alten Bundes auszusprechen. Vorzubereiten und zu zeugen war sein Amt. Selbst in die Nachfolge Christi einzugehen, war ihm nicht gegeben. Er mußte abnehmen, damit Christus zunähme, erbleichen wie der Morgenstern erbleicht, wenn die Sonne aufgeht, deren Vorbote er nur ist. Er fastete noch, als die Jünger des Herrn sich des Verheißenen freueten. Er blieb der Mann des Ernstes, der Weltentsagung, der Buße, des alttestamentlichen Feuereifers, bis die Welt ihm das Ende gab, das sie so oft denen bereitet hat, die gegen sie zeugten: den Märtyrertod. Als einst die Jünger des Johannes Christum fragten: Warum fasten deine Jünger nicht? antwortete Christus: Wie können die Hochzeitleute leidtragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, wo der Bräutigam von ihnen genommen wird, alsdann werden sie fasten (Matth. 9, 15.). Nun, der Bräutigam ward ihnen genommen, zwar um über ein Kleines wieder zu kommen, aber doch um nicht zu bleiben auf Erden, sondern zur Rechten Gottes erhöht durch den heiligen Geist zu sich zu ziehen Alle, welche der himmlische Vater ihm giebt, bis es einst heißen wird: Wohlauf der Bräutigam kömmt, macht euch bereit zu der Hochzeit, ihr müsset ihm entgegengehn! Dann wird kein Oben und Unten mehr sein, kein Himmel über der Erde, sondern die Erde wird Himmel und der Himmel wird

Erde sein. So lange aber das große Ostern der Ewigkeit noch nicht angebrochen ist, stehen wir noch in der Fastenzeit, und in der Fastenzeit haben wir den Ernst, der Johannes in die Wüste gehen hieß, Heuschrecken und wilden Honig essen, ein Gewand von Kameelhaar tragen und um seinen Lenden einen Ledergürtel, zu beherzigen. Saget nicht, daß ja der Geist, von welchem die Jünger des Johannes Nichts wußten (Apostelg. 19.), unter uns sei. Er waltete unter den Christen der ersten Jahrhunderte in einer Fülle, die unsre verkommenen Zeiten nicht kennen; und doch haben die Christen jener Zeit ein Leben geführt unter viel Fasten und Entsagung, unter viel Arbeit und Kampf, unter einer strengen Regel. Und als die Kirche nicht ferner mit dem römischen Weltreiche den Todeskampf stritt, da entstanden allenthalben Klöster, in welche Tausende gingen, um fern von der Welt in Armuth, Gehorsam und Keuschheit Gott zu leben.

Es ist meine Aufgabe heute nicht, für oder wider das Klosterleben zu sprechen. Aber das ist gewiß, daß viele Kirchenlehrer jener Zeit, die in unsrer Kirche mit Recht in hohem Ansehen stehen, dem Klosterleben das Wort geredet haben. Es ist gewiß, daß die Klostermauern viel Glauben, viel Liebe, viel Hoffnung umschlossen haben. Die im Abendlande herrschende Regel, nach der die Klöster verfaßt wurden, war die des heiligen Benedict von Nursia, und auf diese Benedictinerklöster wird das christliche Volk Deutschlands durch eine heilige Erinnerung hingewiesen. Ihr habt in diesem Monat gehört, daß der Apostel der Deutschen, Bonifacius aus dem Kloster hervorging, und in Deutschland Klöster gründete als Pflanzstätten des Christenthums. In den undurchdringlichen Wäldern Deutschlands stehen die Klöster da wie lichte Punkte, von denen aus das Christenthum sich verbreitet, mit dem Christenthum aber Bildung, Kunst, Wissenschaft; als Stätten des Friedens mitten in einer Welt wilder Kämpfe; als die Ausgangspunkte der Mission. An der Weser steht ein Kloster, in einer fruchtbaren von schönen Bergen umschlossenen Au, Corvey genannt: auch auf ihm ruht eine heilige Erinnerung. Dieses Kloster, ein Tochterkloster von Corbie in der Picardie in Frankreich, hat ein Mönch gründen helfen, der einen leuchtenden Namen hat in der Geschichte der Mission: Ansgar. Auf den laßt uns heute unsern Blick richten.

Er war im Jahr 801 geboren, der Sohn eines fränkischen Großen. Frühe verlor er seine Mutter; sein Vater übergab ihn dem Kloster Corbie zur Pflege und zum Unterricht. Dort verlor er sich eine Zeitlang in das Treiben leichtsinniger Jugend, bis ihn ein Traumgesicht zum Ernst aufrief. Von nun an hatte er keinen andern Gedanken als Gott sich ganz hinzugeben. Da geschah es einst, es war in der Nacht vor Pfingsten, daß er im Traum mit dem Tode kämpfte, starb und mit einem neuen Leibe bekleidet zu dem Stuhle Gottes entrückt ward. Da sah er alle Apostel, Propheten und Heilige in einem wunderbaren Lichte weben, in dessen innersten Kern sein Blick nicht reichte. Aus diesem Allerheiligsten aber erscholl eine Stimme: „Gehe hin, und kehre mit der Märtyrerkrone wieder!" Das war für ihn, was einst für Jesaja das Gesicht war, da er Gott in des Tempels Allerheiligstem sah, die himmlische Entscheidung über seine Zukunft. Nicht so schnell aber kam es zur Ausführung. Er blieb noch lange Zeit im Kloster Corbie als Lehrer, half das Tochterkloster Corvey gründen, ward dort Lehrer, kehrte aber später in das Mutterkloster zurück.

Ueber das Reich Karl's des Großen herrschte damals Ludwig der Fromme, der nicht des Vaters Kraft hatte, aber größeren und reineren Eifer für das Reich Gottes. Karl der Große hatte, wie bekannt, es in seinen Bekehrungen an Gewaltthaten nicht fehlen lassen. Man darf aber nicht vergessen, daß er nicht bloß mit dem Schwert von Eisen das Christenthum einführen wollte; er hat allezeit und nachdrücklich das stille Wirken der Missionare unterstützt. Unter seinem Schutz schlug Willehad in der Gegend von Bremen sein Missionszelt auf, der erste Bischof von Bremen. Unter seinem Schutze wirkte Liudger in Westphalen. Auf diesem Wege nun ging Ludwig der Fromme weiter. Er hielt es für seine heilige Pflicht, die Bekehrung der heidnischen Dänen in die Hand zu nehmen, und in der That ward ihm die Freude, daß König Harald von Dänemark zu ihm nach Ingelheim kam mit einem glänzenden Gefolge, um sich dort taufen zu lassen. Ludwig der Fromme aber hatte Grund, Harald nicht recht zu trauen. Er war ein wankelmüthiger, gewundener, unzuverlässiger Charakter. Getauft war er; wird er aber auch treu bleiben? Ihm ist, dachte Ludwig, ein Mann nöthig, der ihn in seine Schule nimmt, ein geistlicher Pflegevater. Wer aber mag der rechte Mann dazu sein? Man nannte ihm

Ansgar. Kaiser Ludwig ließ ihn kommen und legte ihm die Frage vor, ob er wohl die Freudigkeit habe, dem neubekehrten Könige in sein fernes Land zu folgen und das schwere Amt zu übernehmen ihn zu leiten? Ansgar besprach sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern antwortete aus dem Geiste heraus: Ja. Ueber dieß Ja waren seine Freunde freilich sehr verwundert. Man begriff nicht wie er das Vaterland, die stille Zelle, den Kreis der Freunde verlassen könne, um einem zweideutigen Könige in ein barbarisches Land zu folgen. Man machte ihm Vorwürfe; Ansgar aber blieb fest. Er erkannte den Ruf des Herrn. Ja, es ward ihm die Freude, daß ein Freund, der ihn besonders hart angelassen hatte, sich entschloß mit ihm zu ziehen, Autbert. Den Rhein entlang ging die Fahrt. Anfangs hielt Harald sich fern von Ansgar, bald aber theilte er mit ihm nicht bloß das Schiff, sondern auch die Kajüte, weniger freilich um des Ansgar als um der Kajüte willen, die ihm etwas Neues war. Es hatte nämlich der Erzbischof von Cöln dem Ansgar ein Schiff mit einer Kajüte geschenkt. Sie kamen nach Hadeby, dem heutigen Schleswig. Da begann nun Ansgar fortzubauen auf dem Grunde, den einige Jahre zuvor Ebbo von Rheims gelegt hatte. Was seinem Wirken günstig war, war der Umstand, daß der altgermanische Volksglaube in den Herzen der dortigen Stämme gebrochen war. Und Manches im Christenthum erschien den heidnischen Dänen befreundet. Das christliche Kreuz sah fast aus wie Thor's Donnerhammer; der Teufel erinnerte sie an Loki, den listigen Gott des Untergangs, und so mancher ritterliche Heilige kam ihnen vor wie die Helden der alten Sage. Ansgar legte in Hadeby eine Schule an, in welcher er Glaubensboten zu erziehen hoffte. Sein Wort traf Viele, und in der Schley konnte er nicht Wenige taufen. Aber er mußte erleben, daß sein treuer Freund Autbert krank ward und bald starb. Harald aber benahm sich in weltlichen und geistlichen Dingen so unklug und unreif, daß er Land und Leute verlor und, wie versichert wird, zuletzt auch offen vom Christenthum abfiel.

Unter solchen Umständen mußte es Ansgar nur erwünscht sein, daß Kaiser Ludwig ihn im Jahr 831 zurückrief. Er kehrte zurück, nicht aber um der Sache der Mission untreu zu werden, sondern um ihr vorerst auf einem andern Felde zu dienen. Es waren nämlich schwedische Kaufleute zu Ludwig gekommen, um ihm zu berich-

ten, daß in Schweden Viele sich nach christlichen Predigern sehnten, denen der König, wenn er sich auch selbst nicht bekehren sollte, gewiß freie Hand lassen würde. Ansgar erklärte sich bereit, mit ihm sein Freund Witmar. Er reiste nun mit diesen Kaufleuten nach Schweden. Als sie zur See waren, wurden sie von nordischen Seeräubern umschwärmt, den sogenannten Wickingern. Sie verloren das Schiff, ihr Eigenthum, die Geschenke Ludwig des Frommen an den König Björn (Bär), die heiligen Geräthe und Bücher: Nichts als das Leben retteten sie, und auch das war ein saueres Gut, als sie durch unwegsame Wälder, über stürmische Seen ihrem Ziele zustrebten. Endlich faßten sie in Birka am Maelarsee festen Fuß. Der König Björn benahm sich ganz so freundlich, wie die Kaufleute ihn geschildert hatten. Ansgar und Witmar predigten, lehrten, tauften. Von besonderer Bedeutung war, daß der Oberste von Birka, Herigar, sich bekehrte, ein Mann, der eine Säule des Christenthums für Schweden geworden ist. Nach anderthalbjährigem Wirken kehrten die Missionare in das Vaterland zurück, indem sie an Kaiser Ludwig ein Schreiben von König Björn brachten, nach aller Wahrscheinlichkeit in Runenschrift.

Nach den Jahren schwerer Arbeit kamen nun für Ansgar Zeiten der Stille und Ruhe in Gott. In ihm war wie in vielen auserwählten Männern des Mittelalters eine wunderbare Mischung von rastlosem Thatendrang und von stiller Versenkung in Gott. Wer denkt nicht an den heiligen Bernhard von Clairvaux, der wenn er mit der Macht seiner Rede Tausende gestärkt, Widerspruch gebrochen, Päpste geleitet, Kaiser überwunden, Völker aufgeweckt hatte, in das stille Wermuthsthal sich zurückzog, das ihm zum lichten Thal ward, um sich dort in der Einsamkeit von den Eichen und Buchen erzählen zu lassen und in anbetender Betrachtung in Gott auszuruhen. So war es auch bei Ansgar. Nie — sagt Adam von Bremen von ihm — nie war er müssig, sei es, daß er Gefangene loskaufte, oder Unterdrückte aufrichtete, oder Unterricht gab, oder Heiden bekehrte. Während er Psalmen sang, arbeitete er immer etwas mit seiner Hand, strickte Netze u. dergl. Während des Waschens und Ankleidens sang er die Litanei. Insonderheit war er von rastlos thätiger Liebe zu den Armen. Ich möchte der Blinden Auge, der Lahmen Fuß, der Dürftigen Vater sein, war sein Wort. An seinem Tische saßen immer Arme; er reinigte sie wohl selbst. Kam er auf der

Reise irgendwo an, so war seine erste Frage nach den Armen, und obgleich er selbst nicht viel hatte, hatte er doch für sie immer Geld. Er hat viel gearbeitet; und doch hatte seine Seele Zeit für heilige Betrachtungen, für stille Sammlung zu Gott. Es waren besonders die Psalmen, aus denen er schöpfte und in die er die ganze Innigkeit seines Gebetslebens legte. Wir besitzen noch zu allen Psalmen heilige Gedanken von ihm, Seelengemälde, wie er sie nannte.

Eine solche Zeit stillen Klosterlebens war nun für ihn gekommen; von langer Dauer war sie freilich nicht. In Kaiser Ludwigs Seele gewann der Gedanke Leben, den Karl der Große schon gehegt hatte. Die damalige Mission wirkte viel schneller und massenhafter als die unsrige. Dieß wurde besonders dadurch erreicht, daß das Missionswesen in den Päpsten und den Kaisern seinen Anhalt hatte. Kaiser Ludwig berieth sich auf den Reichstagen mit seinen Großen über die Bekehrung heidnischer Länder, und sandte Missionare aus, die er mit Mitteln aller Art unterstützte. Eines der kräftigsten Mittel aber, der Missionssache Halt und Ausbreitung zu geben, war, daß man mitten in heidnischen Ländern Bisthümer gründete wie Festungen in feindlichem Lande. Es war nun Karls des Großen Gedanke gewesen der Bekehrung des heidnischen Nordens einen festen Halt zu geben durch Errichtung eines Erzbisthums in der Gegend, wo jetzt Hamburg liegt. Dieser Gedanke war aber nicht zur Ausführung gekommen. Jetzt nun schien der passende Zeitpunkt gekommen zu sein. Ansgar war der Mann dazu. Und so ward er denn im Jahr 833 zum Erzbischof geweiht. Der Papst bestätigte ihn nicht nur in dieser Würde, sondern machte ihn auch zu seinem Legaten für den ganzen zu bekehrenden Norden. So zog denn Ansgar nach Hamburg. Während er hier mit rastlosem Eifer den Grund zu legen begann, suchte man in seinem Geiste auf dem in Schweden gelegten Grunde fortzubauen. Es zog ein Bischof Gautbert nach Birka. Aber kaum war das Wort vom Kreuz dort aufgerichtet, als das verfallende Heidenthum neue Kraft gewann. Es kam zu einem Aufstand, in dem der Bischof Gautbert gebunden über die Grenze geschafft ward, sein Gehülfe Niethart aber getödtet. Und auch über Hamburg brach der Sturm herein. Der Schrecken aller Friedfertigen waren damals die Normannen, welche an der Küste umherschwärmend hereinbrachen wie der Blitz um Alles zu zerstören. An einem Tage, da in Hamburg kein bewaffneter Schutz

war, überfielen sie die neue Stiftung, zerstörten Alles und ließen den Einwohnern nur in der Flucht das Heil. Auch Ansgar mußte fliehen. Wo sollte er sich hinwenden? Bei seinem Amtsbruder dem Bischof von Bremen, hoffte er Schutz zu finden; aber er irrte sich. Dieser, der mit Neid die Nachbarschöpfung in Hamburg betrachtete, hatte für ihn keine Herberge. Eine adelige Wittwe, in dem sogenannten Bardengau zwischen Hamburg und Bremen, bot ihm auf ihrem Gute Ramsloe eine Zufluchtsstätte. Da gründete er ein Kloster, das ihm von König Ludwig dem Deutschen zuerkannt ward. Von da aus leitete er den erzbischöflichen Sprengel, der freilich nur aus einigen zerstreuten Christenstätten mitten im Heidenthum bestand. Das war wieder eine Zeit der Stille, nach weltlichem Urtheil der Erniedrigung, nach seinem Sinn der Erquickung vom Angesichte des Herrn.

Bald aber rief ihn Gott wieder auf einen größeren Schauplatz in seinem Reiche. Als der Bischof von Bremen starb, erschien es König Ludwig dem Deutschen richtig, die Bisthümer Hamburg und Bremen zu einem großen Erzbisthum zu vereinigen. Der römische Stuhl war damit vollkommen einverstanden. Dieß vereinigte Erzbisthum ward dem Ansgar übertragen. Wir haben schon gesehen, daß die Bisthümer damals Missionsposten waren. Da galt es unaufhörlich zu predigen, Kirchen zu bauen, Hospitäler zu gründen, Visitationen zu halten, Heiden innerhalb seines Sprengels zu bekehren, heidnische Sitten abzustellen. Nachdem Ansgar hier Boden gefaßt hatte, warf er seinen Blick auf Dänemark und Schweden, deren Bekehrung ihm amtlich auferlegt war. Dänemarks Bekehrung nicht aus dem Auge zu lassen, trotz aller Schwierigkeiten, dazu forderte ihn besonders sein Freund, der ehemalige Erzbischof von Rheims Ebbo auf, der auf den vielen Irrwegen, die er gegangen war, die Liebe zu dem Lande nicht verloren hatte, dem er in besseren Tagen seine Kraft geweihet. Sei nur versichert, sagte Ebbo, daß Alles, was wir zur Ehre des Namens Christi zu arbeiten angefangen haben, im Herrn Frucht bringen wird. Denn das ist mein fester Glaube, ja das weiß ich gewiß, daß wenn auch das unter jenen Völkern Begonnene um unsrer Sünden willen viel Hindernisse findet, es doch nicht untergehen, sondern immer mehr gedeihen wird, bis der Name des Herrn zu den Grenzen der Erde gelangt ist. König von Dänemark war damals Horik der Ael-

tere. Ward er auch selbst nicht Christ, so ließ er doch die Missionare gewähren, und diese Gunst der Zeit beutete Ansgar nach Möglichkeit aus. Bald aber kamen schwere Tage. Horik fiel im blutigen Kampfe mit seinem Neffen. Während der Minderjährigkeit seines Enkels, Horik des Jüngern, schienen Zeiten der Verfolgung anbrechen zu wollen. Doch es war nur eine trübe Wolke, die bald vorüberging. Horik der Jüngere ließ sich taufen, und neben der Kirche von Hadeby erstand eine zweite in Riepen. Das Christenthum erhielt sich dort unter allem Wandel der Verhältnisse, bis die Zeit kam, wo es hervorbrach wie die Morgenröthe.

Auch in Schweden sollte das Evangelium nicht unter dem Scheffel bleiben. Wir haben gehört, wie es einer künstlichen Neubelebung des alten Heidenthums gelungen war, den dort mühselig gepflegten Acker der Kirche zu verwüsten. Die Keime aber, welche in gläubige Seelen gefallen waren, konnte jener Aufstand nicht entwurzeln. Um den Statthalter Herigar sammelte sich ein gläubiger Rest. Freilich war das stille Zeugniß des Geistes Gottes nicht für die Augen der fleischlichen Masse, und so ist es für uns völlig glaublich, wie unter solchen Verhältnissen Gott auf außerordentliche Weise das Zeugniß Herigars unterstützte. Angefeindet von den Heiden, ließ er es einst zu einem Eliaskampfe kommen. Es stand eine Wetterwolke am Himmel. Wir wollen sehen, sagte Herigar, wer etwas vermag: eure Götter, oder mein Heiland. Ruft ihr zu euern Göttern, das Wetter solle euch nicht treffen; ich werde um dasselbe meinen Heiland anflehen. In der That traf das Wetter nur die Heiden. Ein vertriebener Schwedenkönig fiel in das Land; die Heiden riefen zu ihren Göttern. Verflucht seien eure Götter: sie können euch nicht helfen. Rufet Christum an, der wird euch helfen. Und in der That Christus half. Jetzt schien es Ansgar an der Zeit, der Kirche in Schweden sich anzunehmen. Aber das Land lag fern, und der Lasten, die auf Ansgar gelegt waren, waren viele. Auch nahte sich ihm das Alter. Wie Ansgar nun einmal von Gott war geleitet worden, hatten Träume für ihn eine hohe Bedeutung. Im Traum forderte ihn sein geistlicher Vater, der ehemalige Abt des Klosters Corbie, Adelhart, in dunkeln prophetischen Worten auf, auszuziehen nach Schweden. Ansgar war entschlossen. Mit dem Priester Erimbert und einem Abgesandten des Königs Horik zog er nach Schweden, wo damals Olaf regierte. Nach zwanzigtägiger

Fahrt landete er in Birka. Die Anhänger der Götter waren wieder laut geworden, so laut daß man Ansgar abrieth, das Wort zu verkünden. Es gelang ihm indessen, auf den König Olaf einen solchen Eindruck zu machen, daß dieser sich entschloß, die Entscheidung einer Volksversammlung zu überlassen. Das Loos sollte geworfen werden. Das war ein gewagtes Spiel: Ansgar hatte Freudigkeit. In der Versammlung trat eine Partei auf, welche versicherte, daß auf der See Christus Vielen, welche ihn angerufen, Hülfe gebracht habe: man möge doch solchen Nutzen dem Lande gönnen. Das Loos entschied für Zulassung des Christenthums. Nachdem dieß erreicht, der Grund zu einer Kirche gelegt, Erimbert zum Dienste Gottes daselbst geweiht war, kehrte Ansgar in die Heimat zurück. Die Zeit seines Abscheidens nahete sich. Ein Mann von unermüdlicher Thatkraft und doch tiefer Demuth, quälte er sich fortwährend mit dem Gedanken, er habe dem Herrn nicht Opfer genug gebracht. Eine himmlische Stimme verkündete ihm, er solle der Vergebung der Sünden und der Erfüllung alles dessen sich getrösten, was Gott ihm verheißen. Der 3. Februar 865 war sein Todestag. Dieser Mann, ein Heiliger wie irgend einer, starb mit den Worten: Gott sei mir Sünder gnädig! —

Sei unser Ende wie dieses Gerechten! Amen.

Otto von Bamberg.

Ein Missionsvortrag (1857).

Was in unserer reiselustigen Zeit viele Wanderer nach der alten Stadt Bamberg zieht, das ist der Dom von Bamberg, welcher die Gebeine zweier Kaiser und sogar eines Papstes umschließt. Wir Protestanten sind nun von Jugend auf unterwiesen worden, daß die Kirche Jesu Christi nichts zu thun habe mit dem was des Kaisers ist und mit dem Papstthum nur in den Zeiten ihrer Veräußerlichung zu schaffen gehabt habe. Aber schon der Anblick dieser ehrwürdigen Kirche sagt uns, daß der Andacht, die sich zum Himmel erhebt, solch ein himmelstrebender Bau nicht widerstrebe. Und die Geschichte der mittelalterlichen Kirche kennt einen Bischof von Bamberg, der das Ansehn und die äußern Mittel seiner Stellung nur in den Dienst des Reiches Gottes stellte, nach welchem er zuerst trachtete. Sein Name ist Otto von Bamberg. An seinen Namen knüpft sich die Bekehrung eines deutschen Landes, Pommerns.

Otto stammte aus einem edlen Geschlecht aus Schwaben. Indeß war seine Familie nicht im Stande, ihm alle Bildungsmittel zu gewähren, die sein nach Wissenschaft strebender Geist begehrte. Als er herangereift war, wanderte er in der Hoffnung für sein Wissen einen dankbaren Boden zu finden nach Polen. Er fing klein an. Aber Alles gedieh, was er angriff. Der Schulmann ward bald den Großen des Reiches befreundet, durch die Großen dem Herzog von Polen. Er gab diesem, der damals Wittwer war, den Rath, sich mit einer Schwester des Kaisers Heinrich IV. zu verbinden. Die Ausführung dieses Vorschlags steigerte sein Ansehn beim Herzog. Die Herzöge von Polen waren aber damals mächtige Herren, die auch jenseits ihres Reiches slavische Völker sich unterworfen hatten. Und was sie ihren Waffen unterworfen hatten, das wollten sie auch gern Christo unterwerfen. Denn noch viele dieser slavischen

Völker waren Heiden. Otto hatte sich in Polen Alles gründlich angesehn, auch sich die slavische Sprache angeeignet, die damals bei den Deutschen in Verachtung war. Aber seines Bleibens sollte dort vorerst nicht sein. Er kam an den Hof des Kaisers Heinrich IV. Die Geschichte dieses Kaisers ist mit großen Schatten bedeckt. Aber auf seinem Verhältniß zu Otto ruht ein erquickliches Licht. Er betete mit Otto viel aus den Psalmen. Das Psalmbuch kam gar nicht von des Kaisers Seite. Einst fehlte es zur großen Betrübniß des Kaisers. Da fand es sich unter seinem Kopfkissen und neu gebunden. Otto hatte es binden lassen. Das nahm der Kaiser ihm hoch auf. Ich werde dich, sagte er zu Otto, in ein bischöflich Gewand binden lassen. Der Kaiser, der sich zum großen Verdrusse der Päpste erlaubte die Bisthümer Deutschlands mit Männern seiner Wahl zu besetzen, trug ihm das Bisthum zu Augsburg, dann zu Halberstadt an. Der demüthige Otto schlug es ab, weil er sich solchem Amte nicht gewachsen hielt. Da kamen an den Kaiser von Bamberg Ring und Stab, die Zeichen der bischöflichen Würde, welche der entschlafene Bischof Rupert von Bamberg getragen hatte. Das war ein bedeutendes Bisthum, Bamberg. Mancher Edle an dem Hofe des Kaisers hoffte es zu erlangen. Die Bamberger baten Gott flehentlich um einen rechten Bischof. Während ihre Boten zum Kaiser eilten, hielten sie Bittgänge auf dem Michaelsberge in Bamberg. Als der Kaiser zu den Boten sagte, er habe Einen ausersehen nach langer und gewissenhafter Erwägung, fragten dieselben, wer es wäre. Da nahm der Kaiser Otto bei der Hand: Der ist es. Verwundert maßen die Gesandten den Mann mit den Augen, den sie nicht kannten. Den kennen wir nicht, sagten sie: wir wissen nicht, wo er her ist. Ei, sagte der Kaiser, Bamberg ist seine Mutter und sein Vater bin ich. Und wehe dem, fügte er hinzu, der es wagt, den Mann meiner kaiserlichen Wahl anzutasten. Die Gesandten wurden bald inne, daß Otto wohl der rechte Mann wäre. Das war am 4. Advent des Jahres 1102. Am Tage von Mariä Reinigung, am 2. Februar, hielt Otto seinen Einzug in Bamberg. Ein unübersehbarer Zug ging ihm feierlich entgegen. Als er den Dom von Bamberg sah, stieg er vom Pferde und ging barfuß durch Schnee und Eis, so daß er im bischöflichen Palast ganz erstarrt ankam. Er war durch kaiserliche Wahl Bischof. Aber ohne des Papstes Einwilligung mochte er dieß Amt nicht haben. Papst und Kaiser

lagen damals eben im Punkte der Bischofswahl im Kampfe. Otto brach nach Italien auf, traf den Papst in Anagni, legte ihm die Zeichen seiner bischöflichen Würde zu Füßen und reiste ab. Der Papst aber ließ ihn durch Boten einholen und weihte ihn zum Bischof am Tage der Pfingsten. Er war ein Bischof im Sinne des ewigen Bischofs unserer Seelen. Der Bischof von Bamberg war ein Reichsfürst, mit Macht und Ansehn, mit Land und Leuten, mit vielen Gütern ausgerüstet. Und Otto war ein Mann von edler Gestalt, ein Mann, der mit Fürsten und Herren umzugehen verstand, ein Mann, der im Dienste des Kaisers Güter zu verwalten gelernt hatte. Man kann es aus seinem Leben im Einzelnen nachweisen, daß der Gott, der da spricht: Ich habe dich gezogen wie ein Mann seinen Sohn ziehet, ihn erzogen hatte zu diesem Berufe. Es ist schon menschlich wahr, daß nur Der Andere beherrschen kann, der sich selbst zu beherrschen im Stande ist. Evangelisch lautet das: So Jemand unter euch will gewaltig sein, der sei euer Diener (Matth. 20, 26.). Das höchste Amt in der Kirche des Herrn ist der höchste Dienst. In diesem Bewußtsein nannten sich die Bischöfe in Rom Knechte der Knechte Gottes. Freilich kommt es nicht auf den Titel, sondern auf die That an. Otto war der Diener seiner Gemeinde, der Diener Derer, welcher Fürst er war. Welche Mittel standen ihm zu Gebote. Er benutzte sie nicht, wie so viele seiner Amtsbrüder, deren Genußsucht, Weltlichkeit, Hochmuth dem geistlichen Amte einen bösen Namen machte. Er ging in elenden Kleidern umher, mit geflickten Schuhen. Nie aß er sich satt. Worin er unersättlich war, das war die Lust Andere zu speisen. Einst in der Fastenzeit, die damals durch allgemeinen Mangel von Gott selbst geschärft war, brachte man ihm einen Hecht, der ziemlich theuer erkauft war. Gott bewahre, sagte er, daß der elende Otto in solcher Zeit so viel Geld verschlingen sollte. Bring diesen Hecht meinem Herrn Christus, der mir theurer ist als ich mir selber. Bring ihn einem Kranken. Eine fürchterliche Theuerung herrschte damals im Lande. Viele starben vor Hunger, so Viele, daß man sie nicht begraben konnte. Was Otto geben konnte, gab er. Tag und Nacht besuchte er die Kranken. Wie Tobias begrub er Viele im Stillen. Einst ging er mit seinem Diener durch Bamberg. Da drang ein Leichengeruch zu ihm. Ihm folgend fand er den Leichnam eines verhungerten Weibes im Gebüsche. Aus Otto's Augen

drang ein Thränenstrom. O des menschlichen Elends und des Strafgerichtes Gottes. An dem Tage, wo dieß unglückliche Weib gestorben ist, habe ich Elender Brotes die Fülle gehabt. O Herr, ich bitte für ihre Seele. Und nun faßte er ihren Leib an der einen Seite an, indem er seinen Diener bat, an der anderen Seite ihn anzufassen. Sein Diener aber, der solch ein Geschäft seiner unwürdig hielt, beschwor ihn, er möge doch das Anderen überlassen. Wie, sagte der Bischof, es soll eine Schande für mich sein meine Schwester anzurühren, eine Tochter Adam's und was mehr sagen will, eine Tochter der Kirche? Mit widerstrebendem Herzen griff der Diener zu und Beide brachten die Leiche auf den Kirchhof: ein Priester, der ihnen begegnete, sang ein Todtenlied. Das Leichenfest aber richtete der Bischof aus, indem er alle seine Vorrathskammern den Armen preisgab. Die Liebe zum Volke war es, die diesen Bischof trieb gegen die Sitte seiner Zeit in deutscher Sprache zu predigen. Er sprach nicht in allgemeinen Worten, sondern nach Zeit und Ort. Und es strömte von seinen Lippen. Als er noch am Hofe des Kaisers war, hatte er eine besondere Gabe in der Leitung von Bauten zur Ehre Gottes bewiesen. Die kam dem Bischof jetzt zu gute. Er baute den Dom zu Bamberg, der bis auf die Mauern ausgebrannt war, wieder auf, und so fest, daß er dem Feuer trotzen konnte. Besonders aber baute er viele Klöster, in denen er auf der Pilgerstraße dieses Lebens Samariterherbergen sah, die Wunden der Welt auszuheilen.

So hatte Otto über zwanzig Jahre in seinem Bisthum gewaltet, als ihn der Herr zu einem anderen Dienste ausersah. Im Osten von Deutschland hatten sich bis an die Saale unter verschiedenen Namen die slavischen Völker niedergelassen, die bei ihrer Einwanderung noch Heiden waren. Die Kaiser aus dem Hause Sachsen gründeten zur Bekehrung dieser Völker die Bisthümer von Brandenburg, Havelberg, Magdeburg, Merseburg, Meißen, Zeitz. Einen solchen Missionsposten hatte Otto nicht. Aber er hatte ja längere Zeit in Polen gelebt, die slavische Sprache gelernt und mit Augen gesehen, wie viele noch der slavischen Völker ohne Gott, ohne Hoffnung in dieser Welt lebten. Zu dem slavischen Völkerstamme gehörten die Pommern, die den noch also benannten Länderstrich an der Ostsee bewohnten. Jetzt wird Pommern nicht gerade zu den vorzugsweise von der Natur begünstigten Ländern

gerechnet. Die damaligen Schriftsteller sprechen aber von Pommern als von einem Lande, wo Milch und Honig fließe. Dazu kam der Handel, welchen die Ostsee und die in die Ostsee mündende Oder begünstigten. Auf einer der Inseln in der Odermündung, auf der Insel Wollin, lag eine Stadt, Julin genannt, von außerordentlichem Umfange, ein Stapelplatz, auf dem Normannen, Deutsche, Russen, Griechen ihre Waaren austauschten, zugleich einer der Hauptsitze des Heidenthums. Die Gunst der Natur und des Handels hatte einen solchen Wohlstand unter die Pommern gebracht, daß es fast keine Armen daselbst gab. Und dieser Reichthum übte doch keinen verweichlichenden Einfluß auf die Pommern. Es war ein Volk wilder, überschäumender Kraft, das kühne Thaten liebte. Da lag an der Ostsee eine Seeräuberburg, Jomsburg genannt, wo man keine Frauen, keine Kinder, keine Greise duldete, sondern nur Männer, deren Muth man beim Eintritt dadurch erprobte, daß man ihnen mit dem Schwert in das Gesicht schlug, ohne daß sie die Augen bewegen durften. Die nun führten ein keck abenteuerndes Räuberleben. Sonst lebten die Pommern in bürgerlicher Ehrbarkeit. Diebstahl kam nicht vor. Man kannte keine Schlösser für Hab und Gut. Leben und leben lassen, das war die Art der Pommern. Sie waren überaus gastfrei. In jedem Hause war ein Gastzimmer, das Jedem offen stand, wer es auch war, wenn er es bedurfte. Und dem Gastfreunde hielt man Treue. Sie hatten eigene Herzöge, die in festen Schlössern lebten. Bei allem kriegerischen Muthe waren indeß die Pommern in Abhängigkeit von den Herzögen von Polen gekommen.

Herzog von Polen war damals Boleslav. Er hatte die slavischen Völker, die sich von der polnischen Oberhoheit hatten losreißen wollen, seinen Arm schwer fühlen lassen. Aber er hatte auch die ernste Absicht, sie zum Christenthum zu bekehren. Und es fand sich ein Mann, der den Pommern das Christenthum predigen wollte. Es war ein spanischer Bischof, Bernhard genannt. Er war einst ein Einsiedler gewesen und nun wollte er unter den Pommern eine Märtyrerkrone sich verdienen. Es mochte viel Eifer in ihm sein. Aber Eifer ist noch kein Beweis für den Missionsberuf. In elender Gestalt, nackt und bloß, trat er in Julin auf. Aber die Einwohner wollten nichts von ihm wissen. Er kündigte sich als einen Abgesandten des Gottes an, der Himmel und Erde geschaffen, und mußte

von den Pommern hören, das sei eine Lüge, denn solche Bettler mache der Herr Himmels und der Erden nicht zu seinen Gesandten. Er wollte seine göttliche Sendung durch die Feuerprobe beweisen und vernahm die Antwort, daß dieß Wahnsinn sei. Er ergriff die Axt, um einen heiligen Baum umzuhauen und verdankte es nur dem Mitleid der heidnischen Priester, daß er nicht auf der Stelle getödtet ward. Man warf ihn endlich in ein Schiff mit den Hohnworten, er möge den Fischen predigen. Dieser Bernhard kam nun im Gefühle einer verfehlten Sache nach Bamberg. Aber die Sache selbst hielt er für nothwendig. Und er glaubte in Otto von Bamberg den Mann gefunden zu haben, der sie hinausführen könnte. Dazu kam eine Aufforderung des Herzogs Boleslav, der sich Otto's noch wohl erinnerte aus den Zeiten seines Vaters. Otto erkannte den Ruf des Herrn und war bereit ihm zu folgen, so unbegreiflich dieser Schritt auch den Meisten von denen war, die ihm nahe standen. Mit einem zahlreichen Geleite, mit allen Mitteln eines deutschen Fürsten, im Glanze eines Bischofs zog er in Gnesen, damals der Hauptstadt von Polen, ein. Der mächtige Herzog zog ihm an der Spitze eines ungeheuren Gefolges entgegen und empfing ihn wie einen Gast aus einer höhern Welt. Diese Gunst des Herzogs von Polen ist für die Mission unter den Pommern von entscheidender Bedeutung gewesen. Wie oft hat das Schwert dem Kreuze den Weg gebahnt. Wie oft hat das Schwert den harten Nacken der wilden Naturvölker erst brechen müssen, ehe sie sich beugen lernten unter das sanfte Joch Dessen, der von Herzen demüthig war. Nach kurzem Aufenthalt brach Otto nach Pommern auf. Der Weg ging durch einen ungeheuren Wald, an dessen Ausgang ein pommerscher Herzog Namens Wratislav mit seinen Kriegern in zweifelhafter Haltung stand. Die Soldaten des Herzogs hatten nicht übel Lust, die Begleiter Otto's anzugreifen, bis das würdevolle, ruhige und doch mannhafte Benehmen des Bischofs sie in die Schranken wies. Der Herzog Wratislav selbst war Christ und hatte überdem in dem Bischof den Begünstigten des Polenherzogs zu beachten. Nach dieser Begegnung kam Otto mit seinem Gefolge in der Stadt Pyritz an. Die Einwohner feierten eben ein großes Götterfest, wozu sich Tausende aus der Umgegend eingefunden hatten, mit wilder Lust. In solcher Stunde wollte Otto nicht einziehen. Er ließ Zelte vor der Stadt aufschlagen. Paulitzky aber,

ein kluger, der Verhältnisse kundiger Mann, den ihm Boleslav zum Beistand gegeben hatte, ging am andern Tage in die Stadt, um den Einwohnern zu sagen, daß ein deutscher Bischof, der ein geruhiges und glänzendes Leben in der Heimat hätte führen mögen, gekommen sei, ihnen das Heil zu bringen. Er bringe ihnen nur, was anzunehmen sie längst dem Herzog von Polen gelobt hätten. Die Einwohner von Pyritz wollten vor Allem den Bischof sehen. Und so zog denn Otto im bischöflichen Gewande mit seinem Gefolge ein. Dann trat er auf einen erhabenen Ort und verkündete ihnen, daß ihn nichts Anderes zu ihnen führe als die Sorge um ihr Heil. Sieben Tage unterrichtete er sie. Sie nahmen das Wort willig an. Dann folgten Fasttage. Und nun die große feierliche Taufe. Sieben Tausend waren in zehn Tagen dem Herrn gewonnen worden. Scheidend legte ihnen Otto an's Herz, wie es nun vor Allem darauf ankomme, daß sie treu dem Herrn verblieben, daß sie, die in der Taufe gereinigt worden wären von allen Sünden, nicht in den Schmutz des Heidenthums zurücksänken. So viel hatte Otto in Pyritz in 20 Tagen ausgerichtet. Sein Weg führte ihn nun nach Cammin. Dort gelang es ihm, auf Herzog Wratislav und seine Gattin, die äußerlich Christen waren, einen entscheidenden Eindruck zu machen. Die erste Kirche in Pommern ward dort gegründet. Gott hatte den Anfang wunderbar gesegnet. Unter freudigen Hoffnungen konnte Otto nicht aufhören zu sagen: Hebet eure Augen auf und sehet, das Feld ist weiß zur Ernte. Aber sein Weg wäre nicht der Weg des Lichtes gewesen, wenn er nicht auch der Weg des Kreuzes gewesen wäre. Es kam Alles darauf an, wie er in den Hauptstädten Julin und Stettin würde aufgenommen werden.

In der großen Handelsstadt Julin war ein herzogliches Schloß, das Schutz bot. Man beschloß des Nachts unvermerkt in das Schloß einzuziehen. Am andern Morgen lief das Gerücht durch die Stadt, daß in dem Schlosse die Feinde der Götter angekommen wären. Ein Volksaufstand entstand. Der wüthende Haufe drang in das Schloß ein. Otto glühte vor heiliger Begeisterung, herauszutreten um für Christi Ehre den Tod zu erleiden. Indessen bewirkte Paulitzky, sein polnischer Geleitsmann, daß man ihnen freien Abzug gestattete. Mit Mühe und Noth drangen sie durch die schmutzigen Straßen hindurch. Als sie in die Nähe einer Brücke kamen, führte ein roher Mensch einen tödtlichen Streich auf Otto. Zum Glück

traf er nicht das Haupt, sondern eine Schulter. Der Bischof sank nieder. Da deckte ihn der treue Paulitzky mit seinem Leibe gegen die feindlichen Streiche. Mit Mühe und Noth retteten sie sich aus der Stadt heraus. Otto blieb nun mit den Seinigen fünf Tage in der Nähe. Die Verständigen in Julin fühlten wohl, wie schlecht sie den Bischof behandelt. Sie hatten die Rache des Herzogs von Polen zu fürchten. Endlich erklärten sie dem Bischof, sie würden sich entscheiden, wie Stettin entscheiden würde. Es kam also Alles auf die Bekehrung dieser Stadt an. Geleitet von einem Christen aus Julin zog Otto nach Stettin. In der Dämmerung gingen sie in das Schloß. Am andern Morgen früh redete Paulitzky mit den Ersten der Stadt. Die aber mochten nichts vom Christenthum hören. Sie seien vollkommen zufrieden mit ihrem alten Glauben. Gegen den neuen aber hätten sie Mißtrauen. Unter den Christen fänden sich Diebe, Mörder, Menschen an Füßen und Augen verstümmelt, Laster und Strafen aller Art. Ein Christ verfluche den andern. Von dieser Religion wollten sie nichts wissen. Paulitzky erwiederte, er werde durch Gesandte die Angelegenheit dem Herzog von Polen zur Entscheidung vorlegen. Da erschraken die Stettiner. Sie wollten auch Gesandte an den Herzog schicken. Würde der ihnen beständigen Frieden und Erleichterung der Abgaben zusagen, so wollten sie nichts gegen das Christenthum haben. Das war nun freilich eine niederschlagende Art, auf das Christenthum einzugehen. Indessen gab sich Otto alle Mühe, von innen heraus auf die Gemüther zu wirken. An Markttagen, wo das Landvolk in die Stadt strömte, ging er in bischöflichem Gewande mit vorangetragenem Kreuze auf die volkreichen Plätze, um das Heil in Christo zu predigen. Er predigte durch seinen Wandel, durch Opfer der Menschenfreundlichkeit, die er brachte. Aber es wollte sich doch nirgends rechte Frucht zeigen. Wie allenthalben in Pommern gab es auch hier Christen, die sich freilich in der Stille hielten. So lebte in Stettin eine Frau, die in ihrer Jugend aus einem christlichen Lande entführt, um ihrer Schönheit willen zur Gattin eines angesehenen Mannes erhoben, ihren Glauben im Stillen fortgepflanzt hatte. Ihre zwei Söhne, in denen der von der Mutter in sie gelegte Keim fortwirkte, näherten sich dem Bischof, wurden freundlich von ihm aufgenommen, in der Glaubenslehre unterwiesen, endlich ohne Wissen ihrer Eltern getauft. Nach der Taufe mit weißen Kleidern

beschenkt, blieben sie beim Bischof acht Tage. Das vernahm die Mutter. Als sie auf des Bischofs Einladung kam, ihre Kinder zu sehen, fand sie den Bischof auf dem Rasen sitzend, ihre Kinder in weißen Gewändern zu seinen Füßen. Das ergriff sie so, daß sie vor Freude ohnmächtig niedersank. Sie pries sich glücklich, daß Gott ihre stillen Gebete erhört und ihre Kinder durch das Bad der Wiedergeburt zu seinen Kindern gemacht hatte. Sie verkündete dem Bischof, daß in der Stadt ein großes Volk des Herrn harre. Der Bischof beschenkte sie und ihre Kinder mit kostbaren Kleidern. Von dieser Mutter mit ihren Kindern ging eine Mission von innen aus, die der Bekehrung der Stadt im Großen den Weg bahnte. Es übte diese Frau mit ihren Kindern die Pflichten des allgemeinen Priesterthums, zu verkünden die Tugenden deß der uns berufen hat von der Finsterniß zum Licht. Diese Frau gewann ihre Hausgenossen, ihre Nachbarn, ihre Freunde. Ihre Söhne aber warben unter den Jünglingen Jünger des Herrn. Und nun kam die Botschaft des Herzogs von Polen, der Alles zugestand, was die Stettiner zur Bedingung ihres Eintritts in die christliche Kirche gemacht. Die heidnischen Tempel fielen. Man bot die ungeheuren Schätze, die sie enthielten, dem Bischof Otto. Der aber nahm nur das Götzenbild des Triglav, um es nach Rom als Siegeszeichen zu schicken. Er ging aber sogleich daran Kirchen zu erbauen. Nachdem Stettin also bekehrt war, fiel dem Evangelium auch Julin zu. Otto gründete dort ein Bisthum, das später nach Cammin verlegt ward. Nachdem also die Hauptbollwerke des Heidenthums gefallen, ergaben sich auch kleinere Städte dem christlichen Glauben, wie Colberg, Belgard u. a. Das Alles hatte Otto in 11 Monaten erreicht. Er war im April 1124 von Bamberg aufgebrochen und konnte 1125 das Osterfest wieder in Bamberg feiern.

Etwas schnell, massenhaft und äußerlich war es nun freilich mit der Bekehrung in Pommern zugegangen. Es waren noch zu starke Reste des Heidenthums vorhanden im Lande, die Einwirkung heidnischer Nachbarvölker zu groß, und, was die Hauptsache war, noch zu viel Heidenthum in den Herzen, als daß nicht ein Rückschlag zu befürchten war. Es kamen die dringendsten Briefe, doch zurückzukehren, an Otto vom Herzog Boleslav von Polen. Und Otto konnte nicht widerstehen. Er brach im Frühling 1128 auf und gelangte über Halle, Magdeburg, durch die Mark nach der Grenz-

stadt Demmin. Da traf er den Herzog Wratislav von Pommern, der eben von einem Kriegszug zurückgekommen war und die Gefangenen ohne Rücksicht auf Alter und Verwandtschaft unter seine Soldaten vertheilen wollte. Mit Bitten und mit Geld erreichte Otto eine Milderung dieses Verfahrens. Das Christenthum war in den Herzog noch nicht tief eingedrungen. Indeß versprach er auf einem Landtag in Usedom das Seinige für Otto und seine Sache zu thun. In der That ging zu Usedom besonders durch Wratislav's Einfluß der Beschluß durch, daß das Christenthum frei sich ausbreiten dürfe. Was aber hier beschlossen war, war damit noch nicht allenthalben anerkannt. Das Heidenthum hatte namentlich in Wolgast noch viel Kraft. Ein Bauer ging einst nach Wolgast. Da hörte er aus dem Waldesdunkel eine Stimme, welche ihm gebot still zu stehen. Erschrocken stand er still und sah eine weiße Gestalt, die sich den höchsten der Götter nannte und gebot, er möge in der Stadt sagen, daß sie Keinen, der eine neue Religion einführen wolle, sollten leben lassen. Als der Bauer diesen Auftrag ausrichtete, war es besonders ein Priester, der diese ganze Erscheinung als unwahrscheinlich darstellte. Der Bauer aber ward durch diesen Widerspruch nur herausgefordert, desto lauter die Wahrheit seines Gesichtes zu bekräftigen. Und das wollte jener Priester haben. Denn er war es gewesen, der im Walde dem Bauer erschienen war. Das aufgeregte Volk schwur den Bischof und seine Anhänger zu tödten, wenn sie in die Stadt kämen. Zwar nicht der Bischof, aber zwei Priester aus seinem Geleite kamen nach Wolgast und wurden von der Frau des Bürgermeisters nach pommerscher Art gastfreundlich aufgenommen. Sie waren in großer Gefahr mehrere Tage, bis der Bischof unter dem bewaffneten Schutze des Herzogs ankam. Nun war jede Gefahr vorüber. Aber der heidnische Haß war nur künstlich niedergehalten. Ein Priester war zu weit vorgegangen. Das Volk stürzte über ihn her. Ihm blieb nichts übrig als in den Tempel des Kriegsgottes zu flüchten. Aber ein christlicher Priester in einem heidnischen Tempel? Die Masse mußte glauben, er wolle ihn zerstören. Der Tempel des Kriegsgottes war mit Waffen aller Art bedeckt. Der Priester ergreift einen Schild. Und dieß war ein Schild, der in des Volkes Meinung Jeden, der ihn trug, unverletzbar machte. Alles wich vor dem Priester zurück. Er war gerettet. In Gützkow drang Otto auf das Bestimmteste darauf, daß die

Götzentempel niedergerissen wurden, sorgte aber dafür, daß der Bau einer christlichen Kirche in aller Pracht begonnen wurde. Ein großes Kirchweihfest ward gefeiert. Das war von Otto weise veranstaltet, um den Bekehrten einen Ersatz zu bieten für die altheidnischen Volksfeste. Otto sprach, daß man vor Allem den Tempel des eigenen Herzens Gott weihen müsse. Ja, redete er den Fürsten Mizlav an, du bist das wahre Haus Gottes. Diese äußere Weihe hilft dir nichts, wenn du dich nicht Gott weihst. Wie geschieht denn das? fragte Mizlav. Wenn du alle Gewaltthat lässest, wenn du thust, wie wir im Vaterunser bitten: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Es hatte aber Mizlav viele seiner Schuldner in's Gefängniß werfen lassen. Gieb diese Schuldner frei, sagte Otto. Wohl, sagte Mizlav seufzend, ich gebe sie frei. Otto wußte aber, daß noch ein dänischer Prinz, dessen Vater Mizlav viel schuldig war, gefangen saß. Ihn frei zu bitten, wagte er doch nicht. Er forderte seine Priester auf, in Mizlav zu dringen. Der aber zögerte. Endlich gab er doch nach. Meinen Leib und all meine Habe will ich meinem Herrn Christus schenken. Auch in Stettin kam es zu Reibungen zwischen den höheren Ständen, die meist Christen waren, und den niederen, welche von den Priestern fanatisirt wurden. Als es sich zum Sturme anließ, siegte die himmlische Zuversicht, der erhabene Todesmuth des Bischofs über die Massen. Die Einführung des Christenthums ward beschlossen. So gelang es denn dem apostolischen Mann, das heilige Werk, das er gegründet, auch zu befestigen. Und nachdem er dieß vollbracht, riefen ihn die Pflichten seines Amtes in die Heimat zurück. Die Zeit, die ihm noch zu leben vergönnt war, ging ganz in die Armen- und Krankenpflege auf. Alle Orte der Stadt Bamberg waren mit Armen und Kranken bedeckt. Er selbst aber, sagt sein Lebensbeschreiber, glich einem mit Früchten über und über bedeckten Oelbaum, der sich Allen bot, die da pflücken wollten. Alles was er als Reichsfürst hatte und vermochte, stand im Dienste der Lämmer seiner Heerde. Ich habe, sagte er, die Egypter beraubt, um die Israeliten reich zu machen. Und so starb er denn wie ein Vater unter seinen Kindern stirbt. An seinem Grabe legte der Bischof von Würzburg den Leidtragenden das Wort an's Herz: Selig sind die Barmherzigen, denn sie sollen Barmherzigkeit erlangen. Amen.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

mus; 5) Eschatologische Fragen; 6) Die Weissagung des HErrn vom Ende, Matth. 24 u. 25; 7) Die Zukunft Israels, Röm. 11, 11—32; 8) Der Ausgang der Dinge, 1 Kor. 15, 20—28; 9) Die Hoffnung der Gläubigen, 1 Theff. 2, 1—12; 10) Der Antichrist, 2 Theff. 2, 1—12; 11) Die Offenbarung Johannis übersetzt und kurz erklärt.

Luthardt, C. E., Consf.-R. Dr. u. Prof. d. Theol., **Die Offenbarung Johannis** übersetzt und kurz erklärt für die Gemeinde. (Besonderer Abdruck aus der Lehre von den letzten Dingen.) gr. 8. 1861. geh. 10 Ngr.

——, **Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christenthums**, im Winter 1864 zu Leipzig gehalten. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. geh. 1865. 1 Thlr. 6 Ngr.

——, **Ein Zeugniß von Jesu Christo.** 20 Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten. gr. 8. 1861. geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1) Jesus ist der Christ, Ev. Luc. 3, 15—17; 2) Die Erscheinung der heilsamen Gnade Gottes, Tit 2, 11—14; 3) Unsre Wallfahrt zu Jesu Christo, Ev. Matth. 2, 1—12; 4) Die Offenbarung der Herrlichkeit Jesu, Ev. Joh. 2, 1—11; 5) Jesus und das Volk, Ev. Joh. 2, 23—25; 6) Das Königthum Jesu Christi, Ev. Matth. 28, 18—20; 7) Die Erleuchtung des heiligen Geistes, Eph. 1, 15—19; 8) Die Kirche und die Welt, Apostelgesch. 8, 14—25; 9) Der Widerspruch wider den Namen Jesu, Apostelgesch. 19, 23—40; 10) Das Gedächtniß der Väter, Hebr. 13, 7; 11) Die Geduld des Christen, Jac. 5, 7. 8; 12) Das aufgedeckte Geheimniß Gottes, 2 Mos. 34, 4—10; 13) Der Ernst unsrer Pilgrimschaft, 1 Cor. 9, 24—10, 5; 14) Der siegreiche Gebetskampf, Ev. Matth. 15, 21—28; 15) Die Kirche unter dem Kreuz, Ev. Joh. 15, 18—25; 16) Die Gemeinschaft mit Jesu im heiligen Geist, Ev. Joh. 16, 5—15; 17) Der Betrug der Lüge, Ev. Matth. 7, 15—23; 18) Die Rettung des Verlornen, Ev. Luc. 15, 11—32; 19) Die Stufen des Christenthums, Ev. Marc. 9, 38—41; 20) Ihr seid der Propheten und des Bundes Kinder, Apostelgesch. 3, 22—25.

——, **Das Heil in Jesu Christo.** Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten. gr. 8. 1864. geh. 1 Thlr. 2 Ngr.

Inhalt: 1) Die Offenbarung Gottes in Christo, Ev. Luc. 1, 67—75; 2) Die rechte Gesetzeserfüllung, Röm. 13, 8—10; 3) Der Kampf des Christen, 1 Kor. 9, 24—27; 4) Der Kreuzesweg Jesu, Phil. 2, 5—11; 5) Der göttliche Grund unsres Christenstandes, Eph. 2, 4—7; 6) Der Gegensatz der Weltseligkeit und der Gottseligkeit, 1 Tim. 6, 6—10; 7) Das Wesen des Christenlebens, Kol. 3, 14—17; 8) Der doppelte Reichthum, Ev. Luc. 12, 16—21; 9) Der innerliche Sinn in Sachen der Religion, Ev. Joh. 2, 23—25; 10) Wie wir Jesum ehren sollen, Ev. Joh. 12, 1—13; 11) Die Friedensgabe des Auferstandenen, Ev. Joh. 20, 19—23; 12) Die Herrschaft Jesu Christi, Ev. Matth. 28, 18—20; 13) Die Probe der Wahrheit, Apostelg. 5, 34—42; 14) Das Leben des Christen im heil. Geist, Apostelg. 19, 1—7; 15) Der Weg zum Ziele, Apostelg. 21, 17—38; 16) Die sittliche That des Glaubens, Apostelg. 24, 24—27; 17) Die Liebe Gottes unser Leben, 1 Joh. 4, 9; 18) Wir sind des HErrn, Röm. 14, 7. 8; 19) Die christliche Berufserfüllung, Röm. 12, 6. 7; 20) Das Leben der Hoffnung, 1 Petr. 1, 13—16.

——, **Das Wort der Wahrheit.** Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig und auf Missionsfesten gehalten. gr. 8. 1866. geh. 1 Thlr. 2 Ngr.

Inhalt: 1) Wie viel Grund wir haben dem Vater Dank zu sagen, Kol. 1, 12—15; 2) Der Hingang Jesu zu Gott uns ein Gewinn, Ev. Joh. 14, 12—17; 3) Jesus Christus zu allen Zeiten, Hebr. 13, 8; Der Täufer und Christus, Ev. Joh. 1, 19—27; 5) Das Leben in der Gemeinschaft Gottes, Ev. Luc. 2, 41—52; 6) Das barmherzige Herz Jesu, Ev. Matth. 9, 35—38; 7) Der Opferweg Jesu, Ev. Matth. 21, 1—9; 8) Das doppelte Amt des heiligen Geistes, Ev. Joh. 16, 5—15; 9) Welches Geistes Kinder die rechten Jünger Jesu seien, Ev. Matth. 5,

1—12; 10) Die heilige Geduld Gottes, Ev. Luc. 13, 6—9; 11) Die doppelte Gottesordnung der wir verpflichtet sind, Ev. Matth. 22, 15—22; 12) Die ernste Predigt des Jahresschlusses, Jac. 4, 13—15; 13) Die Leidensgeduld des Christen, Hebr. 12, 1—6; 14) Welchen fröhlichen Muth uns unser Glaube giebt, Röm. 8, 31—39; 15) Von der Missionssaat, Ev. Luk. 8, 5; 16) Dein Reich komme, Ev. Matth. 6, 10; 17) Wie die Mission den Heiden Jesum Christum bringt, Ev. Joh. 12, 20—23; 18) Die Vorbereitung auf Christus im natürlichen Leben der Menschen, Ev. Luc. 1, 76; 19) Jesus Christus, der Weg, die Wahrheit und das Leben, Ev. Joh. 14, 6; 20) Kommet her zu mir Alle! Ev Matth 11, 28.

Luthardt, C. E., Cons.-R. Dr. u. Prof. d. Theol., **Zwei Bilder aus dem Leben unseres Heilandes.** Aus der Epiphanienzeit. gr. 12. 1865. geh. 4½ Ngr., cartonnirt mit Goldschnitt 6 Ngr.

1) Der zwölfjährige Jesusknabe und sein Leben in der Gemeinschaft Gottes (Luk. 2, 41—51).
2) Jesus in seiner Berufswirksamkeit und sein barmherziges Herz (Matth. 9, 35—38).

——, **Ueber kirchliche Kunst.** Vortrag auf Veranlassung des Vereins für kirchliche Kunst in Leipzig gehalten am 13. December 1863. 2. Aufl. 8. geh. 3 Ngr.

——, **Der Entwicklungsgang der religiösen Malerei.** Vortrag im Leipziger Kunstverein gehalten am 28. Dec. 1862. 8. geh. 3 Ngr.

——, **Ueber die Darstellung des Schmerzes** in der bildenden Kunst. Vortrag im Leipziger Kunstverein am 11. December 1864 gehalten. 8. geh. 3 Ngr.

——, **Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu.** Eine Besprechung der Schriften von Strauß, Renan und Schenkel, sowie der Abhandlungen von Coquerel, Scherer, Colani und Keim. Zweite Auflage. gr. 8. 1864. geh. 7½ Ngr.

——, **Das Gespräch Jesu mit Nikodemus** als Vorbild der Pastoralweisheit. Ansprache auf der Pastoralconferenz zu Hohenstein am 19. Juni 1861. 8. 2 Ngr.

——, **Ueberblick über den Inhalt des prophetischen Worts.** Abdruck aus dem Sächs. Kirchen- u. Schulblatt. 8. 1859. 2 Ngr.

——, **Predigt** über Ev. Luc. 8, 5 **am Jahresfeste des Reußischen Missionsvereins** den 21. September 1859 in der Pfarrkirche zu Greiz gehalten. 2½ Ngr.

Ströbel, K., Lic. d. Theol., **Ein protestantisches Wort** an den Bischof von Paderborn, Herrn Dr. Konrad Martin gerichtet. (Mit Vorwort von Dr. Guericke.) 8. geh. 12 Ngr.

Eine Antwort auf das viel besprochene „Bischöfliche Wort" Martins, und zugleich eine genauere Zerlegung dieser Martinsgans. Was man von einem Manne wie Ströbel zu erwarten hat weiß man im Voraus. Er führt das schärfste Messer und spürt den Trichinen bis in die Flügelspitzen nach. Er faßt die römische Kirche ganz nach alter Weise als die jesuitische Kirche auf, die mit den Pelagianismus verquickt ist; und wenn er mit einem Bischof wie Martin zu thun hat, ist er damit im vollen Rechte. Aber wer sich auch für Martins bischöfliches Wort nicht mehr interessirt, wird doch in diesem Schreiben eine sehr inhaltsreiche und belehrende Streitschrift finden zu der sich der Verfasser um so mehr veranlaßt sah, als er auch nach Martins Behauptung zu dessen abtrünnigen Schafen oder Böcken gehört, und daher von seinen Hörnen Gebrauch gemacht hat. (Münkel's Zeitblatt 1866 No. 15.)

Von den in demselben Verlage erschienenen einzelnen

Predigten, Vorträgen und Abhandlungen

sind noch folgende vorräthig und jetzt zu 2 Ngr. für jede Nummer, bei Auswahl mehrerer aber je 6 zusammen für 8 Ngr., durch jede Buchhandlung zu beziehen:

1. **Besser**, W. F., Moses und Pharao. Predigt über 2 Mos. 5, 1—4.
2. ——, Unsere Krone. Reformationspredigt über Offenb. 3, 11.
3. **Closter**, E., Der Glaubenssieg des Cananäischen Weibes. Pred.
4. ——, Missionspredigt über Sach. 2, 1—13.
5. ——, Wie hat sich die Amtsthätigkeit des luth. Pastors von dem Grunde der kirchlichen Rechtfertigungslehre aus zu gestalten? Conf.-Vortrag.

6.7. **Diedrich**, J., Wider den Chiliasmus. 2 Hefte.

8. **Genzken**, E., Das gute Recht unsrer kirchlichen Symbole.
9. **Harleß**, A. v., Was heißt sich nicht schämen des Evangeliums? Predigt über Röm. 1, 16 f.
10. ——, Welches sind die Propheten, deren wir bedürfen? Predigt über Luk. 3, 15—17.
11. **Harnack**, Th., Die luth. Kirche im Lichte der Geschichte. Conf.-Vortrag.
12. **Kahnis**, K. F. A., Adventspredigt über Jer. 31, 31—34.
13. ——, Predigt über das Evangelium von den zehn Jungfrauen.

14.15. —, Zwei Predigten über Eph. 2, 19—22 u. Ev. Joh. 15, 26 ff.

16. ——, Rede zum Gedächtniß Melanchthons.
17. ——, Die moderne Unionsdoktrin. Conferenz-Vortrag.
18. **Kilian**, J., Die nothwendige Vorsicht luther. Christen bei jetziger Glaubensverwirrung. Predigt am Reformationsfeste.
19. **Luthardt**, C. E., Das Gedächtniß der Väter. Predigt über Hebr. 13, 7.
20. ——, Die Friedensgabe des Auferstandenen. Predigt über Joh. 20, 19 f.
21. ——, Die Geduld des Christen. Predigt über Jak. 5, 7. 8.
22. ——, Das Gespräch Jesu mit Nikodemus. Conferenz-Vortrag.
23. ——, Das Gleichniß vom verlornen Sohn. Predigt.
24. ——, Die Kirche und die Welt. Predigt über AG. 8, 14—25.
25. ——, Das Königthum Jesu Christi. Predigt über Matth. 28, 18—20.
26. ——, Ueberblick über den Inhalt des prophetischen Worts.
27. ——, Der Widerspruch wider den Namen Jesu. Pred. üb. AG. 19, 23—40.
28. **Nagel**, J., Herr nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren. Ged.-Predigt über Luk. 2, 22—32.
29. **Pistorius**, Der selige Dienst Jesu Christi. Predigt über Joh. 12, 25. 26.
30. ——, Ueber Kraft und Form der Absolution.
31. **v. Zezschwitz**, Abraham's Fürbitte. Predigt über 1 Mos. 18, 17 f.

32.33. ——, Die Zeugen Christi und die erste Lebensthat der Kirche. Zwei Predigten.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Predigten

von

Dr. Karl Fr. Aug. Kahnis,

ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Leipzig und Domherrn des Hochstifts Meißen.

Zweite Sammlung.

Leipzig,

Dörffling und Franke.

1871.

Vorwort.

Wenn ich zu der im Jahre 1866 erschienenen Sammlung von Predigten eine zweite füge, so geschieht es abermals mit dem Bekenntnisse, daß ich, der ich nicht Prediger von Beruf bin, mir der Mängel bewußt bin, welche allen nicht aus den Erfahrungen des geistlichen Amtes geschöpften Predigten anhaften. Indeß darf ich aus der Thatsache, daß von diesen Predigten mehrere auf Verlangen schon gedruckt worden sind, andere wenigstens gedruckt werden sollten, entnehmen, daß sie nicht ohne Segen geblieben sind. Und so wünsche ich dieser zweiten Sammlung dieselbe nachsichtige Aufnahme, die man, soweit ich es übersehen kann, der ersten geschenkt hat.

Der größere Theil dieser Predigten ist an den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen in hiesiger Universitätskirche gehalten worden. Nach der schon im Vorwort zur ersten Sammlung erwähnten Einrichtung unseres akademischen Gottesdienstes können die Predigten eines ordentlichen Professors der Theologie, der nur im weiteren Sinn Universitätsprediger ist, wenn sie auch mehreren Jahren angehören, sich nur auf einen kleinen Theil des Kirchenjahres erstrecken. In dieser Sammlung ist Advent, Weihnachten, Epiphanias, Fasten, Pfingsten und die letzte Trinitatiszeit vertreten.

An diesen Stamm schließen sich mehrere Predigten an, die auf besondere Veranlassung gehalten worden sind: Ueber Heidenmission in Meiningen, über Innere Mission in Dresden, über die Sache des Gustav-Adolph-Vereins in Zwickau und Bayreuth und endlich zwei Predigten bei Beginn und bei Beendigung dieses Krieges, die sich indeß an die verordneten Sonntagstexte anschließen.

Gott wolle unserem Vaterlande den so blutig errungenen Frieden erhalten, Allen aber, die sich seiner Segnungen freuen, den Frieden Gottes geben in Jesu Christo unserem Herrn.

Leipzig, den 6. März 1871.

D. Kahnis.

Inhalt.

Ich bin nicht gekommen das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen.

Predigt am 2. Advent 1868 über Matth. 5, 17—19.

Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn. Amen.

Was Paulus an Timotheus schreibt: Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum. Denn alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit (2 Tim. 3, 15. 16.): das ist an Jeden von uns geschrieben. Wir sind von Jugend auf in der heiligen Schrift unterwiesen worden und leben als Protestanten der Ueberzeugung, daß sie das allein wahre Richtmaß des Glaubens sei. Während die römische Kirche stets den Grundsatz ausgesprochen und befolgt hat, daß die Schrift nicht für Jedermann sei, hat Luther sie in's Deutsche übersetzt, damit sie Jeder lesen und verstehen könne. Jeder Protestant soll mit Denen in Beröa täglich in der Schrift forschen, ob sich's also hielte. Und wie immer der Fortschritt der Weltgeschichte dem Evangelium die Wege bahnt, so hat die nicht lange vor der Reformation erfundene Buchdruckerkunst dem Schriftworte Flügel geliehen und das Bestreben der Neuzeit, große Zwecke durch Vereine zu erzielen, in den Bibelgesellschaften es möglich gemacht, auch dem Aermsten dieß Buch der Bücher zu bieten. Damit also, daß er die Bibel nicht haben könne, darf sich Niemand entschuldigen. Im Hause, in der Schule, in der Kirche, ja durch den Eifer jener Gesellschaften selbst in Gasthöfen, Bädern u. s. w. tritt jedem Protestanten so oft die Bibel entgegen, daß er ihr aus dem Wege gehen muß, um sie nicht zu finden. Und doch ist es eine That-

sache, die Niemand bestreiten wird, daß in unserer Bildungswelt die Schrift im Ganzen wenig gelesen wird. Während man bei jedem Gebildeten eine eingehende Bekanntschaft unserer klassischen Schriftsteller, der neuesten und interessantesten Unterhaltungsschriften, der politischen Tagespresse voraussetzt, darf man in Schriftkenntniß in der Regel nur Reste aus der Schulzeit annehmen. Dagegen wird man bei Allen, welche einen Zug zum Glauben und zur Kirche haben, auch einen Zug zur Schrift finden. Die welche Christum suchen, suchen auch die Schrift, weil sie von Christo zeugt. Wer aber Christum erkannt hat, der hat auch den Kern der Schrift erkannt. Aber dem aufrichtigen Streben Vieler, in das Verständniß der Schrift einzudringen, stellen sich doch Schwierigkeiten entgegen. Wenn sie auch vieles Einzelne, das sie nicht recht verstehen: die vielen Vorschriften des Gesetzes über heilige Orte, Zeiten, Personen, die Zeitverhältnisse, aus denen die Propheten sprachen, manche Weisheitsregeln in den Sprüchen Salomo's u. s. w. auf sich wollen beruhen lassen, so fehlt ihnen doch das Verständniß der Stelle, welche die einzelnen Bücher im Ganzen der Schrift einnehmen. Es fehlt ihnen ein Faden, der sie durch die vielen Gänge der Schrift hindurchleitet. Denen nun, die ein ernstliches Bedürfniß haben, hiervon mehr zu erfahren, bleibt die Kirche die Antwort nicht schuldig. Dazu sind Theologen, dazu sind Schriften, dazu sind Bibelstunden, dazu sind auch Predigten da. Der heutige Text enthält dazu eine besondere Aufforderung, der wir, so Gott uns beisteht, uns nicht entziehen wollen. Er ist aufgezeichnet:

Matthäi 5, 17—19.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch Ein Titel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. Wer nun Eins von diesen kleinsten Geboten auflöset, und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich.

Aus der Bergpredigt sind die vorgelesenen Worte entlehnt. Was Jesus Christus verkündete, war das Reich Gottes. Welches Reich Gottes, fragte man: das alte oder ein neues? Ein neues. Also, schloß man, ein Reich auf den Trümmern des alten? Hierauf antwortet Christus: Nicht aufzulösen das Gesetz oder die Propheten

bin ich gekommen, sondern zu erfüllen. Das alte Testament zerfällt in drei Bestandtheile: Gesetz, Propheten und heilige Schriften. Gesetz und Propheten, die beiden Grundbestandtheile des Alten Testamentes, bedeuten also überhaupt den alten Bund. Nicht die Auflösung, sondern die Erfüllung des alten Bundes will der neue sein, den Christus bringt. Was aber heißt: Erfüllen? Die Blüthe erfüllt sich in der Frucht, der Schattenriß in dem Farbenbild, die Jugend im Mannesalter, das Versprechen in der Ausführung, die Vorbereitung in der Vollendung. Erfüllen also heißt eine Sache zu dem Ziele führen, auf welches sie hinweist. Ist nun Jesus gekommen das Gesetz und die Propheten zu erfüllen, so spricht er damit aus, daß der alte Bund eine Gottesoffenbarung ist, welche ihr Ziel im neuen Bunde findet. Gesetz und Propheten sind die Blüthen, die im neuen Bunde ihre Frucht; der Schattenriß, der im neuen Bunde sein farbiges Lebensbild; die Zeit der Jugend, der Entwickelung, der Vorbereitung, der Weissagung, die im neuen Bunde ihre Vollendung findet. Worin nun diese Erfüllung besteht, das lasset uns unter Gottes Beistand näher betrachten. Das Wort Christi:

Ich bin nicht gekommen das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen

sei der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung. In diesem Worte sind die beiden Theile schon gegeben. Christus hat zuerst das Gesetz, zweitens die Propheten erfüllt.

1.

Christus hat das Gesetz erfüllt.

Man hat in dem letzten Jahrhundert oft das Urtheil ausgesprochen, daß alle Religionen, so verschieden sie auch seien, doch auf Eins hinauskämen, was aller Religion Kern und Wahrheit sei, nämlich darauf, daß man Gott durch Rechtthun verehren müsse, wofür man sich auf das Wort des Petrus berufen hat: Nun erkenne ich in Wahrheit, daß unter allen Völkern so Jemand Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm. Ich habe wohl kaum nöthig zu bemerken, daß dieser Ausspruch nicht heißt, daß ein Solcher mit Gott versöhnt und der Seligkeit gewiß ist, sondern daß er fähig ist aufgenommen zu werden in den Bund der Christen mit Gott, in

dem allein Heil ist. Aber wahr ist, daß der Bund des Christen mit Gott, welcher die Erfüllung des alten Bundes ist, auf der in des Menschen Natur gelegten Grundüberzeugung ruht, daß der Mensch zu Gott nur auf dem Wege des Guten kommt. Das Bewußtsein von Gott: der Glaube, und das Bewußtsein vom Guten: das Gewissen, fordern sich gegenseitig. Das Gewissen spricht zu jedem Menschen im Namen Gottes und wer an Gott denkt, denkt an ihn mit seinem Gewissen. Jeder nun wird mir bezeugen können, wie auch sein religiöses Leben stehe, daß so oft er in rechtem Ernst vor Gott tritt, zwischen ihn und Gott das Bewußtsein tritt, daß er nicht, wie er solle und Gott wolle, seinem Gott im rechten Wandel lebe. Und wer sich dieß Gefühl nicht bloß vorübergehend anwandeln, sondern durchdringen läßt, der wird es verstehen, wie unter allen Völkern aus demselben das Opfer hervorgegangen ist, durch welches der Mensch jene Kluft ausfüllen und somit seine Sünde sühnen d. h. bedecken will. Wenn der Weg reinen, unbefleckten Wandels allein zu Gott führt, vermag kein Mensch vor Gott zu bestehen. Selbst im klassischen Heidenthum finden wir allgemein die Erkenntniß, daß in jedem Menschen ein Zug zum Bösen ist, der ihn unfähig macht, dem Maßstabe der Gerechtigkeit zu entsprechen. Darf man nun billig, was die Heiden sich nicht verschwiegen haben, bei jedem Christen voraussetzen, so wird auch jedes Christen Bewußtsein bezeugen müssen, daß die Sünde nicht bloß eine vorübergehende Ueberschreitung des Rechten ist, sondern das ganze Seelenleben verdunkelt. Wir Alle wissen, daß wenn die Begierde in uns erwacht, ihr erstes Werk ist, einen Nebel zu erzeugen, welcher das Licht Gottes und seines heiligen Willens verdunkelt, damit im Dunkeln die Sünde ihr Werk vollbringe. Wie würde denn die Sünde so viel Diener haben, deren Ende das Verderben ist, wenn sie nicht den Menschen mit der Lüge köderte, daß ihr Dienst zum Leben führe. Hat aber die Sünde ihr Werk vollbracht, dann fällt der Nebel und das sonnenreine Gottesauge sieht uns strafend an: Wo bist du? Und der Mensch versteckt sich, weil er den Glanz nicht vertragen kann. Mußte ein Jesaia, da er Den sah, vor welchem sich die Seraphim zuriefen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, sagen: Wehe mir, ich muß sterben, denn ich bin ein Mensch von sündigen Lippen: wie könnten Menschen, die im Fleische leben, es aushalten, im Angesichte Gottes das Lichtzeugniß ihrer Nacht zu lesen. Und doch können sie

ohne Gott nicht sein, weil der Mensch in Gott seines Lebens Grund und Ziel sucht. Da ist es nun die Phantasie, die sich so oft in den Dienst der Sünde stellt, welche einen dauernden Nebel erzeugt, der das reine Bild Gottes trübt und zu Gestalten vervielfältigt, die den Neigungen der Menschen entsprechen. Das sind die Götter der Heiden. Zu solchen Göttern verirrten sich alle Völker, die ihre eigenen Wege gingen. Da beschloß Gott, die verirrten Völker durch Ein Volk in das Reich seiner Wahrheit und seines Heils zu sammeln. Gott verhieß dem Abraham, daß in seinem Namen alle Völker der Erde sollten gesegnet sein. Mit Abraham's Samen, der in Egypten zum Stamme geworden war, schloß er den Bund des Gesetzes auf Sinai. Der Berg Sinai, der mitten in einer unübersehbaren Wüste seine granitnen, ernsten, schroffen Felsen zum Himmel erhebt, ist selbst ein Bild des Gesetzes. Gott fordert und verheißt in diesem Bunde. Was er fordert, ist: Ihr sollt mein Gesetz halten, was er verheißt, ist: Ihr werdet ein auserwähltes, heiliges, priesterliches Volk sein, dem des Lebens Güter zu Theil werden sollen. Was von dem Volke gilt, das gilt von den Einzelnen. Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, denen aber, die mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis in's tausendste Glied. Im alten Bunde hält Gott seinem Volke das Gesetz, das er jedem Menschen in die Tafeln des Gewissens geschrieben hat, in den zehn Geboten der beiden Tafeln als eine heilige, unerschütterliche, unbeugsame Regel vor, an der Leben und Tod hängt. Was die fünf Bücher Mosis als Gottes Forderung hinstellen, das hallt aus den fünf Büchern der Psalmen als Bekenntniß wieder: Wohl dem Manne, der Lust hat zum Gesetze des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht. Wer nun das Gesetz Gottes an alle sein Wollen und Thun als Richtmaß anlegte, dem entstanden Lebensregeln, wie sie Salomo vermöge der ihm gewordenen Weisheit aufstellt. Zum Gesetz und zum Zeugniß riefen auch die Propheten. Aber sie, diese Männer des Geistes, lehrten, daß zum Gesetze vor Allem die Gesinnung gehöre und eiferten gegen die Werkäußerlichkeit und Werkgerechtigkeit. So hebt ja der Prophet Jesaia im ersten Kapitel an. Gott mag nicht die Menge der Opfer, das Rauchwerk, die Neumonde, die Sabbathe und Fasten, sondern daß sie sich reinigen vom Bösen, Gutes thun, nach Recht trachten, der Wittwen und Waisen sich annehmen. Dieses Streben des Pro-

pheten aber, das Gesetz zu verinnern, fand seine Erfüllung durch Jesum Christum.

Nicht aufzulösen das Gesetz, sagt Christus in unserm Texte, bin ich gekommen, sondern zu erfüllen. Ihr dürft nicht glauben, daß die, welche in mein Reich eingehen, nicht an das Gesetz gebunden sind. Nicht ein Titelchen desselben fällt, bis daß Alles erfüllt wird. Noch mehr als die Pharisäer, die doch in der Gerechtigkeit durch das Gesetz das Höchste sahen, müßt ihr der Gerechtigkeit nachstreben. Während bei den Alten nur die ehebrecherische That verboten ist, bricht im Reiche Christi schon ein begehrlicher Blick die Ehe. Während bei den Alten nur der Todschlag verboten ist, macht im Reiche Christi schon ein Scheltwort des höllischen Feuers schuldig. Während bei den Alten nur der Meineid verboten ist, soll ein Jünger Christi nur mit Ja ja und Nein nein die Wahrheit bezeugen. Während bei den Alten der Grundsatz gilt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, soll im neuen Bunde Niemand Vergeltung üben. Während die Alten ihre Freunde liebten und ihre Feinde haßten, soll ein Bürger des neuen Reiches selbst die Feinde lieben.

Daraus haben nicht Einzelne, sondern ganze Richtungen und zwar zu allen Zeiten der Kirche geschlossen, daß Jesus gekommen sei, um durch Vollendung des alttestamentlichen Gesetzes die Gerechtigkeit durch das Gesetz zu erhöhen. Man kann aber dem Bibelleser nicht oft genug die Regel vorhalten, einzelne Aussprüche immer im Zusammenhange des Ganzen zu betrachten. Beurtheilt man den Ausspruch eines einzelnen Menschen doch nur dann richtig, wenn man ihn aus dem Ganzen seines Charakters erklärt, so gilt dieß im höchsten Maße bei Jesu Christo und seinen Jüngern. Wenn Jesus Christus in unserm Texte das alttestamentliche Gesetz erweitert und schärft, so hat dieß seinen Grund darin, daß er dasselbe auf die Gesinnung zurückführt. Er führt alle Gebote der ersten Tafel, die sich auf Gott beziehen, auf die Gesinnung der Liebe zu Gott, alle Gebote der zweiten Tafel, die sich auf den Nächsten beziehen, auf die Gesinnung der Liebe zu dem Nächsten zurück. Und so hangen ihm das ganze Gesetz und die Propheten an den beiden Geboten: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe und von allen Kräften, und deinen Nächsten als dich selbst. Wer solche Gesinnung hat, wird weit mehr erfüllen, als das äußere Gesetz gebietet und verbietet und somit die Gerechtigkeit

der Pharisäer, dieser Männer des Gesetzes, noch übertreffen und doch nicht unter dem Gesetze stehen. Das Christenthum macht gesetzlicher als das Gesetz fordert und ist doch kein Gesetz, sondern, wie Paulus sagt, das Ende des Gesetzes. Wie ist das zu verstehen? Wir Alle wissen, daß wenn Jemand eine Sprache lernt, er zuerst die Gesetze der Regeln derselben sich aneignen muß. Die Regeln müssen ihm äußerlich beigebracht werden und er so lange geübt, bis er im Stande ist sie richtig anzuwenden. Auf diesem Wege dringt er allmählich in den Geist der Sprache ein, bis er dahin kommt, daß er aus demselben heraus regelrecht spricht und schreibt und doch nicht mehr unter der Regel steht, sondern über derselben. So ist es auch im Christenthum. Als das Volk Gottes noch in den Jahren der Unmündigkeit war, da mußte ihm der Wille Gottes in Gestalt eines strengen Gesetzes, an dem Leben und Tod hängt, vorgehalten werden, bis der Bund der Gesetzes seine Erfüllung in Christo fand, der das Ende des Gesetzes ist, indem er uns den Geist, die Kraft, die Gesinnung giebt, die des Gesetzes Werke vollbringt und doch nicht unter dem Gesetze steht.

Jesus Christus hält dem natürlichen Menschen, welcher zu ihm mit dem Grundsatze kommt, auf dem Wege des Rechtthuns sich zur Gemeinschaft mit Gott erheben zu können, das Gesetz vor: Du sollst Gott über Alles lieben und deinen Nächsten als dich selbst, mit der Frage: Hast du das gehalten? Da hört er nun freilich oft die Antwort, die ihm jener reiche Jüngling gab: Das habe ich gehalten von Jugend auf. Und so muß er weiter fragen: Hast du wirklich von Jugend auf Gott über Alles geliebt? Ist er wirklich das höchste Gut, auf welches du all dein Denken und Fühlen, all dein Wollen und Thun beziehst, der dich beherrschende Mittelpunkt, die Harmonie aller deiner Geisteskräfte? Sind dir wirklich Geld und Gut, Ehre und Ansehn, Liebe und Freundschaft, Vaterland und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft nur insoweit werth, als du sie von Gott und für Gott hast? Beweisest du wirklich in Allem was du sprichst dem Namen Gottes die gebührende Ehre? Ist dir die Stätte, wo die Gemeinde Gott anbetet, von Herzen lieb? Ist dir die heilige Schrift das Buch der Bücher? Sinnest du wirklich über Gottes Wort Tag und Nacht? Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Dich selbst liebst du freilich. Aber in der rechten Weise? Ist dir dein Leib, was er sein soll: Mein Leib soll Gott ein Tempel

sein mit allen seinen Gliedern? Duldest du keine unreinen Gedanken, keine eitlen Phantasien, keine fleischlichen Gefühle in dir? Sprichst du stets die lautere Wahrheit? Hältst du streng, was du versprichst? Ist, was du in dir liebst, wirklich dasselbe, was Gott in dir liebt, das Heil der unsterblichen Seele? Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst. Man kann dir nun freilich grobe Untreue gegen deine Eltern, Mord, Ehebruch, Diebstahl, falsch Zeugniß, Trachten nach den Gütern und Rechten Anderer nicht vorwerfen. Du führst einen äußerlich legalen Wandel, giltst vielleicht für einen Ehrenmann, bist ein Meister in deiner Kunst. Kann man aber wirklich von dir sagen, daß du selbstlos deinen Brüdern dienst? Liebst du wirklich deine Brüder wie dich selbst? Wer diese Fragen mit Ja beantwortet, der belügt sich, belügt Andere, belügt Gott. Nach dem Urtheil des Gesetzes besteht kein Mensch vor Gott. Auf dem Wege Rechtens also wird der Mensch vor Gott nicht gerecht. Das ist das Wort, welches der Apostel Paulus so gewaltig treibt: Kein Fleisch vermag durch Werke des Gesetzes vor ihm gerecht zu sein. Das Gesetz kann unsere Sünde nur richten, nicht heben; das Gesetz kann das Fleisch nur verurtheilen, nicht seine Macht in uns brechen; das Gesetz kann nur verdammen, nicht rechtfertigen. Aber, sprichst du, fällt das nicht auf Gott zurück, der das Gesetz gegeben hat? Hierauf antwortet das apostolische Wort: Gott hat das Gesetz gar nicht gegeben uns gerecht zu machen, sondern vielmehr uns zur Erkenntniß unserer Sünde zu bringen. Das Gesetz soll nur die Forderung der Gerechtigkeit hinstellen, damit wir was das Gesetz nur fordern nicht geben kann in Christi Gerechtigkeit ergreifen. Ein Zuchtmeister auf Jesum Christum soll das Gesetz sein, wie der Apostel sagt. Das alttestamentliche Gesetz spricht ja in dem Opfer, dessen Zweck ist den Menschen zu sühnen, thatsächlich aus, daß jeder Mensch nur auf dem Wege der Sündenvergebung mit Gott in Gemeinschaft treten kann. Was aber die Sühnopfer nur bedeuten, hat Christus geleistet, da er selbst das Opfer für unsere Sünde ward. So halten wir nun, sagt der Apostel, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk allein durch den Glauben. Die Gerechtigkeit aus dem Glauben an Christi Blut und Gerechtigkeit ist der Artikel, mit welchem unsere Kirche steht und fällt. Und so bekennen wir mit Paul Gerhard:

Der Grund, drauf ich mich gründe,
Ist Christus und sein Blut.
Das machet, daß ich finde
Das ewig wahre Gut.
An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd:
Was Christus mir gegeben
Das ist der Liebe werth.

Christus ist das Ende des Gesetzes, sofern im neuen Bunde Er gerecht macht, nicht das Gesetz. Aber das Gesetz zu halten ist auch der im Glauben Stehende verbunden. Oder meint ihr etwa, daß ein Christ nicht verbunden ist Gott über Alles zu lieben und seinen Nächsten als sich selbst? So wenig das Gesetz aufgehoben werden kann bis daß Himmel und Erde vergehen, so wenig kann ein Mensch von dem Gehorsam gegen das Gesetz entbunden werden. Gott will, daß der Gläubige sein Gesetz erfülle. Aber die Werke des Gesetzes machen den Menschen nicht gerecht, sondern der Gerechte macht die Werke des Gesetzes in Kraft des heiligen Geistes, aus dem die Liebe kommt zu Gott und den Brüdern, die des Gesetzes Erfüllung ist. Die Blüthe, sagte ich oben, findet ihre Erfüllung in der Frucht. In der Frucht ist die Blüthe aufgehoben und doch erhalten und verklärt. So ist denn der Glaube an Christum, der uns gerecht macht, das Ende des Gesetzes, die Liebe aber, welche der Geist Christi in uns ausgießt, des Gesetzes Erhaltung und Verklärung.

2.

Christus ist zweitens die Erfüllung der **Propheten**.

Die Propheten, zu denen man auch die prophetischen Geschichtsbücher, nämlich die Bücher Josua, der Richter, Samuelis und der Könige rechnet, bilden den zweiten Grundbestandtheil des alten Testamentes. Diese Zweiheit liegt in der Natur des alten Bundes. Im alten Bunde, so sahen wir oben, **fordert** Gott und **verheißt** Gott. Was er fordert, ist sein Gesetz; was er verheißt, ist das, was die Propheten weissagen. Der alte Bund weist, sofern er Verheißung ist, prophetisch an eine Zukunft der Vollendung. Sofern der alte Bund Gesetz ist, gehört er der Gegenwart an, sofern er Weissagung ist, der Zukunft. Der Zukunft gehörte an, was Gott Abraham versprach: der Besitz des Landes seiner Pilgerschaft, Same so zahl-

reich wie die Sterne am Himmel, der Segen der Völker durch ihn. Diese Verheißung übergab der Patriarch seinem Sohne im Segen. Als Jakob starb, da sah er im Geiste seine Söhne zu Stämmen werden, die im Stamme Juda ihren Herrscherstamm fanden, diesen Herrscherstamm aber zum Friedensfürsten, dem die Völker gehorchen werden. Aus dem Stamme Juda ging David hervor, der erste König nach dem Herzen Gottes. Aber dieser mächtigste und größte König von Israel hat im 2. und 110. Psalm geweissagt von einem Sohne Gottes, dem die tobenden Fürsten und Völker sich unterwerfen, sein treues Volk aber im heiligen Schmucke dienen werde. Auf die Zukunft des Verheißenen weist das heilige Land hin mit seinen nach Untergang grünenden Bergen, seinen heiligen Zeiten, Orten, Personen und Handlungen, die Schatten künftiger Güter sind. Dieser Zukunft strömen die Wogen der heiligen Geschichte zu. Das Amt aber, die Zeichen des Himmels, die sich in diesem Strome spiegeln, zu deuten, hatten die Propheten. Nichts thut Gott im Reiche Gottes, ohne sein Geheimniß den Propheten zu offenbaren. Es wurde jüngst an einer andern Stelle darauf hingewiesen, wie tiefblickende Geister aus den Keimen, die im Acker der Zeit liegen, wunderbar die Saat der Zukunft erschließen mögen. Aber solche Ahnungen menschlich großer Geister sind immer trüglich. Der Prophet aber liest im Lichte des heiligen Geistes die geheimnißvollen Vorzeichen, welche die Hand Gottes in die Gegenwart schreibt. In der Offenbarung Johannis erscheint das Reich alten Bundes als ein Weib im Sternenkranze, welches den Messias gebären soll. Und so versteht man, wie die Zeiten der Wehen alten Bundes auch die Zeiten sind, wo die Propheten am mächtigsten zeugten von der Geburt des Messias. Als die Assyrer das zehnstämmige Reich Israel, die Babylonier das zweistämmige Reich Juda zerstörten, da verkündeten die größten unserer Schriftpropheten, Jesaia, Jeremia und Ezechiel, den in diesem Strafgericht sich offenbarenden Arm Gottes. Nach der Rückkehr aber aus der Gefangenschaft in das heilige Land erlosch mehr und mehr die Prophetenzeit. Aber der letzte unserer Schriftpropheten hat geweissagt, daß bevor der Herr der Verheißung komme, Elias wiedererscheinen werde, der Prophet der That. Und er erschien in Johannes dem Täufer, dem letzten und größten Propheten, der mehr war als ein Prophet. Er war gesandt zu verkünden die nahe Ankunft des Messias, ihm den Weg zu bereiten

durch die Predigt und Taufe der Buße, über den Gekommenen aber die Weihe des alten Bundes auszusprechen.

Alle, welche die Propheten gelesen haben, es sei mehr in erbaulicher, es sei mehr in theologischer Betrachtung, müssen bekennen, daß ihr Verständniß schwer ist. Schon der geschichtliche Boden, auf dem sie stehen, will ernstlich erforscht sein. Propheten sind Männer, deren Geist der heilige Geist also treibt, daß sie nicht anders als in gehobener Sprache reden, ihre Gedanken in Bilder und Gesichte hüllen und nicht in ruhiger Entwickelung von einem Punkt zum andern fortgehen, sondern mit Adlerflügeln von Gipfel zu Gipfel fliegen. Das Dunkel, welches auf ihren Worten ruht, ist nur der Ausdruck ihrer Zeit, die des Aufgangs aus der Höhe wartete. Sie sind, wie Petrus sagt, ein Licht das da scheinet an einem dunkeln Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht. Der heilige Geist hüllt die Gedanken, die er den Propheten eingiebt, in die Hülle ihrer Zeit. Und so muß denn, wer die Erfüllung der prophetischen Weissagung recht verstehen will, nicht an dem Buchstaben haften, sondern sich an den Geist halten.

Zu erfüllen die Propheten war Christus gekommen. Was Jesaia dem Könige Ahas, da er zitterte vor den Königen von Samarien und Syrien, als Zeichen bot: Siehe, eine Jungfrau wird schwanger und wird einen Sohn gebären, deß Namen wird sie Immanuel nennen, es ist erfüllt in Maria, die in Kraft des heiligen Geistes einen Sohn empfing, den sie Jesus nannte. Weder Immanuel hieß er, noch wie an einer andern Stelle Jesaia sagt: Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst. Aber er war, was diese Namen bedeuten. Nicht Wüstenspeise, Milch und Honig, aß er, da er ein Knabe war, wohl aber trug er in seiner Armuth das Loos eines gefallenen Volkes, eines verkommenen Königsstammes. Wie Micha geweissagt hatte, daß aus Bethlehem Ephrata hervorgehen werde, der über sein Volk ein Herr sein werde, also ist es geschehn. In Bethlehem geboren ward Christus. Erzogen aber ward er in Galiläa, von dem Jesaia gesagt hatte, es werde ein großes Licht sehen. Was die Propheten von des Messias Person gesagt hatten, daß einmal in ihm Gott selbst erscheinen werde, dann aber die Menschheit ihren Sohn, das Volk seine Spitze, die Aemter der Propheten, Priester, Könige in ihm ihre Erfüllung finden werden, das ward Wirklichkeit in Jesu Christo, der Gottes Sohn und Menschensohn war, um Gottheit

und Menschheit als Prophet, Priester und König zu versöhnen. Während das fleischliche Israel das Bild des Messias mit allen Farben seiner weltlichen Hoffnungen ausschmückte, deutete der heilige Geist dem prophetischen Israel das Elend der Zeiten auf den Messias, der zwar als König zu seinem Volke kommen werde, aber arm und auf dem unscheinbaren Esel, ohne Gestalt und Schein, der verachtetste aller Menschen, die Sünde seines Volkes zu tragen. Und so ist es geschehen. Das fleischliche Israel hat Jesum verworfen, weil er nicht im Glanze der Welt, sondern als Sünderheiland kam. Aber es ist auch erfüllet worden, daß er aus dem Tod zum Leben gehen und zur Rechten Gottes erhöht herrschen werde unter seinen Feinden. Ausgegossen worden ist sein Geist, wie es Joel geweissagt. Und wer die Kraft dieses Geistes erfahren hat, zweifelt nicht, daß die Weissagung von der Herrschaft dieses Reiches über die Erde und von der Macht seines Friedens Schwerter in Pflugscharen zu verwandeln und selbst die feindlichen Kräfte der Natur zu versöhnen sich noch erfüllen werde.

Ich sollte denken, die Thatsache, daß Gott in Christo wunderbar erfüllt hat, was er dem Volke der Verheißung durch zwei Jahrtausende hindurch in immer steigender Klarheit zuvorgesagt, müßte auf Jeden Eindruck machen. Aber die Decke Mosis, die einst auf dem fleischlichen Israel ruhte, liegt noch immer auf den Juden, die durch die Völker pilgernd noch Den suchen, der längst gekommen ist, bis er einst kommen wird, die welche ihn verworfen haben zu richten. Das geistliche Israel ist die Gemeinde des Herrn. Aber auch zur Gemeinde Christi halten sich Viele, die weder kalt noch warm sind. Aber in der Adventszeit, wo Alles dem Freudenlichte der Weihnachten entgegensieht, fällt auch in ihr Herz ein Abglanz von dem Lichte, das der Welt in neuem Schein gegeben. In der Zeit der Weihnachten finden sie wohl eine Stunde, wo sie einen betrachtenden Blick auf ihr Leben werfen. Dann erzählen sie im Kreise der Ihrigen, wie so Vieles, was sie in der Jugend erstrebt und geahnt haben, ihnen gelungen sei. Und diese Harmonie zwischen der Zeit der Vorbereitung und Ahnung und der Zeit der Erfüllung stimmt auch sie andächtig gegen die himmlische Hand, die ihr Leben also geleitet. Sollte die wunderbare Harmonie, die zwischen dem Bunde der Vorbereitung und Weissagung und dem Bunde der Erfüllung herrscht, uns nicht auffordern, den Herrn zu preisen, der sein Volk gezogen hat, wie ein

Mann seinen Sohn ziehet? Das Zeugniß dieser Wunderwege Gottes ist die heilige Schrift. Sie ist ein Bau, von außen angesehen alt, grau, unscheinbar, finster, verschlungen, ohne Einheit, so daß Viele, welche ihn sehen, die lichten, geschmackvollen, bequemen, glänzenden Bauten der Neuzeit loben. Aber es ist in diesem alten, verschlungenen Bau eine wunderbare Einheit, die man mit Glaubensaugen ansehen muß, um sie zu erkennen. Da ist ein Vorhof, in dem wir die Anfänge der Menschheit sehen, ein Schiff, das auf dem Grunde des Gesetzes ruht und dessen Säulen doch prophetisch einem Kreuzschiff zustreben, auf dem ein Altar steht mit dem Gekreuzigten und mit Lichtern die Alles erhellen, am Ende aber ein hoher Chor, auf dem die himmlische Gemeinde wunderbar abgebildet ist. Es ist dunkel im Innern, aber desto wunderbarer leuchtet Alles in dem Lichte, das vom Altar ausgeht. Es sind Steine, aber Steine, die Gedanken verkörpern. Das Ganze ist ein versteinertes Wort, aus dem Geist und Leben zu denen sprechen, die im Glauben fragen und suchen. Je lichter es in dir ist, desto lichter erscheint dir auch dieser Wunderbau. Und so lasset uns mit der apostolischen Ermahnung schließen: Wir haben ein festes prophetisches Wort und ihr thut wohl so ihr darauf achtet, als auf ein Licht das da scheinet an einem dunkeln Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen. Amen.

Die Gnade, die in Christi Geburt, Christi Geist und Christi Wiederkunft erscheint.

Predigt am ersten Weihnachtsfeiertag 1869 über Tit. 2, 11—14.

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Amen.

Das Kirchenjahr hat Tage des Ernstes, wie die Fast- und Bußtage, und Tage der Freude, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Das Weihnachtsfest ist der lichte Freudenpunkt, zu dem die erste Hälfte des Winters hinstrebt, in dessen Nachglanz die zweite Winterhälfte steht. Es ist vor Allem das Freudenfest der Kinder. Das Evangelium von dem himmlischen König, der der Menschheit geboren ward, ist auch das Evangelium der Kinder. Wenn die Tage kürzer und die Nächte länger werden, sammeln sich die Kinder gern um die Stätten des Lichtes und der Wärme im Hause, um sich auf den Schwingen jugendlicher Phantasie in das Reich des Wunderbaren zu erheben, das ja dem Lichte in dunkler Nacht gleicht. Und wie kommt solcher Jugendfreude am Wunderbaren das Evangelium entgegen von den Hirten auf dem Felde, bei denen in dunkler Nacht plötzlich der Engel des Herrn stand mit der Freudenbotschaft: Euch ist heute der Heiland geboren, und die Menge der himmlischen Heerschaaren mit dem Lobgesang: Ehre sei Gott in der Höhe! Wie befreundet sind den Kinderherzen die Weisen des Morgenlandes, die ein wunderbarer Stern nach Jerusalem gehen hieß, von Jerusalem nach Bethlehem leitete, bis sie das Kind fanden, und ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen zu Füßen legten. Das zum Glauben ge-

neigte Kinderherz sieht in dem Lichte der Weihnachten, das Gaben der Liebe mit seinem geheimnißvollen Schein deckte, einen Abglanz des Lichtes, von dem es heißt: Mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir. Und der Tag, der ein Freudentag der Kinder ist, ist ebendeshalb schon ein Freudentag der Aelteren. Manchen, die den Glauben an Jesum Christum verloren haben, geht die Ahnung auf, wie schön es ist, glauben zu können wie die Kinder. Das Gedächtniß ihrer Kindheit erneuert sich ihnen. Wie schön waren doch die Zeiten, wo das Leben vor uns lag wie in der Adventszeit die lichten Weihnachten vor den Augen der Kinder. Mehr als wir zu hoffen wagten hat das Leben uns bescheert. Was wären aber die Güter, die wir erreicht haben, ohne die Jahre des Strebens, Ahnens, Sehnens? Und noch immer stehen wir in der Adventszeit. Wenn die Nacht des Lebens zur Todesnacht wird, dann wird ein ewiges Weihnachten im Himmel anbrechen. Man singt zur Weihnachtszeit in Rom das kühne Wort: O selig die Sünde, die einen solchen Heiland erworben hat. Ja wie das Licht der Weihnachten nur darum so wunderbar leuchtet, weil draußen Nacht und Kälte ist, so leuchtet auch die Gnade nur darum so wunderbar, weil sie auf dem dunkeln Grunde der Sünde und des Todes aufgeht.

Von der Gnade nun handelt die Epistel des ersten Weihnachtsfeiertages, aufgezeichnet

Tit. 2, 11—14.

Denn es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen und züchtiget uns, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen, und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt, und warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unsers Heilandes Jesu Christi; der sich selbst für uns gegeben hat, auf daß er uns erlösete von aller Ungerechtigkeit, und reinigte ihm selbst ein Volk zum Eigenthum, das fleißig wäre zu guten Werken.

Von der Gnade spricht der Apostel, die in Christo erschienen ist, aber nicht eine bloße Thatsache der Vergangenheit ist, sondern noch immer unter uns mächtig ist uns sittlich zu erziehen, bis sie in ihrer Herrlichkeit wiedererscheinen wird in der Zukunft Jesu Christi. Und so lasset uns heute sprechen

von der Gnade,

welche

erstens in Christi Geburt erschienen ist,
zweitens in Christi Geist fortwährend erscheint, uns in heiligem Wandel zu erziehen,
drittens in Christi Wiederkunft herrlich erscheinen wird.

1.

Die Gnade Gottes ist erstlich in Christi Geburt erschienen.

Johannes sagt: Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum Christum worden. Der alte Bund ist das Reich, in welchem die Heiligkeit Gottes waltet, die da fordert, daß auch wir heilig seien; der neue Bund aber das Reich der Gnade, in welchem uns Gottes erbarmende Liebe in Christo schenkt, was wir durch Werke des Gesetzes nicht vermochten. Als Jesaia Gott sah, da sangen die Seraphim: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Im neuen Testament aber heißt es: Gott ist die Liebe. Die Liebe aber, die sich der Sünder erbarmt, ist die Gnade. Und darum lautet der Gruß des neuen Bundes: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen. Dem Reich der Gnade mußte das Reich des Gesetzes vorangehen. Denn was Gnade ist, kann nur Der recht erkennen, welcher erfahren hat, was Sünde ist. Je dunkler die Nacht der Sünde, desto heller das Licht der Gnade. Das ist ja, wie wir in der Einleitung sahen, überhaupt das große Lebensgesetz, daß man suchen muß um zu finden, arbeiten um zu ruhen, kämpfen um zu siegen. Was ein heimatlicher Herd ist, fühlt der am besten, der nach Jahren der Entfernung, nach vielen Kämpfen und Gefahren ihn wiederfindet. Alle die erdichteten Erzählungen, an denen sich die gebildete Lesewelt erfreut, haben ihren Reiz darin, daß Jemand nach vielen schwierigen Verwickelungen ein Gut erreicht. So war denn auch das Volk alten Bundes erst dann reif, den Verheißenen empfangen zu können, als es den ganzen Druck des Gesetzes, die ganze Tiefe seiner Sünde, den ganzen Ernst der strafenden Gerechtigkeit erfahren hatte. Nicht die Reichen, ruft Christus, sondern die Armen; nicht die Gerechten, sondern die Sünder; nicht die Gesunden, sondern die Kranken; nicht die Weltseligen, sondern die Mühseligen und Beladenen. Gesetz und Verheißung

sind die beiden Grundbestandtheile des alten Bundes. Das Gesetz ist die Straße, die Verheißung aber die Höhe, von denen aus man in die Zukunft des Messias blickt. Als Moses auf der Höhe des Sinai stand, die auch der Höhepunkt seines Lebens war, da er Gott schaute, vernahm er die Worte: Herr Herr Gott, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue, der du bewahrest Gnade in tausend Glied und vergiebst Missethat, Uebertretung und Sünde (2 Mos. 34, 6. 7.). Im Allerheiligsten war über der Bundeslade der Thron der Gnade, an welchen der Hohepriester das Blut des Opfers sprengte zur Vergebung der Sünden. Und als nach langen Jahren der Verbannung und des Elendes das Volk auf Flügeln der Sehnsucht der Heimat zueilte, da sprach die Prophetenstimme: Tröstet, tröstet mein Volk; redet freundlich mit Jerusalem, und predigt ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat, denn ihre Missethat ist vergeben (Jes. 40, 1. 2.). Aber noch über fünf Jahrhunderte mußte das Volk harren, ehe der Verheißene kam. Noch mehr der Gerichte Gottes mußte es erfahren, um die ganze Tiefe seines Elendes zu erkennen. Dieses Unglück der Zeiten umgiebt die Geburt Christi. Die prophetische Weissagung hatte es zuvorverkündigt, daß der Verheißene das Elend seines Volkes theilen werde. Abgehauen werde sein der Stamm David's, aus dem das Wunderreis des Messias erblühen werde; die unscheinbare Hirtenstadt Bethlehem werde der Geburtsort sein; im dunkeln Lande Sebulon und Naphali werde sein Licht erscheinen; Milch und Honig werde er essen, die Wüstenspeise, weil das Land wüste sein werde. Und so geschah es. Eine arme Jungfrau aus dem Hause David's war seine Mutter, ein Zimmermann aus dem verachteten Nazareth sein Pflegevater. Was sie nach Bethlehem zog, war eine Schatzung, die der Kaiser Augustus dem jüdischen Volke auferlegte, also ein Zeichen der politischen Auflösung des Volkes in das Weltreich des Heidenthums; in einer Herberge ward er geboren, ja in einem Stalle. Die Nacht, in der Christus geboren ward, war ein Bild der Nacht der Menschheit, in welcher die heilsame Gnade erschien. Es war Nacht, als die Hirten von der Klarheit des Herrn umleuchtet wurden; es war Nacht, als die Weisen aus dem Morgenlande den Stern sahen, der die Geburt Christi verkündete.

Die heilsame Gnade Gottes, in der Zeit der Nacht der Menschheit erschienen, wird dir leuchten in dem Grade, in welchem du die

Macht in dir erkennen wirst. Tiefer als ein Engel, der nicht gefallen ist, kann ein Sünder, der gerettet ist, die Gnade Gottes erkennen. Nicht die Engel, sondern gerettete Menschen nennt Christus seine Brüder. Im Gleichniß vom verlornen Sohne hat tiefer als der ältere Bruder, der stets beim Vater war, der jüngere die Liebe des Vaters erfahren, weil sie dem Gefallenen, der nach einer Wanderschaft von Sünde und Elend zum Vater mit den Worten kam: Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir und bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße, als die Gnade entgegenkam, die den Verlornen mit den Zeichen väterlicher Güte kleidet, schmückt, erfreut. Mehr als der Pharisäer, welcher Christum wie ein Gleicher den Gleichen, wie ein Meister den Meister bewirthete, hat die Sünderin Jesum Christum geliebt, weil ihr viele Sünden vergeben waren. Das ist ein theuer werthes Wort, daß Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin: spricht Paulus (1 Tim. 1, 15.) und mit ihm jeder wahre Christ. Paulus hatte einst einen bürgerlich unanstößigen Wandel geführt, hatte das Gesetz nach seinen äußern Satzungen streng erfüllt, war ein Eiferer gewesen für die Ueberlieferungen der Väter, ein Pharisäer, ein Schriftgelehrter. Und doch nennt er sich den vornehmsten Sünder. Kein Apostel hat so viel gearbeitet wie er, und doch sagte er, daß er nicht werth sei ein Apostel zu heißen. Von Gnaden bin ich, was ich bin. Luther hatte im Vaterhaus, auf der Schule und Universität, im Kloster einen Wandel geführt, den man musterhaft nennen muß. Und doch quälten ihn Tag und Nacht seine Sünden dergestalt, daß er der Verzweiflung nahe war, bis er in der Botschaft von der Gnade, die den Sünder um Christi willen rechtfertigt, den Frieden fand. Es giebt ja Sünden, die zum Himmel schreien, wie Mord, Meineid, Ehebruch, Betrug, Diebstahl u. s. w. Aber solche Sünden können vergeben werden. Jesus Christus hat einer öffentlichen Sünderin Gnade zugesprochen, ist im Hause eines Zöllners eingekehrt, hat dem Mörder am Kreuze das Paradies verheißen. Das aber ist die gefährlichste aller Sünden, sich nicht für einen Sünder zu halten. Gegen wen hat Jesus Christus so schwere Worte gesprochen als gegen die Pharisäer, die sich für gerecht hielten? Aller Sünde Wurzel ist die Selbstsucht. Die muß sich nicht nothwendig in groben Fleischessünden, in wilden Leidenschaften, in augenfälligen Thorheiten, in

Lastern und Verbrechen äußern. Die Selbstsucht wandelt gar oft unter der Hülle bürgerlicher Rechtschaffenheit, maßvoller Besonnenheit, kluger Selbstbeherrschung, großer Legalität, ja der Weisheit und Tugend. Aber im innersten Grund ist der Gott, dem Solche dienen, das Ich. Sie haben keine Furcht Gottes, keine Liebe zu den Brüdern, kein Trachten nach dem was droben ist, keine Demuth, keine Sehnsucht nach Heil. O beurtheile dich doch nicht, o Christ, nach den äußern Werken, sondern nach dem, was deines Herzens innerstes Trachten ist. Das aber beurtheile nicht nach dem Maßstabe deiner Grundsätze und Ideale, sondern des Wortes Gottes. Und wenn du dich dann gerecht nennst und dir selbst genug und keiner Hilfe bedürftig, dann ist für dich freilich kein Heiland erschienen. Denn nicht für die Gerechten, sondern für die Sünder ist Christus gekommen. Es wird dir schwer zu sagen: Ich armer, elender, sündiger Mensch bekenne dir alle meine Sünden. Aber glaube deinem Heilande, glaube den Aposteln, glaube den Kirchenlehrern und Reformatoren, glaube der ungezählten Schaar der Christen insgemein: du bist von Natur ein Sünder. In deiner Selbstsucht, und wenn sie auch mit dem Schein des Wahren und Guten bedeckt ist, liegt der Keim aller Sünde. Nicht dein Verdienst ist es, sondern höhere Bewahrung, daß die Gedanken des Hasses nicht zu Mordpfeilen, die Gedanken der Lust nicht zum Ehebruch, die Gedanken der Leidenschaft nicht zu groben Gewaltstreichen, die Gedanken der Unwahrheit zu öffentlichen Lügen geworden sind. O scheue nicht, dich zu richten; scheue nicht, dein Elend und deine Ohnmacht zu erkennen; scheue nicht, dich einen armen, elenden Sünder zu nennen. Wenn du es nicht jetzt in der Zeit thust, im Verborgenen zwischen dem Herrn und dir, wird es der Herr einst öffentlich thun und für die Ewigkeit. Fürchte dich nicht abzunehmen in deinen Augen. Es ist nicht der Weg des Todes, sondern des Lebens. Je dunkler du, desto heller der Herr; je ohnmächtiger du, desto mächtiger die Gnade. Selig die Sünde, die einen solchen Heiland erworben hat. Euch Allen, die ihr Solches erfahren habt und bezeugen könnt, verkündet das Weihnachtsevangelium die seligmachende Botschaft: Euch ist heute der Heiland geboren, und die Weihnachtsepistel: Euch ist erschienen die heilsame Gnade Gottes.

2.

Die Gnade erscheint zweitens in dem Geiste Christi, der uns zur Heiligkeit erzieht.

Ist einem Menschen Macht gegeben über ein Volk, so beweist er seine Liebe darin, daß er sein Volk so glücklich zu machen sucht, als seine Mittel und die Ziele eines Volkes zulassen. Der Weg der Fürsten, Völker zu beglücken, ist Förderung des Wohlstandes, der Bildung, der Sittlichkeit. Wir wissen aber Alle, daß die Völker der Neuzeit mehr als auf Wohlstand, Bildung und Sittlichkeit auf ihre Freiheit Gewicht legen. Diese Freiheit aber setzt der volksbeglückenden Wirksamkeit liebevoller Fürsten große Schranken. Die Völker wollen sich nicht beglücken lassen, sondern sich selbst beglücken. Ihr eignes Werk soll Wohlstand, Bildung und Gesittung sein. Gott ist der Herr der Herren, der König der Könige. Sein Volk ist die ganze Menschheit. Erwartet man von einem liebevollen Fürsten, daß er das Glück seiner Unterthanen fördere, in wie viel höherem Grade müssen wir dieß von dem Gotte erwarten, der die Liebe selbst ist. Aber in der Menschheit ist so viel Elend, so viel Rohheit, so viel Sünde. Wie stimmt dieß zu dem weltbeglückenden Ziele der göttlichen Vorsehung? Das hat darin seinen guten Grund, daß die Menschen Geister sind, die im Elemente der Freiheit sich bewegen. Während die Natur das Gesetz vollbringen *muß*, *soll* der Mensch seinen Willen dem göttlichen unterordnen, ohne zu müssen. Der unendliche Geist hat endliche Geister geschaffen, daß sie im freien Streben ihre Wahrheit, ihr höchstes Gut, ihre Seligkeit in Gott finden. Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge geschaffen. Alle Lande sind Seiner Ehre voll. Aber höher als die Ehre, welche die Himmel erzählen, die Meere brausen, die grünen Zungen der Pflanzen verkünden, ist die Ehre, die aus der freien Huldigung freier Geister zu Gott aufsteigt. Wo aber Freiheit ist, da ist auch Wahl zwischen Wahrheit und Unwahrheit, Gutem und Bösem, Heil und Unheil. Will Gott die Freiheit geschaffener Geister, so kann er es nicht verhindern, daß sie sich gegen seinen Willen für das Böse, für das Unheil entscheiden. Gott kann die Sünde und ihr nächtliches Gefolge nicht aus der Menschheit nehmen, wenn er die Menschheit frei will. Und so ist denn die ungeheure Macht, welche die Sünde und der Tod in der Menschheit bilden, nicht eine Anklage

Gottes, sondern der Menschheit. Nicht ungeschehen machen, nicht verhindern, nicht ihre Folgen aufheben, sondern nur vergeben kann Gott die Sünde. Aber er kann die Sünde nicht vergeben auf Kosten seiner Gerechtigkeit, welche der Sünde den Tod als Strafe verordnet hat. Das Wort der Gerechtigkeit und das Wort der Gnade dürfen sich nicht widersprechen.

Nach menschlichen Gedanken würde Gott, der seinen Willen durch Propheten verkündigt, einen Propheten gesandt haben, in der Reihe der Propheten den letzten und größten, beglaubigt vor Allem durch Wunder und Weissagungen, der da allen Menschen, die ihre Sünde bereuen und Buße thun würden, Vergebung der Sünde verkündigte, damit die Menschen, frei von Sünde, auf dem Wege des Strebens nach dem Guten Gott immer ähnlicher würden.

So nach Menschen Gedanken. Aber wie der Himmel höher als die Erde ist, sind auch die Gedanken Gottes höher gewesen als die Gedanken der Menschen. Nicht einen Propheten hat Gott gesandt, sondern seinen Sohn. Das ist das Weihnachtswunder, von welchem der ehrwürdige Gellert singt:

Wenn ich dieß Wunder fassen will,
Dann steht mein Geist vor Ehrfurcht still,
Er betet an und er ermißt,
Daß Gottes Lieb' unendlich ist.

Nicht einen Boten des Worts hat Gott gesandt, sondern das Wort selbst; nicht einen Propheten der Gnade, sondern die Gnade in Person. Uns ist die heilsame Gnade in Christo erschienen. Das Kind, welches wir in der Krippe liegen sehen, geboren von einem armen Weibe, so unscheinbar, arm, hilflos, das ist des ewigen Vaters einiges Kind, vor der Grundlegung der Welt aus Gott geboren, des unendlichen Gottes unendlicher Abglanz, das Wort das alle Dinge trägt, der göttliche Mittelpunkt, in dem sich Himmel und Erde zusammenfassen, unser Heil und unser Leben, unser Herr und unser Gott. Hätte ein Prophet die Gnade verkündigt, so würde der Widerspruch zwischen dem Worte Gottes, welches Strafe der Sünde fordert, und dem Worte Gottes, welches Gnade verkündigt, ungelöst geblieben sein. Jesus Christus aber hat die sündenvergebende Gnade nicht bloß verkündigt, sondern sie uns erworben, indem er den Fluch der Menschheit auf sich nahm, auf daß wir die Gerech-

tigkeit würden, die vor Gott gilt. O welche Weisheit! Das Wort der Gerechtigkeit, welches der Sünde den Tod verkündigt, und das Wort der Gnade sind versöhnt in dem Gekreuzigten, welcher der Gerechtigkeit Gottes seinen Tod, der Menschheit aber sein Verdienst zur Vergebung der Sünde bietet. O welche Gnade! Wie hat es die Erde, dieser Tropfen im Ocean der Welt, wie dieß abgefallene Geschlecht verdient, daß der Sohn Gottes sich seiner Gottesgestalt entäußerte und Knechtsgestalt annahm, ja sich erniedrigte bis zum Tod am Kreuze? Wenn Gott nach Menschenurtheil uns Vergebung der Sünden unter der Bedingung der Reue und der Besserung verkündigt hätte: wer würde je Frieden finden? Wenn ist denn unsere Reue ernst und wenn sind denn die Früchte unserer Besserung reich genug, um die Vergebung der Sünden zu begründen? Jesus Christus bietet die Gnade Allen, die sie im Glauben ergreifen wollen, umsonst. Aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben und dasselbe nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme. Denn wir sind sein Werk, geschaffen in Jesu Christo zu guten Werken (Eph. 2, 8. 9.).

Wenn das Christenthum allein darin bestände, daß Gott durch seinen Sohn uns Vergebung der Sünden böte, so würden Himmel und Erde keine Sprache haben, die Größe der göttlichen Gnade würdig zu feiern. Allein was würde uns dieß himmlische Gut helfen, wenn die Wurzeln der Sünde in uns blieben? Ein Mensch, in dem keine Kraft ist, die Sünden, die ihn unaufhörlich knechten, zu überwinden, wird auch der Vergebung der Sünden nie froh werden. Alle Vergebung vergangener Sünden geschieht auf Hoffnung, daß wir von den Sünden, von denen wir freigesprochen sind, auch frei werden. Auf Hoffnung, sagt der Apostel, werden wir gerechtfertigt. Wer aber Erfahrung hat im Kampf mit der Sünde, wird wissen, daß man nur sehr spät dazu kommt, seine eigentlichen Grund- und Schooßsünden zu erkennen, den Willensvorsätzen also wohl die Aeußerungen der Sünde, aber nicht die Wurzeln abschneiden kann. Und welch eine langsame, schwere, steile, endlose Bahn, auf dem Wege des Tugendstrebens zu Gott emporzuklimmen.

Lasset auch hier durch menschliche Gedanken uns den Weg zur Erkenntniß der Gnade Gottes bahnen. Die Sündenvergebung ist nicht eine Gabe Christi, die, wie menschliche Gaben, unabhängig

von dem Geber Werth hat. Vergebung der Sünden empfängt bloß, wer im Glauben an Jesum Christum lebendig mit ihm verbunden ist. Jesus ist die heilsame Gnade, Jesus unser Heil, Jesus unsere Gerechtigkeit. Nur in dem Herzen aber macht Jesus Wohnung, in welchem der alte Mensch stirbt, der neue aber mehr und mehr Gestalt gewinnt. Nicht das Ziel eines unendlichen Strebens ist die Gemeinschaft mit Gott, sondern der Anfang eines innerlichen Wachsens an dem, der das Haupt ist. Wo Christus ist, da ist sein Geist, Christi Geist aber ist die heilsame Gnade, die uns züchtigt, daß wir verleugnen alles gottlose Wesen und alle weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig leben in der Welt. Das ewige Licht, das in Christo der Welt einen neuen Schein gegeben hat, leuchtet wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Sehet, solch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir seine Kinder heißen sollen. Ein Mensch kann Geld und Gut, Weib und Kind, Amt und Würde, ja selbst die Geisteskräfte und Geistesgaben verlieren, aber nicht seine Person. Seine Person aber ist verloren, wenn sie nicht in Gott ihr Leben hat. Wo der Menschen Liebe zu uns aufhört, da fängt Gottes Liebe zu uns erst an. Der Gott, an dessen Blicken Himmel und Erde hängen, ist deines Herzens trautester Schatz, dem du sagen kannst, was du keinem Menschen sagen kannst. Mühselige und beladene Herzen, welche die Menschen fliehen, die ruft der Heiland zu sich.

Als Jesus Christus geboren ward, da verkündete der Himmel in seinen Heerschaaren und in der Sternenwelt das große Geheimniß der Gottseligkeit, daß Gott im Fleische erschienen sei. Jetzt ist an die Stelle dieser außerordentlichen Boten die Kirche getreten, die durch die feierlichen Töne der Glocken, die Lichter christlicher Häuser, den Jubelgesang der Gemeinde, das Wort der Predigt verkündet: Euch ist heute der Heiland geboren. Was er euch bringt, das ist seine Gnade, und seine Gnade ist er selbst. Das Geschenk, das Christus euch bringt, ist Christus selbst. Das Gegengeschenk aber, was er von euch fordert, das sind nicht irdische Gaben, nicht gute Werke, sondern die Myrrhen der Reue, das Gold des Glaubens und der Weihrauch des Gebetes, d. h. euer Herz. Wär' Christus tausendmal in Bethlehem geboren Und nicht in dir, du wärst doch ewiglich verloren. So laßt uns denn unsern Dank für die sünden-

vergebende Gnade, die in Christo erschienen ist, darin beweisen, daß wir uns von der heiligen Gnade erziehen lassen. Nehmet, die ihr Christum aufnehmet, auch sein Joch auf euch und lernet von ihm, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

3.

Das Dritte ist die Gnade, welche in Christi Wiederkunft in ihrer Herrlichkeit erscheinen wird.

In Knechtsgestalt ist der Herr zum ersten Male gekommen. Man darf wohl sagen, daß in der Herberge und im Stalle, da Christus geboren ward, die Wurzel erscheine des Kreuzesstammes, an dem er starb. Aber das Kreuz der Schande ist auch das Kreuz des Sieges über die Sünde, die Jesum Christum zur Erniedrigung trieb. Mit dem Tode Christi endete die Knechtsgestalt. Der in Armuth und Schmach kam, wird einst in Herrlichkeit wiederkehren. Und dann wird ein Zeichen gesehen werden am Himmel, das Zeichen des Menschensohnes. Und die Engel, die einst nur armen Hirten erschienen, die werden über die ganze Erde rufen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden! Nacht wird es sein, aber eine Nacht, die Tag ist, und ein Tag, der nicht enden wird. Die Ankunft Christi als Kindlein würdig zu feiern, zünden wir Lichter an. Aber diese Lichter verlöschen bald. Heil aber denen, in deren Herzen das Licht des Glaubens vom Oele der Gnade brennt, daß wenn einst der himmlische Bräutigam kommt zum großen Hochzeitsmahl, ihre Lampen brennen, ihn würdig zu empfangen. Auf dieser Erde ist dem bekümmerten Sünder das Wort des Dieners Christi, welches Vergebung der Sünde verkündet, eine trostreiche Stimme von oben, die aber gar bald verhallt, wenn die Stimmen der Welt in uns laut werden. Wenn aber der Richter der Lebendigen und der Todten einst Vergebung der Sünden verkünden wird, dann wird die Ewigkeit seines Wortes Wiederhall sein. Auf dieser Erde ringt das Licht in uns stets mit der Finsterniß, so oft auch das Wort des Herrn ruft: Wache auf, der du schläfst, so wird dich Christus erleuchten. Das Wort aber, welches durch die Gräber dringend diesen Leib auferwecken wird, das wird einst mächtiglich den Tod verschlingen in den Sieg. Und dann werden wir erfüllt sehen, was wir jetzt nur auf Hoffnung singen: Ehre sei Gott

in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Auf dem Boden der erlösten Menschheit wird der Baum des Lebens erblühen, der Baum des Paradieses, in tausend Lichtern wiederzustrahlen das Licht, das der Welt einen neuen Schein gegeben hat.

Heut schleußt er wieder auf die Thür
Zum schönen Paradeis,
Der Cherub steht nicht mehr dafür,
Ihm sei Lob, Ehr und Preis.

Amen.

Das Zeugniß der Natur, der Schrift und der Erfahrung von Christo.

Predigt am Epiphanientage 1869 über Matth. 2, 1—11.

„Mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir. Denn siehe, Finsterniß bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker. Aber über dir gehet auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheinet über dir; und die Heiden werden in deinem Licht wandeln und die Könige im Glanze, der über dir aufgehet."

So lautet der alttestamentliche Text des heutigen Festtages, als des Festes der Erscheinung Christi. Das Fest der Erscheinung, älter als das Weihnachtsfest, bedeutet die Erscheinung Christi für die Welt überhaupt, sodann die Erscheinung Christi als Messias in der jüdischen Welt d. h. das erste Auftreten Christi unter seinem Volke, endlich seine Erscheinung für die Heidenwelt, als deren Erstlinge man die Weisen aus dem Morgenlande ansah. Die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande hatte für unsere Väter einen besondern Reiz. Die Sage wußte bald, daß die Weisen Könige gewesen waren, und zwar nach den drei Gaben drei, gab ihre Namen den ersten Tagen des Jahres und fand sogar ihre Gebeine wieder. Die altdeutsche Malerei konnte nicht müde werden, immer von Neuem die Weisen aus dem Morgenlande darzustellen. Und lange haben, namentlich auf dem Lande, fahrende Sänger an die Weisen aus dem Morgenlande erinnern wollen. Schon daß sie aus dem Morgenlande kamen, war den Alten so lieb. Zur Zeit Christi herrschte in der Heidenwelt die Gesinnung, die uns Pilatus darstellt, als er auf das Bekenntniß des Herrn: Ich bin ein König

im Reiche der Wahrheit, antwortete: Was ist Wahrheit, und zur Thüre hinausging d. h. die Gesinnung des Zweifels und Unglaubens. Was wir aber von demselben Pilatus lesen, daß er nämlich erschrak, als er von Christi höherer Abkunft hörte, das verband sich damals allgemein mit dem Zweifel und Unglauben, nämlich ein mit Aberglauben verbundener Zug zum Geheimniß. Das Land des Geheimnisses aber war das Morgenland. Das Land, welches die Sonne zuerst bescheint, ist auch die Wiege der Menschheit. Dieß wunderbare Land mit seinen hohen Bergen, mit seinen mächtigen Strömen, mit seinen kostbaren Steinen, mit seiner überreichen, farbenvollen Pflanzenwelt, mit seinen riesenhaften Thieren, mit seinen ungeheuren Völkermassen erschien als das geheimnißvolle Schatzhaus der Erde. Von dort verbreiteten sich zur Zeit Christi über das Abendland Priester, Weise, Zauberer, Sterndeuter, um freudige Aufnahme bei Denen zu finden, welche nach Ueberlieferung, nach Offenbarung, nach Geheimniß trachteten. Nicht ohne höhere Bedeutung war dieser dunkle Drang. Er hat doch seine Erfüllung in Christo gefunden, welcher aus dem Morgenland gekommen ist: der Aufgang aus der Höhe, ein Licht zu erleuchten die Heiden. Und so entstand denn früh in der Kirche die Sitte, sich betend nach Osten zu wenden, dem Lande des Aufgangs, des Paradieses, der Erscheinung Christi. Nach Osten wendeten sich, die in der Taufe sich und ihr Leben Gott zusagten. Nach Osten baute man die Altäre, wie es auch diese Kirche zeigt. Und so laßt uns denn mit der von der Kirche überlieferten Liebe zum Morgenlande die Weisen aus dem Morgenland betrachten, von denen unser heutiger Text handelt, aufgezeichnet

Matth. 2, 1—11.

Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande, zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenlande gen Jerusalem, und sprachen: Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande, und sind gekommen ihn anzubeten. Da das der König Herodes hörete, erschrak er, und mit ihm das ganze Jerusalem; und ließ versammeln alle Hohepriester und Schriftgelehrten unter dem Volk; und erforschete von ihnen, wo Christus sollte geboren werden. Und sie sagten ihm: Zu Bethlehem im jüdischen Lande; denn also stehet geschrieben durch den Propheten: Und du Bethlehem im jüdischen Lande, bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Juda; denn aus dir soll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sei. Da berief Herodes die Weisen heimlich, und erlernete mit Fleiß von ihnen, wenn der Stern

erschienen wäre; und wies sie gen Bethlehem und sprach: Ziehet hin, und forschet fleißig nach dem Kindlein; und wenn ihr es findet, so saget mir's wieder, daß ich auch komme und es anbete. Als sie nun den König gehöret hatten, zogen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen hin, bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war. Da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreuet; und gingen in das Haus, und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder, und beteten es an, und thaten ihre Schätze auf, und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Drei Punkte treten uns auf dem Wege der Weisen entgegen: das Morgenland, Jerusalem, Bethlehem. Im Morgenland leitet sie ein Stern, in Jerusalem unterweist sie die Schrift, in Bethlehem finden sie Den, von welchem Stern und Schrift zeugten. Und so lasset uns heute nach Anleitung unseres Textes

das dreifache Zeugniß von Christo,

nämlich das der Natur,
der Schrift,
der Erfahrung

betrachten.

1.

Das erste Zeugniß, von welchem wir zu reden haben, ist also das der Natur.

Die Weisen des Tages, welche meinen, daß der Mensch von thierartigen Anfängen an sich allmälig zur Bildungshöhe der Gegenwart erhoben habe, nehmen auch an, daß der Mensch zuerst einzelne Naturgegenstände, wie Sonne, Mond, Sterne, Pflanzen, Thiere, Berge u. s. w. angebetet, dann zur Verehrung des Menschengeistes fortgegangen sei, wie wir es bei den Griechen und Römern finden, bis er endlich zur Erkenntniß des unendlichen Gottes sich erhoben habe. So aber ist es nicht. Vielmehr hat gründliche Forschung gefunden, daß je mehr wir uns den Anfängen der Menschheit im grauen Osten nähern, desto reiner der Gottesbegriff ist, der uns dort entgegentritt. Die Naturanbetung ist auch der Geschichte nach ein Abfall von der ursprünglichen Anbetung eines unendlichen Geistes, in dem Alles lebt, webt und ist. Die Menschen, die sich auf dem Wege der Naturoffenbarung zu Gott erhoben, blieben auf dem was ihnen Stufe zu Gott sein sollte stehen und haben, wie der Apostel Paulus sagt, die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein

Bild gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere verwandelt (Röm. 1, 23.). Aber auch durch diese grobe Verirrung geht noch die Ahnung der göttlichen Wahrheit. Die, welche zu den Sternen aufschauten mit ihrem Lichtwandel, meinten im Grunde doch den Vater des Lichtes, bei welchem keine Veränderung, noch Wechsel des Lichtes und der Finsterniß ist. Die Sternenwelt war ihnen die Lichtschrift, durch welche Gott seinen Willen verkündet. Die geheimnißvolle Schicksalshand, welche die Geschicke der Menschheit leite, vollziehe nichts auf Erden, ohne es zuvor am Himmel verkündet zu haben den Weisen, welche die Sternenschrift deuten können. Solche Weise waren die, von welchen unser Text redet. Sie forschten in den Sternen nach der Zukunft auf Erden. Zur Zeit Jesu Christi hatte der fortschreitende Geist der Menschheit das Morgenland längst verlassen. Wie es die Propheten verkündet hatten, waren die Weltreiche der Egypter, Assyrer, Babylonier, Perser längst gesunken. Aber mit diesen Weltreichen war nicht untergegangen die Hoffnung eines Weltreiches Gottes. Ohne Zweifel waren es die im ganzen Morgenlande zerstreuten Juden gewesen, welche die Weissagung des messianischen Reiches ausgebreitet hatten. Nicht christliche, sondern römische Geschichtsschreiber, die man allgemein für glaubwürdig hält, sagen im Jahrhundert der Erscheinung Christi: Durch das ganze Morgenland hatte sich der Glaube verbreitet, daß Männer aus Judäa hervorgegangen sich der Weltherrschaft bemächtigen würden. Ist dieß, wie unstreitig, eine Thatsache, so ist es vollkommen erklärlich, daß die Weisen des Morgenlandes das Zeichen dafür in den Sternen suchten. Nach der Berechnung eines der größten Sternkundigen ist einige Jahre vor Christi Geburt ein merkwürdiges Zusammentreten dreier Planeten in Einem Sternbild erfolgt, welches nach anderthalb Jahrtausenden noch jüdische Weise für das Vorzeichen des Messias erklärt haben. Dazu nun kam der wunderbare Stern, der was sie ahneten zur Gewißheit machte. So also ließ Gott den Weisen, die ihn in der Natur suchten, auf diesem Wege ein Zeichen aufgehen, welches auf Jesum Christum wies.

Die Zeiten, wo man aus den Sternen die Zukunft weissagen wollte, sind längst dahin. Aber Viele suchen noch in der Natur den Schlüssel aller Wahrheit. Was die Menschheit zu bedeuten habe, das erkenne man aus der Stelle, welche die Erde als Planet zu den

übrigen Planeten einnehme. Wie die Welt entstanden sei, das bezeuge die Erde in den Denkzeichen ihrer Geschichte, welche sie selbst in die Schichten und Lagen der Erdoberfläche, in die ausgegrabene Pflanzen- und Thierwelt niedergelegt habe. Wer es verstehe von dem Stein bis hinauf zum menschlichen Leibe den Stufengang des Lebens zu verfolgen, dem sei auch das Verständniß des Lebens aufgegangen. Wer da wisse, wie zu verschiedenen Zeiten die Menschen die Natur ausgebeutet haben, der kenne auch die Geschichte der Menschheit. Darauf komme im Grunde alle Kunst hinaus, die Natur den menschlichen Zwecken dienstbar zu machen. In der Kunst, mit welcher man aus dem Innern der Erde die Metalle an's Licht fördere, die Meere durch Schifffahrt verbinde, die Länder durch Eisenbahnen einander näher bringe, die Produkte der Erde zu Nahrung, Kleidung, Bequemlichkeit, Glanz u. s. w. verarbeite: in dieser Kunst liege der Schlüssel der Zukunft der Menschheit. Die Messen, welche einst die Religion in den Kirchen gehalten habe, seien längst in Schatten getreten hinter den Messen, welche der menschliche Kunstfleiß auf den Märkten und Straßen halte. Nicht nach dem heiligen Lande wallfahren die Menschen mehr, sondern nach den großen Kunstausstellungen, die von Zeit zu Zeit in den Weltstädten gehalten werden.

Das, andächtige Christen, ist die Sprache des modernen Heidenthums, welches die Natur zum Höchsten macht. Aber auch gemißbraucht bleibt die Natur ein Werk Gottes, welches seinen Meister lobt. Und dem, welcher sie ansieht im Lichte Gottes, läßt Gott auch in der Natur einen Stern aufgehn, der nach Bethlehem führt. Was ist erhaben, wenn es nicht der Sternenhimmel ist, der aus ungemessenen Höhen auf die dunkle Erde niederleuchtet? Was ist herrlich, wenn es nicht die Alpenhöhen sind, die, während die Thäler in Nacht liegen, im Lichte der aufgehenden Sonne leuchten? Was ist schön, wenn es nicht die Blüthenwelt ist, die im Frühling aus der erstorbenen Erde sich an's Licht ringt, von den Vögeln des Himmels begrüßt? Was erhaben, was herrlich, was schön ist, ist ein Abglanz der Herrlichkeit Gottes. Aber nicht dauernd befriedigen kann die Schönheit der Natur. Wenn wir nächtlicher Weile zu dem Sternenhimmel hinaufschauen, da ist es, als zöge es uns über denselben nach dem Himmel, von dem es heißt: Unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes Jesu Christi, der unsern

sterblichen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe. Alle Schönheit der Natur, die vergänglich ist, weiset uns hin auf Einen, welcher der Abglanz seiner Herrlichkeit, die Schönheit in Person ist, Jesum Christum. Das ist es, was so innig und so tief das alte christliche Volkslied ausspricht:

Schön sind die Wälder,
Schöner sind die Felder
In der schönen Frühlingszeit.
Jesus ist schöner,
Jesus ist reiner,
Der unser traurig Herz erfreut.

Schön leucht der Monde,
Schöner leucht die Sonne
Und die Sternlein allzumal.
Jesus leucht schöner,
Jesus leucht reiner
Als die Engel im Himmelssaal.

Alle die Schönheit
Himmels und der Erden
Ist nur gegen ihn als Schein.
Keiner auf Erden
Uns lieber kann werden
Als der schönste Jesus mein.

Was alle Naturwissenschaften anstreben ist doch, die Erscheinungen der Natur auf ihre Gesetze zurückzuführen. Wo aber Gesetze sind, da muß Einer sein, der sie gesetzt hat, seine Zwecke, seine Gedanken in der Natur zu erreichen. Die Gesetze der Natur sind Gedanken Gottes. Wie köstlich, sagt der 139. Psalm, sind vor mir, Gott, deine Gedanken. Wie ist ihrer so eine große Summe. Gedanken Gottes sind die Sterne am Himmel und die Steine, Pflanzen und Thiere auf Erden mit ihren Gattungen und Arten. Gedanken Gottes sind die Kräfte, welche den Planeten um die Sonne treiben, und die Kräfte, welche auf Erden die Körper verbinden, anziehen und abstoßen. Aller Gottesgedanken aber im Reiche der Schöpfung Vorbild ist das Wort Gottes, der eingeborne Sohn, durch welchen und in welchem Alles geschaffen ist was geschaffen ist. Der Sohn spiegelt sich in der Natur, wie das Blau des Himmels in dem Strom, dessen Wellen rastlos kommen und gehen. Der Sohn bleibt, während die Himmel veralten wie die Kleider. Denn

Unruhe geht durch die Natur. Die Planeten, die sich rastlos um sich selbst bewegen, bewegen sich eben so rastlos um die Sonne. Im Innern der Erde, das doch nicht lebt, gähren unruhige Kräfte, die bald in Erdbeben den Boden erschüttern, bald in Feuerströmen Alles verwüsten. Die starren Berge, die uns ein Bild des Dauernden sind, sind nur die Grabsteine einer Geschichte, von welcher das versteinerte Leben in ihrem Innern zeugt. Dieselbe Natur, welche Kraut und Gras aus sich hervorgehen läßt und an ihrem Herzen nährt, giebt es den Thieren zum Futter, damit diese wieder uns zur Nahrung werden. Das Wasser, welches aus dem Schooße der Erde quillt, strömt in Bächen und Flüssen dem Meere zu, um wieder in's Innere der Erde eingehend zu Quellen zu werden. Diese Unruhe, die durch die ganze Natur geht, ist das Seufzen der Kreatur nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Wie der geschaffene Geist nach dem ewigen Leben ringt, so die geschaffene Natur nach dauernder Herrlichkeit. Wenn Christus unser Leben kommen wird, dann wird auch die Kreatur befreit werden von dem vergänglichen Wesen zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. So also zeugt die Natur in ihrer Schönheit, in ihrer Weisheit und in ihrer Vergänglichkeit von Christo.

2.

Das zweite Zeugniß von Christo ist das der heiligen Schrift.

Die Weisen des Morgenlandes, welche durch die zerstreuten Juden von dem Verheißenen Israel's gehört hatten, suchten das Zeichen desselben am Himmel und verstanden darum den Stern, den ihnen Gott dort aufgehen ließ. Mit der Ueberzeugung: der Verheißene ist geboren, wandten sie den Blick von dem Himmel auf die Erde zurück. Viele Weise dieser Welt beruhigen sich mit dem Begriffe einer Sache, ohne sie im Leben zu erstreben. Diese Weisen aber hielten es für ihre Pflicht, den von dem Himmel Bezeugten auf Erden zu suchen. Wo aber konnten sie ihn anders finden als im Lande der Juden und zwar in der Hauptstadt, in Jerusalem. War es nun eine That des Glaubens, daß sie die Heimat verließen, so war es eine Prüfung desselben, daß Niemand in Jerusalem von dem neugebornen König etwas zu sagen wußte. Und dieß Jerusalem, die Hauptstadt eines kleinen Landes, von einem ausländischen, den Römern unterthanen König beherrscht, der von dem Blute seiner Familie triefte,

das sollte die Wiege des Weltreiches sein? Was ihnen auf den ersten Blick unbegreiflich sein mußte, daß nämlich der König der Juden von dem neugebornen König nichts wußte, das mußte näher betrachtet ihnen ein Trost sein. Von diesem Tyrannen konnte unmöglich der König des Weltreiches stammen. Was er nicht wußte, der Edomiter, das mußten die Schriftgelehrten und Priester wissen, die Hüter der geoffenbarten Wahrheit. Der versammelte hohe Rath bewies aus der Schrift, daß der Verheißene in Bethlehem müsse geboren werden. So zeuge der Prophet Micha. Wann er aber werde geboren werden, das wußten sie nicht. Zur großen Beschämung aber mußte es dem hohen Rathe gereichen, daß Heiden aus einem Zeichen der Natur wußten, was die Wächter des auserwählten Volkes aus den Zeichen des Reiches Gottes nicht hatten finden können: die Zeit der Erscheinung des Verheißenen; daß Weise der Natur aus dem fernen Morgenlande kamen zu suchen, was die Weisen der Schrift im Lande der Verheißung nicht hatten ahnen können.

Wie die Weisen aus dem Morgenlande den Stern nicht hätten verstehen können, ohne die Kunde vom Messias durch die Juden vernommen zu haben, so würden sie auch ohne das Zeugniß der Schrift den neugebornen König der Juden nicht in Bethlehem gesucht und gefunden haben. Und so ist es noch immer. Auf dem Wege des natürlichen Lebens bringt es der Mensch höchstens zur Empfänglichkeit und Sehnsucht des Heils, nicht zum Heil selbst. Alles Heil ist im Glauben an Jesum Christum. An ihn glauben aber kann nur wer von ihm gehört hat. So kommt denn aller Glaube aus der apostolischen Kunde von Christo, aus dem Worte. Wir würden nicht glauben können an Jesum Christum, wenn nicht die Eltern im Hause, die Lehrer in der Schule, die Prediger im Konfirmandenunterricht und auf der Kanzel, die ganze Christenheit in Büchern, Liedern, Sitten u. s. w. das Wort von Christo uns entgegengebracht hätten. Niemand kommt zu Christo ohne durch das Wort. Des apostolischen Wortes ursprünglichster, lauterster, kraftvollster Ausdruck ist das Schriftwort. Wenn ich sagte, daß Niemand zu Christo kommen kann denn durch das Wort, habe ich nicht gesagt: Durch das Schriftwort. Auch das mündlich überlieferte, lebendig bezeugte, mit dem Herzen in's Herz gelegte Wort kann uns zum Glauben bringen. Aber wer vom Worte Gottes lebt, der hat auch die Pflicht,

das Schriftwort zur Lehre, zur Strafe, zur Unterweisung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit zu lesen. Man setzt bei jedem Gebildeten Sinn für Geschichte, für Dichtkunst, für Lehrweisheit voraus. Dieß Buch aber erzählt uns die Geschichte des Reiches Gottes von Anfang bis auf den Untergang des Volkes Gottes in der einfachsten, treusten, erwecklichsten Weise. Während man aus dem Reiche weltlicher Dichtkunst mit dem Bekenntniß scheidet, daß ihre Gestalten den Boden des Lebens nicht vertragen, findet der unauslöschliche Durst der Seele nach Gott eine nie versiegende Quelle der Erquickung in den Psalmen. Während im Reiche der Wissenschaft ein Wendepunkt dem andern weicht, steht das apostolische Wort über allem Wandel menschlichen Wissens und Meinens in der Kraft Gottes da. Aber, sagst du, es ist mir nicht möglich, in diesem Buch Alles zu lesen, zu verstehen, im rechten Lichte zu sehen. Lieber, von diesem Buche gilt nicht, was von menschlichen Büchern gilt, daß man nämlich von dem Gegenstande nur so viel weiß als man gelesen hat. Es kann Jemand die Schrift in den Grundsprachen auswendig wissen, alle Bücher in ihrem geschichtlichen Zusammenhang verstehen und die Auslegungsschriften aller Zeiten in sich aufgenommen haben und versteht doch dieses Buches Kern und Stern nicht. Suchet in der Schrift, sagt Jesus, sie ist's, die von mir zeuget. Christus ist der Schrift Kern und Stern. Zu dem aber kommt man nicht auf dem Wege des Lesens, sondern des Glaubens. Wer aber Christum im Glauben gefunden hat, der hat auch den Schlüssel der heiligeu Schrift in sich. Die heilige Schrift, hat der Kirchenvater Origenes gesagt, gleicht dem Berge der Verklärung, wo die Zeugen alten Bundes, Moses und Elias, und die Zeugen neuen Bundes, Petrus, Johannes, Jakobus, im Lichte des verklärten Christus leuchten.

3.

Das dritte Zeugniß von Christo ist das der Erfahrung.

Wann Christus sollte geboren werden, hatte den Weisen des Morgenlandes der Stern gesagt; wo, das Schriftzeugniß des hohen Rathes. In Bethlehem sollte er geboren werden. Das lag nur wenige Stunden von Jerusalem. Warum, mochten sie fragen, nicht in Jerusalem, der Hauptstadt? Das hätten ihnen die Schriftgelehrten aus dem Propheten Micha wohl deuten können. Aus demselben Ort, aus dem David entsprossen war, sollte auch der Sohn

David's hervorgehen. Eines Hirten Sohn war David, an einem Hirtenort geboren, kaum groß genug um eine Stadt zu heißen. Die Weissagung hatte gewußt, daß der Messias das Loos des herabgekommenen Königshauses theilen werde und darum klein vom Kleinen anfangen müsse. Von der Heerde hat Gott David genommen, um ihn zu einem Hirten Gottes zu machen. Jetzt aber sollte das Königthum zum Heerdenthum von Bethlehem zurückkehren, nicht ein Reich der Waffen, sondern ein Reich des Friedens. So fanden die Weisen des Morgenlandes Jesum Christum. Er war der Sohn einer armen Jungfrau aus dem herabgekommenen Königshause, der schon in der Geburt den Fall seines Geschlechtes, seines Volkes trug. Was die jüdischen Weisen auf Grund der Weissagung hätten verstehen können, das mußte den Weisen des Morgenlandes wunderbar sein. Aber den Männern, die im Glauben die Heimat verlassen, die in Jerusalem alle Prüfungen überwunden hatten, die zogen auch im Glauben aus der Hauptstadt in den kleinen Hirtenort und nahmen nicht Anstoß an der Armuth, welche den neugebornen König umgab. Sie bezeugten ihren Glauben in Anbetung, ihre Anbetung aber in den Gaben des Goldes, des Weihrauchs und der Myrrhen. Ihr Glaube gab Christo die höchsten irdischen Güter, die sie hatten, auszudrücken das Herz, das sie ihm gaben. Denn das weiß auch der natürliche Mensch, daß nur der Weg des Opfers zur Gemeinschaft mit Gott führt. Aber sie, die des Glaubens höchstes Opfer brachten, empfingen auch des Glaubens höchsten Preis: den Anblick des Königs Himmels und der Erde.

Wie der Weg der Weisen des Morgenlandes nach Bethlehem, ist unser Leben auf Erden eine Pilgerschaft des Glaubens. Wir wandeln auf Erden im Glauben. Sind wir auch nicht in der Heidenwelt geboren, so ist doch Alles was vom Fleische geboren ist Fleisch und wurzelt eben darum im Reich des Fleisches. Der natürliche Mensch liebt das geschaffene Licht. Da muß es denn Nacht werden in dem Menschen und außer dem Menschen, dem der Stern aufgehen soll, der nach Bethlehem führt. Untergehen muß das natürliche Leben, wenn Christus in uns aufgehen soll. Wie die Weisen durch den Stern aus dem Morgenlande nach Bethlehem geführt wurden, so bereitet uns der Zug des Heils zur Aufnahme des Wortes vor, welches die Kirche Christi uns bezeugt. Aber das Wort ist nicht das Heil selbst, sondern nur das Zeugniß vom Heil. Wie darum die

Weisen nach Bethlehem gehen mußten, um den neugebornen König zu finden, so muß uns das Wort zum seligmachenden Glauben führen, der Jesum Christum selbst ergreift. Die Weisen schenkten Christo Gold, Weihrauch und Myrrhen. Die Myrrhen deuteten die Alten auf die Buße, das Gold auf den Glauben, den Weihrauch auf das Gebet. Jedenfalls kommen wir nicht zum Herrn, ohne ihm zu geben was unser ist, damit wir von ihm empfangen was sein ist.

Der Kirchenvater Hieronymus, der viele Jahre in der Geburtshöhle Christi gelebt hat, wie er denn auch in ihr begraben ist, sagte nicht lange vor seinem Tode im Geiste zu dem neugebornen Kindlein in der Krippe: Du liegst so hart um meinetwillen, ich möchte dir es gern vergelten. Da vernahm er im Geiste die Antwort: Ich begehre nur, daß du singest: Ehre sei Gott in der Höhe! Ach, antwortete Hieronymus, ich möchte dir all mein Geld geben. Da antwortete Jesus: Himmel und Erde ist mein, ich brauche dein Geld nicht. Gieb es den Armen und ich will es annehmen, als ob du mir es gegeben habest. Ach, erwiederte Hieronymus, deiner Person möchte ich gern etwas geben. Nun, erwiederte Jesus, weil du so freigebig bist, so gieb mir deine Sünde, ich will sie auf meine Schultern nehmen, sie zu tragen und von dir zu nehmen. Ach, erwiederte Hieronymus, so nimm hin was mein ist und gieb mir was dein ist, so bin ich der Sünden ledig und du des ewigen Lebens gewiß.

Als die Weisen aus dem Morgenlande von dem neugebornen König der Juden kamen, da hatte ihr Leben seinen Höhepunkt erreicht. Aber nicht bleiben durften sie zu Jesu Füßen. Sie mußten zurückkehren in das Morgenland, dort zu bezeugen was sie gesehen hatten. So wollen denn auch wir aus dieser Stätte, wo wir in dieser schönen Weihnachtszeit den Herrn im Geiste angebetet haben, zurückkehren in die Kreise unsers Berufes, dort Jesum Christum zu bekennen in Wort und That. Haben wir an dem Adventssonntage des kommenden Lichtes geharrt, so wollen wir an den nun kommenden Epiphaniensonntagen in der That beweisen, was wir gesungen haben:

Das ewge Licht bricht da herein,
Das giebt der Welt ein'n neuen Schein,
Das leucht wohl mitten in der Nacht,
Uns uns des Lichtes Kinder macht.

Amen.

Christus die Erfüllung des Gesetzes.

Predigt am 4. Sonntag nach Epiphanias über Röm. 13, 8—10.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch Allen. Amen.

Alle Menschen, die auf wahre Menschlichkeit Anspruch machen, fühlen sich zur Natur gezogen. Nur ist das, was sie dort suchen, etwas ganz Verschiedenes: Die Einen suchen das Erhabene. Vom Sternenhimmel, auf den Höhen der Berge, auf dem Meere fühlen sie sich von dem Hauche des Unendlichen angeweht. Die Andern dagegen freuen sich an dem Still- und Kleinleben in der Natur. Sie pflegen Blumen, sie freuen sich der Vögel, sie beobachten die Bienen, sie umgeben sich mit Hausthieren. Was Jene, die des Erhabenen, was Diese, die des Lieblichen in der Natur sich erfreuen, gemeinsam in der Natur suchen, ist der Ausdruck ihres Gemüthslebens. Die Natur ist ihnen ein Echo des menschlichen Herzens. Etwas Anderes aber sucht der Forscher in der Natur. Er sucht das Verständniß der Natur. Er glaubt aber die Natur nur zu verstehen, wenn er alles Einzelne auf seine Gesetze zurückführen kann. Die Ordnung will er erkennen, in welcher die Planeten um die Sonne sich bewegen, alle Naturerscheinungen auf ihre letzten Grundstoffe, Grundeigenschaften und Grundkräfte zurückführen; durch alle Stufen, vom Ysop bis zur Ceder, von dem Wurm bis zum Elephanten, will er das Leben erfassen. Alle Erscheinungen der Natur sind Gesetzen unterthan, denen sie gehorchen müssen. Im Reiche der Natur waltet nicht Freiheit, sondern Nothwendigkeit. Seit Jahrtausenden hält die Erde ihre Bahn bis auf die Secunde ein. Und wenn wir uns fragen, worauf die große Ordnung ruht, mit welcher auch die Menschen ihre Bahnen zu Wasser und zu Land geregelt

haben, so müssen wir antworten: Auf der Zuverlässigkeit der Naturgesetze, welche die Menschen sich dienstbar gemacht haben. Die Natur, die nicht denkt und will, vollbringt mit Sicherheit die in sie gelegten Gesetze, welche Gedanken und Ordnungen Gottes sind. Und so ist denn der wahre Naturforscher ein Priester, welcher die Gedanken verkündet, die Gott in die Natur gelegt hat. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern und eine Nacht thut's kund der andern. Von der Offenbarung Gottes aber in der Natur geht der 19. Psalm fort zur Offenbarung Gottes im Gesetz. Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel und erquicket die Seele. Das Zeugniß des Herrn ist gewiß und macht die Albernen weise. Wie alle Erscheinungen der Natur dem Naturgesetz unterstellt sind, so alle sittlichen Verhältnisse dem Sittengesetz. Was die Natur mit Nothwendigkeit muß, soll der Mensch mit Freiheit vollbringen: das Gesetz. Vom Gesetze aber handelt der Text des heutigen Sonntags als des vierten Sonntags nach Epiphanias, aufgezeichnet

Röm. 13, 8—10,

welcher also lautet:

Seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet; denn wer den andern liebet, der hat das Gesetz erfüllet. Denn das da gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugniß geben; dich soll nichts gelüsten; und so ein ander Gebot mehr ist, das wird in diesem Wort verfasset: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Nachdem der Apostel von der Obrigkeit gesprochen hat, welcher als einer göttlichen Ordnung Jedermann unterthan sein soll, lehrt er, daß überhaupt in der menschlichen Gesellschaft Jeder dem Andern das leisten soll, was derselbe zu fordern hat: Schoß, dem Schoß; Zoll, dem Zoll; Furcht, dem Furcht; Ehre, dem Ehre gebühret. Aller Pflichten aber gegen den Nächsten Erfüllung ist die Liebe. Diese Erfüllung aber des Gesetzes hat Jesus Christus gelehrt, geübt, gewirkt.

Und so lasset uns denn unsere heutige Andacht sich um den Gedanken sammeln:

Christus die Erfüllung des Gesetzes.

Christus ist die Erfüllung des Gesetzes
erstlich weil das Gesetz in ihm erfüllt worden ist,
zweitens weil in ihm die Kraft ist, das Gesetz zu erfüllen.

1.

In Christo ist erstens das Gesetz erfüllt worden.

Nicht nach dem was der Mensch weiß, sondern nach dem was er will, beurtheilt man den Menschen. Im Willen liegt des Menschen wahrer Charakter. Sobald ich mich aber als Wille betrachte, so vernehme ich zwei entgegengesetzte Stimmen in mir. Die eine sagt: Du bist frei und kannst darum thun was du willst. Die andere sagt: Du bist verbunden zu thun was du sollst, nämlich das Gesetz. Beide Stimmen haben Recht. Der Mensch ist frei und der Mensch ist gebunden. Aber diese Stimmen widersprechen sich nicht. Wohl ist der Mensch frei d. h. er hat die Fähigkeit, sich für die Wahrheit oder die Lüge, für die Pflicht oder die Lust, für das Gute oder das Böse, für Glaube oder Unglaube, Gott oder Welt zu entscheiden, aber Freiheit ohne Gesetz ist Zuchtlosigkeit. Gott bezeugt jedem Menschen sein Gesetz im Gewissen. Das Gewissen ist der Zeuge Gottes im Menschen, welcher ohne Unterlaß im Namen Gottes dem Menschen vorhält was er thun soll: der Gesetzgeber und Richter, der Lehrer und Erzieher, der Verkünder des Lohns und der Strafe von Gott. Was aber das Gewissen fordert, hätte keinen sittlichen Werth, wenn der Mensch ihm folgen müßte. Darin liegt eben der Unterschied des Sittengesetzes vom Naturgesetz, daß das Naturgesetz auf Nothwendigkeit, das Sittengesetz auf Freiheit ruht. Dort heißt es: Du mußt, hier: Du sollst. Die Freiheit also und das Gesetz fordern sich gegenseitig. Die Freiheit ist Willkür ohne das Gesetz, das Gesetz hat nur sittlichen Werth, weil es auf Freiheit ruht.

In jedes Menschen Gewissen hat eine höhere Hand geschrieben: Du sollst Gott fürchten, ehren und ihm dienen. Du sollst deine Eltern lieben, du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsch Zeugniß wider deinen Nächsten reden, nicht nach seinen Gütern trachten. Aber die Reinheit des Gewissens kann getrübt, die Kraft desselben kann gebrochen werden. Das Gewissen, hat ein Weiser Rom's gesagt, ist ein heiliger Geist, der uns so behandelt wie wir ihn behandeln. Erinnere dich nur der Erfahrungen, die du selbst gemacht hast. Dein Gewissen sagt dir: Diese Leidenschaft,

sie heiße nun Liebe oder Haß, Geldgeiz, Ehrgeiz oder wie immer, darf nicht in dir gefunden werden. Aber nun kommt die Stunde der Versuchung. Es entsteht in dir die Lust, und die Lust wirft ihren Feuerbrand in dein Herz und entzündet Leidenschaft, welche dir vorspiegelt, daß ihre Befriedigung das höchste Glück sei. Dein Geist ist in höchster Anfregung. Da klopft es an die Thüre der Seele und das Gewissen steht vor derselben und sagt dir: Folge dieser Leidenschaft nicht, sie ist Sünde, trennt dich von Gott und überantwortet dich dem Verderben. Die Sünde aber spricht wie einst die Schlange im Paradiese: Sollte Gott dieß wirklich verboten haben? Sollte dieß wirklich ein so schweres Unrecht sein? Vielleicht ist es höchstens eine Schwäche. In keinem Falle wird ihre Frucht der Tod sein; in keinem Falle wird sie Gott mir zum Freund, mich zum Feinde Gottes machen. Wer mag dem Strom widerstehen, der mich zum höchsten Lebensgenuß mächtig treibt? Hat nicht der Zug des Lebens auch sein Recht? Eine Erfahrung wird mir aufgehen, die ich im schlichten Dienst der schlichten Regel nicht finde. Und so siegt die Leidenschaft. Die Sünde erzeugt einen Sturm der Lebensgeister, vor dem die Stimme des Gewissens nicht gehört wird. Sie läßt aus dem Brande der Leidenschaft Rauchwolken aufsteigen, welche das himmlische Licht des Willens Gottes verdunkeln. Aber das Tosen der Leidenschaft verhallt, der Rauch verschwindet. Und dann kommt das Gewissen wieder zu Wort und straft den Menschen. Nichts aber ist dem Menschen furchtbarer, als sich vom Gewissen züchtigen zu lassen. Er flieht, wo er kann. Ueberläßt sich nun der Mensch der Leidenschaft, dann wird ihm die Nichtachtung des Gewissens zur Gewohnheit, woraus der Zustand der Sicherheit entsteht, in dem der Mensch sich von der Macht des Guten in ihm nicht mehr anfechten läßt, welche Sicherheit zur Folge hat, daß die Vorhaltungen des Gewissens schwächer und kraftloser werden, so daß das Gewissen nach und nach völlig zu verschwinden scheint. Doch das Gewissen kann schlafen, aber nicht sterben im Menschen. Aus der Gluth der Leidenschaft aber steigen Wetterwolken auf, die sich in Sturm, Hagel, Donner und Blitz über dem Menschen entladen. Wenn aus der Hülle des Wohlseins, mit der sich die Leidenschaft umgiebt, das Unheil hervortritt, die Kehrseite aller Sünde, dann erwacht auch das Gewissen wieder und sein Wort findet Gehör. Und dann erkennt der Mensch, daß des Lebens wahrer Führer das

Gewissen ist. Ihm allein zu folgen, ist sein Entschluß. Aber wenn nun die Leidenschaft wieder erwacht, die Stimme des Gewissens übertäubend, das Licht des Gewissens umnachtend, die Forderung des Gewissens erschütternd? Dann, sagt der Mensch, will ich mich ansehen wie einen Unfreien, wie einen Sklaven, den man auch wie einen Sklaven behandeln muß und mit unbedingter und unerschütterlicher Festigkeit mir zurufen: Du mußt, denn du sollst! Keine Zweifel, keine Unterhandlungen, keine Zugeständnisse, sondern unbedingter Gehorsam. Die Bahn meines Lebens soll die Bahn des Gesetzes, der Pflicht sein.

Sehet, das ist der Standpunkt des Gesetzes. Man wird einen Mann, der nach einem Leben im Dienst der Leidenschaft mit solchem Entschluß ein Leben im Dienst des Gesetzes beginnt, und nicht bloß beginnt, sondern mit Entschiedenheit fortführt, hochstellen müssen. Sich nie vom eignen Willen, sondern stets von dem Willen des Gesetzes leiten zu lassen, das ist ein schweres und kampfvolles und ebendeshalb anerkennenswerthes Thun. Betrachten wir nun die Menschen, welche wir vorzugsweise Menschen des Gesetzes nennen müssen, genauer, so stellen sie sich uns als Menschen dar, deren ganzes Leben etwas Gleichmäßiges und Charaktervolles hat, vorsichtig im Wort, zuverlässig im Versprechen, von unantastbarer Pünktlichkeit und Treue im Berufe, regelrecht in allen Pflichtbeziehungen des bürgerlichen Lebens, fein und klug in der Behandlung der Menschen, in der Erstrebung ihrer Ziele standhaft und fest. Das ist ausreichend, solchen Menschen einen geachteten Namen in der bürgerlichen Gesellschaft zu erwerben. Blicken wir aber tiefer in ihr Herz, so finden wir, daß ihnen der eigentliche Kern, das innerste Wesen, die Lebenswurzel alles Gesetzes, nämlich die Liebe zu Gott, die Liebe zu den Brüdern, die Einfalt, Demuth und Kindlichkeit der Gesinnung, die Innigkeit und Tiefe des Gemüthes fehlt. Ihre Gesetzlichkeit ist in den Blättern und Aesten, nicht in dem Stamm und in der Wurzel. Was aber ist alles gesetzliche Thun, wo die Liebe zu Gott und zu den Brüdern fehlt. Die aber kann das Gesetz nur fordern, nicht aber geben. Du kannst dir alle Stunden des Lebens mit lauter Stimme zurufen oder zurufen lassen: Du sollst Gott über Alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst, damit bringst du nicht Liebe in dein Herz. Und du bist auch nicht im Stande, mit dem Gesetze die sündhafte Neigung in dir zu bannen. Wie gegen-

über dem Feuer, wo es eine gewisse Kraft und Höhe erreicht hat, alle Löschmittel nichts vermögen, so vermögen auch Grundsätze und Vorsätze nichts, wo die Leidenschaft zur andern Natur geworden den ganzen Menschen ergriffen hat. Das Gesetz kann wohl das äußere Thun regeln, aber nicht die wahre Gesinnung erzeugen: nicht Liebe zu Gott und Liebe zu den Brüdern. Das Gesetz kann wohl den Menschen zum Bewußtsein seiner Sünde bringen, aber nicht die Wurzel der Sünde im Menschen abschneiden. Das Gesetz kann den Menschen wohl richten, aber nicht rechtfertigen.

Was einen Menschen, der einst der Sünde diente, getrieben hat, sein Leben dem Gesetze zu unterstellen, ist doch die Ueberzeugung, daß das Gesetz die Regel der Wahrheit, des Guten und des Rechten und eine unverbrüchliche Gottesordnung ist. Ist dem nicht also? Gewiß. Wenn dem aber so ist, wie konnten wir denn sagen, daß man auf dem Wege des Gesetzes das Gesetz nicht erfüllen und darum vor Gott nicht bestehen mag? Das ist ein Widerspruch. Einmal soll das Gesetz der Weg des Rechten sein und dann wieder nicht der rechte Weg. Wie reimt sich das? Hierauf läßt sich ohne Schwierigkeit antworten. Ein Anderes ist das Gesetz, ein Anderes der Standpunkt des Gesetzes. Ich predige in diesem Augenblick. Wer predigt, ist dem Inhalt nach an die Lehren der Schrift und des Kirchenglaubens, der Form nach an die Regeln der geistlichen Beredsamkeit: also an Gesetze gebunden. Eine Predigt aber, die bloß gesetzmäßig und regelrecht ist, wird wenig ausrichten. Von einem Lehrling der Kunst, der noch unter dem Gesetze steht, verlangt man, daß er die Regel einhält; von einem Meister aber erwartet man Geschick und Talent, welches in freier und eigenthümlicher Weise die Regel anwendet. So ist es auch im Reiche der Natur. Wohl steht die Natur unter dem Gesetz. Aber die Gesetze der Natur wirken nur, wo die Kräfte der Natur vorhanden sind. Das Gesetz der Schwere setzt die Schwere, die Schwerkraft aber Körper voraus. Ohne Stoff und Kraft sind die Gesetze der Natur ohnmächtig. So auch hier. Was das Gesetz fordert, kann das Gesetz nicht leisten, wenn nicht die Kraft vorhanden ist, das Gesetz zu erfüllen. Diese Kraft aber kann das Gesetz nicht hervorbringen. Das Gesetz kann sagen: Du sollst lieben, aber es kann die Liebe nicht geben. Etwas Anderes also, ich wiederhole es, ist das Gesetz, etwas Anderes der Standpunkt des Gesetzes.

Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe, gethan unter das Gesetz, auf daß er die so unter dem Gesetze waren erlösete, auf daß wir die Kindschaft empfingen (Gal. 4, 4. 5.). Jesus Christus hat das Gesetz der ersten Tafel auf das Grundgesetz: Du sollst Gott lieben über Alles; das Gesetz der zweiten Tafel auf das Grundgesetz: Du sollst deinen Nächsten wie dich selbst lieben, zurückgeführt. Indem Jesus Christus dieß Gebot, in dem alle Gebote alten Bundes hangen, anerkannte, hat er das alte Gesetz bestätigt; indem er dieß Gesetz in den Mittelpunkt stellte, um von ihm aus alle andern Gesetze abzuleiten, hat er das alte Gesetz vollendet; indem er dieß Gesetz vollkommen erfüllte, hat er es allein erfüllt. Dieß Gesetz besteht bis daß Himmel und Erde vergehen. Mögen sie es wissen oder nicht; mögen sie es wollen oder nicht: alle Menschen stehen unter diesem Gesetz und werden einst danach gerichtet werden. Was von allen Menschen gefordert wird, das wird Christen nicht nur nicht erlassen, sondern ganz besonders zur Pflicht gemacht. Aber wir Christen vollbringen dieß königliche Gesetz nicht in Kraft des Gesetzes, sondern in Kraft des Geistes Christi, der allein dieß Gesetz erfüllt hat. Der Christ, der erkannt hat, daß er auf dem Standpunkte des Gesetzes das Gesetz nicht vollbringen kann, findet die Kraft des Gesetzes in Jesu Christo. Und so ist Christus das Ende des Gesetzes.

Wenn also in dir, der du einst der Sünde dientest, der ernste Vorsatz erwacht, den Weg des Lebens zu gehen, so suche das Heil nicht in dem Gesetze, sondern in Christo, der dich frei macht von aller Schuld, weil er die Strafe des Gesetzes für dich getragen hat, und dir die Kraft giebt, das Gesetz zu erfüllen.

2.

Das nun ist der zweite Punkt: Christus hat das Gesetz erfüllt, sofern er uns die Kraft giebt, das Gesetz zu erfüllen.

Einer der ältesten und ehrwürdigsten Kirchenlehrer, Irenäus, antwortete auf die Frage: Was hat Christus Neues gebracht? einfach: Sich selbst. Und so ist es. Das Neue, das Wesen, der Kern im Christenthum ist Christi Person. Christus ist nicht, wie es das vorige Jahrhundert auszudrücken pflegte, der bloße Stifter des Christenthums. Die ihn so nennen, stellen ihn auf gleiche Linie mit

Muhamed, wenn sie ihn auch auf dieser Linie als den Ersten betrachten. Hat Christus das Christenthum nur gestiftet, so besteht die Stiftung auch ohne ihn. Und so wollen wir diesen verschollenen Ausdruck dem Jahrhundert, das ihn ersonnen hat, überlassen. Dagegen liebt es unser Jahrhundert, Jesum als einen religiösen Genius, als den urbildlichen Menschen, als den Sohn der Menschheit darzustellen. Das war Jesus Christus, aber er war mehr: Gottes Sohn. Ein bloßer Mensch kann nicht Gegenstand meines Glaubens, nicht Mittler meines Heils, nicht mein Trost im Leben und Sterben sein. Jesus Christus ist der Mittelpunkt des Christenthums, weil er unser Heil ist. Was alle Religionen suchen, die Menschen mit Gott zu verbinden, das bringt allein Jesus Christus, der unsere Gerechtigkeit, unser Frieden, unser Leben ist.

Das ist uns Allen bekannt. Wir sind auf Jesum getauft und wir haben uns zu ihm in der Konfirmation bekannt. So oft wir das Abendmahl feiern, verkünden wir des Herrn Tod bis daß er kommt. Die Schrift verbürgt, die Kirche aller Zeiten, Orte, Richtungen bezeugt Jesum Christum. Und er hat sich Keinem unter uns unbezeugt gelassen. Und doch ist das Wort von Christo in so Vielen ein ungehobener Schatz. Nach der Volkssage sind ungehobene Schätze von Geistern bewacht, die nächtlicher Weile Dem und Jenem erscheinen, daß er doch den Schatz hebe. Des Nachts, sagt Hiob's Freund Eliphas von Theman, erfaßte mich Schauer und Zittern und ein Geist kam zu mir und eine Gestalt erschien mir und eine Stimme sprach: Ist der Mensch vor Gott gerecht, der Mann vor seinem Schöpfer? Dieser Geist ist das Gewissen, welches in der Zeit der Nacht, wo das irdische Auge sich schließt und das Seelenauge aufgeht, dem Menschen die Sünden seines Lebens vorhält, indem es hinaufweist zu dem Heiligen, vor dem, wie Eliphas sagt, auch die Engel nicht bestehen, und hinabweist in das geheimnißvolle Land der Ewigkeit, wo der Mensch erntet was er gesäet hat. Wie wird mir sein, wenn Himmel und Erde vernehmen werden, was ich gesündigt habe. Welch ein Augenblick, wenn ewiger Tod oder ewiges Leben an dem Spruch des Richters hängen wird:

Ach was werd' ich Armer sagen,
Wem vertrauen meine Klagen,
Wenn Gerechte selbst verzagen.

Wenn du vor einem menschlichen Richter stehest, entscheidet das Gesetz für oder gegen dich. Willst du dich vor Gott auf das Gesetz berufen? Das Gesetz, o Mensch, verklagt dich. Willst du deinen Kläger zu deinem Richter machen, so bist du verloren. Das Gesetz, sagt der Apostel, ist ein Gesetz der Sünde, des Todes, der Verdammniß. Siehe, da steigt aus der verborgenen Tiefe deines Herzens eine hohe, himmlische Gestalt auf, in welcher Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit wunderbar vereint sind, und bietet dir seine durchgrabene Hand und spricht: Gieb mir alle deine Sünden, ich gebe dir mein Blut und meine Gerechtigkeit. Ich, einst dein Richter, vertrete dich vor Gott, ich schütze dich gegen die Pforten der Hölle. Und du legst in seine durchgrabene Hand deine sündhafte Hand und sprichst: Dein auf ewig! Siehe, das ist das innerste Heiligthum des Christenthums: der Bund einer Seele mit Christo. Wenn auf Erden ein Mensch dem Menschen sich schenkt, es sei in Liebe, es sei in Freundschaft, das ist ein Moment, der Jahre des Kampfes und Leidens aufwiegt. Solch ein Moment hat etwas von Ewigkeit in sich. Aber wir Alle wissen, wie leicht der Mensch in solchen Momenten Ewigkeiten ausspricht, die kaum Jahre währen. Wenn Jesus Christus aber eine Seele ergreift, dann ist es für die Ewigkeit. Denn er giebt dem Glaubenden das ewige Leben in seinem Geiste. Die Wahrheit und Ewigkeit des Bundes, welchen die Seele mit Christo schließt, verbürgt der Geist Christi. Jesus Christus zieht in eine gläubige Seele ein mit seiner Liebe zu Gott und zu den Brüdern, mit seiner Demuth, mit seinem Frieden, ja mit seiner Liebe. Das ist ein Wunder, welches man bezeugen, aber nicht erklären kann. Wer es erfahren hat, der weiß, was das apostolische Wort von der ersten Liebe zu bedeuten hat. Wie die Kirche, hat auch der einzelne Christ ein apostolisches Zeitalter mächtigen Glaubens, brennender Liebe, seliger Begeisterung. Aber dieser Zeit der ersten Liebe muß die Zeit der Arbeit und des Kampfes folgen, in der Christus in uns Gestalt gewinnen soll.

Eines Christen Losung ist: Ich will nur was Gott will. Gottes Wille ist das Gesetz seines Lebens. Aber die Kraft dieses Willens ist der Geist Christi in ihm. Wie das Wasser des Himmels niederschlägt in die Erde und zu Brunnen wird, aus denen frisches Wasser quillt, so geht der Geist Christi in die Seele des Gläubigen ein und

wird zu einer Kraft, die Gebote Gottes zu erfüllen. Liebe zu Gott und Liebe zu den Brüdern ist die Summe des Gesetzes.

Jeder Christ hat die Kraft, Gott zu lieben und seinen Nächsten als sich selbst. Aber diese Kraft, das Gesetz zu erfüllen, soll sich beweisen in wirklicher Erfüllung des Gesetzes. Nicht bloß in Gefühlen und Worten, sondern in der That und in der Wahrheit sollen wir Gott und die Brüder lieben. Somit ist jeder Christ an das Gesetz gebunden. Aber der Standpunkt des Christen ist nicht der Standpunkt des Gesetzes. Der Christ erfüllt das Gesetz, nicht um durch das Gesetz gerecht zu werden, sondern weil er durch den Glauben gerecht worden ist, erfüllt er das Gesetz. Die Werke des Gesetzes, sagt nach Augustin's Vorgang Luther, machen den Menschen nicht gerecht, sondern der Gerechte macht die Werke des Gesetzes. Dann aber vollbringt der Christ das Gesetz nicht in Kraft des Gesetzes, sondern in Kraft des Geistes Christi. Wie ein Mensch, der ein großes Talent hat, erst durch die Schule der Regeln gehen muß, dann aber nicht aus der Regel, sondern aus seinem Talente arbeitet und doch regelrecht, so ist auch das Gesetz ein Zuchtmeister auf Jesum Christum, der uns frei macht von der Herrschaft des Gesetzes durch den Geist, in ihm aber uns Kraft giebt, das Gesetz zu erfüllen.

Es giebt nur Ein Gesetz Christi. Aber das Gesetz Christi ist nicht Buchstabe, sondern Geist und Leben. Jeder Christ soll das Gesetz Christi in besonderer Weise auf seine Person, seinen Beruf, seine Verhältnisse anwenden. Wir Alle sollen Gott über Alles lieben. Aber jeder Mensch hat seine besondere Versuchung zur Kreaturvergötterung, wie es das Wort des edlen Boten ausdrückt: Hau deinen Götzen muthig um, Es sei Geld, Wollust oder Ruhm. Jeder Mensch soll zuerst nach dem Reiche Gottes trachten, aber innerhalb der eigenthümlichen Verhältnisse, in die ihn Gott gestellt hat. Wohl dem Menschen, der auf die Hand Gottes in seinem Leben schauend, die besondere Lebensaufgabe versteht, die gerade ihm Gott auferlegt hat. Jeder Mensch soll zuerst nach seiner Seelen Seligkeit trachten. Aber der Wege, auf denen Gott die Seelen zu sich zieht, sind gar manche, und es ist ein falscher Methodismus, allen Menschen Einen Weg aufzuerlegen. Lerne dich selbst kennen! Wie jeder Mensch im Licht des Geistes und Wortes Gottes seine eigenthümlichen Sünden und Gefahren erkennen muß, so muß er sich auch eigenthümliche Mittel und Wege auferlegen, den Willen

Gottes an sich zu erfüllen. Möge Jeder in seinem Lebenskreise vor Allem der Demuth, der Zufriedenheit, der Treue sich befleißigen. Nicht klagen, nicht vergleichen, nicht richten. Wir Alle sollen in der Zeit nach der Ewigkeit trachten. Das aber sei unsre Losung, der Erde zu geben was die Erde fordert und doch auf Erden im Himmel zu wandeln. Unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes Jesu Christi, welcher unsern sterblichen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe nach der Wirkung, damit er kann alle Dinge ihm unterthänig machen. Amen.

Was dem wahren Christen die Anbetung Gottes in der Gemeinde sein soll.

Predigt am Sonntag Estomihi 1867 über Joh. 4, 10—30.

Die Gnade unsers Herrn Jesu, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch Allen. Amen.

Der für den heutigen Sonntag als den Sonntag Estomihi verordnete Text ist die Fortsetzung des Gespräches Christi mit dem samaritanischen Weibe, dessen erster Theil der Betrachtung des vorigen Sonntags zu Grunde lag. Er ist aufgezeichnet

Joh. 4, 19—30

und lautet also:

Das Weib spricht zu ihm: Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist. Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet; und ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten soll. Jesus spricht zu ihr: Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Ihr wisset nicht, was ihr anbetet. Wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden. Aber es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten. Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Spricht das Weib zu ihm: Ich weiß, daß Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn derselbige kommen wird, so wird er uns alles verkündigen. Jesus spricht zu ihr: Ich bin es, der mit dir redet. Und über dem kamen seine Jünger, und es nahm sie Wunder, daß er mit dem Weibe redete. Doch sprach Niemand: Was fragst du? oder: Was redest du mit ihr? Da ließ das Weib ihren Krug stehen und ging hin in die Stadt und spricht zu den Leuten: Kommet, sehet einen Menschen, der mir gesagt alles, was ich gethan habe, ob er nicht Christus sei? Da gingen sie aus der Stadt, und kamen zu ihm.

In Jesu Christo und dem samaritanischen Weibe begegnen sich die beiden Richtungen, in welche sich das Reich alten Bundes seit Salomo's Tode zerschlagen hatte, die samaritanische und die jüdische. So scharf gespannt war der Gegensatz, daß ein Jude vermied mit einem Samaritaner zu reden. Jesus Christus aber, der im Geiste über diesem Gegensatze stand, suchte in dem Weibe zuerst durch Anknüpfung an den irdischen Durst, dann aber durch seinen Geistesblick in ihren sittlichen Zustand das Heilsbedürfniß zu wecken, in welches er als Heiland einsetzt. Das Weib erkannte den Propheten. Und nachdem sie dieß erkannt, wendet sie die Rede von ihrer Person auf die Sache ihres Volkes. Wir beten auf diesem Berge an, ihr in Jerusalem. Wo ist die wahre Anbetung? Jesus Christus antwortete: Juda und Samaria harren des künftigen Heils. Aber der Weg der Vorbereitung geht nicht über Samaria, sondern über Juda. Von den Juden kommt das Heil. Wenn aber das Reich des Heils kommen wird, dann werden die Schranken, welche Samaritaner und Juden dermalen trennen, fallen, weil es ein Reich des Geistes sein wird, da man, nicht gebunden an Ort, Zeit, äußere Formen, Gott anbeten wird im Geist und in der Wahrheit. Des Herrn Wort hat sich erfüllt. Im Reiche Jesu Christi beten die wahrhaftigen Anbeter in allen Welttheilen in den verschiedensten Zungen den Vater durch den Sohn im heiligen Geiste an. Und doch sind die wahren Anbeter Gottes noch in Gegensätze zerspalten, die wohl erinnern können an den Gegensatz Samariens und Juda's im alten Bunde. In unserer Stadt Leipzig beten die Christen Gott an in den überlieferten Formen der römischen Kirche, in der Weise der Lutheraner, welche die überlieferten Formen im Geiste des Evangeliums gereinigt und verklärt haben, und in reformirter Art, die so viel als möglich den Gottesdienst auf seine innerlichen Grundlagen zurückführt. Wo, kann auch jetzt ein Christ fragen, betet man Gott in der rechten Weise an: in Rom, in Wittenberg oder in Genf? Die Antwort auf diese Frage liegt in des Herrn Wort: Wo man ihn im Geiste und in der Wahrheit anbetet. Davon nun Anwendung zu machen auf jene konfessionellen Unterschiede und Gegensätze, kann nicht dieses Ortes sein. Lasset uns nicht dem samaritanischen Weibe gleich werden, welche der ernsten Frage nach dem Heilszustande ihrer Person auswich, indem sie die Rede auf die Sache ihres Volkes lenkte. Lasset uns vielmehr auf Grund unseres Textes uns die Frage beantworten:

Was dem wahren Christen die Anbetung Gottes in der Gemeinde sein soll.

Die Antwort ist eine zweifache:

Erstlich eine Nothwendigkeit, die er erkennt,
Zweitens eine Erbauung, die er ernstlich sucht.

1.

Zuerst also ist dem wahren Christen die Anbetung Gottes in der Gemeinde eine Nothwendigkeit, die er erkennt.

So viel müssen doch die hohen Thürme, die in deine Augen, die feierlichen Glockentöne, die in dein Ohr fallen, die ernsten Weisungen, welche die Kirche dir bei der Konfirmation, bei der Trauung, bei Begräbnissen giebt: so viel, sage ich, müssen die Stimmen der Kirche, denen du nicht ausweichen kannst, auf dich Eindruck machen, daß du Zeit findest dich zu fragen: Habe ich Religion? Das Zeichen, daß du Religion hast, ist, daß du betest. Wer an einen Gott glaubt, der für den Menschen ist, der muß auch Gott im Gebete sagen, daß er für Gott ist. Als ich zum letzten Male am Sonntage Rogate vom Gebete im Namen Jesu sprach, wies ich am Schlusse auf die Anzeichen eines Bruderkrieges hin und empfahl Gott im Namen Jesu Christi die Sache der Gerechtigkeit.*) Diese Anzeichen haben sich erfüllt. Und zu den Schrecken des Krieges sind die Opfer einer furchtbaren Seuche gekommen. Und wie schwer die Armuth noch auf unserer Stadt lastet, das haben die, welche ihr Herz nicht ganz verschließen, täglich zu erfahren Gelegenheit. Wer aber in solchen Zeiten nicht beten lernt, für den hat freilich das Leben keinen Weckruf. Aber ich denke nicht, daß Jemand hier ist, der nicht bekennt: Wer Religion hat, muß beten. Wie aber zur Religion wesentlich Gemeinschaft mit Andern gehört, so führt das Gebet die Einzelnen, wo es rechter Art ist, auch nothwendig zum Bedürfnisse, in der Gemeinschaft mit Andern Gott anzubeten. Auf dieser Voraussetzung ruht die Frage des samaritanischen Weibes wie die Antwort Jesu Christi. Die ersten Christen, die Alles gemein hatten, versammelten sich täglich zum Gemeindegottesdienst, und zwar des Vormittags zur Erbauung aus

*) Predigten. Leipz. 1866. S. 89 ff.

dem Worte, des Abends zur Feier des Liebesmahles und des Abendmahles. In der Zeit der alten Kirche ward im Abendlande das Abendmahl täglich gefeiert. Als Luther die Gemeinden im Sinne des Evangeliums einrichtete, da gab er durch die gemeinen Pfarrer den Hausvätern den Katechismus in die Hand, welcher das dritte Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen, erklärt: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern heilig halten, gern hören und lernen, in der Haustafel aber Anweisung giebt, wie der Hausvater sein Gesinde soll beten lehren. Und wir dürfen sagen, daß bis tief in das vorige Jahrhundert hinein der Besuch des Gottesdienstes wie das Gebet Morgens, Mittags und Abends im Hause Sitte war. Am Ende dieses Jahrhunderts aber klagte eine ernste theologische Stimme: „Ich weiß, daß ihr eben so wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt als ihr die verlassenen Tempel besucht, und daß Menschlichkeit, Kunst und Wissenschaft so völlig von eurem Gemüthe Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches euch jenseits der Welt liegt, nichts übrig bleibt." Wahr ist es, es ist seitdem besser geworden. Die Religion ist wieder eine Lebensfrage geworden. Man fragt nach Gottes Wort. Man sucht es in der Kirche. Dieß Bedürfniß hat aber mehr den Charakter des Persönlichen, als einer heiligen Lebensordnung. Wendet man ein, daß man von der Gegenwart nicht verlangen dürfe, was vergangenen Zeiten naturgemäß war, darf ich nur auf England, Schottland, Amerika hinweisen, um zu begründen, daß auch unserer Zeit die Verbindung innerlicher Frömmigkeit mit kirchlicher Ordnung nicht unmöglich sei. In Amerika ist, wie bekannt, der Staat gleichgiltig gegen jede Religion, die Privatsache des Einzelnen ist. Aber eben von innen heraus hat sich das Bedürfniß, am Sonntag der Anbetung Gottes in Haus und Kirche zu leben, mit solcher innern Nothwendigkeit geltend gemacht, daß sie zur Sitte geworden ist, die auch über die, welche den Geist nicht haben, eine Macht übt, und selbst dem religionslosen Staate Achtung und Rücksicht abnöthigt. In England gehört Hausandacht und ernste Sonntagsfeier in den höhergebildeten Kreisen zur guten Sitte. Wenn aber unter Völkern, die uns unstreitig in politischer Bildung, in Handel und Industrie, überhaupt in praktischem Geschick überlegen sind, kirchliche Ordnung möglich ist, dann sollte man in der That endlich

aufhören, aus Gründen der praktischen Zweckmäßigkeit gegen die Sonntagsfeier zu reden. Es ist vielmehr eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, den Arbeitern nicht einen Ruhetag zu gönnen, und Menschen, die durch Christi Blut theuer erkauft sind, zu Knechten der Knechte des Mammons herabzuwürdigen. Aber freilich Unzählige aus den gebildeten Klassen, die in die Kirche gehen könnten, finden nicht Zeit dazu. Und warum nicht? Sie behaupten, daß sie das, was sie in der Kirche hören, sich selbst sagen könnten. Zugegeben nun, daß der Gottesdienst nichts anderes wäre als eine religiöse Bildungsschule, so würde er nicht überflüssig sein. Wohl, sagt man, aber nur für den gemeinen Mann. Was aber soll diese Schule für den Gebildeten? Ich antworte: Sie in den Heilswahrheiten unterweisen. Denn es ist eine ebenso traurige als unbestreitbare Thatsache, daß eine große Zahl unserer Gebildeten mit den einfachsten Grundwahrheiten des Heils nicht bekannt ist. Eine große Zahl unserer Gebildeten kann die Frage nicht beantworten, worauf der Mensch, wenn er einst vor seinem Richter stehen wird, sich berufen soll. Was die Prediger verkünden, ist ja nicht ihre Weisheit, sondern Gottes Wort. Gottes Wort ist aber kein Lehrbuch, das man nicht mehr braucht, wenn man seine Sätze sich einmal angeeignet hat. Wie der Sternenhimmel an jedem Punkte in die Unendlichkeit des Raumes sich verliert, so hat jeder Artikel des christlichen Glaubens eine unendliche Tiefe in sich, die kein erschaffener Geist durchdringt. Aber gesetzt auch, daß vor unserem Geistesauge alle Glaubenswahrheiten entschleiert daständen: heißt denn Glaubenswahrheiten verstehen nur: sie in die Erkenntniß aufnehmen? Auch der menschlichen Vernunft leuchtet das Wort des Apostels Johannes ein: Gott ist die Liebe. Wenn ich dieses Wort aber nur mit dem Verstande auffasse, habe ich es noch nicht verstanden. Was Liebe ist, kann nur verstehen, wer Liebe hat. Wer nur weiß, daß Gott die Welt erhält und regiert, der kennt die Vorsehung nicht. In der Noth muß man das Auge, das in's Verborgene sieht, erkannt und im Schiffbruch des Lebens die rettende Hand der ewigen Erbarmung ergriffen haben, um zu wissen, was Vorsehung ist. Ich kenne noch nicht die Sünde, wenn ich sagen kann: Sünde ist Uebertretung der Gebote Gottes. Dazu gehören die Blitze des Gesetzes, das Nacht- und Todesgefolge der Sünde, die Angst der Seele vor dem Richter über den Sternen, die schauerliche Kluft zwischen dem Heiligen und dem

Sünder, die Sehnsucht nach Errettung. Was Kirche ist, hat wahrlich der nicht erkannt, welcher sagen kann, daß sie das Reich Jesu Christi im heiligen Geiste sei. Dazu gehört vor Allem das Trachten zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, der lebendige Glaube, auf den das Bürgerrecht im Reiche Gottes sich gründet, das unablässige Beten: Dein Reich komme, und ein Herz, welches sprechen mag: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; denn der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest: nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott (Ps. 84, 1—4.). Nur in dem Sinne will der Gottesdienst dich belehren, daß er auf den Lebensgrund, den Gott in dir gelegt hat, Lebenswahrheiten bauen will d. h. dich erbauen. Wir Theologen sollen berufsgemäß die Heilswahrheiten des Evangeliums in unsere Erkenntniß aufgenommen haben. Und gerade wir bedürfen mehr wie Andere des öffentlichen Gottesdienstes, um das was in uns fest ist lebendig und das was in uns lebendig ist fest zu machen. Luther sagte: „Ich bin auch ein Doctor und Prediger: doch thue ich wie ein Kind, das man den Katechismum lehret, und lese und spreche auch von Wort zu Wort des Morgens und wenn ich Zeit habe die zehn Gebote, Glauben, das Vaterunser, Psalmen u. s. w. Und dennoch kann ich nicht bestehen wie ich gern wollte und muß ein Kind und Schüler des Katechismi bleiben und bleibs auch gern." Die da lehren sollen im Gottesdienste hören lernen, die da selbst eine Gnadengabe haben sollen sich der Gaben Anderer freuen lernen, die da den Kopf voll Wissensglauben haben sollen Kinder im Glauben werden und die da hin- und herbewegt werden von den Winden menschlicher Weisheit, sollen fest und unerschütterlich gegründet werden auf dem Grunde, der unbeweglich steht, wenn Erd und Himmel untergeht. Aber die Erbauung in der Gemeinde ist nicht unserm Bedürfnisse überlassen, sondern uns zur Pflicht gemacht. Es ist göttliche Ordnung, daß die Gemeinde als Gemeinde sich zu Gott erhebe. Wer einer bürgerlichen Gemeinde angehört, soll thun, was ihm diese Gemeinde auferlegt. Wer der Gemeinde Jesu Christi angehört, an den richtet Jesus Christus durch seine Apostel die Ermahnung: Ich ermahne euch aber, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig, Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst (Röm. 12, 1.).

Derselbe Geist Jesu Christi, welcher dich treibt, täglich im Kämmerlein zu Gott zu beten, der treibt dich auch, in der Gemeinde Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Und so folge mit willigem Herzen der Nothwendigkeit, die dir der Herr in seiner Gemeinde auferlegt. Israel zu deinen Hütten!

2.

Zweitens soll uns der Gottesdienst der Gemeinde eine Erbauung sein, die wir ernstlich suchen sollen.

Die Gemeinden der apostolischen Zeit erbauten sich Vormittags in Versammlungen, zu denen auch Nichtchristen Zutritt hatten, aus dem Worte. Da wurde aus dem Alten Testamente, später aus den Evangelien und Briefen der Apostel vorgelesen und erbauliche Auslegungen angeknüpft; es wurden von Propheten Geistesworte verkündet und von Zungenrednern in dunkeln Worten die Geheimnisse des Lebens in Gott ausgesprochen. Am Abend aber ward an das Mahl der Liebe, an dem nur Christen theilhaben durften, die Feier des Abendmahles geknüpft. Diese beiden Theile wurden im zweiten Jahrhundert verbunden. Und so entstand denn unser Gottesdienst, der zuerst Gebet, dann Erbauung aus dem Worte, endlich Feier des Abendmahles ist. Er ist ein geistliches Opfer, in welchem die Gemeinde zuerst den Weihrauch ihres Gebetes, dann die Flamme, welche das Wort Gottes in den Herzen anzündet, endlich das Opfermahl des Gedächtnisses Christi Gott darbringt.

Der erste Theil unseres Gottesdienstes ist Gesang und Gebet. Wenn unter dem Papstthum die Gemeinde schweigend die Gebete des Priesters und die Gesänge des Chores vernahm, hat die Reformation der Gemeinde den Mund geöffnet und auf ihre Lippen heilige Lieder gelegt. Das Vorbild aller Lieder sind die Psalmen, das Herz des Alten Testamentes. Wir lesen in der Apostelgeschichte, daß die erste Gemeinde ihr Dankgefühl über die Rettung ihrer apostolischen Häupter in die Worte des zweiten Psalms legte (Ap.-G. 4, 25 ff.). Redet unter einander, sagt Paulus (Eph. 5, 19.), in Psalmen und geistlichen Liedern und singet und spielet dem Herrn in euren Herzen. Und an einer andern Stelle: Lehret und ermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern und singet dem Herrn in euren Herzen (Kol. 3, 16.). Während des Mittelalters sangen die Geistlichen in ihren Domstiften, die

Mönche und Nonnen in ihren Klöstern in bestimmten Stunden lateinische Kirchenlieder. Das Volk aber knüpfte an das Kyrie Eleison zu Festzeiten wohl Strophen wie: Gelobet seist du Jesus Christ! zu Weihnachten, Christ ist erstanden! zu Ostern. Die Reformatoren nun, vor Allen Luther, übersetzten die schönsten lateinischen Kirchenlieder in's Deutsche, wie den ambrosianischen Lobgesang: Herr Gott, dich loben wir, und machten jene geistlichen Volkslieder zu Festliedern der Gemeinde. Sie selbst aber sangen im Geiste der Psalmen, jener lateinischen Kirchenlieder, jener alten Kirchenlieder. Was sie dazu trieb, der Gemeinde geistliche Lieder in den Mund zu legen, war ihr Herzensbedürfniß, des Apostels Ermahnung und die Ueberzeugung, daß es den Christen als Priestern zieme, Gott geistliche Opfer zu bringen. Man hat die lutherische Konfession die singende Kirche genannt. Ihrer geistlichen Lieder sind mehr denn 80,000. Aber die Menge thut's nicht. Von den bekanntesten Kirchenliedern darf man sagen, daß sie von berufenen Männern in ernsten Lebensmomenten aus dem Leben mit solcher Wahrheit, Tiefe und Einfalt gesungen sind, daß sie immer von Neuem den Geist wecken, aus dem sie gekommen sind. Aus dem Liede: Eine feste Burg ist unser Gott, weht uns der Geist der streitenden Kirche an, dessen Hauptlager doch der Protestantismus ist. Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, der während des dreißigjährigen Krieges für die Sache des Evangeliums einstand, sagte sterbend: Meinen Jesum laß ich nicht, und wir verstehen aus der Seele eines Fürsten aus dem erlauchten Hause Sachsen die Worte:

Ihn werd ich auch lassen nicht
Wenn ich nun dahin gelanget,
Wo vor seinem Angesicht
Meiner Väter Glaube pranget.
Mich erfreut sein Angesicht:
Meinen Jesum laß ich nicht.

Den Dank für den Frieden nach jenem langen, schrecklichen Religionskriege legte Martin Rinkart in die Worte: Nun danket Alle Gott. Was Paul Gerhard in dem herrlichen Liede aussprach:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Deß der den Weltkreis lenkt;

das bewies er, als er um seines lutherischen Zeugnisses willen sein Amt aufgab. Der oberlausitzer Prediger Mentzer sang, als er durch's Feuer seine Habe verloren hatte:

O daß ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund,
So stimmt ich damit um die Wette
Aus allertiefstem Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an
Von dem, was Gott an mir gethan!

Und wie diese Lieder ernsten Lebensmomenten entsprungen sind, so bilden sie auch im Leben der Christen ernste Lebensmomente. Viele Christen haben unter den schwersten Anfechtungen dieses Lebens ihr gebeugtes Herz in die Worte gefaßt: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Im letzten Kampfe haben viele Christen gesprochen:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
Alsdann tritt Du herfür.
Wenn mir's am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
Dann reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Und viele Gräber haben sich geschlossen unter den Worten:

Christus der ist mein Leben
Und Sterben mein Gewinn,
Ihm hab ich mich ergeben,
Mit Freuden geh ich hin.

Und zu diesen Liedern stimmen die Melodien, wie sich um edle Leiber würdige Kleider legen. Und auch der Orgel laßt uns gedenken, deren ernster, feierlicher, schwerer Ton sich sträubt gegen die irdische Unruhe, die in die Saiten greift, langsam tönend wie ein Hall aus der Ewigkeit und für die Ewigkeit, und doch so reich in ihren Registern, als ob alle Laute der Natur, alle Stimmen der seufzenden Kreatur sich zur Ehre Gottes zusammenfassen wollten. Und wenn es wahr ist, daß das Höchste, was unsere großen Meister Bach und Händel geleistet, der Welt des Glaubens angehört, dann ahnen wir, wie es einst sein wird, wenn alle Zungen im Himmel, auf Erden und unter der Erde bekennen werden, daß Christus der Herr ist.

Das Zweite im Gottesdienst ist die Erbauung aus dem Worte. Nach alter Ordnung hat jeder Sonn- und Festtag sein besonderes Evangelium und seine besondere Epistel. Die Gemeinde aber drückt ihre Ehrerbietung und ihre Andacht dadurch aus, daß sie sich erhebt. Wer aber das Wort Gottes mit gläubiger Andacht vernimmt, wird allezeit erbaut von dannen gehen. In unzähligen Fällen haben bekümmerte und angefochtene Seelen gerade das Wort vernommen, was sie suchten. Aber nicht nach dem Eindruck des Augenblickes muß man die Wirkung des Wortes Gottes beurtheilen. Es wird nicht immer im Sonnenschein, es wird auch im Regen, Sturm und Ungewitter gesäet. Und wie die Erde aufgerissen werden muß durch den Pflug, wenn der Same Wurzel fassen soll, so haftet auch in zerrissenen und zerschlagenen Herzen das Wort Gottes am besten. Die Aufgabe nun, aus dem vorgelesenen Schriftworte die Gemeinde zu erbauen, hat die Predigt.

Die Predigt war ursprünglich erbauliche Auslegung und Anwendung des Textwortes, so daß im Grunde der Text predigte. Als aber seit Constantin die Massen des römischen Reiches in die Kirche eingingen, da verband sich mit der Predigt vielfach die alte Beredsamkeit. Alles strömte einen Chrysostomus zu hören. Sie kamen unmittelbar vor der Predigt und gingen unmittelbar nach der Predigt. Wenn ich rede, klagt Chrysostomus, dann kommen Alle, wenn aber Christus im Abendmahl kommt, dann gehen Alle. In der Zeit des Mittelalters aber wich die Predigt ganz dem Altardienst, der im Meßopfer gipfelte. Da war es nun die Reformation, die nach ihrer Grundüberzeugung, daß im Christenthum Alles auf Wort und Glauben ankomme, der Predigt wieder eine bedeutende Stelle im Gottesdienste einräumte. Luther predigte weder in dem rednerischen Glanze der großen Kanzelredner der alten Zeit, noch in der aufregenden Weise, welche die Neuzeit begünstigt, sondern sachlich, lehrhaft, praktisch, volksthümlich. Sein Grundsatz war, daß man nicht fragen dürfe, was die Leute sagen, sondern allein auf Gott sehen, und so reden müsse, daß der gemeine Mann es verstehen und brauchen könne.

Die Predigt ist der persönlichste Theil des Gottesdienstes. Persönliches zieht an und Persönliches stößt ab. Ich spreche nur eure eigne Ueberzeugung aus, wenn ich urtheile, daß man in der Predigt nicht menschlichen Geist, Glanz der Beredsamkeit, reiche äußere

Mittel suchen dürfe, sondern Gottes Wort. Was von oben kommt, was Wahrheit, was Geist und Leben ist, das bricht sich Bahn, das dauert, das siegt. Aber noch weniger soll man sich durch die menschliche Eigenthümlichkeit des Predigers abhalten lassen, Gottes Wort sein Recht werden zu lassen. Wenn du selbst, du Einzelner, nicht nach deinen Schwächen und Schattenseiten beurtheilt werden willst, sondern nach dem, was du für den Punkt deiner Kraft, für deinen guten Geist hältst, so halte dich auch bei Andern nicht an das, worin sie schwach, sondern an das, worin sie stark sind. Zeugen der Wahrheit sollen die Prediger sein. Hältst du dich an dieß ihr Zeugniß, so wirst du allezeit Erbauung finden. In den Schwachen ist Gott mächtig. Es ist eine vielbezeugte Thatsache, daß das Wort von Predigern gerade dann, wenn sie mit dem Gefühle in großer Schwachheit gesprochen zu haben die Kanzel verließen, besonders mächtig gewirkt hat. Was freilich sehr Viele abhält, die Predigt zu hören, ist nicht ihre Form, sondern ihr Inhalt. Sie mögen das Wort vom Kreuze nicht hören, das ihnen wie einst den Heiden eine Thorheit oder wie den Juden ein Aergerniß ist. Aber die, welche die Wahrheit fliehen, werden ihr nicht entfliehen. Die Wahrheit wird sie finden, es sei hier, es sei dort. Selig werden wollen wir doch Alle. Wer aber keinen Begriff hat von dem Frieden, welchen der Herr in die Gemeinschaft Derer bringt, welche in Seinem Namen versammelt sind, der hat auch keinen Begriff von dem Heil, das jenseits der Gläubigen harrt. Es gilt von der Gemeinde, die Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetet, das Wort: Hier ist nichts anders denn Gottes Haus und die Pforte des Himmels (1 Mos. 28, 17.).

Der dritte Theil der Gottesdienstes ist die Abendmahlsfeier. Die Erhebung der Gemeinde zu Gott erreicht ihr Höchstes im heiligen Abendmahl. Der Gesang und die Predigt sind im Geiste des Herrn. Das heilige Abendmahl aber hat er selbst eingesetzt und mit den Worten: Dieß thut zu meinem Gedächtniß, allen seinen Jüngern zur heiligen Pflicht gemacht. Niemand soll mit unreinem Herzen in die Gemeinde treten. Zum heiligen Abendmahl aber soll Niemand gehn, der nicht zuvor sich selbst geprüft hat (1 Kor. 11, 28.). Unsere Kirche reicht das Abendmahl nur Solchen, die nach dem Bekenntnisse ihrer Buße und ihres Glaubens Vergebung der Sünden empfangen haben. Im ersten Theile des Gottesdienstes opfert

die Gemeinde Gott Gebete und Gesänge. Im zweiten Theile empfängt die Gemeinde den Segen des Wortes. Im Abendmahl aber empfängt sie und opfert sie zugleich. Denn das Abendmahl ist ein Sakrament, in welchem Gott dem Menschen ein himmlisches Gut giebt, nämlich Leib und Blut Christi. Und das Abendmahl ist ein Opfer, in welchem der gläubige Christ Gott das Gedächtniß des Todes Jesu opfert. Ein undurchdringliches Geheimniß ruht auf dem Mahl des Herrn. Darum nannte es die alte Kirche ein Geheimniß von schauervoller Majestät. Gott giebt uns durch seine Diener unter Brot und Wein die Frucht des für uns geopferten Leibes, das ist Vergebung der Sünden, und die Gemeinschaft des verklärten Leibes. Die aber von Einem Brote genossen haben, sind Ein Leib. Und indem wir die Frucht des für uns geopferten Leibes Christi empfangen, sollen wir des Herrn Tod bekennen, bis daß er kommt. Er der einst kam durch Wasser und Blut, der kommt noch immer durch Wasser und Blut, bis daß er einst kommt, um nimmer zu scheiden.

Zion hört die Wächter singen,
Das Herz will ihr vor Freude springen,
Sie wachet und steht eilend auf.
Ihr Freund kommt vom Himmel prächtig,
Von Gnaden stark, in Wahrheit mächtig,
Ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf.
Nun komm, du werthe Kron,
Herr Jesu, Gottes Sohn.
Hosianna!
Wir folgen all
Zum Freudensaal
Und feiern dort das Abendmahl.

Amen.

Das Vorbild der Lehrer des Wortes im Glauben, Leben und Sterben.

Predigt am Sonntag Estomihi 1868 über Hebr. 13, 7.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit uns Allen. Amen.

Der für den heutigen Sonntag, den Sonntag Estomihi, verordnete Text ist aufgezeichnet

Hebr. 13, 7.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort verkündet haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.

Eine thatsächliche Auslegung dieser Worte hat uns in der verflossenen Woche der 18. Februar, der Tag Concordia, vor Augen gestellt, welcher der Todestag Luther's ist. Wenn der Tod sich naht, steigen in der Seele Todesahnungen auf. Als Luther am 17. November 1545 seine Vorlesungen über das erste Buch Mosis schloß, sagte er: Mögen es Andere nach mir besser machen, ich kann nicht mehr. Bittet Gott, daß er mir ein seliges Stündlein bescheere. In der letzten Predigt, die er in Wittenberg hielt, bat er seine Zuhörer, daß wenn sie von seiner Krankheit hören sollten, sie nur Gott bitten sollten, daß er ihm ein gnädiges Sterbestündlein bescheeren möge. Er sei müde und bereit zur Abreise. Am 23. Januar brach er, verwickelte Streitigkeiten der Grafen von Mansfeld beizulegen, nach Eisleben, seiner Geburtsstadt, auf. In Alles, selbst in seine Trinksprüche und Scherzworte, legte er Todesahnungen. Als er in Halle nicht ohne Gefahr über die ausgetretene Saale gefahren war, schrieb er seiner Frau, daß Gott zehn Martinos schaffen könne, so er

einige alte ertränke. Trotz aller Müdigkeit an Leib und Seele ging er mit der alten Thatkraft an diese höchst verdrüßliche Arbeit, predigte in drei Wochen viermal, ordinirte, ging zweimal zur Beichte, einmal zum Abendmahl und sprach in gewohnter Weise über Tische und sonst viel schöne, bedeutende Worte, die in scherzhafter Form großen Ernst und namentlich Todesgedanken hüllten. Am 17. Februar Abends sprach er beim Abendessen vom Wiedersehen und Wiedererkennen. Dann fühlte er auf seinem Zimmer seine Brust beschwert und ging mit den Worten zu Bette: In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, du treuer Gott! Die Besorgniß, daß Luther's Stunde nahe sei, hatte einen Kreis von Menschen in sein Zimmer versammelt. Als man ihn tröstete, sagte er: Nein, ich werde meinen Geist aufgeben. Und nun betete er: O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt habe, den ich geliebt und gelobt habe. Ich bitte dich, mein Herr Jesu, laß dir mein Seelchen befohlen sein. O, himmlischer Vater, obschon ich ich diesen Leib lassen muß und aus diesem Leben hingerissen werden muß, so weiß ich doch, daß ich bei dir ewig bleiben und aus deinen Händen mich Niemand reißen kann. Dann sagte er: Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w., ferner: Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet, endlich dreimal lateinisch: In deine Hände befehle ich meinen Geist! Nun lag er stille da, mit geschlossenen Augen. Da sprachen Jonas und Cölius mit lauter Stimme zu ihm: Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr sie gepredigt habt, sterben? Hierauf antwortete er deutlich und vernehmlich: Ja. Das war sein letztes Wort. Er schlief noch eine Viertelstunde, dann hauchte er seine Seele aus. Es war am 18. Februar 1546 früh 3 Uhr.

Ich könnte wohl aufhören. Denn was soll man nach einem solchen Thatbeweise noch sagen, als das Wort wiederholen: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort verkündet haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Doch es ist meine Pflicht, dieß Wort auszulegen und anzuwenden so gut ich es vermag. Nicht alle Lehrer, die uns im Christenthum unterwiesen haben, haben das Wort so verkündet, wie sie es sollten, und nicht

aller Leben und Sterben ist so erbaulich, wie hier vorausgesetzt wird. Unser Brief ist aus dem apostolischen Zeitalter, wo das Christenthum Zeugen hatte, die der Herr selbst erwählet hatte, Zeugen die aus Offenbarung schöpften, Zeugen die ihr Zeugniß mit dem Tode besiegelten. Und so darf ich wohl von den Lehrern des Wortes überhaupt reden. Gedenken nun sollen wir der Persönlichkeit dieser Lehrer, also des Lebens derselben, anschauen ihr Ende, nachfolgen ihrem Glauben. Und so laßt uns denn heute betrachten:

Das Vorbild der Lehrer des Wortes im Glauben, Leben und Sterben.

1.

Zuerst also: Das Vorbild der Lehrer des Wortes im **Glauben**.

Es würde unnatürlich sein, wenn wir an einer Universitätskirche von Lehrern des Wortes reden wollten, ohne zu gedenken, daß unsere Universität eine Gemeinschaft von Lehrern und Lernenden ist. Wir dürfen wohl sagen, daß unsere Universität durch ihr Alter, den Reichthum ihrer Lehrkräfte und Lehrmittel und die verhältnißmäßig große Zahl ihrer Bürger unter den Universitäten Deutschland's eine angesehene Stelle einnimmt. Was nun aus nah und fern die Meisten hierher geführt hat, ist das Streben, durch Aneignung eines Gebietes im Reiche des allgemeinen Wissens den Grund zu einem auf Wissenschaft ruhenden Berufe zu legen. Ihnen sind die Lehrer Mittel, sich in den Besitz der Wissenschaft zu setzen. Eine kleinere Zahl aber sucht die Wissenschaft nicht bloß, weil sie eine künftige Lebensstellung begründet, sondern um der Wissenschaft selbst willen. Und es ist in der That ein hohes Ziel, an der Hand der Forscher aller Jahrhunderte einen Theil des großen allgemeinen Lebens, es sei die Natur, es sei die Sprachen, es sei die Geschichte, es sei das Recht, es sei der christliche Glaube, in sein Erkenntniß aufzunehmen. Die aber ein solches Streben haben, werden nicht bloß achten auf das **was** der akademische Lehrer lehrt, sondern auch **wie** er lehrt d.h. auf den Geist, in dem er die Wissenschaft auffaßt. Die es nun verstehen, den Geist ihrer Lehrer zu erfassen, auf sich wirken zu lassen, in sich aufzunehmen, die treten in eine Geistesgemeinschaft mit ihren Lehrern, die, weil sie eben im Geiste wurzelt, dauernd ist. Kein akademischer Lehrer macht den

Anspruch, die Wahrheit absolut erfaßt zu haben. Es ist in der Wissenschaft ein rastloser Fortschritt. Wahr aber heißt im Alten Testament: was fest ist, was dauert. Wahrheiten ergriffen zu haben, die so lange noch eine Wissenschaft ist nicht untergehen können, das ist eines Lehrers wahre Kraft. Wer aber die Wahrheit ergriffen zu haben sich bewußt ist, der hat eine innere Nöthigung, sie der Menschheit mitzutheilen. Ein wahrer Mensch will nichts für sich sein, sondern nur für die Menschheit. Das ist nun eben der schönste Beruf eines Lehrers der Wissenschaft, daß er unsterbliche Gedanken in unsterbliche Seelen niederlegt. Besser als mit Tinte auf Papier ist es mit Geist in die Geister zu schreiben. Kein wahrer Lehrer wird Schüler haben wollen, die nur wiederholen was er gesagt hat, sondern Wahrheiten in die Seelen legen, die wie sie selber aus Geist und Leben entsprungen sind auch wieder zu Geist und Leben werden. Ein Lehrer, der dieß mit aller Treue innerhalb der Schranken seines Berufes gethan hat, der darf erwarten, daß seine Schüler seiner in Dankbarkeit gedenken. Aber das Reich der Wissenschaft ist nur ein kleiner Kreis in der Menschheit. Nicht daß Alle zur Erkenntniß der Wissenschaft kommen, will Gott, sondern zur Erkenntniß der Wahrheit. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Dieser weite Kreis nun der Menschen, die auf dem Wege der Wahrheit zum Heil kommen wollen, ist die Kirche. Sie ist die Gemeinschaft der Gläubigen, in welcher das Wort der Wahrheit recht gepredigt wird. Was eine Universität erzeugt, erhält, eint, ist die Wissenschaft. Was aber in der Kirche Gläubige erzeugt, erhält, eint, ist das Wort. Ein wahrer akademischer Lehrer vermeidet alle Künste der Beredsamkeit, indem er auf die innere Kraft der Wahrheit vertraut. Denn wahr muß doch wahr bleiben. Was aber das Christenthum verkündet, das ist keine Wahrheit, zu deren Anerkennung man Jemanden durch unumstößliche Beweise nöthigen kann. Es giebt nicht einmal für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zwingende Beweisgründe. Wo kein Grund des Glaubens und der Sittlichkeit im Menschen ist, da kann das Christenthum nicht Wurzel fassen. Das Reich der Wissenschaft und Bildung preisen Die selig, welche reich an Geist sind. Das Reich Jesu Christi aber sagt: Selig sind, die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer. Geistlich arm heißt unbefriedigt in sich, heilsbedürftig sein. Für die aber, welche solch

ein Heilsbedürfniß haben, hat das Christenthum die Beweisung des Geistes und der Kraft. Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes selig zu machen Alle die daran glauben, sagt der Apostel. Der Beweis für die Wahrheit des Evangeliums ist die Heilskraft, welche Alle erfahren die da glauben. Denen nun, die im Glauben stehen, sagt das Wort Gottes: Gedenket eurer Lehrer, die euch das Wort verkündet haben, und folget ihrem Glauben nach. Das Wort von Christo ist das apostolische. So lange eine Kirche sein wird, wird sie apostolisch heißen, weil sie auf dem Grunde der Apostel und Propheten ruht, da Christus der Eckstein ist. Was wir von Christo wissen, ruht auf dem Zeugniß der Apostel. Die Apostel nun, die uns das Wort verkündet haben, sind auch unsere Vorbilder im Glauben. Dem Verfasser des Briefes an die Hebräer stand besonders Paulus vor der Seele. Von der Stunde an, da Paulus Jesum Christum auf dem Wege nach Damaskus sah, bis zu der Stunde, da er in der neronischen Verfolgung ihn im Tode bekannte, war das ganze Leben des Apostels ein Weg des Glaubens. Der Glaube war es, der den Apostel trieb, von Land zu Land, von Ort zu Ort zu ziehen, um dort in den Synagogen der Juden und in den Versammlungsstätten der Heiden den Gekreuzigten zu bezeugen, unter Furcht und Zittern von innen, unter steten Verfolgungen von außen. Der Glaube war es, der ihm ein Herz gab für so viele Gemeinden, in ihnen so viele Einzelne, die er unaufhörlich betend Gott an's Herz legte. Der Glaube war es, der ihm jene Briefe schreiben hieß, aus deren Worten Ströme des Lebens in die Kirche seit achtzehn Jahrhunderten geflossen sind. Der Glaube war es endlich, der ihm in einem täglich sterbenden Leibe die Kraft gab, seine apostolische Bahn, bedeckt mit fast übermenschlichen Arbeiten, mit Gefängnissen, Schlägen, Steinigungen, Schiffbrüchen, Mordanfällen bis zum Tode durch's Schwert zu gehn. Des Paulus' Lehre wiederaufgerichtet zu haben, ist das Werk der Reformatoren gewesen. Welche Kraft aber in diesen Worten liegt, das hat Luther bezeugt, dessen Lebensbahn eine Bahn des Glaubens war. Die Glaubenskraft Luther's ist ja sprichwörtlich. Verweist man auf dieses Vorbild, so empfängt man wohl die Antwort, daß diese Glaubenskraft mit Luther's hoher Geisteskraft zusammenhänge, die eben nicht Jeder habe. Dazu komme auch seine Zeit, die solchen glaubenskräftigen Naturen aus Einem Stück günstiger ge-

wesen sei als die Gegenwart, die schon dem Jüngling ihre Zweifel mittheile und mit ihrem Handel und Wandel, mit ihrer Bildung und Wissenschaft, mit ihren politischen und socialen Interessen dem Glauben so wenig Raum lasse. Hierauf kann ich nur antworten, daß in Luther's Zeit Bildung und Politik mehr den Schein als das Wesen des Glaubens hatten und in ihrem innersten Grunde weltlich waren. Luther's Glaube aber war nicht die Naturblüthe einer religiösen Ueberlieferung. Nach Zweifeln und Kämpfen, von denen Viele, die von Zweifeln unter uns reden, nicht die entfernteste Ahnung haben, fand er in dem Glauben an das Verdienst Christi den Ankergrund seines Lebens. Aber auch nachdem er ihn gefunden hatte, hat er mit Anfechtungen zu kämpfen gehabt, die etwas Dämonisches hatten, wie er es auch selbst ansah. Er, der wie vielleicht Keiner seit den Tagen der Apostel, im Schriftworte fest stand, hat doch die Schwierigkeiten desselben in einer Weise sich gesagt, die viele Lutheraner noch jetzt nicht verstehen können. Er hat die Standpunkte, die ihm später äußerlich entgegentraten, erst innerlich durchgelebt und hatte eben dadurch die unbeugsame Festigkeit, ohne die es vielleicht keine Konfession seines Namens geben würde. Und dieser Mann des heiligen Geistes ist zugleich der höchste und reinste Ausdruck des deutschen Geistes gewesen. Und so laßt uns in der Zeit, in die uns Gott gesetzt hat, dieses treuen Lehrers, an den uns unser Bekenntniß weist, gedenken, und dem Vorbilde seines Glaubens folgen.

2.

Vorbilder sollen uns unsere Lehrer zweitens im Leben sein.

Gegen die Lehre von dem alleinrechtfertigenden Glauben an Christi Verdienst, welches Paulus verkündigt, Luther bekannt hat, haben nicht bloß die Römischen, sondern auch Protestanten, und zwar nicht bloß ungläubige und halbgläubige, sondern in der neusten Zeit selbst solche, die für Säulen des Glaubens gelten, eingewandt, daß sie dem Menschen das Heil zu leicht mache, weil sie den guten Werken gar keine Bedeutung zuschreibe. Aber das ist nur Mißverständniß. Nicht jeder Glaube rechtfertigt, sondern nur der wahre. Wahr aber ist der Glaube, welcher lebendig ist. Lebendig aber ist der Glaube, welcher auf Buße ruht und in guten Werken seine Lebenskraft erweist. Wer den wahren Glauben hat, den treibt

der heilige Geist, die Gebote Gottes zu erfüllen. Das Gebot aller Gebote aber ist Liebe zu Gott, aus welcher die Liebe zu den Brüdern kommt. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Wer mit Augen der Liebe seine Brüder ansieht, der wird in Jedem eine berechtigte Eigenthümlichkeit finden, der Gott eine besondere Gabe anvertraut hat zur Erbauung seiner Brüder. Da tritt uns in dem Einen eine Kindlichkeit, Einfalt und Reinheit des Glaubens und Lebens entgegen, die da hat, was wir mit allen unsern Reflexionen und Willensvorsätzen nicht erreichen. Dort beschämt uns, die wir immer geneigt sind über unsere Verhältnisse zu klagen, die Ergebung, mit welcher ein Christ ohne ein Wort zu sagen die schwersten Schläge hinnimmt. Hier ergreift uns, die wir ungern in die Nachtseiten des Lebens blicken, die wahrhaft himmlische Geduld, mit welcher Christen ihre Brüder pflegen. Dort zeigt uns, die wir es nicht verstehen im Gebrauch der Güter dieser Welt uns von der Welt unbefleckt zu erhalten, ein wahrer Christ, wie mit dem Wandel im Himmel liebevolle Hingabe und Treue in allen menschlichen Verhältnissen sich wohl vereint. Durch alle diese Beispiele spricht Gott zu uns. Eine ganz besondere Kraft aber hat das Beispiel derer, die uns das Wort verkündet haben. Die berufenen Priester des Wortes in jeder Familie sind die Eltern. Die Worte des Glaubens, welche die Liebe frommer Mütter den Kindern in den Mund legt, fassen oft so tiefe Wurzeln, daß selbst die Vögel des Himmels sie nicht fressen, die Strahlen der Sonne sie nicht verbrennen, die Dornen sie nicht ersticken können. Das ernste Wort eines Vaters zu rechter Zeit hat eine große Kraft. Aber mehr als Worte wirkt das Leben. Wo Vater und Mutter im Geiste Gottes wandeln, da geht, wo Gott Gnade giebt, auch auf die Kinder ein guter Geist über, der mächtiger ist als die Fehler der Eltern. Die Segensgebete der Eltern kehren nicht leer vom Himmel zurück. Sie leben und wirken noch fort, wenn die Eltern nicht mehr leben und wirken. Nach den Eltern haben eine ganz besondere Kraft die Lehrer. Die Talente und die Kenntnisse der Lehrer machen auf Jünglinge und Jungfrauen in Jahren, wo die Seele gern in Alles Ideale legt, einen großen Eindruck. Aber im letzten Grunde achten Jünglinge und Jungfrauen im Lehrer nur den Charakter. Wo nun im Hintergrunde eines Charakters das Wort Gottes ist, da geht eine segensreiche Wirkung aus. Wir

akademische Lehrer haben reichliche Gelegenheit es wahrzunehmen, was eine einzige tüchtige Lehrkraft auf einer Schule wirken kann. Die berufenen Lehrer der Gemeinden sind die Geistlichen. Ich will nicht verschweigen, daß es Geistliche giebt von großem Glaubenseifer, von feuriger Liebe, von unermüdlichem Streben, die wenig in den ihnen anvertrauten Gemeinden auszurichten scheinen. Ich sage absichtlich: scheinen. Denn in's Verborgene sieht allein Gott. Soweit Menschen urtheilen dürfen, liegt es in der Art und Weise, wie sie predigen und wirken. Sie reden zu sehr aus sich heraus, ohne auf den Glaubensstand, das Bedürfniß und Verständniß der Gemeinde die rechte Rücksicht zu nehmen. Sie sollten von ihrem himmlischen Meister lernen, einfach, anschaulich, anknüpfend, überleitend zu reden. Sie sollten den Apostel Paulus sich zum Vorbild nehmen, der den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche ward. Insonderheit ist es allezeit in der Predigt lutherischer Grundsatz gewesen, das Wort durch seine innere Kraft wirken zu lassen, zum Feuer des heiligen Geistes nicht irdisches Feuer hinzuzuthun und den ungenähten Rock des Herrn nicht mit rednerischem Flickwerk zu verunzieren. Die Regel ist es aber, daß wo ein Geistlicher lebendig im Glauben steht, von ihm auch Leben ausgeht. Und nicht bloß für die nächsten Gemeinden. Wir haben in unsern Tagen das Wort des Herrn, daß er die welche im Kleinen treu sind über Viele setzen werde, sich schon auf Erden in einzelnen Geistlichen erfüllen sehn und zwar Landgeistlichen, von denen reiche Kräfte über die ganze Kirche ausgegangen sind. Die römische Kirche gedenkt viel ihrer Heiligen. Unsere Kirche verwirft die Anrufung derselben, will aber, daß wir die Heiligen nachahmen. Nun ist ja freilich in unsern Gemeinden die Kunde von den Heiligen der Kirche nicht groß. Aber sie reicht aus, um uns zum Segen sein zu können. Die Kirchenlehrer jedes Zeitalters haben eine besondere Gabe bewiesen, die uns zum Vorbild sein soll. Von den Kirchenlehrern aus den Zeiten der Verfolgung, die Christum im Leben und im Sterben bezeugt haben, haben wir vorher gesungen:

Wach auf du Geist der ersten Zeugen
Der Wächter, die auf Zion's Mauern stehn,
Die Tag und Nacht von dir nicht schweigen
Und die getrost dem Tod entgegengehn.
Ja deren Schall die ganze Welt durchdringt
Und aller Völker Schaaren zu dir zwingt.

Die großen Kirchenlehrer der folgenden Zeit, welche die Grundlehren des Glaubens verschieden durchgearbeitet und festgestellt haben, die rufen uns auf festzuhalten, was immer, was überall, was von Allen ist geglaubt worden. Man hat die Lehrgebäude der mittelalterlichen Kirchenlehrer oft den großen Domen aus jener Zeit verglichen. Wie diese Kirchen Bilder der in Gott verklärten Welt sind, so fordern uns auch diese Kirchenlehrer auf, all unser Wissen dem Reiche Gottes auf Erden zu Diensten zu stellen. Kein Wissen ohne Wahrheit, keine Wahrheit, die nicht auf dem Grunde des Wortes Gottes steht: rufen uns die Reformatoren zu. Lasset uns festhalten, was sie in der großen Zeit der Sichtung und Reinigung, in die sie Gott gestellt, vor Gott und Menschen bekannt haben. Zu bekennen aber nicht bloß mit Worten, sondern aus dem Leben und für das Leben, dazu fordern uns jene lebenswarmen Lehrer auf, welche bezeugten, daß der christliche Glaube seinem innersten Wesen nach ein Leben sei, das den Menschen erneuert und sich in guten Werken beweist. Diese Zeugen eines verinnerten Christenthums haben eine Welt guter Werke hinterlassen: Missionsanstalten, Waisenhäuser, christliche Schulen, fromme Stiftungen, die uns noch zu Gute kommen. Die große Zahl der Studirenden unserer Universität, welche Stipendien und sonstige Unterstützungen genießen, wollen nicht vergessen, daß es großentheils der Glaube gewesen ist, der diese Stiftungen gegründet hat. Möge, was der Glaube gebaut hat, zur Erbauung des Glaubens gereichen. Dieweil wir solchen Haufen, solche Wolke von Zeugen haben, lasset uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens (Hebr. 12, 1. 2.).

3.

Endlich sollen uns die Lehrer des Wortes Vorbilder im Sterben sein.

Was der Glaube ist, muß das Leben beweisen, was das Leben ist, der Tod. Wir haben im Eingang gesehen, daß Luther gestorben ist wie er geglaubt und gelebt hat. Kein ernster Mensch — wenn er auch nicht Christ ist — kann von eines Menschen Tode hören ohne daran zu denken, daß auch seine Todesstunde kommen wird. Wenn und wie sie sein wird, weiß Niemand. Sie kann plötzlich

kommen, sie kann das Ende großer Leiden sein, sie kann der sanfte Abschluß allmälig abnehmenden Lebens sein. Jedenfalls aber ist der Tod nicht etwas was wir thun, sondern was wir leiden. Zu demselben Jünger, den der Herr den Felsen seiner Kirche nannte, sagte er vor seiner Himmelfahrt: Da du jünger warest, gürtetest du dich selber und wandeltest wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein Anderer wird dich gürten und führen wo du nicht hin willst (Joh. 21, 18.). Das sprach der Herr von dem Kreuzestode des Petrus. Das also war das Ende, welches der Herr diesem Jünger verkündete, der eben dreimal die Frage: Hast du mich lieb? mit Ja beantwortet hatte und dieses Ja mit einem Leben voll Arbeit und Kampf für das Reich Gottes bewähren sollte. Unser Trost, daß wohl Keinem von uns ein solches Ende bestimmt ist, schließt eine große Demüthigung ein, daß nämlich Keiner von uns die apostolische Glaubenskraft hat, auf diesem Wege seinem Meister nachzufolgen. Aber wenn auch nicht für's Kreuz: hinstrecken müssen wir jedenfalls unsere Hände im Tode und uns führen lassen wohin wir nicht wollen, wohin wir nicht von selbst gehen können. Dann, wenn der Mensch gar nichts mehr machen kann, stellt er alles gedachte und gemachte Wesen ab und der Kern seines Wesens kommt zur Erscheinung. Eine Religion, die nur in schönen Gedanken, Gefühlen, Aufwallungen u. s. w. besteht, die wird uns im Sterben nichts helfen, weil dann alles Denken, Wollen, Fühlen aufhört. Einer Kraft bedürfen wir, die in den Schwachen mächtig ist. Und eine solche Kraft ist und hat allein das Evangelium. Wer an Jesum Christum glaubt, wird leben ob er gleich stirbt, und wer da lebt und glaubt an ihn, wird nimmermehr sterben. Möge Jeder von uns, wenn sein Stündlein kommt, wie Luther mit dem Ja des Glaubens scheiden. Wer aber sich im Tode zum Herrn bekennt, zu dem wird sich der Herr auch bekennen.

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
Alsdann tritt Du herfür.
Wenn mir's am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
Dann reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Amen.

Die Christenliebe nach ihrer Bedeutung, ihrer Beweisung und ihrer Bewährung.

Predigt am Sonntag Estomihi 1870 über 1 Kor. 13.

Es bleibet Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. Amen.

Groß ist die Zahl der Christen, die auf die Frage, was ihnen das Höchste im Leben ist, entweder mit runden Worten oder doch in ihren Thaten antworten: die Bildung. Darunter verstehen sie die Kenntnisse, Gesinnungen und Lebensformen, in welchen sich der Verkehr derer bewegt, die auf veredelte Menschlichkeit oder Humanität Anspruch machen. Und man muß bekennen, daß das Reich der Bildung ein mächtiges Reich ist, das über alle Welttheile sich erstreckt und die durch Nation, Stand, Religion getrennten Menschen vereint. Es ist ein Weltreich, dem sich an Umfang und Einfluß kein Staat vergleichen darf. So verschiedene Sprachen die Gebildeten aller Welttheile und Völker sprechen: im Grunde reden sie doch alle die Eine Sprache der Bildung. Während der Nationalgeist die Völker trennt, vereint sie der Geist der Bildung. Fragen wir nun die Menschen, die auf den Höhen der Menschheit stehen, was sie von dieser Bildungswelt halten, so geht ihr Urtheil dahin, daß die Weltbildung etwas Schönes, Gutes, ja Nothwendiges sei, bedenklich aber für diejenigen, die in diese Welt ganz aufgehen. Denn was die Menschen eigentlich adele, nämlich das Streben nach dem Wahren, Guten und Schönen, das finde in dieser Bildungswelt nicht nur keine Befriedigung, sondern oft genug ein Hinderniß in die nächtlichen Tiefen der Menschheit hinabzublicken, zu den himmlischen

Höhen der Menschheit sich zu erheben. Ein wahrer Mensch müsse wohl gebildet sein, aber mehr als ein bloßer Bildungsmensch. Und dieß Urtheil der Gebildeten in des Wortes höherem Sinne ist auch das Urtheil der wahren Christen. Ein wahrer Christ ist auch ein wahrer Menschenfreund und freut sich darum alles Wahren, Guten und Schönen in der Menschheit, wie es der Apostel Paulus ausspricht: Weiter, liebe Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach (Phil. 4,8.). Daß die Menschen in ihrem reinmenschlichen Verkehr unter einander geistige Interessen, edle Gesinnungen, würdiges Betragen hegen, das ist ja ein Lob, das ist eine Tugend. Eine andere Frage aber ist, ob dieß Bildungsleben das Höchste ist, nach dem wir trachten sollen. Wer da sagt: Ich kenne nichts Höheres als Bildung und Humanität, der legt eben Zeugniß ab gegen das Christenthum, welches sagt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Und einem Solchen muß der Christ, der den Beruf hat, seinen Herrn und seines Herrn Sache zu bekennen, entgegentreten. Ein Christ verwirft nicht die Humanität, sondern die Humanität, die sich das höchste Gut der Menschheit nennt. Aber ist sie denn nicht wirklich etwas überaus Gutes, diese Humanität, welche in jedem Menschen den Menschen ehrt, welcher Nation er auch angehört, welches seine Religion sei, welches sein Stand? Ist sie nicht wirklich etwas überaus Edles, diese Humanität, die sich aller Orten der Nothstände der Menschheit annimmt und bei den schweren Unglücksfällen, wie sie unser eigenes Vaterland im verwichenen Jahre getroffen haben, so außerordentliche Opfer der Theilnahme gebracht hat? Ja gewiß, sie ist etwas Gutes und Edles, die Humanität. Nur soll sie nicht sich gegen das Christenthum der Vorzüge rühmen, die sie vom Christenthum erst empfangen hat. Denn erst das Christenthum ist es gewesen, welches gelehrt hat in jedem Menschen ein Glied der von Einem Blute stammenden Menschheitsfamilie zu sehen, und ein Abbild Dessen, der da will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Aus dem Christenthum ist die Liebe gekommen, welche die Frauen ehrt, die Kindlein zu sich kommen läßt, im Sklaven den Menschen sieht, der Armen, Kranken, Unterdrückten, Verlornen sich annimmt, den wilden und entmenschten Völkern der Fremde das Heil bietet.

Von der Christenliebe aber handelt der heutige Text, als des Sonntages Estomihi, aufgezeichnet

1 Kor. 13.

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht; so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze. Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntniß aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.

Wenn bei einem Texte, hat bei diesem der Prediger das Gefühl, daß er noch einmal wiederholen möchte was er vorgelesen und dann aufhören. Denn was kann er noch hinzufügen zu Worten, die mit Menschen- und mit Engelzungen geredet sind? Und so möge sich wenigstens unsere Betrachtung eng anschließen an die vorgelesenen Worte. Worin die Einheit dieser Worte liegt, ist klar: Es ist die Bruderliebe. Zuerst redet Paulus von der Bedeutung der Liebe, indem er ausspricht, daß alle Gaben und Tugenden der Christen kraft- und nutzlos sind ohne die Liebe. Dann aber geht er zu der Art und Weise fort, wie sich die Liebe beweisen soll. Und endlich lehrt er, daß während die Tugenden des Glaubens und der Liebe und die Gaben der Weissagung und Erkenntniß aufhören, die Liebe ihre Kraft darin bewähre, daß sie daure. Und so lasset uns denn heute

von der Christenliebe

reden und zwar

erstens nach ihrer Bedeutung,
zweitens nach ihrer Beweisung,
drittens nach ihrer Bewährung.

1.

Nach ihrer **Bedeutung** lasset uns die Christenliebe zuerst betrachten.

Die Gaben des Zungenredens, der Weissagung, der Erkenntniß des Glaubens, der Selbstopferung sind, auch wenn sie im höchsten Maße vorhanden sind, nichts ohne die Liebe. Wie hängen denn aber diese Gaben zusammen mit dem Christenleben? Davon handelt der Apostel in dem ganzen Abschnitte, zu dem das 13. Kapitel gehört. Christ ist der Mensch, wenn er an Jesum Christum glaubt. Dieser Glaube ist nicht ein bloßes Meinen, eine bloße Wissensüberzeugung, sondern die Hand, welche Christum ergreift, um von ihm ergriffen zu werden. Das Zeugniß aber, daß Christus den Gläubigen ergreift, ist das neue Leben in seinem Geiste. Wenn sich der Christ Christo im Glauben schenkt, schenkt sich Christus ihm in seinem Geiste. Das ist nicht etwa so zu nehmen, wie man im Leben von einem Kinde sagt, daß es seines Vaters Geist; von einem Schüler, daß er seines Lehrers Geist in sich aufgenommen habe d. h. uneigentlich. Nein, wörtlich und eigentlich geht Christi Geist und Christi Leib in die Gläubigen ein. In Christi Leib sind alle Christen eins. Christi Wahrheit ist im Christen durch die Salbung des Geistes; Christi Gesinnung durch den Geist der Heiligung; Christi Frieden durch den Geist des ewigen Lebens. Aber der Geist Christi, der in Allen als Geist der Wahrheit, der Heiligung, des Friedens waltet, der wirkt doch wieder in den einzelnen Christen besondere Gnadengaben. Ein Christ, der, ehe er bekehrt war, eine Naturgabe der Erkenntniß hatte, empfängt durch den Geist Christi eine besondere Gabe der Weisheit, kraft der er tiefer eindringt in das Verständniß des christlichen Glaubens und darum befähigt ist von Christo zu zeugen, Christum zu lehren. Ein Anderer hat die Gabe des Dienstes, die ihn befähigt sich der Armen und Kranken anzunehmen. Ein Dritter hat eine Gabe der Leitung, kraft der er die Gemeindeangelegenheiten ordnen und verwalten kann. Der Apostel nennt diese Gaben Gnadengaben, sofern sie Wirkungen des Geistes der Gnade sind; Dienstgaben, sofern sie Lehensgaben des Herrn der Kirche sind; Kraftgaben, sofern sie Ausflüsse des Vaters sind, der Alles in Allen wirket. **Ein** Geist und mancherlei Gaben. Solche Gaben sind noch immer vorhanden, nur daß sie in unsern Gemein-

den, die ja als Gemeinden so wenig Lebenszeichen geben, wenig sichtbar sind. Sobald lebendige Christen sich zu einem Verein für christliche Zwecke zusammenschließen, da zeigt sich sehr bald, daß da Jeder eine Gabe hat, die sich zum Gedeihen des Vereins verwerthen läßt. Das nun trat in der apostolischen Kirche, wo der Geist Christi mächtig war, in einer Kraft hervor, von der wir uns keinen ganz deutlichen Begriff machen können. Das sagen uns besonders die Wundergaben, die damals walteten. Einzelne Christen hatten die Gabe wunderbarer Heilung: eine Nachwirkung der Wundergabe Christi. Andere hatten die Gabe der Weissagung und hießen Propheten. Andere endlich hatten die Gabe des Zungenredens. Wie der Apostel Paulus diese Gabe darstellt, verfielen die, welche derselben mächtig waren, in einen Zustand der Selbstvergessenheit, der Ekstase, wie man es nennt, in welcher sie in dunkeln, sprunghaften, bewegten Worten mit der Zunge die wunderbaren Gedanken und Gefühle anschlugen, die ihnen der Geist eingab. Was der Geist der Gemeinde damit sagen wollte, mußte dann ein Christ, der die Gabe der Auslegung hatte, in einfachen, verständlichen Worten der Gemeinde erklären.

Von dieser Gabe des Zungenredens nun spricht der Apostel in den ersten Worten unseres Abschnitts: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Die höchste Gabe des Zungenredens, da aus eines Menschen Munde nicht nur Stimmen der Menschen, sondern auch der Engel ertönen, ist ohne die Liebe ein seelenloses Instrument. Und so haben auch die Gaben der Weissagung, der Erkenntniß, des Glaubens, der Selbstopferung ihre Seele in der Liebe. Gnadengaben sind ja Kräfte, die der Mensch sich nicht selbst, sondern die ihm Gott gegeben hat. Was der Mensch sich nicht selbst giebt, hat nur sittlichen Werth, wenn der Mensch in dasselbe Gesinnung hineinlegt. Nur dann haben Gnadengaben Werth vor Gott, wenn die Liebe sie beseelt. Der Geist Gottes wirkt im Menschen Gaben, nicht damit der Mensch sein persönliches Leben damit schmücke und erweitere, sondern daß er sie in den Dienst der Gemeinde stelle. Nicht ein geistlicher Selbstgenuß soll das Zungenreden sein, sondern in den Herzen der Gemeinde soll wiedertönen was die Zunge im Geiste anschlägt. Zur Belehrung der Gemeinde soll die Gabe der Erkenntniß, zur Erbauung der Gemeinde soll die

Weissagung der Propheten dienen. Was der Geist der Gemeinde dem Einzelnen gegeben hat an Gaben, soll der Einzelne der Gemeinde in Liebe wiedergeben.

Die Gaben des Zungenredens, der Wunderheilung, der Weissagung sind so zurückgetreten, daß wir von ihnen hier nicht weiter zu reden nöthig haben. Aber auch der Glaube soll nur Werth haben, wenn die Liebe ihn beseelt. Legt nicht das Evangelium sein ganzes Gewicht auf den Glauben, der rechtfertigt, rettet, selig macht, das ewige Leben giebt? Gewiß. Aber hier ist nicht von dem Glauben die Rede, sofern er Bedingung des Heils ist, sondern sofern er Tugend oder Gabe ist. Ein Beispiel. Luther und Melanchthon lebten, lehrten und starben im wahren, seligmachenden Glauben. Aber Luther hatte eine besondere Glaubensgabe. Sein Glaube hat etwas so Kindliches und doch so Festes, etwas so Tiefes und doch so Mächtiges und Gewaltiges, daß er wie eine Wundergabe erscheint. Luther's Glaube hat zwar nicht Berge versetzt, aber die ganze mittelalterliche Kirche aus den Fugen gehoben und die obersten Mächte der Christenheit, Papst und Kaiser, erschüttert. Wie nun der seligmachende Glaube sich in der Liebe als lebendig beweisen soll, hat auch die Wundergabe des Glaubens nur Werth, wenn sie von der Liebe beseelt nicht sich sondern die Kirche erbaut, wie denn Luther mit seiner Glaubenskraft nur hat werben wollen um die Liebe der Kirche, von der er singt: Sie ist mir lieb, die werthe Magd.

Weiter sagt der Apostel, daß eine Gabe der Selbstopferung, die alle Habe den Armen gebe und den Leib kann brennen lassen, werthlos sei ohne Liebe. Eine große Zahl von Christen ließe sich nennen, die das Aeußerste geleistet haben in Selbstauferlegung und doch weder sich noch Anderen genützt haben, weil ihnen die Liebe gefehlt hat. Die Hauptsitze dieses Opfergeistes sind die Klöster. Wir Protestanten sind daher geneigt, in den Klöstern bald krankhafte Religiosität, bald Heuchelei, bald Welt- und Genußsucht zu suchen. Und sie mögen auch dort oft genug ihren Sitz gehabt haben. Aber Luther selbst ist ja ein Beispiel, daß in den Klöstern ein Opfergeist gewohnt hat, von dem Viele, die über Klöster spotten, kaum eine Ahnung haben. Aber das ist leider gewiß, daß diese Stätten der Selbstopferung im Ganzen nicht reich gewesen sind an Liebe. Diese Christen, welche, nachdem sie auf Besitz, Ehre und eigenen Willen

verzichtet hatten, nur daran dachten, durch unaufhörliche Leibesopfer mehr und mehr die Bande der Welt abzustreifen, einen höhern Grad von Heiligung zu erreichen und durch denselben Schätze des Verdienstes im Himmel; diese Mönche und Nonnen, deren Leben in Gebet, Beschaulichkeit und geistlicher Erquickung verlief, beschäftigten sich so unaufhörlich mit ihrer Person, daß ihnen die Liebe zu den Brüdern leicht abhanden kommen mochte. Ja es fehlt nicht an Beispielen, daß solche Heilige, die im mißverstandenen Eifer ihren eigenen Leib mißhandelten, nur zu geneigt waren, auch ihre Brüder zu mißhandeln. Der heilige Romuald hat den eigenen Vater mit Ketten geschlagen, Conrad von Marburg, der grausame Beichtvater der heiligen Elisabeth, hatte eine wahre Leidenschaft Ketzer zu verbrennen. Was hilft es seine Güter den Armen zu geben, wo die Liebe fehlt zu den Armen? Was hilft es seinen Leib dem Feuer preiszugeben, wo das himmlische Feuer der Liebe fehlt?

In der Kirche einer Universität ist ganz besondere Aufforderung vorhanden, von der Gabe der Erkenntniß zu reden. Wenn ich alle Erkenntniß hätte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Niemand hat Beruf eine Wissenschaft zu lehren und zu lernen, der nicht eine besondere Begabung dafür hat. Wo aber eine Begabung für ein Wissensgebiet vorhanden ist, da ist auch eine besondere Liebe zu dem Gegenstand desselben vorhanden. Man muß eine besondere Liebe zu Steinen, Pflanzen, Thieren, zu den Stoffen, Kräften und Lebensgestalten der Natur; eine besondere Liebe zu den Sprachen, der Geschichte, dem Rechtsgeist der Menschheit haben, um sie wissenschaftlich erfassen zu können. Die Gabe der Erkenntniß aber, von welcher unser Text handelt, bezieht sich auf die Erkenntniß Gottes, wie er sich in Jesu Christo offenbart hat. Wer Gott und sein Reich nicht liebt, der wird auch Gott und sein Reich nicht verstehen. Wenn Jemand die ganze Schrift auswendig wüßte und hätte die Schriften der Theologen aller Zeiten gelesen und wüßte von allen Lehren des Glaubens so klar und schlagend und gründlich als irgend möglich zu reden und hätte der Liebe nicht, so würde sein Wissen weder ihm noch der Kirche nützen. Und wenn Einer alle Gaben und Mittel der Beredsamkeit hätte und es wäre nicht die Liebe, die aus ihm spricht, so wäre er ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Gott ist kein Begriff, sondern ein Leben, und zwar das Leben das Liebe ist. Liebe ist Gottes innerstes Wesen, Liebe ist Gottes Herz. Darum

hat, wer Liebe nicht hat, auch kein Verständniß von Gott. Liebe ist es gewesen, welche Jesum Christum getrieben hat, sich zu entäußern seiner Gottesgestalt und Knechtsgestalt anzunehmen, ja sich zu erniedrigen bis zum Tode am Kreuz. Wer der Liebe nicht hat, der kennt auch Jesum Christum nicht. Das Reich, welches Christus aufgerichtet hat, ist ein Reich des Geistes, dessen Einheitsband Liebe ist. Wer der Liebe nicht hat, kennt auch das Reich Christi nicht.

Das ist die Bedeutung der Liebe. Sie ist aller christlichen Gaben und Tugenden Seele, Weihe und Segen.

2.

Was der Apostel weiter von Liebe sagt, läßt sich zusammenfassen in den Begriff der Beweisung der Liebe.

Zur Bildung rechnet man wesentlich Menschenfreundlichkeit der Gesinnung, die sich nicht nur in Worten, sondern auch in Werken beweisen soll. Sehen wir nun näher zu, worin diese Humanität der Gesinnung besteht, so finden wir ein sogenanntes gutes Herz, das für Liebe und Freundschaft empfänglich ist, in allen Verhältnissen des Lebens Wohlwollen beweist und an der Noth der leidenden Menschheit aufrichtig theilnimmt. Es heißt: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Ein Christ, der solche Humanität sieht, wird sich ihrer nur freuen können, ja oft beschämt bekennen müssen, daß nicht alle Christen solche Herzlichkeit, Treue und Opferfreudigkeit haben. Wohl dem Christen, der mit solchen Tugenden zu Christo kommt. Aber die Liebe des Christen ist doch etwas Anderes als die Liebe der Humanität. Während jene humane Menschenliebe aus dem natürlichen Herzen kommt, kommt die christliche Bruderliebe aus dem Herzen Jesu Christi. Während jene humane Menschenliebe, weil sie im Menschen nur das wahrhaft Menschliche liebt, sich auf die Kreise der Humanität und Bildung beschränkt, sieht ein wahrer Christ in jedem Menschen seinen Nächsten, in jedem Gläubigen seinen Bruder. Während endlich die humane Menschenliebe kein höheres Ziel kennt, als die Menschen durch Bildung zu veredeln, sucht die christliche Bruderliebe im letzten Grunde das Heil der Seele. Man erwartet von einem Gebildeten, daß er seine Gesinnung in seinem äußern Benehmen, in seinen geselligen Formen darzustellen versteht. Aber durch alle Bildungskreise geht die Klage, daß die Menschen sich anders darzustellen wissen als sie eigentlich sind. Und

es ist wahr, daß die Menschen oft eine Reinheit und Feinheit der Sprache, eine Vornehmheit der Manieren, einen Reichthum der Interessen, eine Höhe der Geistesbildung darstellen, die sie eigentlich nicht haben. Wie viel unnatürliches, gemachtes, geziertes Wesen geht durch unsere geselligen Kreise. Wie nun überhaupt Unwahrheit immer Thorheit ist, so führt auch dieß Streben sich zu erhöhen in sein Gegentheil, nämlich zur Erniedrigung in den Augen derer, die zwischen Schein und Sein zu unterscheiden wissen. Man verwirft das bekannte Wort, daß die Sprache erfunden sei, die Gedanken nicht zu offenbaren, sondern zu verhalten. Allein dieß Wort spricht nur in frecher Weise aus, was Viele zwar nicht sagen, aber thun. Wie oft glauben Menschen, die im Grunde die Wahrheit wollen, im Umgang mit Andern bald mehr bald weniger sagen zu müssen als sie eigentlich fühlen. Daß Andere aber Worte der Freundschaft aus kaltem, Worte der Huldigung aus neidischem Herzen sprechen, ist nur zu bekannt. Die Formen der Höflichkeit sind bei Vielen nur ein Mittel, sich die Menschen fernzuhalten. Man zahlt, statt mit Gold und Silber, mit den Zahlpfennigen nichtssagender Redensarten aus. Wahrheit soll doch herrschen in dem geselligen Leben eines Menschen. Wenn aber herrscht sie? Wenn die Liebe, die der Mensch in seinen Formen darstellt, in ihm Geist und Leben ist. Und wenn ist dieß der Fall? Wenn der Mensch ein Christ ist.

Ein Christ, der sich bewußt ist das Höchste erreicht zu haben, was der Mensch auf Erden erreichen kann, nämlich ein Kind Gottes zu sein, der wird entfernt sein einerseits von einem kriechenden, menschengefälligen, augendienerischen, gefallsüchtigen, anderseits von einem hochmüthigen, eitlen, selbstgefälligen, prahlerischen, muthwilligen Wesen. Ein Christ wird in seinem ganzen Benehmen ausdrücken, daß er an sich achtet, nicht was er aus sich ist, sondern was Gott an ihm gethan hat. An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd, Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe werth. Was er aber an sich achtet, wird er auch an Andern achten. So wird der wahre Christ Selbstachtung mit Hochachtung und Ehrerbietung gegen Andere verbinden. Die Liebe stellt sich nicht ungeberdig, sie treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht auf. Einen edlen Menschen erkennt man daran, daß er auch Andern Edles zutraut. Die Naturen, welche eine geheime Freude an den Schattenseiten Anderer haben, auf die Fehler Anderer fahnden, sich der Ungerechtigkeit

freuen, stehen im Dienste der Gemeinheit. Das wird Jeder zugeben müssen. Und doch wissen wir, daß wie in vornehmen Kreisen verwöhnte Gaumen an der Fäulniß einen hohen Geschmack haben, so auch die Kunst feiner, geistreicher, glänzender Verleumdung eine gesuchte Geistesnahrung ist. Ein Christ aber, welcher täglich im Geiste betet: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, der bricht nicht gleich in leidenschaftlichen Eifer aus, wenn er seinen Bruder fehlen sieht, der trägt nicht nach, der nährt keine Erbitterung im Herzen. Ein wahrer Christ freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Gerechtigkeit, hält sich geflissentlich an das gute Theil bei seinem Bruder, kehrt, wo der Schein gegen seinen Nächsten ist, Alles zum Besten, und hofft, wo sein Bruder strauchelt, auf den Sieg des Guten in ihm. Die Liebe glaubt Alles, trägt Alles, hofft Alles. Nach innen friedlich, nach außen freundlich ist der wahre Christ. So beweist sich die christliche Bruderliebe. Wer die hat, wird freilich nicht immer den Menschen gefallen. Denn die wahre Liebe wird ihn oft treiben ernst zu sein, wo die Welt lacht und zu widersprechen, wo die Welt Beifall erwartet und Wahrheiten auszusprechen, wo die Welt Schmeicheleien erwartet. Aber der Welt zu gefallen, ist auch nicht das Streben seiner Liebe, sondern allein Gott zu gefallen. Die Welt hat die merkwürdige Eigenschaft, daß sie die Menschen, die ihr nach dem Munde reden, auf die Länge nicht wahrhaft achtet. Und wer ein feines Ohr hat, wird oft aus den Scheltworten, die man gegen die Christen hinwirft, heraushören, daß man mit solchen Worten die innere Achtung verdecken will, der man sich nicht erwehren kann. Und gewiß ist, daß die Liebe der Christen vieler Ungläubigen Herzen für den Glauben gewonnen hat, aus dem solche Liebe quillt.

3.

Die Liebe, die sich in solchen Tugenden beweist, hat drittens die **Bewährung** der Dauer in dieser und jener Welt.

Drei Tugenden kennzeichnen den Christen: Glaube, Liebe, Hoffnung. Der Glaube schaut in die Vergangenheit zurück, da Christus erschien, er schaut in den Himmel hinauf, da Christus zur Rechten Gottes sitzt, er schaut in die Zukunft, da Christus wiederkommen wird. Sofern der Glaube nun der Zukunft harrt, ist er Hoffnung. Der Christ wandelt durch das Leben als ein Pilger, der nach dem

himmlischen Jerusalem sich sehnt. Wenn nun einst kommen wird, was der Christ hofft, dann wird der Glaube zum Schauen, die Hoffnung zur Erfahrung werden. Der Glaube also und die Hoffnung hören auf, wie die Blüthen vergehen, wenn die Frucht kommt. Die Liebe aber hört nicht auf. Wir haben gesehen, wie die Liebe aus dem Glauben kommt. Der Christ, welcher im Glauben sich mit Christo verbindet, empfängt von Christo die Gesinnung der Liebe, welche einst Jesum Christum trieb sein Leben zu opfern für das sündhafte Geschlecht, zu dem er herabgestiegen war. Die Liebe ist die Hingabe unseres Herzens an unsere Brüder. Wer sich als Glied am Leibe Christi fühlt, der kann die Liebe zum Haupte nur beweisen in der Liebe zu den Gliedern und Brüdern. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt. Es ist euch bekannt, daß als der alte Johannes auf der Sänfte in die Gemeinde getragen nichts mehr reden konnte, sein einziges Wort war: Kindlein, liebet euch.

Während der Glaube und die Hoffnung über die Erde hinausführen, bindet uns die Liebe an die Gemeinschaft der Brüder auf Erden. Mancher gläubige Vater würde auf die Frage, was er im letzten Grunde wolle, die Antwort geben: Durch einen sanften, seligen Tod in das Land des Wesens und der Wahrheit, in das Land des Friedens eingehen. Was ihn aber an die Erde bindet, das ist die Liebe zu den Seinigen. Wo aber nicht die Liebe zur Welt, sondern die Bruderliebe uns an die Erde knüpft, da darf sie auch hoffen die Bewährung aus der Hand Gottes zu empfangen. Sie, die uns durch's Leben geleitet, folgt uns in's stille, heilige Grab, um aus demselben herrlich hervorzubrechen in Kraft. Die Liebe höret nicht auf. Wie es dort sein wird, wer mag es sagen? Das aber ist gewiß, daß das Geheimniß der Seligkeit in der Liebe liegt.

Wie Glaube und Hoffnung aufhören, so werden auch die Gaben des Zungenredens, der Erkenntniß und der Weissagung aufhören. Das Zungenreden, in welchem der Geist durch des Menschen Zunge geheimnißvolle Töne anschlägt, wird aufhören, wenn der heilige Geist unseres Geistes innerstes, freiestes, lichtestes Eigenthum werden wird. Die Weissagung wird aufhören, wenn die Zeit der Erfüllung anbrechen wird. Die Erkenntniß wird aufhören, wie die Sterne erbleichen, wenn die Sonne aufgeht. Unser irdisches Erkennen ist nicht unmittelbar, sondern vermittelt: wir erkennen durch einen

Spiegel; weil vermittelt, ist unsere Erkenntniß ungewiß und dunkel: wir schauen durch einen Spiegel in ein dunkles Wort; unsere Erkenntniß erhebt sich nie zur Erkenntniß des Ganzen: wir erkennen stückweise. Wenn aber die Welt des Schauens anbrechen wird, dann wird das Lampenlicht menschlicher Erkenntniß der Sonne der Wahrheit weichen. Die Gaben des Zungenredens, der Weissagung, der Erkenntniß werden vergehen: die Gabe der Liebe wird bleiben.

Wir freuen uns Alle nach den Tagen der Nacht und Kälte des kommenden Frühlings, der die Starrheit des Todes lösen und eine neue Welt von Blättern, Blüthen, Blumen aus der Erde erstehen lassen wird, damit auch die seufzende Kreatur in ihrer Sprache die Auferstehung des Herrn predige und feiere. Das Wort aber, welches die Blüthen und Blumen aussprechen wollen, heißt Liebe. Wie das Naturleben hat auch das Menschenleben seinen Frühling. Und was wäre ein Lebensfrühling ohne Liebe und Freundschaft. Aber wie die Blüthenwelt des Frühlings, vergeht auch die Jugendzeit der Liebe und Freundschaft. Nicht Jedem ist beschieden, in Liebe und Freundschaft glücklich zu sein. Und auch die glücklichste Liebe ist nicht ohne Leid. Die Liebe aber, welche die Natur im Frühling blühend ausspricht, ist ein Bild, und die Liebe, welche in den Blüthentagen des Lebens uns erfüllt, eine Ahnung der Liebe zu Jesu Christo unsern Herrn, die nicht verblüht, nicht unter dem Wandel des Lebens steht, nicht mit dem abnehmenden Leben abnimmt, nicht im Tode stirbt, sondern stark wie der Tod aus dem Grabe hervorbricht zum ewigen Leben. Amen.

Christus ist gekommen zum Gericht.

Predigt am Sonntag Oculi 1869 über Luk. 20, 9 – 20.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch Allen. Amen.

Jesus Christus hat den Untergang Jerusalems zuvorverkündigt. Auch ohne den Geist der Weissagung kann der Mensch Blicke in die Zukunft thun. So haben z. B. Viele im vorigen Jahrhundert vorausgesagt, daß die Erschütterung aller Grundlagen der Gesellschaft früher oder später zu einem gewaltsamen Umsturz führen werde. So ließ sich nun auch zur Zeit Christi vermuthen, daß der Unmuth der Juden über die Römerherrschaft, genährt durch die Gewaltthaten der Landpfleger, einmal zu einem Zusammenstoß führen werde. Niemand aber konnte mit Bestimmtheit sagen, wann und wie und mit welchem Ausgang dieß eintreten werde. Jesus Christus hat verkündigt, daß diese Generation nicht vergehen werde, bis Jerusalem unter furchtbaren Schrecken werde gänzlich zerstört werden. Warum aber hat Christus Solches zuvorverkündigt? Wer möchte leben, wenn er vorauswüßte, was ihn noch treffen werde, ehe das Herz ihm bricht? Jesus hat den Untergang verkündigt, damit die Generation, die ihn erfahren würde, wisse, daß es ein Gericht Gottes sei dafür, daß das Volk Gottes ihn, den Sohn Gottes, verworfen habe. Denn nicht Alle, die ein Gericht Gottes erfahren, erkennen, daß es ein Gericht Gottes ist. Wahrhaft grauenhaft sind die Ereignisse, unter denen Jerusalem von Titus im Jahre 70 nach Christo ist erobert worden. Unter den Schrecken des Hungers, der Parteiwuth, der Feindeswaffen sind über eine Million Juden getödtet und mehr als hundert Tausend in die Gefangenschaft verkauft

worden. Aber nur eine Zahl dieser Unglücklichen hat darin den Finger Gottes erkannt. Die Masse ist untergegangen mit der verbissenen Wuth unglücklicher Völker, die einem ungerechten Schicksal weichen. Darum war es nothwendig, daß Der dieß Gericht ihnen ankündigte, dessen Verwerfung der Grund desselben war. Von dieses Gerichtes Gerechtigkeit nun handelt unser heutiger Text, welcher aufgezeichnet steht:

Luk. 20, 9—20.

Er fing aber an zu sagen dem Volk dieses Gleichniß: Ein Mensch pflanzte einen Weinberg und that ihn den Weingärtnern aus und zog über Land eine gute Zeit. Und zu seiner Zeit sandte er einen Knecht zu den Weingärtnern, daß sie ihm gäben von der Frucht des Weinberges. Aber die Weingärtner stäupten ihn und ließen ihn leer von sich. Und über das sandte er noch einen andern Knecht; sie aber stäupten denselbigen auch und höhneten ihn und ließen ihn leer von sich. Und über das sandte er den dritten; sie aber verwundeten den auch und stießen ihn hinaus. Da sprach der Herr des Weinberges: Was soll ich thun? Ich will meinen lieben Sohn senden; vielleicht, wenn sie den sehen, werden sie sich scheuen. Da aber die Weingärtner den Sohn sahen, dachten sie bei sich selbst und sprachen: Das ist der Erbe, kommt, lasset uns ihn tödten, daß das Erbe unser sei. Und sie stießen ihn hinaus vor den Weinberg und tödteten ihn. Was wird nun der Herr des Weinberges denselbigen thun? Er wird kommen und diese Weingärtner umbringen und seinen Weinberg andern austhun. Da sie das höreten, sprachen sie: Das sei ferne! Er aber sahe sie an und sprach: Was ist denn das, das geschrieben stehet: Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein worden? Welcher auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen; auf welchen aber er fällt, den wird er zermalmen. Und die Hohenpriester und Schriftgelehrten trachteten darnach, wie sie die Hände an ihn legten zu derselbigen Stunde, und fürchteten sich vor dem Volk; denn sie vernahmen, daß er auf sie dieses Gleichniß gesagt hatte. Und sie hielten auf ihn und sandten Laurer aus, die sich stellen sollten, als wären sie fromm, auf daß sie ihn in der Rede fingen, damit sie ihn überantworten könnten der Obrigkeit und Gewalt des Landpflegers.

Zu dem Volke, das nur in sinnlichen Anschauungen und aus dem Leben genommenen Beispielen die Wahrheit des Reiches Gottes fassen konnte, mußte Christus in Gleichnissen reden. Aber er steht hier nicht dem Volke, sondern den Oberen gegenüber. Jesus bedient sich eines Gleichnisses, damit die Oberen es deutend selbst das Urtheil fällen möchten, was Christus ihnen sagen, Gott an ihnen vollziehen wollte. Die Vergleichung des Volkes Gottes mit einem Weinberg war den Oberen aus Jesaia bekannt. Bei Jesaia ist der Freund, welcher einen Weinberg besitzt, an dem er Alles thut, was man an einem Weinberg thun kann, Gott; der Wein-

berg aber, der schlechte Früchte trägt und darum der Verwüstung verfällt, das Volk Gottes. Wer also in unserem Gleichnisse der Herr des Weinbergs und wer der Weinberg selbst sei, mußten die Oberen sogleich verstehen. In des Herrn Gleichnisse aber stehen zwischen Gott und dem Weinberge die Weingärtner, denen Gott seinen Weinberg ausgethan, d. h. verdingt, verpachtet hat. Was diese bedeuten sollten, verstanden die Oberen nicht sogleich. Und doch lag das Verständniß Niemandem näher wie ihnen. Sie waren selbst damit gemeint. Die Weingärtner sind die Oberen Israels: damals die Hohenpriester, Aeltesten und Schriftgelehrten, die den hohen Rath bildeten. Dieser Vergleich schreibt ihnen eine große Bedeutung zu. Wer ein Grundstück miethet, tritt in die Rechte des Herrn ein. Die Oberen vertraten Gott in ihrem Volke, indem durch sie Gott die Glieder seines Volkes pflanzte, pflegte, reinigte, zur Ernte bereitete. Aber je höher die Oberen ihrem Berufe nach standen, desto tiefer standen sie nach ihrer Person. Statt des Weinbergs Früchte Gott darzubringen, wollten sie dieselben für sich behalten. Sie wollten im Reiche Gottes nicht als Diener Gottes, sondern als Herren des Volkes schalten, nichts erzielend, als ihre Ehre und ihren Genuß. Zwischen ihnen, die ihrem Amte nach Gott vertraten, und Gott selber standen die außerordentlichen Diener Gottes, die nicht bloß das Amt, sondern auch den Geist hatten zu verkündigen, was Gott auf ihre Zunge legte: die Propheten. So oft Gott solche unmittelbare Boten sandte zu den Wächtern des Reiches, war ihr Loos Verachtung, Mißhandlung, Tod. Da endlich sandte Gott seinen Sohn, der nicht bloß Diener, sondern Erbe des Reiches war. In ihm kam Gott selbst. Aber die größte Offenbarung Gottes steigerte nur den Gegensatz der bösen Weingärtner. Was sie thatsächlich bezeugt hatten, daß sie nämlich nicht Gottes, sondern ihre eigene Herrschaft wollten, das kam ihnen nun zum Bewußtsein: Das ist der Erbe, kommt, laßt ihn uns tödten, daß das Erbe unser sei. Der größte Erweis der Gnade Gottes trieb die Sünder zum größten Frevel. Sie tödteten den Sohn. Und nun zog Jesus die Summe des Gleichnisses, die sich die Oberen selber sagen mußten: Was wird nun der Herr des Weinbergs denselben thun? Er wird kommen und die Gärtner umbringen und seinen Weinberg Andern austhun. Das war ein ernstes Wort, und was wirkte es? Wir lesen: Und die Hohenpriester und Schriftgelehrten trachteten darnach, wie sie

die Hände an ihn legten. Was Jesus Christus den Oberen warnend vorgehalten hatte, daß es nicht thäten, das gerade wollten die Oberen: sie wollten den Sohn tödten. Und Gott ließ es geschehn. Aber die ihn tödteten, wußten nicht, daß dieser Tod das alleinige Mittel war, auf immer den Weinberg dem Fürsten der Welt und seinen Dienern zu entreißen; denen aber, die den Sohn durchstochen hatten, ohne des Sohnes Gnade anzunehmen, das Gericht des Todes. Das nun lasset uns heute festhalten:

Christus ist gekommen zum Gericht.

1.

Christus ist gekommen zum Gericht, zuerst, weil er gekommen ist, das Gericht Gottes über die Sünde der Welt zu tragen.

An fast jedem Tage lesen wir in den öffentlichen Blättern von den Unglücksfällen, welche Feuer, Wasser, Sturm u. s. w. anrichten; von dem Jammer der Armuth und der Krankheit; von Diebstahl, Betrug, Selbstmord und Raubmord. So oft man es auch liest, man muß sich immer von Neuem sagen, daß, so lange man Mensch ist, uns Alles treffen kann, was Menschen trifft. Das oft angeführte Wort: Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd: gilt nicht bloß in gutem, sondern auch in üblem Sinne. Diesseits des Grabes giebt es gegen Sünde und Elend keine Versicherung. Viele nun waffnen sich gegen solche schwermüthige Betrachtungen damit, daß sie die Schuld des Unglücks in Thorheit und Gewissenlosigkeit suchen. Aber ist nicht Thorheit und Gewissenlosigkeit auch ein Unglück? Und sind wir ganz frei davon? Wie würde es mit uns stehen, wenn alle unsere Fehler die Folge gehabt hätten, die sie bei Anderen gehabt haben? Und ist denn Unglück nur da, wo Sünde ist? Ganze Stände, wie Schiffer, Bergleute, Soldaten, können auf dem Wege ihres Berufes von dem Härtesten ereilt werden, was einen Menschen treffen kann. Gerade die Weisesten und Edelsten haben von je die Bahn des Kampfes und Todes gehen müssen. Das ist es ja, was Christus den schrecklichen Zionswächtern in unserem Texte vorhält. Es ist allezeit die Art der äußerlich berufenen Oberen gewesen, den Geistesboten Gottes zu widerstehen. Jerusalem tödtet die Propheten und steinigt die zu

ihm gesandt werden. Was das fleischliche Israel aber den Propheten geboten hat, wird es im höchsten Maße Dem bieten, in welchem alle Weissagung ihre Erfüllung findet. Das verstehen nun auch Viele, die in Jesu Christo nicht mehr sehen, denn den Ersten aller Weisen und Edlen, den größten aller Propheten. Jesus Christus, sagen sie, hat im höchsten Grade erfahren, was im geringeren Sokrates, die Märtyrer der alten Zeit, ein Huß und Savonarola u. A. Nun auch die, welche in Christo nicht mehr sehen, werden den Ernst dieser Fastenzeit einigermaßen verstehen. Schon als Mensch sollte sich jeder Mensch Zeit nehmen, den Jammer seines Geschlechts in's Auge zu fassen. Alle, die dieser Jammer trifft, sind ja Fleisch von unsrem Fleisch und Bein von unsrem Bein. Und wenn wir in der Weisheit und Tugend unser eigentliches Wesen sehen, so gehen uns die Weisesten und Edelsten, die für die Sache des Wahren und Guten litten, ganz besonders an. Es ist unser bestes Theil, wofür sie litten. Und wenn es wahr ist, was sie ja selbst sagen, daß Jesus das Loos der Wahrheitszeugen aller Zeiten getragen hat, so muß doch der Widerstand gegen die Wahrheit tief in unsrer Natur liegen. Ist es die Regel, daß die Zeugen der Wahrheit leiden, so muß auch Haß gegen die Wahrheit die Regel sein. Und so werden diejenigen, welche Thränen haben für diese Unglücksbahn aller Edlen unsres Geschlechts, auch Thränen haben müssen über die Feindschaft gegen die Wahrheit, die so tief in uns liegt, und darum verstehen, was Jesus zu den Frauen sagte, die ihn auf seinem Kreuzesgang begleiteten: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst.

Diejenigen, welche Jesu Christi Tod auf gleiche Linie stellen mit dem Tode der Wahrheitszeugen aller Zeiten, pflegen sich das Zeugniß zu geben, daß sie im Unterschiede zu dem, was der christliche Glaube in ihn gelegt habe, den Tod Christi rein geschichtlich ansähen. Jesus, sagen sie, fand am Ausgang seiner Bahn den Tod, dessen die Oberen ihn für schuldig achteten. Allein diese Betrachtung des Todes Christi ist näher angesehen nicht geschichtlich. Wer aussagt, daß Sokrates sittlich verbunden war die Wahrheit zu sagen, der muß auch zugeben, daß er dem Tode sich unterziehen mußte, den die Obrigkeit über ihn verhängte. Johannes der Täufer hatte nicht die Wahl zwischen Leben und Tod, sondern mußte, nachdem er Herodes öffentlich getadelt hatte, auch dem Urtheilsspruch desselben

sich unterwerfen. Huß konnte nur durch öffentliche Verleugnung der Wahrheit dem Flammentode entgehen. Also Sokrates, Johannes der Täufer, Huß starben für die Wahrheit, weil ihr Tod die unausweichbare Folge ihres Zeugnisses war. So aber war es nicht bei Jesu Christo. Ich habe Macht mein Leben zu lassen, und habe Macht es wieder zu nehmen, sagt er (Joh. 10, 18.). Jesus Christus wußte zwar, daß der Augenblick, wo er öffentlich sich als Messias darstellen würde, auch der Augenblick sein würde, der in der Seele der Oberen das Todesurtheil über ihn hervorrufen würde. Aber er hatte Macht sich den Verfolgungen seiner Gegner zu entziehen. Er aber wollte sich ihnen nicht entziehen. Uebersehen wir Christi Handeln auf dem letzten Wege nach Jerusalem, so finden wir, daß er mit Absicht immer entschiedener sich als Messias darstellt, um allen Folgen sich zu stellen, die sein Bekenntniß hervorrufen mußte. Er ruft aus den Jüngern das Bekenntniß hervor, daß er Christus sei, der Sohn des lebendigen Gottes; er vollbringt vor den Thoren von Jerusalem ein außerordentliches Wunder, die Auferweckung des Lazarus; er zieht in Jerusalem feierlich ein; er eifert in den stärksten Worten gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten; ja er sagt seinem Verräther: Was du thun willst, thue bald. Jesus Christus also will sich dem Tode nicht entziehen, den ihm die Welt bot. Ja als er schon in Banden geschlagen wurde, sagte er noch, daß ihm die Legionen des Himmels Rettung bringen könnten, wenn er wollte. Aber, fügt er hinzu, wie würde dann die heilige Schrift erfüllt? Jesus Christus wollte sich dem Tode nicht entziehen: nicht, um ein Beispiel von Berufstreue zu geben, nicht, um seine Lehre durch den Tod zu versiegeln, nicht, um seine Liebe bis in den Tod zu beweisen, sondern um für und anstatt der Menschheit der göttlichen Gerechtigkeit das Opfer zu bringen, das sie forderte.

Es ist euch allen bekannt, daß die heilige Schrift den Tod Christi ein Lösegeld nennt, uns aus der Herrschaft des Fürsten dieser Welt zu erkaufen; eine Schuldzahlung an unsrer Statt an Gott; ein Opfer, unsere Sünde zu sühnen; ein stellvertretendes Strafleiden. Alle diese zum Theil bildlichen Ausdrücke sagen aus, daß Gott uns die Sünde nicht vergeben konnte, ohne seinen eigenen Sohn in den Tod zu geben, damit er unsere Sünde tilge. Aber konnte uns Gott denn nicht die Sünde vergeben, wie wir sie Anderen vergeben sollen, ohne ein Opfer zu fordern? Wir sollen

Anderen ihre Sünden vergeben, weil wir nicht unserer Brüder Richter sind, sondern in gleicher Verdammniß mit ihnen und darum von Gnade leben. Wir sollen unseren Brüdern die Sünden vergeben, weil Gott sie uns vergeben hat. Gott aber, unser Herr und Richter, kann uns die Sünde nicht vergeben auf Kosten seiner Gerechtigkeit. Der gerechte Gott hat das Urtheil gesprochen, daß der Sünde Sold der Tod sei. Ein Gotteswort kann nie umgestoßen werden. Himmel und Erde können vergehen, aber nicht das Urtheil der ewigen Gerechtigkeit. Nun aber ist die Sünde nicht etwa ein Schatten, der äußerlich und zufällig zum Lichte der Menschheit kommt, sondern eine Macht, welche die ganze Menschheit beherrscht. Als Adam sündigte, da sündigte in ihm die Menschheit und so ist denn auch die Sünde, Schuld und Strafe zu allen Menschen hindurchgedrungen. Die ganze Menschheit ist in Sünde. Wollte nun Gott sagen: Ich will diese Thatsache als nicht geschehen ansehen, sie der Vergessenheit übergeben, auf sich beruhen lassen: so würde er sich selbst widersprechen, sein Wort brechen. Die Grundlage aller Weltordnung würde stürzen. Hat die Menschheit gesündigt, so muß auch die Menschheit dem Tode verfallen, und zwar dem zeitlichen und ewigen. Vollzieht aber Gott diesen Richterspruch, so empfängt zwar die Gerechtigkeit ihr Opfer, aber ein Opfer, dessen von Ewigkeit zu Ewigkeit aufsteigende Qual das Herz der ewigen Liebe bricht, die ja will, daß allen Menschen geholfen werde und daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Die Gerechtigkeit fordert Gnade, die Gnade fordert Gerechtigkeit. Und doch scheinen beide sich auszuschließen. Gott kann nicht gnädig sein auf Kosten der Gerechtigkeit, nicht gerecht auf Kosten der Gnade. Die Einheit dieses Gegensatzes ist Christus. In ihm liegt die Harmonie der Gerechtigkeit und der Gnade. Die Gerechtigkeit sagt: Die Menschheit, die in Sünde ist, muß auch der Sünde Strafe tragen und somit dem Tode verfallen. Wie aber ist es denn gekommen, daß die Menschheit in Sünde gefallen ist? Darauf antworten Schrift und Kirchenglaube: Der erste Mensch, in welchem die Menschheit beschlossen war, sündigte. Wie wir sehen, daß des Familienvaters Schuld die Familie trifft, die Sünde des Fürsten vom Volke muß gebüßt werden, so ist des ersten Menschen Schuld seinem Geschlechte übertragen worden. Kann aber die Schuld Eines, welcher der Menschheit Spitze ist, dem ganzen Geschlechte übertragen werden, so kann auch des ganzen Ge-

schlechtes Schuld und Strafe wieder Einem übertragen werden, welcher des ganzen Geschlechtes Spitze ist, einen neuen Adam. Und so ist es geschehen. Was die Menschheit im ersten Adam gesündigt hat, dessen Strafe leistet sie der ewigen Gerechtigkeit in dem zweiten Adam. So singt eines der ältesten Lieder unserer Kirche:

Wie uns nun hat ein fremde Schuld
In Adam all verhöhnet,
Also hat uns ein fremde Huld
In Christo all versöhnet.
Und wie wir All'
Durch Adams Fall
Sind ew'gen Tod's gestorben,
Also hat Gott
Durch Christi Tod
Verneut, was war verdorben.

Gott ist gerecht, sofern er an der Menschheit, die gesündigt hat, Strafe nimmt; Gott ist gnädig, sofern er die Strafe nicht an der sündigen Menschheit nimmt, sondern an ihrem schuldlosen Haupte, das sie als Hoherpriester vor Gott vertritt, indem es leidet, was sie verwirkt. O, welch eine Wunderthat der ewigen Weisheit, so tief, daß Engel sie nicht fassen, und so herrlich, daß Engel sie nicht preisen können. Wo der menschliche Verstand einen Abgrund sieht, der sich nicht schließen will, da sieht der Glaube einen Retter, der sich hinabstürzt, damit die Kluft sich schließe.

Aber mit einem ungeheuern Preis hat Gott diese Lösung des Zwiespaltes erkauft. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab. Ich bin überzeugt, daß manche Eltern, auch in dieser Versammlung, bereit sein würden, wenn sie damit schweres Unglück von ihren Kindern abwenden könnten, für dieselben in den Tod zu gehen. Was können Eltern nicht für ihre Kinder thun? Sollte aber unsere Liebe größer sein als die, mit welcher Gott seinen Sohn geliebt hat vor Grundlegung der Welt, Gott, der die Liebe ist, Gott, der rechte Vater über alles, was Kinder heißt? Gott hat, um ein verlornes Geschlecht zu retten, den eingeborenen Sohn seiner Liebe, sein Ebenbild, in den furchtbarsten Tod gehen lassen. Denn ein furchtbarer Tod ist der Kreuzestod. Schreckliche Menschen, die dergleichen aussinnen und ausüben können. Nicht die Wunden an Händen und Füßen sind es, so schmerzhaft sie sind, die den Tod bringen, sondern die Qualen des

Hungers und Durstes, des gestörten Blutumlaufes, der namenlosen Angst, des Brandes. Viele sind gekreuzigt worden. Aber was Christus getragen hat, konnte kein Mensch außer ihm tragen. Der Tod tritt ein, wenn das Lebensband zerreißt, welches Leib und Seele verbindet. Hätte der Mensch nicht gesündigt, so würde nie das Band zwischen Geist und Leib zerrissen sein. Mit der Sünde aber, welche das Band zwischen dem Menschen und Gott zerreißt, tritt auch ein Riß zwischen Geist und Leib ein, der früher oder später zum Tode wird. Wie die Sünde, ist uns auch der Tod zur Natur geworden und wir seufzen unter der Last des Leibes und sehnen uns, wenn wir alt werden, nach dem Tode. Und nur wo mitten im jugendlichen, kräftigen, strebenden Leben der Tod den Menschen erreicht, tritt uns auch seine Unnatur entgegen. Jesus Christus war ohne Sünde, der Fürst des Lebens, der Sohn Gottes. Für ihn war der Tod eine vollkommene Unnatur. Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, ruft er. Das kann nicht heißen, daß er irre ward an Gott; daß sein Wille aus der Einheit mit Gott trat; daß der Geist sittlicher Einheit mit Gott, daß der heilige Geist ihn verließ. Was ihn verließ, war der Lebensgeist aus Gott, der Leib und Seele vereint. Eins mit Gott bis in den Tod, wird er mehr und mehr verlassen von dem Leben, das in der Einheit mit Gott liegt, und seine ganze Seele ist Schmerz. Und was den Mann der Schmerzen zu Tode quält, ist die Sünde der Menschheit, die auf ihm liegt. Das Lamm Gottes trägt die Sünde der Welt. Ist nicht die Sünde das furchtbarste Uebel, der größte Schmerz? Aber, sagst du, das gilt von dem, der Sünde begangen hat. Ein mit Meineid, Schande, Mord bedecktes Leben ist das Furchtbarste. Aber Christus war ja ohne Sünde. An ihn hatte ja der Fürst der Welt kein Recht. Wie konnte er, der von keiner Sünde wußte, die Qualen der Hölle tragen? Wenn Jemand, der wirklich mit Furcht und Zittern strebt vor Gott bestehen zu können, sagen sollte, was ihm eigentlich im Leben schwer geworden ist, so wird er nicht zuerst die Körperschmerzen nennen, nicht die Verluste an Gütern, die ihn getroffen haben, nicht die Todesfälle der Seinen: sondern den Schmerz, welchen ihm die Sünden derer gemacht haben, die so zu sagen ein Theil seiner selbst waren. Es giebt für ein liebendes Kind keinen furchtbarern Schmerz, als seinen eigenen Vater nicht achten zu können; für einen Gatten, den Gatten moralisch aufgeben zu müssen; für einen Freund, seinen

Freund treulos nennen zu müssen. Gegen Körperschmerzen giebt es Arzneien, gegen Seelenqualen giebt es kein Mittel. Erwägst du dieß mit fühlender Seele, so hast du eine Ahnung, was es für Jesum Christum sein mußte, die Sündenlast des ganzen Geschlechtes, dessen Haupt er war, zu tragen. Dieß Geschlecht, das ihn verleugnete, verrieth, verkannte, verspottete, war ja Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Je reiner sein Leben, je größer seine Liebe zur Menschheit, desto furchtbarer die Last dieser Sünde. Was dem sündhaften Menschen die Last der Sünde leichter macht, ist die Blindheit und der Leichtsinn, mit welchen er behaftet ist. Jesus Christus aber sah die Sünde, die auf ihm lag, hinabreichen bis in den Abgrund der Hölle, wo der Vater der Sünde sein Reich hat, der Satan, dessen Wesen Feindschaft gegen Gott und dessen Trachten Tod ist. Das war der größte Erfolg, den der Fürst dieser Welt erreicht hatte: er hatte den Sohn Gottes an das Kreuz geschlagen. Da Christus am Kreuze hing, da bezeugte die Finsterniß, die sich über das ganze Land verbreitete, den Sieg des Reiches der Finsterniß. Aber der Vater der Lüge belog sich selbst. Als Christus sprach: Es ist vollbracht, da war mit dem furchtbarsten Tode auch der größte Sieg errungen. Das Lösegeld war gezahlt, der Schuldbrief zerrissen, das Opfer gebracht, die Strafe getragen. Das Gericht, welches Christus für uns getragen hat, hat uns frei gemacht vom ewigen Gericht. Gegen den, der Christi Tod im Glauben ergreift, vermögen Welt, Sünde, Tod und Teufel nichts. Christi Tod ist unser Heil, unser Schild gegen alle Anläufe des Teufels, unser Ehrenkleid im Leben, unser Trost im Sterben, unsre Zuversicht am letzten Gericht.

2.

Christus ist gekommen zum Gericht, zweitens, sofern er kommt, um zu richten.

In unsern Lebenskreis treten Persönlichkeiten, in deren Charakter die edelsten Geister der Menschheit: Religion, Tugend, Wahrheit, so tief eingegangen sind, daß sie einen entscheidenden Eindruck auf Alle machen, die von ihnen berührt werden. Wir erinnern uns, daß der leichtsinnigste aller Griechen, Alcibiades, die Macht, welche die Tugend des Sokrates über ihn übte, so schildert, als wenn Sokrates sein Gewissen in Person wäre. Anderseits können wir uns

die Thatsache, daß die Griechen ihre besten Männer verbannten, nur daraus erklären, daß dieser Männer Tugend die Gemeinheit zum Gegensatz trieb. Unter dem Volke alten Bundes war die Macht solcher Persönlichkeiten eine viel größere. Da traten Propheten auf, die im Geiste Gottes die Kraft und Weihe ihres Berufes hatten, und Worte sprachen, die im Namen Gottes Gehorsam forderten. Ihr stetes Loos war, einen kleinen Rest um sich zu sammeln, die Masse aber abzustoßen. Aber aller Propheten Schmerz war, daß ihre Person ihrer Sache so wenig entsprach. Und so erscheint der Geist, der sie trieb, als eine Macht, die sie aus den Fugen ihrer Person hob. In Jesu Christo ist nichts von den unruhigen Reflexionen und Willensanstrengungen, mit denen die Menschen ersetzen wollen, was ihre Natur nicht leistet; nichts von dem Geistessturm, der durch die Propheten ging. In ihm ist jeder Blick, jede Bewegung, jeder Gang, jedes Wort, jede That die reinste Natur und zugleich eins mit dem Willen Gottes. Er kann gar nicht anders, als den Willen Gottes thun. Meine Speise ist, daß ich thue den Willen Gottes und vollende sein Werk. Ohne daß er ein Wort spricht, spricht seine ganze Erscheinung, welche gänzliche Hingabe an Gott ausdrückt und doch zugleich das himmlische Recht seiner Person und Sache; Sanftmuth und Demuth und zugleich die größte Bestimmtheit und Entschiedenheit; entgegenkommende, schonende Liebe und zugleich himmlischen Ernst. Sprach er, so nöthigten seine Worte zum Urtheil: Der predigt nicht wie die Schriftgelehrten, sondern wie ein Gewaltiger, dem Macht gegeben ist über die Geister. Und dieß Recht, das er über die Geister übt, beweist er mit der wunderbaren Macht, welche er über die Leiber hat. Was er ist, was er redet, was er thut, das fällt mit unwiderstehlicher Gewalt in die Seelen. Was sie zuerst wissen wollten, war: Was will dieser Mann Gottes nun eigentlich mit all' seinem Lehren und Thun? Da vernahm man nun: Das Reich Gottes. Was aber ist das Reich Gottes? Heil. Worin aber liegt das Heil? Im Glauben an seine Person. Also liegt das Reich Gottes in seiner Person. Alle, die von Jesu Christo berührt werden, sie mochten angezogen, sie mochten abgestoßen werden, haben den Eindruck, daß Christi Sache in seiner Person liege. Und diese tritt in immer steigenderem Grade hervor. Immer entschiedener tritt Jesus als Messias auf. Die Wirkung aber dieser Entschiedenheit war Scheidung. Christi Erscheinung übte ein Ge-

richt aus, sofern sie zur Entscheidung für oder gegen ihn herausforderte. Die Masse, die sich einst gegen die Propheten entschieden hatte, entscheidet sich auch gegen ihn. Die Oberen hielten ihn des Todes würdig und das Volk rief: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder. Das ist das Gericht, welches das Volk an Christo übte. Gottes Antwort war die Zerstörung Jerusalems. So hat denn Christus bei seiner ersten Erscheinung ein Gericht vollzogen. Das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht (Joh. 3, 19.). Nachdem Christus gen Himmel aufgefahren ist, übt er sein Gericht durch den heiligen Geist, dessen Wort stärker ist als ein zweischneidiges Schwert und dessen Amt ein Geruch ist des Lebens zum Leben und des Todes zum Tode. Das Amt des Wortes ermahnt euch: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Als Christus von den Galiläern hörte, deren Blut Pilatus mit ihrem Opfer vermischt hatte, sprach er: Meinet ihr, daß diese vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie dieß erlitten haben? Ich sage: Nein, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle so umkommen. Ich wiederhole: Alle Schrecken, die diesseits Menschen treffen können, können auch uns treffen. Sage Keiner: Ich bin zu gut dazu. Gerade die Besten haben am meisten gelitten. Alle haben die gewaltige Hand Gottes zu fürchten. Und wenn unser Leben so still hinginge, wie es irgend möglich ist, so werden wir jedenfalls sterbend in Gottes Hand fallen. Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben und darnach das Gericht. Unmittelbar nach dem Tode tritt eine Entscheidung über den Menschen ein, die da gilt, bis daß mit Christo die letzte Entscheidung kommt. Das Gericht aber, welches Christus dann fällen wird, kann nicht geändert werden in der Ewigkeiten Ewigkeit. Das ist ein Gedanke, den man kaum denken kann. Darum richtet euch in der Zeit, auf daß ihr nicht in der Ewigkeit gerichtet werdet. Wenn Jemand krank ist, muß der Arzt der Krankheit Natur und Grund zu erkennen suchen. So ist auch das Ende aller Besserung, daß wir die Sünden, zu denen unsere Natur neigt, wahr und schonungslos uns sagen. Das geht aber nicht mit Einem Male, sondern nur nach immer erneuter Selbstbetrachtung. Darunter verstehen wir aber nicht jene Betrachtungen über unsere Gaben, Stellung, Leistungen, Erfahrungen u. s. w., die so oft im Dienste der Selbstsucht stehen und höchstens eine weltliche Traurigkeit erzeugen,

sondern eine ernste Prüfung unserer sittlichen Zustände mit der Sonde des Wortes Gottes, die zu jener göttlichen Traurigkeit führt, die Niemand gereut. Nicht leicht kommt der Mensch zur Erkenntniß, worin eigentlich seine Grundfehler liegen. Sehr oft beurtheilen uns Andere, die uns genauer kennen, richtiger als wir uns selbst. Aber leider ist selbst unter Christen von entschiedenem Bekenntnisse so wenig wahre Geistesgemeinschaft und so viel eitle Wechselbewunderung, daß es selten dazu kommt, wozu der Apostel ermahnt: Bekennet einander eure Sünden. Aber wer seine Sünden erkannt hat, hat sie noch nicht abgethan. Der Christen ganzes Leben ist ein Kampf des neuen Menschen gegen den alten. Vertraue aber ja nicht in diesem Kampfe auf die Macht deines Willens. Man kann nicht mit Willensanstrengung Glauben an Gott, Liebe zu den Brüdern und Trachten nach oben sich geben. Der Kampf des Christen beginnt mit dem Siege Christi in ihm. Unser Glaube ist der Sieg. Erst muß uns Christus geben, was er für uns erstritten hat: den Helm des Heils, den Krebs der Gerechtigkeit, den Schild des Glaubens, das Schwert des Geistes, dann haben wir auch Kraft und Freudigkeit und Hoffnung, alle Feinde in uns zu besiegen. Wache, bete, kämpfe! Wer da kämpft, wird nicht gekrönt, er kämpfe denn recht. Nur wer bis an's Ende beharrt, wird selig.

Halte aus!
Zion, halte deine Treu!
Laß dich ja nicht laulich finden:
Auf, das Kleinod rückt herbei.
Auf, verlasse, was dahinten,
Zion, in dem letzten Kampf und Strauß
Halte aus!

Amen.

Nur im Geiste Gottes erkennen wir Gott.

Predigt am zweiten Pfingsttage 1870 über Eph. 1, 15—19.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch Allen. Amen.

Als der Apostel Paulus in Ephesus Johannisjünger fand, vernahm er von ihnen auf die Frage: Habt ihr den heiligen Geist empfangen? die Antwort: Wir haben auch nie gehört, ob ein heiliger Geist sei (Apostelgesch. 19, 1. 2.). So können diejenigen nicht antworten, welche sich heute versammeln, das Pfingstfest, das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes, zu feiern. Sie haben von Jugend auf vom heiligen Geiste gehört. Aber wenn sie auch wissen, daß ein heiliger Geist sei, so vermögen sie nicht zu sagen, was der heilige Geist sei. Von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, dem Vater unsers Herrn Jesu, haben sie wohl einen Begriff. Er ist ein Geist, der Geist der Geister. Und auch Jesus Christus steht ihnen als eine deutliche Gestalt vor der Seele. Er war ja ein Mensch. Was aber der heilige Geist ist, davon haben sie weder klare Begriffe noch klare Worte. Der heilige Geist, sagen sie dann wohl, ist das göttliche Leben, welches von Gott in die Welt ausgeht. Und darin ist Wahrheit, wenn auch nicht die ganze Wahrheit. Ein Geist des Lebens ist der Geist Gottes gewiß. Der Geist Gottes, der in der Schöpfung über den Wassern schwebte, war die Gotteskraft, welche der wüsten Erde Leben einhauchte. Was auf Erden entsteht, entsteht nur in Kraft des Geistes Gottes, und was vergeht, das vergeht weil ihm Gott seinen Geist entzieht. Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu

Staub; du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen und verneuerst die Gestalt der Erde. Sofern der Geist Leben ist, ist sein Naturbild der Wind, dieses bewegte Leben der Luft, dessen Sausen man vernimmt, ohne zu wissen, von wannen er kommt und wohin er fährt. Und so kam denn auch am Tage der Pfingsten der heilige Geist über die Jünger unter einem Brausen als eines gewaltigen Windes vom Himmel. Aber der Geist Gottes heißt im alten und neuen Bunde stehend der heilige Geist. Soll sein Wesen diesem Worte entsprechen, so muß er nicht bloß Leben überhaupt, sondern heiliges Leben wirken. Und so ist es. Der Geist Gottes, der vom Himmel kommt, Leben zu schaffen und zu erhalten, der will das geschaffene Leben mit Gott in Gemeinschaft setzen und also heiligen. Ein Geist des Heils ist der heilige Geist. Heil ist Rettung der Seele, Erlösung von Tod und Teufel. Wer unser Heil ist, darf man Christen nicht fragen. Christus ist unser Heiland. Aber durch das Zeugniß von Christo Seelen erwecken zum Glauben, im Glauben erhalten, im Glauben heiligen: das ist das Werk des heiligen Geistes. Das Naturbild aber dieser Heilswirksamkeit des heiligen Geistes ist das Feuer. Wie das Feuer den Stoff verzehrt, so erzeugt auch der heilige Geist nur da einen neuen Menschen, wo der alte untergeht. Und wie das Feuer leuchtet, wärmt, nach oben lodert, so wirkt auch der heilige Geist in dem Gläubigen ein neues Leben in lichter Erkenntniß, in wärmender Liebe, in nach oben loderndem Opfertriebe. Was aber der heilige Geist in Allen wirkt, das steigert er in Einzelnen zu Gaben und Gnaden, zu Diensten und Aemtern, ja zu Wunderkräften, durch welche er die Gemeinde erbaut. Ein Geist der Gaben ist der heilige Geist. Die feurigen Zungen, die bei Ausgießung des heiligen Geistes über Aller Häupter schwebten, bedeuteten die Gabe, in allen Zungen die großen Thaten Gottes zu verkündigen. Auf die Frage also: Was ist der heilige Geist? hat ein Christ die Antwort: Er ist ein Geist des Lebens, des Heils, der Gaben. Ein Geist, sage ich. Heißt das, fragst du weiter, nur eine Kraft, eine Wirksamkeit, ein Leben aus Gott? Nein, antworte ich, es heißt mehr. Es heißt: eine göttliche Person. Wie der Vater, wie der Sohn, ist nach Schrift und Bekenntniß auch der Geist eine Person. Zwischen Christo, der im Himmel ist zur Rechten Gottes, und uns, die wir auf Erden sind, ist der heilige Geist, der, was Christus war und ist, that und thut, in geheimnißvoller Weise uns

mittheilt. Von dieser geheimnißvollen Wirksamkeit aber zu unserm Heile handelt unser heutiger Text, aufgezeichnet

Eph. 1, 15—19.

Darum auch ich, nachdem ich gehöret habe von dem Glauben bei euch an den Herrn Jesum und von eurer Liebe zu allen Heiligen; höre ich nicht auf zu danken für euch und gedenke euer in meinem Gebet, daß der Gott unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Herrlichkeit, gebe euch den Geist der Weisheit und der Offenbarung zu seiner selbst Erkenntniß, und erleuchtete Augen eures Verständnisses, daß ihr erkennen möget, welche da sei die Hoffnung eures Berufs, und welcher da sei der Reichthum seines herrlichen Erbes an seinen Heiligen, und welche da sei die überschwängliche Größe seiner Kraft an uns, die wir glauben, nach der Wirkung seiner mächtigen Stärke.

Das erste Kapitel des Briefes Pauli an die Epheser, aus welchem die Texte der beiden Pfingsttage genommen sind, handelt von den Heilsgütern, für welche wir Gott danken, um die wir Gott bitten sollen. Die, welche den Geist empfangen haben, sollen unaufhörlich Gott bitten, daß er sie erhalte in seinem Geiste. Der Geist aber, um den wir bitten sollen, ist der Geist der Erkenntniß, durch den wir Gottes Wesen, die Hoffnung unseres Berufes und die Kraft, die Gott in uns offenbart, erkennen sollen. Lasset unter Gottes Beistand heute unsere Andacht um den Gedanken sammeln, den die Worte aussprechen: Der Gott unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Herrlichkeit, gebe euch den Geist der Weisheit und Offenbarung, zu seiner selbst Erkenntniß, indem wir ihn in die Worte fassen:

Nur im Geiste Gottes erkennen wir Gott

und zwar

zuerst als den Vater,
zweitens als den Sohn,
drittens als den Geist.

1.

Nur im Geiste Gottes erkennen wir Gott den Vater. Das ist das Erste.

Das Verhältniß des Menschen zu Gott gleicht in seiner äußeren Entwickelung anderen Lebensverhältnissen des Menschen. Wer in einem Alter, wo ihm das Leben die verschiedensten Berufsarten

bietet, sich für einen Beruf entscheidet, zu dem ihn innere Neigung zieht, dem erscheint er in der Gestalt höchsten Erdenglückes, reichster Kraftentwickelung, größter Ehre. Wer mit einem Herzen voll Liebe und Freundschaft das Herz findet, das er sucht, dem scheint das Loos auf das Lieblichste gefallen zu sein. Was die Stimmen des Frühlings in den Zweigen, was die Stimmen der Dichtkunst aller Zeiten in den herrlichsten Tönen feiern, das ist Wahrheit und Wirklichkeit in seinem Leben geworden. Wie reich sind die Tage, wo das jugendliche Herz sich von der Macht großer Gedanken, idealer Bestrebungen ergriffen fühlt, sie mögen nun dem Vaterland oder der Menschheit gelten. Aber der Begeisterung der Jugend folgt der Ernst des Lebens. Der Beruf, den wir einst mit freier Hingabe ergriffen, legt uns ernste Pflichten, schwere Arbeit, viele Sorgen auf. Wo aber zwei Menschen sich für diese Erde verbinden, da kann es nicht ohne das Bewußtsein der Verschiedenheit, nicht ohne sittliche Arbeit an einander abgehen. Ach und wie Viele haben auf dem Felde idealer Bestrebungen für die höchsten Güter der Menschheit nicht bloß Dornen und Disteln, sondern Kampf und Tod gefunden.

So giebt es denn auch im religiösen Leben Zeiten jugendlicher Begeisterung. In jedem Menschenherzen ist ein Quell religiösen Glaubens, der aus Gott quillt, wie die Quellen der Erde von den Wassern sich nähren, die vom Himmel auf die Erde niederströmen. Dieser Quell kann bedeckt werden, aber nicht verschüttet. Die nun in der Welt ihre Augen und ihre Ohren nur auf den Weltstrom richten, die vernehmen nicht die stillen Wasser jener Quelle. Aber dieser Weltstrom trägt eine furchtbare Macht der Zerstörung in sich. Das erfuhren in den Tagen des Jesaia die Juden. Als der stolze Weltstrom Assyrien Israel zerstört und Juda der Zerstörung nahe gebracht hatte, kehrten die Ernsten wieder zurück zu den stillen Wassern von Siloah. So geschah es auch in den Tagen, wo die Herrschaft Napoleon's zum Alles verheerenden Weltstrom geworden war. Als seine stolzen Wellen sich gelegt hatten, da fingen die Menschen wieder an von den stillen Wassern der Religion in uns zu reden. Es war eine Zeit jugendlicher Begeisterung für den Gott unserer Väter. Welch ein tiefes, reiches, seliges Leben, sagte man damals, ist doch das religiöse Leben. Während andere Geistesrichtungen entweder nur den Verstand oder den Willen oder das Gefühl nähren, erschließen sich in der Religion alle Kräfte zu ihrem höchsten Leben.

Wie Viele ziehen jährlich in die Ferne, hohe Berge, das Meer, stille Wälder, reiche Thäler zu sehen. Aber kein Naturgenuß befriedigt den Menschen, der nicht in der Natur den Abglanz Gottes sieht. Wie Viele suchen den höchsten Lebensgenuß im Reiche der Kunst. Was aber in Farben, Tönen und Dichterworten wahrhaft schön ist, ist doch einer höheren Welt entsprungen. Auf dem Weg der Weltbildung suchen Andere ihren Geist reich zu machen. Aber die Kenntnisse und Erfahrung der Bildung finden nur in Gott ihre Einheit und Wahrheit. Ein Reich seliger Gefühle, höchster Begeisterung, himmlischer Anschauung, tiefster Gedanken ist die Religion.

So spricht die religiöse Jugendbegeisterung. Aber der Zeit der Blüthe muß die Zeit der Frucht folgen: der Zeit der religiösen Jugendbegeisterung die Zeit des religiösen Ernstes. Dieser Uebergang aber will bei so Manchen nicht eintreten. Fragt man aber näher, woher dieß kommt, so muß man antworten: Weil sie die Religion mehr wie einen Genuß als wie eine ernste Pflicht ansehen. Wenn ein Herz wirklich so voll ist von der Herrlichkeit der Religion, so muß die Frucht dieser Begeisterung der ernste Vorsatz sein, mit Gott für Zeit und Ewigkeit einen Bund zu schließen, in dem wir Gott unser ganzes Leben geben, damit er uns sein Leben gebe. Ist der Tag, wo zwei Menschen sich verbinden, ein Freudentag, um wie viel mehr muß der Tag, wo ein Mensch sich mit seinem Gott verbindet, ein Tag seliger Freude sein. Aber mit diesem Tage enden nun auch die Tage des Suchens, Werbens, Harrens, die so viel Schönes haben. Gott kann uns sein Herz nicht geben, ohne daß wir unser Herz ihm geben. Von nun an muß Gott die Regel unseres Lebens sein. In Allem aber, was wir thun, uns nur von Gottes Willen leiten zu lassen, das ist die schwerste aller Aufgaben, die einem Menschen werden kann. Nur ein Einziger hat sie erfüllt und dieser Einzige nicht ohne Versuchung, nicht ohne Thränen, Seufzen, Angstgebete. Ich will hier aber gar nicht von besonders schwierigen Auferlegungen, Versuchungen und Führungen reden, sondern nur von einer Beweisung unserer Religion, deren Nothwendigkeit selbst die Heiden anerkennen, nämlich dem Gebet. Für einen Menschen, der Gott sein Herz geschenkt hat, muß doch das Gebet so naturgemäß und nothwendig sein, wie dem Leibe das Athmen. Aber ohne Unterlaß, regelmäßig, mit ungetheilter Hingabe, in wahrer Ehrfurcht und mit wahrer Kindlichkeit beten, das ist eine nicht so leichte Aufgabe, zu

der mehr gehört als jugendliche Begeisterung für Religion. Ist die Bedingung eines Freundschaftsbundes treue Liebe, so ist die Bedingung eines Bundes mit Gott Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften. In solcher Liebe aber zu Gott liegt die Forderung, zu allen irdischen Verhältnissen also zu stehen, daß wir sie jeden Augenblick unserem Gott opfern können. Das aber ist in einer Welt, in welcher das Geschaffene allein sichtbar, das Unerschaffene aber verdeckt ist, eine Forderung von ungeheurer Schwere. Wo ist der Mensch, der sagen kann: Wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde? Der Bund mit Gott führt auf den Weg schwerer Opfer. So soll es aber sein. Auf dieser ernsten Opferstraße liegt mehr Wahrheit und Tiefe als auf jenem rosenbestreuten Weg jugendlicher Begeisterung. Das sicherste Zeichen aber, daß in diesem Bunde Gott in dir zunimmt, ist, daß du in deinen Augen abnimmst. Wer im steten Aufblick zu Gott und seinem Willen wandelt, der muß zur Erkenntniß kommen, nicht bloß daß er Sünder ist, was kein zurechnungsfähiger Mensch bestreiten wird, sondern daß seine Sünde ihren letzten Grund in sündhaften Neigungen habe, die so tief in seiner ganzen Geistesnatur wurzeln, daß kein Willensentschluß im Stande ist sie auszurotten. Wer aber die Macht der Sünde in sich erkannt hat, dem erscheint auch das Leben in ernster Gestalt. Dieses Leben, in welchem der Mensch einst nur einen paradiesischen Abglanz der Herrlichkeit Gottes sah, das erscheint ihm nun als ein verwilderter Garten, in dessen gute Saat eine feindliche Hand Unkraut säet. Und der Gott, dessen Stimme ihm einst aus allen Erscheinungen der Natur und der Menschheit lieblich lockend entgegentönte, der steht ihm gegenüber in der vernichtenden Glorie des Heiligen, vor dem nichts Sündhaftes besteht. Zwischen diesem Heiligen, der über den Cherubim im Himmel thront, und uns Sündern auf Erden ist ein Raum, über den nicht die Flügel jugendlicher Begeisterung für die herrliche Offenbarung Gottes in Natur und Geschichte hinwegtragen. Wer an einen königlichen Hof gerufen ist, dort aus hohem Munde das Urtheil der Ungnade zu vernehmen, der findet nicht in dem Anblick der herrlichen Gemächer, die er dort sieht, Trost. So vermögen auch die Sterne vom Himmel nicht Frieden in's Herz zu senken, wenn wir nicht Frieden mit Dem haben, der über den Sternen waltet. Nur eine Gnadenoffenbarung Gottes kann uns trösten.

Da nun läßt sich in uns eine heilige Stimme vernehmen, die da sagt: Fürchte dich nicht, dich Sünder zu nennen, in dir keine Hilfe zu finden, geistlich arm zu sein, Leid zu tragen, zu hungern und dürsten nach Gerechtigkeit: das ist der Weg des Heils. Aus dem Sonnenschein jugendlicher Begeisterung, in dem du einst wandeltest, mußte ein Gewitter entstehen, in dem du die heilige Majestät Gottes mit Furcht und Zittern siehest, auf daß du nach dem Sturm wie einst Elias erführest, daß Gott in dem linden, sanften Säuseln der Gnade sei, die sich der Sünder erbarmt. Gott hat Alles unter die Sünde beschlossen, auf daß er sich Aller in Christo erbarme. Du kanntest Gott nicht, so lange du nur in jugendlicher Begeisterung den Herrlichen sahest. Du kanntest Gott nicht, so lange du in ihm nicht den heiligen Richter sahest. Im Allerheiligsten thront Gott auf dem Gnadenstuhl als der Vater unsers Herrn Jesu Christi. Ich glaube an Gott den Vater: ist dein Bekenntniß. Die Stimme aber, die so spricht, ist die Stimme des heiligen Geistes. Nur im heiligen Geiste erkennen wir Gott den Vater.

2.

Nur im heiligen Geiste erkennen wir den Sohn. Das ist das Zweite.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß viele Menschen, denen wir religiöse und tugendhafte Gesinnungen zusprechen müssen, nur den Vater kennen, nicht den Sohn. Es sind Menschen, deren Religiosität vorwiegend in Gefühlen und Rührungen sich bewegt, in Hingabe an die Lebensführungen einer höheren Hand, in der Hoffnung auf ein Wiedersehen jenseits des Grabes. Und in der That, wenn die Religion nur darin besteht, bedarf es auch nicht eines Mittlers zwischen Gott und Menschen. Wir haben aber eben gesehen, daß dieß nur die Anfänge der Religion sind, die weiterführen müssen, wenn sie nicht den Menschen abführen sollen von dem Wege des Heils. Die also Gesinnten gleichen Menschen, die aus den Lehr- und Wanderjahren nicht in die Meisterjahre, aus dem Stand der Verlobung nie in den Stand der Ehe treten wollen. Es sind Menschen, deren Religion nicht die Kraft hat, den ganzen Menschen zu beherrschen. Die Religion ist bei ihnen ein Gefühl neben andern, ein Grundsatz neben andern. Sobald ein Mensch in die Hand, mit

welcher er Gott ergreift, sein ganzes Leben legt, da wird er inne werden, daß er eines Mittlers bedarf. In der Botschaft nun von diesem Mittler liegt das ganze Christenthum. Gott ist erschienen im Fleische: das ist das große Geheimniß des Christenthums. Ja es ist ein Geheimniß. So lange der Mensch auf dem Boden der allgemeinen Naturreligion steht, da hat die Vernunft ihr gutes Recht. Gottes Dasein und Wesen kann und soll der Mensch aus den Werken der Welt erkennen. Was aber die Vernunft aus den Werken der Welt weiß, ist daß ein Gott sei, dieser Gott aber ein unendlicher Geist. Keine Menschenvernunft aber kann wissen, daß bei Gott vor Grundlegung der Welt das persönliche Wort war, der Abglanz der Herrlichkeit Gottes, der Sohn. Das hat keiner der Weisen dieser Welt ahnen können, das ist in keines Menschen Herz gekommen. Und so dürfen wir uns nicht wundern, daß die natürliche Vernunft, die sich zur Richterin aller Wahrheit aufwirft, auch auf dem Boden des Christenthums gegen dieß Geheimniß Widerspruch erhebt. Zu dem Geheimniß aber: Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott, fügt das Evangelium noch das Geheimniß: Und das Wort ward Fleisch. Daß der Unendliche als Mensch erschienen sei, das war den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit. Und Aergerniß und Thorheit ist dieß Geheimniß noch vielen Christen. Der Mensch der Gegenwart geht von der Voraussetzung aus, daß er durch freie That sich seinen Himmel und seine Hölle selbst bereiten könne, und so glaubt er an keinen Himmel über, an keine Hölle unter sich. Aber es ist gewiß, daß ehe der Mensch frei handeln kann, er schon ein Gefangener der Sünde und des Todes ist. Keine That der Freiheit bricht diese Fesseln. Wenn aber der von Sünde und Tod geknechtete Mensch sich nicht zur Gemeinschaft mit Gott erheben kann, ist es denn ein so ärgerlicher, ein so thörichter Gedanke, daß Gott herabsteigt, den Menschen zu sich zu erheben. Nichts, sagt ein alter Kirchenlehrer schön, nichts ist Gottes so würdig als der Menschen Rettung. Der Gedanke, daß Gott, der die Liebe ist, sich liebt in einem Sohne, der das Ebenbild seines Wesens ist, ist ein Gedanke, dessen Herrlichkeit Jeder ahnen sollte, der da weiß, daß in der Liebe die Seligkeit ist, welche alle geschaffenen Geister suchen. Daß Gott aber diesen Sohn seiner Liebe Mensch werden ließ, ja in den furchtbarsten Tod gab, um ein gefallenes Geschlecht zu retten, ist ein so

riesengroßer Gedanke, daß man, wie jener edle Wahrheitszeuge sagt, für die bloße Idee sich könnte brandmarken lassen. Und es ist keine Idee, sondern eine Thatsache. Niemand aber vermag diese Thatsache zu glauben, denn in Kraft des heiligen Geistes. Unser Glaube an Jesum Christum ruht auf dem Zeugnisse des heiligen Geistes in Schrift und Bekenntniß. Sage nicht, daß die Bekenntnisse der Kirche auseinander gehen. Was die Schrift nach aller Gläubigen einstimmigem Urtheil lehrt, bekennen die großen Konfessionen des Morgen- und Abendlandes mit Einem Urtheil: Jesus Christus Gottes Sohn der Welt Heiland. Das bezeugen die Kirchenlehrer aller Zeiten, das verkündet ein Sonntag dem andern, das steigt Tag und Nacht aus vieler Tausenden anbetendem Munde zum Himmel auf. Was aber der Geist in der Schrift und im Bekenntnisse der Kirche unter dem Himmel bezeugt, das versiegelt er in jedes Gläubigen Herzen. Wer in Jesu Christo seinen Heiland erkannt, der ihn als einen Brand aus dem Feuer gerissen, sein Leben, sein höchstes Gut, seinen Freund, der hat an dem Christus in ihm den Bürgen für den Christus vor ihm und für ihn und über ihm. Man sage nicht, daß dieß rein persönliche Versicherung sei. Was tausend und aber tausend Christen aller Zeiten, Völker, Richtungen mit Einem Munde bezeugen, das muß Geist, das muß Wahrheit sein. Wäre es anders, dann wäre es aus mit dem Christenthum. Denn das Christenthum liegt in Christus. Ist er nicht Gottes Sohn, nun dann mag den Männern des Fortschrittes, der Materie, des Diesseits verfallen was nicht halten will. Mögen sie das Band zwischen Staat und Kirche, Kirche und Schule, Religion und Weltbildung zerreißen. Was ist zu halten an der Menschheit, wenn das Haupt der Menschheit dahin ist. Ist Der nicht mehr, welcher sprach: Mir ist Alles übergeben im Himmel und auf Erden, so mag auch fallen, was ihm übergeben ist. Wir würden aber so kühne Sätze nicht auszusprechen wagen, wenn wir nicht der unerschütterlichen Zuversicht wären: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Diese Zuversicht ruht aber auf dem Zeugnisse des Geistes. Der Geist zeugt, weil der Geist die Wahrheit ist.

3.

Nur im heiligen Geiste erkennen wir den heiligen Geist. Das ist das Dritte.

Was der heilige Geist ist, das haben wir im Eingang betrachtet. Er ist die dritte Person der Gottheit, die vom Vater ausgeht in die Welt, Leben, Heil und Gaben zu wirken. Der aber vom Vater ausgehet in die Welt, der ist von Christo gesandt worden am Tage der Pfingsten, das Heil, welches Christus bereitet hat, im Reiche Christi der Menschheit zuzueignen. Wenn der welcher spricht: Ich kann mich zum Himmel erheben durch eigene Kraft, Jesum Christum leugnet, der vom Himmel gekommen ist, uns in den Himmel zu erheben, so leugnet der welcher spricht: Ich kann mit Christo mich in eigener Kraft verbinden, den heiligen Geist, welcher vom Himmel gesandt ist, uns zu Christo zu erheben, Christi Person und Leben in uns zu senken. Der zur Rechten Gottes Erhöhete ist gegenwärtig auf Erden im heiligen Geiste, der das Band der Gemeinschaft ist zwischen Christo und den Seinen. Du bist ein Christ, weil du Christum kennst und bekennst. Du kennst und bekennst ihn aber, weil du das Wort von ihm vernommen hast, auf welchem Wege es auch geschehen sein mag. Der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt aber aus dem Worte Gottes. Das Wort Gottes wirkt Glauben. Der Glaube aber ist nicht eine Ueberzeugung, wie man im laufenden Leben der Ueberzeugungen viele in sich aufnimmt, die man jeden Augenblick, eines Bessern belehrt, wieder aufgiebt. Der Glaube ist eine Ueberzeugung, die so tief im Menschen wurzelt, daß wer sie herausreißen wollte den ganzen Menschen zerstören müßte. Denn der Glaube ist eine Pflanze, die Gott selbst gepflanzt hat. Geht ein Säemann aus, Samen in die Erde zu streuen, so geht der Same nur deshalb auf, weil er eine Lebenskraft in sich trägt, welche die Elemente und Kräfte des Bodens in ihren Kreis zieht. So wirkt auch das Wort nur darum Glauben, weil es nicht Buchstabe, sondern Geist und Leben ist, und darum Geist und Leben wirkt. Niemand kann Jesum einen Herrn nennen denn im heiligen Geist. Der Glaube aber, die Frucht des Geistes, führt zur Geistesgemeinschaft mit Jesu Christo. Das Bekenntniß eines Christen lautet: Es lebet nun nicht ich, Christus lebet in mir. Das versteht Mancher so, daß ein Christ mit Christo in Geistesgemeinschaft tritt, wie man etwa mit einem großen Manne der Vorzeit in Gemeinschaft tritt, wenn man seine Gedanken in sich aufnimmt. Christus aber verbindet sich persönlich mit

uns. Wie er uns im heiligen Abendmahl seinen verklärten Leib mittheilt, sodaß die Vielen Ein Leib in Christo sind, so theilt er uns auch seine Wahrheit, seine Gesinnung, seinen Frieden: kurz sein gottmenschliches Geistesleben mit. Solches aber geschieht durch den heiligen Geist, der was er giebt von Christo nimmt. Jeder wahre Christ fühlt sich als eine Rebe an dem Weinstock Christi, die nur aus den Kräften des Weinstockes Früchte bringen kann. Ist Christus, der doch eine Thatsache der Geschichte ist, der Welt ein Geheimniß, so noch viel mehr der heilige Geist, welchen die Welt nicht siehet. Es ist ein unumstößliches Gesetz im Reiche der Erkenntniß, daß nur das Leben das Leben versteht. Wäre im Menschen nicht ein Zug zum Unendlichen, er würde nie das Unendliche verstehen. Nur weil wir göttlichen Geschlechts sind, verstehen wir Gott. Es ist allgemein anerkannt, daß man denken muß, um Denker zu verstehen, künstlerischen Sinn haben, um Künstler zu beurtheilen, einen edlen Sinn haben, um das Edle zu würdigen. Sollte es im Reiche Gottes anders sein? Wer Christi Geist nicht hat, sagt der Apostel, der ist nicht sein. Wer aber nicht Christi ist, der höret auch nicht seine Stimme und verstehet nicht seine Worte. Und so erkennet denn auch den heiligen Geist nur, wer den heiligen Geist hat. Wie das Auge das Licht nur sieht im Licht, so sagt auch der heilige Sänger: In Deinem Lichte sehen wir das Licht. Der natürliche Mensch, sagt der Apostel, vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und er kann es nicht verstehen (1 Kor. 2, 14.). Das Reich des natürlichen Menschen ist die Welt. Und so versteht die Welt nicht den heiligen Geist. Und doch ist er in der Welt, er erhält die Welt, er bezeuget sich der Welt, er richtet die Welt. Er ist es, der heute an tausend Orten sich bezeugt. Möge er sich auch an uns nicht unbezeugt lassen. Lasset uns beten.

Heiliger Geist, der du mit Vater und Sohn gleich anbetenswerth bist, erfülle uns mit deiner Kraft, daß wir würdig zu dir beten. Du bist ein Geist des Lebens. Wir bitten heute nicht um ein langes, glückliches Leben in dieser Welt, sondern um das ewige, selige Leben in Dem, der da ist die Auferstehung und das Leben. Du bist ein Geist des Heils. Wir bitten dich, heiliger Geist, gieb uns den rechten Glauben allermeist, daß er uns behüte an unserm Ende, wenn wir heimfahren aus diesem Elende. Du bist ein Geist

der Gaben. Erwecke treue Zeugen, die in Geist und Kraft der ersten Zeugen das Wort verkünden, niederzuwerfen alle Bollwerke des Satan's in der Heidenwelt wie in der Christenwelt. Laß auch diese Universität, die jetzt blühender dasteht wie je, das sein, was nach dem Worte der Alten Schulen sein sollen, deine Werkstätte. Sei auch mit den Vielen, die sich in diesen Tagen aus allen Gegenden versammeln, sich zu berathen in Sachen deines Reiches. Sei endlich auch mit dieser Gemeinde. Amen.

Der Christ ein Diener der Wahrheit.

Predigt am 2. Sonntag n. Trin. 1868 über 2 Kor. 13, 8.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch Allen. Amen.

Die Zeiten, da der Geistliche auf der Kanzel nur aussprach was als unantastbare Glaubensüberzeugung in der Gemeinde lebte, sind längst vorüber. Der Prediger, welcher Haushalter über göttliche Geheimnisse ist, muß oft als Wahrheitszeuge gegen seine Gemeinde auftreten. Aber auch wo er gegen seine Gemeinde zeugen muß, soll der Prediger anknüpfen. Von der Wahrheit handelt der heutige Text. Was das Evangelium Wahrheit nennt, ist himmelweit verschieden von dem, was die Welt Wahrheit nennt. Aber Wahrheit wollen die Gläubigen und die Ungläubigen. Alle, die dieser Universität angehören, streben auf dem Wege der Wissenschaft, nach der sie sich nennen, nach der Wahrheit. Was wahr ist in der Religion, was wahr ist im Rechte, was wahr ist in der Natur, was wahr ist in der Geschichte, was wahr ist in dem Reiche der Sprachen, was wahr ist in der Weltweisheit: das sind die Fragen, welche diese Universität beantworten will. Aber nicht Alle, die den Weg der Wissenschaft gehen, kommen zur Wahrheit. Die Wahrheit erschließt sich nur Dem, welcher die Bedingungen der Wahrheit erfüllt. Die Grundbedingung alles Strebens nach Wahrheit ist Sinn und Begabung für die Wahrheit. Wer nicht Sinn für das Wahre hat, wird nie verstehen, was die Meister der Wahrheit in dem Reiche der Wissenschaft geleistet haben. Wer nicht selbst nachdenkt über die letzten Gründe alles Seins im Himmel und auf Erden, für den sind die Lehrgebäude der großen Denker aller Zeiten eine verschlossene Welt. Wer nicht religiöses Leben hat, kann auch

das religiöse Leben der Völker nicht verstehen. Was die Völker getrieben hat Opferflammen auf den Höhen aufsteigen zu lassen zu Gott, das kann nur verstehen, wer das Geistesfeuer empfunden hat, das den alten Menschen in uns verbrennt und den neuen zu Gott erhebt. Aber Sinn und Begabung erschließen die Wahrheit nur, wenn sie die Arbeit des Suchens und Strebens nicht scheuen. Die Natur vergönnt nur Dem einen Blick in die geheime Werkstätte ihrer Gesetze und Kräfte, der sich von Naturforschern hat schulen lassen und selbst viel geforscht, beobachtet und versucht hat. Von diesem Ernste des Strebens, des Studiums, haben die Jünger der Wissenschaft den Namen. Aber nicht Jeder der sucht, findet. Zum Finden der Wahrheit gehört ein glücklicher Blick, der nicht Sache des Laufens und Rennens, sondern göttlicher Gabe und Gnade ist. Aber auch der glücklichste Wahrheitssinn muß in sittliche Zucht genommen werden, wenn er dauernd in die Wahrheit leiten soll. Priester der Wahrheit kann nur sein, wer unaufhörlich alles Selbstische opfern kann, alle eitle Originalität, alle Neigung zu selbstgemachten Bahnen, alle falsche Konsequenz, alles Buhlen um den Beifall der Masse. Viele haben im Reiche der Wissenschaft den Beruf, Wenige den Besitz der Wahrheit. Was aber von der wissenschaftlichen Wahrheit gilt, das gilt am höchsten von der evangelischen Wahrheit. Von dieser aber handelt unser heutiger Text, aufgezeichnet

2 Kor. 13, 8.

Denn wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit.

Der Apostel Paulus spricht im zweiten Briefe an die Korinther viel von seinem persönlichen Verhältnisse zur Gemeinde von Korinth. Er bekennt, schwach der Person, aber stark der Sache nach zu sein. Er ist in seiner Schwäche das Bild des Gekreuzigten, in der Stärke seiner Sache ein Bild des auferstandenen und zur Rechten Gottes erhöhten Herrn. Gern will er schwach dastehen, wenn sich die Kraft seiner Sache nur in der Gemeinde mächtig beweist. Mag er untüchtig sein, wenn nur die Gemeinde tüchtig ist. Gegenüber der Macht der Wahrheit, die in der Gemeinde waltet, vermag auch die Person eines Apostels nichts. Wir können nichts wider, sondern nur für die Wahrheit. Weil das Evangelium die Sache der Wahrheit ist, ist Jeder, der das Evangelium bekennt, dergestalt an die

Wahrheit gebunden, daß er ihr, er mag tüchtig oder untüchtig sein, dienen muß. Und so laßt uns denn auf Grund unseres Textes unsere Betrachtung um den Gedanken sammeln:

Der Christ ein Diener der Wahrheit,

denn er hat

Erstlich das Recht,
Zweitens die Pflicht,
Drittens die Verheißung der Wahrheit.

1.

Das Recht der Wahrheit hat zuerst der Christ.

Wir haben im Eingang von der Wahrheit gesprochen, welche die Wissenschaften suchen. Das Christenthum will nicht die Wissenschaft, sondern der thatsächliche Besitz der Wahrheit im Glauben sein. Die Forderung des Christenthums lautet nicht: Wisse, sondern: Glaube. Der Wahrheitsinhalt aber, welchen der christliche Glaube ergreift, ist nicht die Natur, nicht die Sprache, nicht die Weltgeschichte, nicht das Recht, nicht das Weltall, sondern das Heil aus Gott. Eine Kraft Gottes selig zu machen alle die daran glauben ist das Christenthum. Nicht die Weisen der Wissenschaft preist das Christenthum selig, sondern die Unmündigen, denen Gott seine Wahrheit offenbart; die geistlich Armen, derer das Himmelreich ist; die Thoren, deren Bekenntniß das Kreuz Christi ist. Kurz, nicht Wissenschaft will das Christenthum sein, sondern Wahrheit. Der Christenglaube ist nicht ein Legendenglaube, welcher die Prüfung zu scheuen hat, nicht ein schwankendes Fürwahrhalten, sondern eine feste Zuversicht und eine zweifellose Gewißheit der von Christo geoffenbarten Wahrheit, in welche der Christ sein ganzes Leben legt und für welche ein Christ sein Leben lassen soll. Dieses Glaubens Inhalt aber ist Christus. Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name gegeben, darin sie sollen selig werden, denn der Name Christi. Der christliche Glaube bekennt, daß Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist, vom Vater in Ewigkeit geboren, in der Zeit aber von der Jungfrau Maria geboren, um unserer Sünde willen gestorben, um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt, aufgefahren gen Himmel, auf Erden aber gegenwärtig in seinem

Geiste. Von diesem Glauben Rechenschaft zu geben sollen wir allezeit bereit sein. Auch der einfachste Christ soll wissen, daß seines Glaubens Grund die göttliche Offenbarung ist, die der Geist Gottes in der Schrift bezeugt, seines Glaubens Inhalt Der, welcher sich selbst Weg, Wahrheit und Leben nennt, seines Glaubens Ende aber das ewige Leben. Was aber der einfache Christ bezeugt, das haben die Vertheidiger des Christenthums zu allen Zeiten mit den Mitteln der Wissenschaft zu begründen gesucht. Wer fest im Glauben steht, bedarf solcher Vertheidigungen nicht. Das aber kann man nur von einer kleinen Zahl sagen. Viele haben wohl einen Zug zum Glauben, werden aber doch oft irre gemacht, da man im Lebensverkehr, in Zeitungen und Büchern, in öffentlichen Versammlungen so oft mit der größten Sicherheit aussprechen hört, daß die überlieferte Gestalt des Christenthums mit den Fortschritten der Naturwissenschaft, der Geschichte, der Weltbildung, der Philosophie unvereinbar sei. Unstreitig hat das Christenthum eine Außenseite, die dem Wandel der Zeit unterliegt. In den drei ersten Jahrhunderten ward das Christenthum vom römischen Staate verfolgt, in den folgenden Jahrhunderten aber als die alleinberechtigte Religion mit allen Mitteln begünstigt. Es hat Zeiten gegeben, wie im Mittelalter, wo alle menschliche Wissenschaft sich in den Dienst des Kirchenglaubens stellte, während in andern Zeiten, wie seit dem vorigen Jahrhundert, die Wissenschaft es ihrer Ehre schuldig zu sein glaubte möglichst unabhängig vom Kirchenglauben zu sein. Die Formen der kirchlichen Wissenschaft, der Verfassung, des Gottesdienstes verändern sich. Das aber ist nicht der Mittelpunkt, sondern der Umkreis, nicht das Wesen, sondern die Erscheinung, nicht die Seele, sondern der Leib des Christenthums. Was aber ist denn dieser Mittelpunkt, dieses Wesen, diese Seele? Das ist das Heil, welches der einzelne Mensch im rechtfertigenden Glauben an Jesum Christum findet. Unsere lutherischen Bekenntnisse sprechen es immer von Neuem aus, daß im rechtfertigenden Glauben die Summe des Christenthums liegt. Ergreife nur im Glauben durch Jesum Christum Gott und du wirst erfahren, daß Gott durch Jesum Christum dich ergreift. Und nun wollen wir einmal fragen, was gegen diesen Glauben der Fortschritt der Wissenschaft und Weltbildung aufbringen kann. Vernunft und Wissenschaft wissen, daß Ein Gott ist. Der Christ aber glaubt, was keine Vernunft wissen kann, daß in

der Einheit der Gottheit drei Personen sind, Vater, Sohn und Geist. So lange die Vernunft im Menschen die Neigung haben wird, nur das für wahr zu halten was sie aus sich weiß, wird sie an dem Geheimnisse der Dreieinigkeit Anstoß nehmen. Aber sie wird nichts vermögen wider die Thatsache, daß sich Gott als Vater, Sohn und Geist offenbart hat. Wie kann die Vernunft, die nicht einmal das Dasein Gottes genügend beweisen kann und von der Natur, die sie doch sieht, bekennen muß: In's Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist, über die Geheimnisse des Lebens und der Offenbarung Gottes absprechen, die sie nicht sieht? Während im Reiche der Weltweisen ein Gottesbegriff nach dem andern gefallen ist, steigt zu allen Zeiten und an allen Orten, wo Zwei oder Drei im Namen Christi versammelt sind, das Bekenntniß zu Vater, Sohn und Geist auf, bis dieß Geheimniß mit Christi Offenbarung am Ende der Zeiten offenbar werden wird. Christus, den der Glaube umfaßt, ist eine Thatsache der Geschichte. Wenn es erwiesen wäre, daß Jesus Christus der Sage angehöre, würde es geschehen sein um das Christenthum. Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel. Steht es aber nicht gefährlich um das Christenthum, wenn seine Wahrheit an einer geschichtlichen Thatsache hängt, welche der geschichtlichen Forschung verfallen kann? Die Thatsache des Lebens Jesu ruht ja auf dem apostolischen Zeugnisse, dessen Wahrheit bisher noch keine Kritik hat erschüttern können und auch nie erschüttern wird. Daß in Christo das Heil ist, dafür kann es keinen entscheidenderen Beweis geben als die Heilserfahrung der Christen: der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft. Die Welt wird immer antworten, daß der Friede des Christen nicht verschieden sei von der Befriedigung, die jede Religion in ihrer Art gewähre. Aber der Christ wird erwiedern, daß ein Friede, in dem die Christen aller Zeiten, Orte, Richtungen sich eins wissen, ein Friede, der dann am mächtigsten ist, wenn der Mensch am schwächsten ist und im Tode erst wahrhaft aufgeht, nicht Menschenwerk, sondern Gottesgabe sein muß.

Wir sehen also, daß kein menschlicher Fortschritt im Stande ist, den Glauben an den dreieinigen Gott, die geschichtliche Thatsache des Evangeliums, den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, zu erschüttern. Drei sind die da zeugen auf Erden: das Wasser d. h. die Taufe, das Blut d. h. das Abendmahl, und der Geist d. h. der heilige Geist, und diese drei sind eins d. h. bezeugen

dasselbe: denselben Jesum Christum. So lange der Geist Jesu Christi noch auf Erden ist, wird die Welt nichts vermögen gegen die Wahrheit des Christenthums, weil der Geist die Wahrheit ist.

Das ist das Recht der Wahrheit, welches das Christenthum ertheilt. Ich weiß wohl, daß es Christen giebt, die noch ein größeres Recht der Wahrheit haben möchten als das Christenthum zuläßt. Sie klagen darüber, daß man Vieles im Christenthum nicht noch schlagender und zwingender beweisen könne; sie klagen, daß so Vieles dunkel im Christenthum sei; sie klagen, daß der Christ, wenn er auch für seine Person seiner Sache sicher sei, gegenüber Vielen so wenig durchdringe. Die aber mögen einen Blick auf die natürliche Menschheit werfen. Ein einzelner Mensch steht in dem Grade hoch als er alle Lebensgeister seines Geschlechtes auf sich wirken läßt. Denken wir uns nun einen solchen Geist, der im rastlosen Streben nach Wahrheit allen Richtungen und Bestrebungen seiner Zeit sich hingiebt, so wird uns sein Leben auf den ersten Blick unendlich reich erscheinen, bei näherer Betrachtung aber als ein chaotisches Gähren, das nur mit Verzweiflung enden kann. Nur da ist Wahrheit, wo Gewißheit, wo Einheit, wo Friede ist. Wie aber sollen denn diese Zeichen der Wahrheit Dem aufgehn, welcher den Geist der Zeit zum höchsten Richtmaß der Wahrheit macht? Ist die Wahrheit bei Denen, welche in der Welt eine ungeheure Stoffmasse sehen, von dunkeln Kräften mit mehr Glück als Geschick geleitet? Oder ist die Wahrheit bei Denen, welche alle Erscheinungen der Welt in Begriffe auflösen? Finden Die das höchste Glück auf Erden, welche den Augenblick genießen, oder Die, welche den steilen Weg der Tugend gehen? Ist es richtiger, sich forschend und betrachtend in die Vergangenheit zu versenken, oder sich handelnd in das bewegte Leben zu stürzen? Dienen Die der Menschheit mehr, welche die Natur für das Nützliche ausbeuten, oder Die, welche aus den Bausteinen der Wirklichkeit eine ideale Kunstwelt bereiten? Verstehen Die das Leben besser, welche in der Familie die zarten Blüthen der Liebe pflegen, oder Die, welche den politischen Zielen der Gegenwart nachgehen? Ist es richtiger das geschichtlich Gewordene zu erhalten oder auf der Eisenbahnstraße des Fortschrittes der Zukunft zuzustreben? Bewußt oder unbewußt: Alles sucht Gott. Was aber ist Gott? Ist er der Ocean, auf welchem die Wellen der Erscheinungen steigen und fallen? Ist er die Kraft, die in den Planeten rollt, die aus den

Krystallen der Berge, aus den Farben der Blumen, aus den Augen der Thierwelt uns anschaut, im Menschen Geist ist, in der Menschheit sich entwickelt? Oder ist Gott der unbekannte Gott über den Sternen, aus dessen Höhen nur einzelne Lichtstrahlen in unsere Seele fallen? Das sind die Fragen, welche der Menschengeist aufwerfen, aber nicht beantworten kann. Reich und mannigfaltig und bewegt ist das Leben der Menschheit. Was aber ist Reichthum ohne Wahrheit, was Mannigfaltigkeit ohne Einheit, was Bewegung ohne Frieden? Wie auf eine Wüste ohne Pfad und einen Wald ohne Ausgang und ein Meer ohne Hafen blicken die Christen zurück, welche einst auf dem Wege menschlichen Strebens die Wahrheit suchten. In Christo allein ist ihnen Wahrheit und Einheit und Friede geworden. Und wer das sagen kann, der klagt nicht, daß auch im Christenthum noch so Manches des Lichtes einer bessern Welt harrt. Wohl uns, daß wir in diesem dunkeln Orte ein festes prophetisches Wort haben, bis mit Christo der Tag anbrechen und der Morgenstern aufgehen wird in unseren Herzen.

2.

Die das Recht der Wahrheit haben, haben zweitens auch die Pflicht der Wahrheit.

Wer sein ganzes Leben auf Vater, Sohn und Geist bezieht, den allein wahren Gott, der muß die Wahrheit seines Glaubens vor Allem beweisen in der Wahrheit seines Wandels. Wahr sein muß vor Allem der Christ. Nicht wenige Menschen, die nur auf dem Boden der Natur stehen, haben einen Ernst des Strebens nach Wahrheit, der Selbsterkenntniß und der Ehrlichkeit und Redlichkeit nach außen, den viele Christen nicht beweisen. So aber sollte es nicht sein. Was ein Christ jedenfalls haben sollte, ist der Ernst der Selbsterkenntniß. Das Heil des Christen besteht doch darin, daß der Mensch sich als Sünder erkennt, den allein Christus gerecht macht, und der gerecht geworden durch Gnade kein anderes Streben hat als Gottes Willen zu erfüllen. Wer unaufhörlich Gott bekennen muß: Ich habe gesündigt und strebe in Kraft des heiligen Geistes mein sündiges Wesen zu bessern, der muß doch vor Allem wissen, worin seine Grundfehler bestehen. Aber viele Christen sind stärker in der Beurtheilung Anderer als in der Beurtheilung ihrer selbst. Wer nun unaufhörlich vor Gott bekennt: Gott sei mir Sünder

gnädig, der muß auch nach außen allen pharisäischen Schein meiden. Gegen keine Richtung hat Jesus Christus so nachdrücklich geeifert als gegen die Pharisäer, welche die Gerechtigkeit in legalen Schein setzten und nicht in moralische Gesinnung. Nicht was die Leute sagen, die auf die Außenseite sehen, sondern wie Gott urtheilt, der in's Innere sieht, soll unsre Sorge sein. Nicht scheinen, sondern sein muß unsre Losung sein. Innerlich wahr, sollen wir auch stets die Wahrheit reden. Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit, sintemal ihr unter einander Glieder seid. Unser geselliger Verkehr legt uns die Formen der Höflichkeit auf, welche Demuth, Aufmerksamkeit, Achtung, Liebe ausdrücken. Diese Formen werden bei einem Christen, der wirklich Demuth und Liebe hat, Wahrheit sein. Aber sie sollen nie den Christen verleiten, seine Ueberzeugung zu verleugnen und die innere Herzensstellung zu verhüllen. Wir können nicht jeden Menschen in gleicher Weise lieben. Wir sollen die Liebe, die wir zu den Brüdern haben, beweisen in unserm Verhalten gegen die, die uns Gott auf unsern Lebensweg gestellt hat. Diese sollen wir lieben wie uns selbst. Besteht nun die wahre Selbstliebe darin, daß wir unser Heil mit Furcht und Zittern schaffen, so wird sich auch die Liebe zu unsern Brüdern darin beweisen, daß wir ihnen Handreichung thun auf dem Wege zum Heil.

Zu der Pflicht wahr zu sein kommt die Pflicht die Wahrheit zu bekennen. Gegen das Bekennen der Christen haben die Draußenstehenden viel einzuwenden. Nun ist ja gewiß, daß Viele gegen das Bekennen sind, weil sie im Grunde gegen Den sind, den man bekennt. Allein ihre Bemerkungen sollen uns wenigstens lehren, Fehler im Bekennen zu meiden. Man muß sich hüten, die innersten Herzens- und Lebenserfahrungen zu leicht auf die Zunge zu nehmen. Das Herz verliert dadurch an Zartheit und Keuschheit und findet selten das rechte Verständniß. Weiter hat das Bekennen mit Worten keine Bedeutung, wenn nicht das Bekenntniß in Leben und Wandel die Grundlage bildet. Wo der Wandel bekennt, da bedarf es nicht des Wortes. Von den Frauen sagt Petrus, daß sie ohne Wort durch ihren Wandel die Draußenstehenden gewinnen sollen. Endlich muß sich der Christ hüten, in den rein menschlichen Verhältnissen, in denen er sich bewegt, ohne besondern Grund seine Glaubensstellung auszusprechen, wodurch er sich verweichlicht, Andere aber abstößt. Ein Christ muß im geselligen Verkehr, in Geschäftsverhält-

nissen, im bürgerlichen Leben 2c. durch die Gewissenhaftigkeit, Treue und Liebe, die er beweist, errathen lassen, daß sie an einer höheren Sonne gereift sind, aber es nur aussprechen, wo Aufforderung vorhanden ist. Wenn nun Jesus Christus sagt: Wer mich vor Menschen bekennt, den will ich vor meinem himmlischen Vater auch bekennen; wenn Paulus sagt: So man von Herzen glaubt wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennt selig; wenn Paulus sagt, daß wir ein königlich Priesterthum sind zu verkündigen die Tugenden deß der uns berufen hat von der Finsterniß zum Licht: so ist hier ein Bekenntniß gemeint, zu welchem ein Christ Aufforderung hat, ein Bekenntniß zur Ehre Christi, ein Bekenntniß, in welches man sein ganzes Leben legt. Solch ein Bekenntniß war das, welches man in dieser Woche feiert, das Bekenntniß Luther's vor Kaiser und Reich zur Sache der evangelischen Wahrheit.

Nicht bloß wahr zu sein, nicht bloß die Wahrheit zu bekennen, sondern auch die Wahrheit auszubreiten ist unsre Pflicht. Ein Christ ist ein Priester, welcher die Pflicht hat das Seine zu thun, daß Gottes Name geheiligt werde, sein Reich komme und sein Wille geschehe wie im Himmel so auch auf Erden. Die Christen, welche das Evangelium nach Deutschland gebracht, allenthalben Kirchen gegründet, in die Volks-, Gelehrten- und Hochschulen das Christenthum eingeführt und alle Verhältnisse im Leben mit demselben durchdrungen haben: die haben die Pflicht der Wahrheit in einer Weise erfüllt, die uns tief beschämen muß. Wovon die Menschen des Tages, die in Sachen des Glaubens das große Wort führen, reden, sind nicht die Pflichten, sondern die Rechte der Christen. Dieselben, welche das Recht in Glaubenssachen mitzureden in so anspruchsvoller Weise geltend machen, sprechen zugleich aus, daß dem Christenthum die Volks- und Bürgerschule, Recht und Staat, Bildung und Wissenschaft womöglich abgeschnitten werden müssen. Sonst gegen Geistesrichtungen aller Art duldsam, möchten sie dem Christenthum womöglich auch das Recht, Sache der Ueberzeugung unseres Herzens zu sein, nehmen. Was sie eine veraltete Gestalt des Christenthums nennen, ist das ewige Evangelium, welches die Christen immer, überall und einstimmig bekannt haben. Zu Volksversammlungen möchten sie die gottesdienstlichen Versammlungen machen, wo man über Natur, Industrie, Fortschritt und Freiheit spricht. Es ist möglich, daß ihnen gelingt, dem Christenthum einen

Punkt nach dem andern im häuslichen und öffentlichen Leben zu entziehen. Darum wird das Christenthum nicht untergehen, sondern nur neue Bahnen einzuschlagen haben. Aber Pflicht ist es, jeden Fuß Landes, den das Christenthum noch hat, zu vertheidigen. Der Grundsatz des Christenthums, treu zu sein in den Verhältnissen, in die uns Gott gestellt hat und doch mit gebrochenem Herzen zu ihnen zu stehen, muß sich auch hier bewähren. Wir wollen soviel an uns ist halten was wir haben, aber unverzagt sein, wenn wir verlieren. Denn Gott ist mit uns!

3.

Das ist das Dritte: Der Christ hat die Verheißung der Wahrheit.

Das apostolische Wort: Wir können nichts wider, sondern nur für die Wahrheit, ruht auf der Voraussetzung, daß die Sache der Wahrheit die Sache des Sieges sei, der Niemand, selbst ein Apostel nicht, widerstehen könne. Das gilt schon von menschlicher Wahrheit. Wer in der Wissenschaft treu zusammenfaßt, was Andere Wahres geliefert haben, oder neue Bahnen der Wahrheit bricht, der braucht nicht Sturm zu läuten, sondern darf der Wahrheit vertrauen, welche ihre Beredsamkeit, ihre Mission und ihre Vertheidigung in sich selbst trägt. Und was im Reiche der Wissenschaft gilt, das gilt auch im Reiche der Staaten. Wahr heißt in der alttestamentlichen Sprache das was dauert. Das Erkenntnißzeichen der Wahrheit ist die Dauer. Was in den Staaten der Menschen dauert, ist nicht die Gewalt, sondern das Recht. Recht muß doch Recht bleiben und dem werden alle fromme Herzen zufallen: steht geschrieben. Die Propheten des alten Bundes haben sich nicht einschüchtern lassen durch die Weltreiche von Assyrien und Babel. Und wie Jesaia in einer Zeit, wo Babel erst noch zur Weltmacht werden sollte, es schon fallen sah als einen schönen Morgenstern, so haben auch unsere Väter in den Zeiten, wo Napoleon's Stern Europa beherrschte, auf die Macht Dessen gehofft, der der rechte Kriegsmann ist. Und als Napoleon gefallen war, da hat er auf seiner wüsten Insel selbst erkannt, daß kein Reich Bestand habe, das auf Gewalt ruhe. In menschlichen Dingen ist das Zeichen der Wahrheit die Dauer, weil die Dauer ein irdisches Abbild der Ewigkeit ist. Wahre Dauer hat allein das Reich Gottes, weil es das Reich der Ewigkeit ist. Das sagt dir schon ein

Blick auf dein Leben im Geiste Gottes geworfen. Nicht die Stunden der Lust, nicht die Stunden weltlicher Ehre, nicht die Stunden stolzen Selbstgefühls, sondern die Stunden, wo du in dir schwach in Gott stark warest, tragen Ewigkeit in sich und begleiten dich darum auch in die Ewigkeit. Nur im Ewigen ist Wahrheit. Nicht das ist wahr was dem Vernunftstolze zusagt; nicht das ist wahr was unserem Selbstgefühl schmeichelt; nicht das ist wahr was der Beifall des Tages krönt: sondern was aus der Ewigkeit und für die Ewigkeit ist. Das aber ist Gottes Wort. Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume: das Gras ist verdorret und die Blume ist abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Was aber ist das Wort? Ist es die Bibel? Ist es das Bekenntniß? Ist es das Glaubensbewußtsein der Gemeinde? Das Wort Gottes ist Jesus Christus, von dem der Geist in Schrift und Bekenntniß zeugt. Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Amen.

Die Rechtfertigung.

Predigt am 11. Sonntag n. Trin. 1869 über Luk. 18, 9—14.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit euch Allen. Amen.

Alle die hier versammelt sind bekennen sich mit dem Munde, Viele, wie ich nicht zweifle, auch mit dem Herzen zu der Ueberzeugung, daß das Christenthum der allein wahre Glaube, der alleinige Weg zum ewigen Leben, das Reich Gottes auf Erden sei, dessen Herrlichkeit erst aufgehen wird, wenn das Wesen dieser Welt vergehen wird. Wie aber zur Zeit Christi alle wahren Israeliten in der Ueberzeugung eins waren, daß das Heil von den Juden komme und doch das Heil auf verschiedenen Wegen suchten, so bestehen auch auf dem Boden des Christenthums verschiedene Richtungen, Konfessionen genannt, die unter den verschiedenen Seiten, die das Christenthum hat, sich an eine als die Hauptseite halten.

Das Christenthum ist Glaube und zwar nicht der allgemeine Glaube an ein höheres Wesen, sondern Glaube an Einen Gott, der in Jesu Christo sein Heil offenbart hat, um es uns durch den heiligen Geist zuzueignen: Glaube an Vater, Sohn und Geist. Darin sind alle Konfessionen einig, daß sie nach dem Gebote des Herrn Niemanden durch die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen, der sich nicht, es sei selbst es sei in den Pathen, zu Vater, Sohn und Geist bekennt. Aber nicht Alle, die den Glauben an den dreieinigen Gott bekennen, werden gerettet werden. Mit der rechten Lehre ist es nicht gethan, wenn sie nicht der Ausdruck lebendigen Glaubens ist. Man kann den rechten Inhalt des Glaubens haben und doch nicht den rechten Glauben. Die morgenländische Kirche, die sich die rechtgläubige nennt, hat den rechten Glauben an den

dreieinigen Gott und doch fehlt ihr die Beweisung des Geistes und der Kraft.

Das Christenthum ist Kirche. Niemand kommt zum Heil, den die Kirche nicht durch Wort und Sakrament beruft, und wer im Heile steht ist Glied der Kirche, die da ist der Leib Christi. Und so setzt denn die römische Kirche den Mittel- und Schwerpunkt des Christenthums in die Kirche, indem sie keinen andern Weg von der Erde in den Himmel kennt als den durch die römische Kirche. Zugehörigkeit zur katholischen Kirche ist ihr die Bedingung des Heils. Aber sie behauptet selbst nicht, daß Jeder, der in regelrechter Weise ein Glied der römischen Kirche ist, deshalb selig werde. Sie leugnet nicht, daß Jemand berufen sein kann und doch nicht auserwählt. Ja das römische Bekenntniß spricht den Bannfluch aus über einen Christen, der sich in die Zahl der zum Heil Auserwählten setzt.

Das Christenthum, sagt der Protestant, hat nicht im Kirchenglauben, der gegen Irrthum nicht sicher ist, nicht in der äußern Kirche, in der das Unkraut aufgeht unter dem Weizen, sondern allein in der Rechtfertigung des Einzelnen durch den Glauben an Jesum Christum seinen Angelpunkt. Das ist das Eine was noth im Christenthum, daß du, Einzelner, mit deinem Gott durch Christum versöhnt bist. In diesem Glauben haben wir vorhin gesungen: Eins ist noth, und wir zweifeln nicht, daß in diesem Einen was noth die Protestanten das gute Theil erwählt haben. Aber nicht was wir bekennen, sondern was Schriftgrund hat, ist uns wahr. Die Schrift aber legt dafür unter Anderem auch in dem Texte Zeugniß ab, der unserer Betrachtung zu Grunde liegt.

Luk. 18, 9—14.

Er sagte aber zu etlichen, die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, und verachteten die andern, ein solches Gleichniß: Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel zu beten; einer ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst also: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner; ich faste zwei mal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, das ich habe. Und der Zöllner stand von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor Jenem. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden; und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden.

Zwei Menschen wollen Gott betend da suchen, wo er sich will finden lassen, im Tempel. Die beiden Menschen sind Vertreter zweier entgegengesetzter Menschenklassen in Juda. Die Pharisäer waren die Männer standesmäßiger Gerechtigkeit, die Zöllner standesmäßiger Sünde. Der Pharisäer dankt Gott, daß er die Gerechtigkeit, welche der Wandel im Gesetz giebt, schon hat. Der Zöllner aber weiß, daß er nach dem Gesetze nicht vor Gott bestehen kann, schlägt die Augen nieder und wendet sich demüthig flehend an die Gnade Gottes: Gott sei mir Sünder gnädig! Beide wollen von Gott angenommen werden: der Pharisäer kraft der Gerechtigkeit, der Zöllner kraft der Gnade Gottes. Und wie lautet Gottes Urtheil? Nicht der Pharisäer, sondern der Zöllner ging gerechtfertigt von dannen.

Und so lasset uns denn heute reden

von der Rechtfertigung,

indem wir

zuerst an dem Beispiel des Pharisäers sehen, welchen sie nicht zu Theil wird, und

zweitens an dem Beispiel des Zöllners, welchen sie zu Theil wird.

1.

Zuerst also lasset uns den Blick auf den Pharisäer in unserem Gleichnisse lenken, um zu erkennen, welchen die Rechtfertigung nicht zu Theil wird.

Uebersieht man die Geschichte des alten Bundes, so zeigt sich bald, wie Alles dahin geht, die äußere Grundlage desselben mehr und mehr aufzulösen, damit die wahren Israeliten erkenneten, daß das Reich Gottes nicht mit äußeren Geberden komme, nicht ein Reich von dieser Welt sei, sondern ein Reich des Geistes, inwendig in uns. War das Reich unter David nach innen und außen kräftig, so zerschlägt es sich seit Salomo's Tode in zwei Königreiche, von denen nicht das größere, sondern das kleinere, das zweistämmige Reich Juda, der Boden ist, von dem das Heil kommt. Aber auch in diesem kleinen Reiche geben die Propheten die Masse preis, indem sie die Verheißungen des Reiches nur einem frommen Rest zusprechen. Und in der That ging die Masse verloren, als Nebucadnezar Jerusalem zerstörte. Da sprach ja Gott deutlich aus den Zeichen der Zeit,

daß nicht in der Aufrichtung eines äußeren Weltstaates Israel's Zukunft ruhe. Nur ernste und strenge Anhänger des Glaubens der Väter waren es, welche seit den Tagen des Cyrus in die Heimat zurückkehrten. Was sie beherrscht, ist die Ueberzeugung, daß Israel's Heil allein in der Rückkehr zu dem Väterglauben, zum Gesetze ruhe; in der treuen Bewahrung aller Ueberlieferungen und Sitten der Vorzeit; in dem strengen Ausschluß alles Ausländischen, alles Heidnischen und selbst des freieren Judenthums, wie sie es bei den Samaritanern fanden. Aus dieser ernsten Richtung in den letzten Jahrhunderten vor Christo ist die Sekte der Pharisäer entstanden. Die Pharisäer sind die Männer des Alten, welche, wie Paulus von sich sagt, über die Maßen eiferten für die Ueberlieferung der Väter; die Männer des Gesetzes, deren höchstes Streben dahin geht, gerecht zu werden durch das Gesetz; die Männer, welche durch streng legalen Wandel, durch den schweren Ernst ihrer ganzen Erscheinung, durch den Schein, den ihnen Fasten, Beten und Almosen gaben, sich als die Wächter des Reiches darstellten.

Aber, höre ich sagen, liegt denn in dem Streben der Pharisäer nicht viel Wahres? Wenn es überhaupt in der Natur der Religion liegt, sich an die Ueberlieferung der Väter zu halten, so lag doch einem Zeitalter, welches dem Abgrunde entronnen war, in den es der Abfall von dem Glauben der Väter gestürzt hatte, der begeisterte Rückblick zum Alten ganz besonders nahe. Sind Männer, welche das ganze Leben unter das Gesetz Gottes beugen, im Irrthum? Zum Gesetz, zum Zeugniß: das ist ja die Summe des alten Testamentes. Und wenn sie auch mit ihrem gesetzlichen Eifer zu sehr in's Kleinliche gegangen sind, zu viel auf äußere Werke gegeben haben und eine Neigung zum Schein gehabt haben: verdient nicht der Kern solchen Strebens Anerkennung?

So läßt sich wohl fragen. Und doch haben wir von Jugend auf gelesen und gehört, daß wie die Pharisäer die entschiedensten Gegner der Sache und Person Christi gewesen sind, so auch Jesus keiner Richtung in Juda so entschieden entgegengetreten ist, als den Pharisäern.

Die Pharisäer waren zuerst die Männer, die streng am Alten hielten. Erklärt dieß Streben Christus für falsch? Keineswegs. Er bekennt ja selbst im Anfang seines Lehrens: Ich bin nicht gekommen das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu er-

füllen. Jesus beruft sich auf Abraham, auf Moses, auf die Propheten, als die Zeugen seiner Sache. Der freieste aller Apostel war Paulus. Er, der einst als Pharisäer die Christen bis auf's Blut verfolgt hatte, hatte, nachdem er durch die Gnade bekehrt und zum Apostel des Herrn berufen war, am meisten innere und äußere Aufforderung, das Neue im Christenthum geltend zu machen. Aber er bekennt sich vor Felix zum Glauben seiner Väter, wie ihn das Gesetz und das Evangelium bezeugen. Nicht daß die Pharisäer am Glauben der Väter hielten, sondern wie sie an demselben hielten, hat Christus und die Apostel getadelt. Gott hat einen Bund durch Moses mit dem Volke Israel geschlossen, nicht um ihn in alle Ewigkeit zu erhalten, sondern um ihn im neuen Bunde zu erfüllen. Wie der alte Bund aus zwei Stücken besteht: dem Gesetze, welches den Grund bildet, und den Propheten, welche auf diesem Grunde fortbauen, um die Erfüllung vorzubereiten, so war auch nur der ein wahrer Israelite, welcher auf Grund des Gesetzes des zukünftigen Heils harrte. Nun ehrten ja die Pharisäer die Propheten und hielten an der messianischen Erwartung ihres Volkes fest. Aber sie bauten den Propheten Gräber und trugen doch den bösen Geist in sich, der die Propheten einst getödtet hatte. Denn im letzten Grunde wollten sie den Fortbestand des Gesetzes ohne seine messianische Erfüllung. Sie widerstrebten dem gottgewollten Ziel des Reiches Gottes. Lasset uns zusehen, daß wir ihnen nicht gleichen. Wer Religion hat, der läßt sich von einem Leben leiten, das tief in des Menschen Natur wurzelt, und, wie es gewaltet hat seitdem Menschen sind, auch walten wird so lange Menschen sein werden. Wer an einen persönlichen Gott glaubt, der glaubt an den Alten der Tage, den die Völker, den die Weisen aller Zeiten gesucht haben und suchen werden. Wer ein Christ ist, spricht: Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Wer ein Protestant ist, bekennt sich zum Worte der Apostel und Propheten und zu dem Glaubensgrunde der Reformatoren. In der Natur der Religion, die nach dem Ewigen trachtet, liegt es, einen Glaubensinhalt zu erstreben, der nicht bewegt wird von dem Wandel der Zeiten. Wer an Gott den Vater glaubt, glaubt an den, der von Ewigkeit zu Ewigkeit ist. Wer an Jesum Christum glaubt, glaubt an den, der beim Vater war, ehe der Welt Grund gelegt war. Wer an den heiligen Geist glaubt, der glaubt, daß so lange Leben Leben, so lange Heil Heil sein werde, es ausgehn wird

von dem Geiste des Lebens und des Heils. Wer an Gottes Wort glaubt, der glaubt, daß eher die Räder des Wagens am Himmel auseinandergehen und der Gürtel des Oceans zerreiße, als Gottes Wort vergehe. Ist des Glaubens Inhalt die ewige Wahrheit, so kann auf dem Gebiete des Glaubens Neuheit nicht der Maßstab der Wahrheit sein. Der dreieinige Gott, das Heil in Christo, Wort und Sakrament verändern sich ja nicht. Was sich allein bewegt, das ist unsere Erkenntniß der einen ewigen Wahrheit. Christus bleibt derselbe in alle Ewigkeit, aber es steht geschrieben, daß wie einst Jesus Christus zunahm an Alter, Weisheit und Gnade, auch unsere Erkenntniß zunehmen soll bis daß wir einst hinankommen zu der Einheit des Glaubens und der Erkenntniß Gottes. Wer nun dem wahren Fortschritt im Reiche Gottes immer nur das Recht des Alten entgegenstellt, der gleicht den Pharisäern. Als Petrus zur Erkenntniß kam, daß das Evangelium auch den Heiden gebühre, denen das Gesetz nicht aufzuerlegen sei, da waren es besonders Christen, aus Pharisäern hervorgegangen, die dem widerstanden. Paulus hatte unaufhörlich mit dem pharisäischen Geiste zu kämpfen, dem er einst selbst angehörte. Als die Reformation anbrach, da war es wieder dieser pharisäische Geist, der da rief: Nicht zur Schrift, sondern zur Ueberlieferung; keine Prüfung, sondern unbedingtes Festhalten dessen, was nun einmal zu Recht und Ansehn gekommen ist; keine Gemeinden, die frei und lebendig und selbstthätig nach dem Reiche Gottes trachten, sondern unantastbares Ansehn des Stellvertreters Christi, Priesterherrschaft, schweigendes Anbeten des Meßgeheimnisses auf dem Altar. Wir nennen uns Lutheraner, weil wir der Ueberzeugung sind, daß unser Bekenntnißgrund schriftgemäß ist. Aber diejenigen Protestanten, welche diesen Wahrheitsgrund jeder Prüfung und Erforschung entziehen wollen, vergessen, daß der Protestantismus sich nur durch die Mittel erhalten kann, die ihn gegründet haben. Nicht was alt, sondern was wahr ist, ist die erste Frage des Protestantismus. Oft genug ist die Kirche einem Schiff verglichen worden, das auf dem Strom der Zeit nach dem Meer der Ewigkeit segelt. Nie kehrt dieß Schiff in die Stromgegenden zurück, die es durchschifft hat. Ohne Bild zu reden: Was vergangen ist in der Kirche, kehrt nie wieder. Die Zeiten der alten Kirche, des Mittelalters, der Reformation kehren nie wieder. Die Kirche hat in jedem Zeitalter Aufgaben zu lösen, die sie nie zuvor hatte.

So hat z. B. unser Zeitalter auf dem Wege der Vereinsthätigkeit — ich nenne nur die Vereine zur Verbreitung der Bibel, zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden, zur Unterstützung hilfsbedürftiger Protestantengemeinden in der Zerstreuung — außerordentliche Kräfte entwickelt. Wer solchen Vereinen widerstreben wollte, weil die vergangenen Jahrhunderte sie nicht kennen, würde um des Alten willen der Sache Gottes widerstreben. Die Pharisäer setzten in die Kenntniß des Gesetzes ihre Weisheit, in die Vollbringung des Gesetzes ihre Gerechtigkeit. Unter Gesetz verstehen wir den Willen Gottes, der uns in das Herz geschrieben ist, auf Sinai als Grundlage des alten Bundes offenbart, durch Jesum Christum aber erfüllt ward. Preist der erste Psalm den Mann selig, der Lust hat zum Gesetze des Herrn und redet von seinem Gesetze Tag und Nacht, so werden wir es doch wahrhaftig nicht tadeln können, daß die Pharisäer in der Erforschung des Gesetzes ihre Weisheit suchten. Das würde tadelnswerth gewesen sein, wenn die Pharisäer das Gesetz bloß zum Gegenstand des Wissens und nicht des Thuns gemacht hätten. Das aber konnte man den Pharisäern nicht nachsagen. Sie setzten in die strenge Erfüllung des Gesetzes ihre Standesehre. Und doch kämpft Christus in so starker Weise gegen sie? Nicht daß sie das Gesetz hielten, sondern wie sie es hielten, tadelt Christus. Sie hielten sich an den Buchstaben und nicht an den Geist; sie bezogen das Gesetz nur auf das äußere Thun, und nicht auf die Gesinnung; sie ließen sich von dem Gesetz nicht strafen, sondern suchten sich durch dasselbe zu rechtfertigen. Diese Irrwege hängen eng zusammen. Wer da glaubt, daß bloß verboten sei, was wörtlich in den zehn Geboten steht: Du sollst nicht tödten, ehebrechen, stehlen, falsch Zeugniß reden, deines Nächsten Haus, Weib, Knecht u. s. w. begehren, der glaubt eben, daß das Gesetz nur auf das äußere Thun sich beziehe, und wer dieß glaubt, dem wird es nicht schwer werden mit dem reichen Jüngling zu sagen: Das alles habe ich gehalten von Jugend auf. Buchstabendienst, Werkgerechtigkeit, Selbstgerechtigkeit waren die Nachtseiten des Pharisäismus. Das aber war das reinste Gegentheil dessen was Christus wollte. Der Gedanke, welcher durch die ganze Bergpredigt geht, ist, daß nur der das Gesetz versteht und erfüllt, welcher es nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geiste nimmt, diesen Geist aber in der Gesinnung findet,

die alle Pflichten gegen Gott auf die Liebe zu Gott, und die Pflichten gegen den Nächsten auf die Liebe zu dem Nächsten zurückführt. Wer aber das Gesetz im Geiste versteht, der wird erfahren, daß es nicht gegeben ist den Menschen gerecht zu machen, sondern im Gegentheil den Menschen zur Erkenntniß seiner Sünde zu bringen, seines Unvermögens auf dem Wege des Gesetzes vor Gott bestehen zu können, seiner Heilsbedürftigkeit. Die Sekte der Pharisäer besteht längst nicht mehr. Diese Sekte hat dadurch, daß sie Christum verwarf, den Sturz Jerusalems, mit ihm ihren eigenen Untergang herbeigeführt. Aber sie lebt noch in der Christenheit fort. Fragen wir uns, woher es doch komme, daß das lautere Bekenntniß der evangelischen Wahrheit so wenig durchdringe, so müssen wir antworten: Es liegt an dem pharisäischen Sinne, der allen Zeugnissen der Wahrheit den Hinweis auf das Alte, Feste, Fertige entgegenstellt. Sehr Viele giebt es in der Christenheit, die, wenn du sie fragst, ob und wodurch sie einmal hofften vor Gott bestehen zu können, dir eine Antwort geben werden, die du sehr leicht in das Wort des Pharisäers in unserem Texte übersetzen kannst. Sie sagen nämlich, daß ihnen Niemand etwas vorwerfen könne, daß sie gewissenhaft ihre Berufspflicht erfüllen, in allgemeiner Achtung stehen und in der That oft mehr gethan hätten als man eigentlich von ihnen hätte verlangen könne und eben deshalb der Ueberzeugung sich hingeben dürften, hier und dort vor Gott bestehen zu können. Von Sünde, Gnade, Christo, Glaube kein Wort. Ja und selbst unter denen, die der Erkenntniß nach auf Christi Verdienst allein bauen, findet sich viel pharisäisches Wesen. Mit einem außerordentlichen Scharfblick für die Fehler Anderer verbinden sie große Schwäche für ihre eigenen Schooßsünden; mit viel Legalität, Klugheit, Schein nach außen wenig wahre Demuth, wenig innerliches Leben. Sie streben nach Gottes Ehre, aber nicht ohne an die eigene Ehre und den eigenen Vortheil viel zu denken. Sie lassen ihr Licht gern leuchten auf dem dunkeln Grunde der Fehler Anderer und halten sich zu Richtern Anderer berufen. Sie reden gern von dem was sie gethan haben und noch thun und wenig von dem was der barmherzige Gott für sie gethan hat. Aber sie mögen zusehen, daß sie, die sich auf Erden erhöhen, nicht im Himmel erniedrigt werden.

2.

Nachdem wir an dem Beispiel des Pharisäers gesehen, welchen die Gerechtigkeit nicht zu Theil wird, lasset uns zweitens an dem Beispiel des Zöllners sehen, welchen sie zu Theil wird.

Ein Sünder war der Zöllner. Waren die Pharisäer die Gerechten von Profession, so waren die Zöllner die Sünder von Profession. Daher faßte man im Leben Zöllner und Sünder in Einen Begriff zusammen. Wie es unter den Pharisäern Ausnahmen gab — wir nennen nur Nicodemus — so gab es gewiß auch unter den Zöllnern Ausnahmen. Aber auch die waren nicht geachtet, weil dieß ganze Amt im Zusammenhange mit der verhaßten römischen Herrschaft stand. In der Regel aber mögen die Zöllner ihr Amt zu Betrug und Unterschleif benutzt haben. Selbst ein Zachäus, in dem zur Zeit da Jesus bei ihm einkehrte ein redliches Streben nach Gerechtigkeit war, weiß sich von Betrug nicht rein. Der Pharisäer nun, der den Menschen nach der Außenseite seines Lebens beurtheilte, pries Gott, nicht Zöllner zu sein. Aber nicht darauf kommt es an, wie wir selbst uns richten, sondern wie Gott uns richtet. Dieser aber erklärt den gerechten Phariser für ungerecht, den ungerechten Zöllner für gerecht. Wie, fragen wir, den Mann, der kein höher Ziel kennt als Gerechtigkeit durch das Gesetz, verurtheilt Gott, und den, der sich nach dem Gesetze selbst veurtheilen muß, spricht er frei? So ist es. Beide waren Sünder: der Pharisäer und der Zöllner. Bei dem Pharisäer lag die Sünde zwar verborgen aber desto tiefer in der Gesinnung. Er war ein selbstsüchtiger, liebloser, hochmüthiger Mann, der das Gesetz, statt sich durch dasselbe strafen zu lassen, zum Mittel der Selbstgerechtigkeit machte und, während ein Jesaia Angesichts des heiligen Gottes sich für unwürdig erklärt, dreist vor Gott mit dem Bewußtsein unantastbarer Gerechtigkeit tritt. Der Zöllner war ein Sünder. Aber er weiß es auch. In ihm ist Sündenerkenntniß, Reue und Scham, Demuth und Sehnsucht nach Gnade. Und diesem Manne, der das Gesetz übertreten hat, wird ohne des Gesetzes Werk, des Gesetzes Zweck und Ziel, nämlich Rechtfertigung: Gerechtigkeit zu Theil. Was er bittet: Gott sei mir Sünder gnädig, das wird ihm: Vergebung der Sünde aus Gnaden. Er ging gerechtfertigt von dannen.

Ist Religion das Verhältniß des Menschen zu Gott, so kann der Religion Wesen weder in der Erkenntniß Gottes noch in der Reli-

gionsgesellschaft liegen, sondern allein darin, daß der Mensch wirklich in einem Verhältniß zu Gott steht d. h. in der Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Ist das Christenthum die wahre Religion, so kann das Wesen des Christenthums weder in der Erkenntniß des dreieinigen Gottes, wie die morgenländische Kirche meint, noch in der äußern Kirchengemeinschaft liegen, wie die römische Kirche lehrt, sondern allein in dem Frieden mit Gott, in dem Zugang zu Gott, in der Versöhnung mit Gott, in der Rettung der Seele, in der Rechtfertigung liegen, wie die Protestanten bekennen.

Jeder Protestant bekennt sofern er Protestant ist: Das höchste Gut was ich kenne, ist, daß ich mit meinem Gott in Frieden bin. Es ist uns in dieser Woche wieder in erschütternder Weise entgegengetreten: Mitten wir im Leben sind wir vom Tod umfangen. Hat Gott 400 arme Leute, von denen doch geschrieben steht: Den Armen wird das Evangelium gepredigt, auf dem Wege ihres schweren Berufes in so furchtbarer Weise plötzlich abgefordert, was können wir beanspruchen, die so oft nicht auf dem Wege ihres Berufes, sondern der Lust, der Sünde wandeln? Plötzlich, ohne alle Vorbereitung gefordert zu werden vor den Richterstuhl Gottes, das ist eine ernste Sache. Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben, darnach das Gericht.

Denke nur: Du stehst vor deinem Richter. Was willst du sagen? Willst du sagen: Ich führe einen unanstößigen Wandel, erfülle meine bürgerlichen Pflichten, habe manche Tugenden und glaube besser zu sein wie Viele? Dann sprichst du genau wie der Pharisäer. Glaubst du mit dem was du gethan hast bestehen zu können vor Gott, dann hält dir Christus den Spiegel dessen vor, was du thun sollst d. h. das Gesetz. Nur wer das ganze Gesetz erfüllt hat, kann durch das Gesetz vor Gott bestehen. Die guten Seiten, die du hast, machen dich nicht gerecht. Vor Gott nichts gilt als sein eigen Bild: die volle Gerechtigkeit. Wartest du so lange bis dir Gott sagt: Du bist ein Sünder, dann ist es zu spät. Darum sage in der Zeit mit dem Zöllner: Gott sei mir Sünder gnädig. Die Gnade, auf welche der Zöllner in der Angst seines Herzens hofft, ist erschienen in Jesu Christo. Was du erfüllen solltest und nicht erfüllt hast, das hat er erfüllt ohne es zu sollen, für dich und anstatt deiner. Ziehe aus das Kleid deiner Tugend, es ist schmutzig, und sprich: Ich bin ein armer elender Sünder, der Gottes Strafe zeitlich und ewig wohlverdient

hat, aber ich ergreife im Glauben Christi Blut und Gerechtigkeit als mein Schmuck und Ehrenkleid. Nicht wahr, es wird dir sauer zu sagen: Ich bin ein Zöllner und Sünder und hoffe auf die Gnade, die dem Schächer am Kreuze ward? Es ist ein stolzer, hochmüthiger, trotziger Geist im Menschen, der ungern von Gnade hört. Dieser Geist heißt Pharisäismus. Reiße ihn heraus. Der Mensch, der von Sünde nicht hören will, ist der größte und gefährlichste Sünder und steht im Dienste dessen, der von Gott abgefallen ist. Reiße ihn heraus, diesen pharisäischen Geist, und glaube nur, daß der todte Mann am Kreuze, mit dem du stirbst, der Fürst des Lebens ist, der, auferstanden von den Todten, auch dich lebendig machen wird. Lebt Er in dir, so wird es deine größte Freude sein abzunehmen, damit Er in dir zunimmt, schwach zu sein, damit Er in dir stark wird, zu sterben, damit Er in dir lebt. Ich bin die Auferstehung und das Leben: wer an mich glaubet wird leben ob er gleich stürbe und wer da lebet und glaubet an mich wird nimmermehr sterben. Amen.

Die Gnade des Christenlebens Anfang, Mitte und Ziel.

Predigt am 22. Sonntag n. Trin. 1870 über Phil. 1, 3—11.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit euch Allen. Amen.

Das Kirchenjahr neigt sich dem Ende zu. Der künftige Sonntag, der dem Gedächtnisse der Todten gilt, wird es abschließen. Auf das Ende weist jetzt die Natur hin mit ihren fallenden Herbstblättern, mit ihrem abnehmenden Licht. Und in diesem Jahre, in dem der Tod eine so furchtbare Ernte gehalten, in dem so viele Größen gesunken und so mancher Stern erbleicht ist, legt auch die Geschichte ein mächtiges Zeugniß von dem Ende aller Dinge ab. Vom Ende handeln endlich die Texte der letzten Trinitatissonntage. Das zu Ende neigende Kirchenjahr führt die Kirche einen Schritt näher dem Ende der Dinge. Wie dem Ende des Jahres die Adventssonntage des Harrens auf die Ankunft Christi im Fleische folgen, so wird dem Ende der irdischen Dinge die Wiederkunft Christi folgen. Zwischen der ersten und der zweiten Ankunft Christi bewegt sich das Leben der Kirche. In Christo erschien die heilsame Gnade Gottes. Sie erschien in seiner Geburt, in seinem Tode, in seiner Auferstehung bis zu dem Tage, da er, aufgenommen in die Herrlichkeit, den heiligen Geist ausgoß zur Gründung seiner Kirche. Dem Gedächtniß nun der Offenbarung Gottes in Christo gilt die erste festliche Hälfte des Kirchenjahres. Die Adventssonntage bezeugen die Vorbereitung der Völker auf Christum, Weihnachten seine Geburt, Charfreitag seinen Tod, Ostern seine Auferstehung, Pfingsten die Ausgießung seines Geistes. Was also die erste festliche

Hälfte des Jahres verkündet, ist: Die heilsame Gnade ist erschienen. Das Heil, das in Christo erschienen ist, der Menschheit zuzueignen, das ist die große Aufgabe des Reiches Gottes in dem Weltalter, in welchem wir dermalen stehen. Das Mahl des Lebens ist bereitet. Es gilt jetzt einzuladen die Völker, einzuladen die Einzelnen zu dem bereiteten Heil. Dieser Zeit des Reiches Gottes entspricht die zweite festlose Hälfte des Kirchenjahres. Die Evangelien und Episteln der Trinitatissonntage halten den Gemeinden vor: Ergreifet das Heil, das euch in Jesu Christo erschienen ist, denn es ist noch Gnadenzeit. Heute, so ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht. Wie aber diese zweite Hälfte des Kirchenjahres, welche der Aneignung des bereiteten Heils gilt, mit dem Sonntag der Todten abschließt, so endet auch für den Einzelnen die Gnadenfrist, in der er sein Heil schaffen soll, mit dem Tode. Die Kirche aber wird der Todten mit dem frommen Wunsche: Gieb ihnen die ewige Ruhe, gedenken bis alle Todten einst auferstehen werden, wenn Christus kommen wird, der Erstgeborene von den Todten. Damit tritt die dritte und letzte Zeit des Reiches Gottes ein, auf welche eben die letzten Sonntage des scheidenden Kirchenjahres hinweisen. So spiegeln sich denn die drei großen Zeitalter des Reiches Gottes: die Zeit der Heilsoffenbarung, der Heilszueignung und der Heilsvollendung im Kirchenjahre. In der Heilsaneignung nun, der die zweite Hälfte des Kirchenjahres gilt, handelt es sich um Anfang, Mitte und Ziel. Darauf aber weist uns die Epistel des heutigen Sonntages, als des 22. Trinitatissonntages hin, aufgezeichnet

Phil. 1, 3—11.

Ich danke meinem Gott, so ich euer gedenke (welches ich allezeit thue in allem meinem Gebet für euch alle, und thue das Gebet mit Freuden), über eurer Gemeinschaft am Evangelio, vom ersten Tage an bisher. Und bin desselbigen in guter Zuversicht, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen, bis an den Tag Jesu Christi. Wie es denn mir billig ist, daß ich dermaßen von euch allen halte; darum, daß ich euch in meinem Herzen habe, in diesem meinem Gefängniß, darinnen ich das Evangelium verantworte und bekräftige, als die ihr alle mit mir der Gnade theilhaftig seid. Denn Gott ist mein Zeuge, wie mich nach euch allen verlanget von Herzensgrund in Jesu Christo. Und darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beste sei; auf daß ihr seid lauter und unanstößig bis auf den Tag Christi, erfüllet mit Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jesum Christum geschehen (in euch) zur Ehre und Lobe Gottes.

Unsere Briefe pflegen Hochachtung, Theilnahme, Wünsche auszudrücken. Was der Apostel Paulus in den Christen, an die er schrieb, hochachtet, ist was Gott an ihnen gethan. Er nennt die einzelnen Glieder Berufene, Auserwählte, Heilige, weil Gott sie berufen, auserwählt, geheiligt hat. Von der Theilnahme aber dieses Apostels können sich auch ernste Christen kaum einen Begriff machen. Er trägt auf seinem apostolischen Herzen alle die Gemeinden, die er gegründet und gepflegt hat, und die vielen Grüße, welche seine Briefe enthalten, sagen aus, wie er in jeder Gemeinde auch die Einzelnen in treuer Liebe begleitet hat. Was er aber wünscht, sind nicht, wie es in diesen Briefen so oft der Fall ist, die irdischen Güter der Gesundheit, des äußeren Gelingens, sondern Fortschritt im Glauben zum ewigen Leben. Mit dem Wunsche der Gnade beginnen, mit dem Wunsche der Gnade schließen seine Briefe. Und in das Wort Gnade lassen sich auch in dem Anfang des Briefes an die Philipper, der unsern Text bildet, alle Wünsche zusammenfassen. Die Gnade legt den Grund des Heils, die Gnade erbaut auf diesem Grunde, die Gnade führt ihn zum Ziel.

Und so laßt uns denn unter Gottes Beistand heute reden von der

Gnade, sofern sie Anfang, Mitte und Ziel des Christenlebens

ist.

1.

Die Gnade ist zuerst: Anfang des Christenlebens.

Die Stadt Leipzig hegt das Andenken Seume's, der als Dichter, Reisender und politischer Charakter in Deutschland noch unvergessen ist. Eines Bauern Sohn hatte er den einfachen, geraden, rechtlichen Sinn dieses Standes, aber nicht ohne das Selbstgefühl und das Selbstvertrauen, die sich oft damit verbinden. Er, der sich in der That durch schwere Verhältnisse durchgearbeitet hatte, kannte nichts Höheres als die Kraft selbstvertrauenden Willens. Nichts war ihm darum mehr zuwider als Gnade und Sündenvergebung. Aus Gnaden, sagt er einmal, wird kein guter, rechtlicher, vernünftiger Mann selig werden wollen, und wenn es noch so viele Evangelisten sagen. Von der Sündenvergebung aber urtheilte er, daß

sie ebenso unmöglich als zwecklos sei. Der Mensch müsse nun einmal für sein Gutes und Böses, das er nicht ändern könne, einstehen. Wer Gnade und Sündenvergebung nicht anerkennt, erkennt natürlich auch das Christenthum nicht an. Und daraus machte Seume kein Geheimniß.

Ich würde dieß nicht anführen, wenn ich nicht glaubte, daß Seume rund und entschieden etwas ausspricht, was Viele, ohne es sich und Andern zu sagen, ganz oder doch annähernd so meinen. Das Wort Gnade, mit dem unsere Predigt anzufangen pflegt, ist ihnen zu weich, zu demüthig, zu unthätig, zu kampflos, mit einem Wort zu wenig mannhaft. Ein Mann müsse doch wo möglich auch ein wahrer Mann sein, ein wahrer Mann aber werde stets den Grundsatz haben: Hilf dir selber und Gott wird dir helfen. Ist das wirklich das Bekenntniß eines wahren Mannes? Ich denke, wir werden den deutschen Kämpfern, die mit einer kriegerischen Tüchtigkeit ohne Beispiel eine Nation, die vor allen Völkern bisher für kriegerisch galt, überwunden haben, die Anerkennung der Mannhaftigkeit nicht versagen dürfen. Wem aber giebt der königliche Bundesfeldherr stets die Ehre? Gott. Man kann sagen, daß durch alle seine Kundgebungen immer das Wort geht: Mit unsrer Macht ist nichts gethan. Und wer mit aufmerksamen Blicken die äußere und innere Geschichte der Schlachten übersieht, der wird zugestehen, daß jede Schlacht einen Wendepunkt hat, wo nicht menschliche Kraft, sondern höhere Fügung die Entscheidung bringt. Darum ist seit alter Zeit der Siegespsalm der Christen der 115. gewesen, welcher anhebt: Nicht uns, nicht uns, deinem Namen gieb Ehre.

Und nun überblicke einmal dein eigenes Leben. Ich setze voraus, daß du von Rechtlichkeit, guter Gesinnung und Religiosität bist. Kannst du sagen, daß du nie in Gefahr gewesen bist, anders zu werden? War deine Tugend allen Versuchungen gewachsen? Hattest du von der Macht der Leidenschaft, die so viele Tausende in ihren Wirbel reißt um sie moralisch zu vernichten, nichts zu fürchten? Der kennt weder sich noch die Welt, welcher diese Frage nur zu seinem Vortheil zu beantworten weiß. Und wenn du dermalen in einer geachteten Stellung bist, kannst du sagen, daß es allein dein Talent, dein Fleiß, deine Tüchtigkeit ist, die dich so weit geführt haben? Wie Viele von höherem Talent und von mehr Thatkraft gehen unter. In dieser tiefbewegten Zeit, in welcher so viele Fürsten

Land und Leute verloren, so viele Feldherrngrößen den Ruhm ihres Lebens eingebüßt, so viele Festungen und Bollwerke den Namen der Unbezwingbarkeit verloren, ungeheure Schaaren von Menschen Haus und Hof, Ehre und Amt verlassen haben; in dieser Zeit, wo so viele kraftvolle und edle Jünglinge unsers Volks unter den Geschossen des Todes stehen: in dieser Zeit allein der eigenen Kraft vertrauen wollen, das ist ein Wahn, der sein eigenes Gericht in sich trägt. Wohin Selbstverblendung und Selbstüberschätzung führen, das zeigt das furchtbare Gericht, das Gott über Frankreich verhängt hat. Wen Gott stürzen will, den verblendet er.

Keine Religion ohne das Bewußtsein der Gnade. Darin besteht doch alle Religion, daß der Mensch in Gott seinen Grund und sein Ziel hat. Wer Religion hat, erkennt in dem Gott, der Himmel und Erde geschaffen durch seinen Willen und mit seinem Willen Alles erhält und regiert, auch seines Lebens letzten Grund, dessen Aufsehn seinen Odem bewahrt, dessen Güte ihm alle Güter dieses Lebens gewährt, dessen Hilfe unter den Kämpfen und Leiden des Lebens ihn aufrechthält und dessen Gnade durch die Nacht des Todes ihn zum Leben leitet. Das Bekenntniß jedes religiösen Menschen lautet: An Gottes Segen ist Alles gelegen. Gottes Segen ist aber nicht Verdienst, sondern Gnade. Der Gott, welcher unseres Lebens Grund ist, soll unseres Lebens Ziel sein. Aus eigener Kraft aber kann sich Niemand zur Gemeinschaft mit Gott erheben, weil uns die Sünde von Gott trennt. Ohne Vergebung der Sünde keine Gemeinschaft mit Gott. Die Vergebung der Sünde aber besteht nicht darin, daß sie ungeschehen gemacht werde, sondern daß sie aufhöre uns von Gott zu trennen. Das aber hat allein Jesus Christus gethan, indem er unsere Sünde auf sich nahm. Nicht unsere Tugend, sondern Christi stellvertretendes Leiden macht uns frei von Sünden. Gottes Gnade ist es, die uns ohne unser Verdienst und Würdigkeit Christi Verdienst zueignet, daß wir durch ihn errettet werden aus dem Verderben und dem ewigen Tode. Aber nicht nur nicht uns selbst erretten, sondern nicht einmal Christi Verdienst im Glauben ergreifen können wir durch eigene Kraft. Aus Gnaden seid ihr selig worden, durch den Glauben, und dieses nicht aus euch, Gottes Werk ist er, denn ihr seid sein Werk geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken. Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft und Kraft an Jesum Christum glauben und zu ihm kommen kann, lautet unser Kate-

chismus bekanntlich. Auch die Gnade zu ergreifen ist Gnade. So ist denn die Gnade des christlichen Lebens Anfang.

2.

Die Gnade ist des Christenlebens Mitte.

Ihr seid alle, sagt der Apostel in unserm Text, mit mir theilhaftig geworden der Gnade und ich bete, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß ihr prüfen möget was das Beste sei, auf daß ihr seid lauter und unanstößig bis auf den Tag Christi, erfüllet mit Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jesum Christum geschehen zur Ehre und Lobe Gottes.

Das ist die Gnade, welche das angefangene Werk des Heils im Menschen vollendet, indem sie durch Jesum Christum den Menschen reich macht an Erkenntniß und reich an Früchten der Gerechtigkeit.

In einer akademischen Gemeinde muß man verschiedene religiöse Standpunkte voraussetzen. Die, welche den weitesten zum Christenthum einnehmen, erkennen an, daß das religiöse Leben an Jesum Christum gebunden sei, als an den vollkommensten Lehrer und das reinste Vorbild aller Religionen, den die Vorsehung für uns zum Führer des Reiches Gottes auf Erden auserwählt hat. Fragt man aber, was nun Jesus Christus gelehrt und worin er vorbildlich sei, da vernimmt man sehr Allgemeines, Unbestimmtes, ja Unevangelisches.

Vor zwei Jahren ward in Leipzig des Fortschritts, welchen Schleiermacher der Theologie gebracht, mit viel Lob gedacht. Dieser Fortschritt aber besteht darin, daß er über jenen ersten Standpunkt, der in Christo nur den Lehrer und das Vorbild der religiösen Wahrheit sah, hinausführt. Nicht das Vorbild, sondern das Urbild des religiösen Lebens ist Christus, von dem ein neues Leben ausgegangen ist, ein Leben, das Alle die es in sich aufnehmen erlöst und auf immer in Gemeinschaft mit Christo setzt.

Das theologische Gefäß, in das Schleiermacher diese Wahrheit legte, war wie alle theologischen Gefäße irden und darum zerbrechlich. Aber wir ehren die Scherben, wenn sie von der Salbe duften, mit welcher jene Maria, von welcher wir vorhin sangen, Jesum Christum zum Tode salbte d. h. von dem Glauben an den, der für uns starb, um in uns aufzuerstehen. Das ist der Glaube, in dem

jedes Wort im Neuen Testamente geschrieben ist. Religiös ist der Mensch nicht in dem Grade, in welchem er Gott erkennt oder fühlt, sondern in dem Grade, in welchem er mit Gott verbunden ist. Christ aber ist ein Mensch in dem Grade, in welchem er mit Gott durch Christum verbunden ist. Diese Nothwendigkeit, mit Christo persönlich verbunden zu sein, erkennt Jeder an, welcher das Abendmahl feiert. Saget nicht, daß die Konfessionen auseinander gehen in der Abendmahlslehre. Darin sind alle Konfessionen einig, daß wer Brot und Wein empfängt sich zur Gemeinschaft mit Christo bekennt.

In einem Vertragsverhältnisse kann der, welcher leistet, auch fordern daß er empfängt. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Lieben wir aber Jemand, dann haben wir keinen Anspruch auf Gegenliebe. Liebe ist eine freie Gabe des Herzens, die man nicht erwerben kann. Das alte Wort sagt: Alles kauft man nach Gewicht, nur Liebe nicht. Eine Liebe aber, die uns segnet ohne unser Verdienst und Würdigkeit, ist Gnade. Gnade ist die Liebe, mit welcher Jesus Christus in das Herz eines Sünders einzieht. Die Gnade Jesu Christi aber giebt uns das Höchste was sie geben kann, nämlich Christi Leben. Christi Leben aber ist ein Leben der Wahrheit, der Heiligkeit, des Friedens.

Ein Leben der Wahrheit. Ich bete, sagt der Apostel, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntniß und Erfahrung. Wer Jesum hat, der hat in ihm die Wahrheit selbst. Da Alles was ist im Himmel und auf Erden durch, in und zu Christo geschaffen ist, so hat wer Christum hat in ihm alle Schätze der Weisheit. Wir sangen vorhin: Aller Weisheit höchste Fülle in dir ja verborgen liegt. Man kann aber die Wahrheit haben, ohne sie zu erkennen und verstehen. Alle Christen, welche Vater, Sohn und Geist bekennen, haben die Wahrheit. Und wie klein ist die Zahl unter denen die Jesum bekennen, welche Christum erkennen. In dem bekannten Urtheil Lessing's, daß wenn ihm Gott mit der einen Hand den Besitz der Wahrheit und mit der andern das Streben nach Wahrheit böte, er das Streben ergreifen würde, ist richtig, daß man die Wahrheit suchen muß um sie zu finden und lebendig durchdringen um sie zu erfassen. Wer darum Christum weiß, aber Christi Geist nicht hat, der erkennt auch Christum nicht. Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. Durch den Geist aber theilt

Jesus Christus dem Gläubigen, der sich wie Maria demüthig zu seinen Füßen setzt, seine himmlische Wahrheit mit, die er in menschliche Erkenntniß fassen kann. Das ist nicht etwas Fertiges, sondern etwas Werdendes. Darum sagt auch der Apostel, daß wir mehr und mehr reich werden sollen an Erkenntniß.

Weiter ist das Leben, welches uns die Gnade mittheilt, ein Leben der Heiligung. Lauter und unanstößig sollen wir sein, sagt der Apostel, erfüllt mit Früchten der Gerechtigkeit, welche durch Jesum Christum geschehen zur Ehre Gottes. So manche Christen sagen, daß man zu christlicher Tugend komme, wenn man immer auf das Beispiel Christi sehe. Tugendhaft aber nennt man nur den, in welchem das Gute zur Natur geworden ist. Nicht der ist z. B. demüthig, der seinem eigentlich hochmüthigen Sinn unaufhörlich vorhält: Du sollst demüthig sein wie Christus demüthig war, sondern der, in welchem die Demuth Naturzug des Herzens ist. Das aber kann nur geschehen, wenn der Geist der Demuth in ihm ist. Jesus Christus giebt einem Christen, in den er seinen Geist senkt, sein himmlisches Herz mit seiner Liebe zu Gott und seiner Liebe zu den Brüdern, mit seiner Sanftmuth und seiner Demuth, mit seiner Reinheit und seiner Lauterkeit, mit seiner Treue. In jedem wahren Christen muß Christus Gestalt gewinnen. Wie Gott also die Welt geliebt hat, daß er ihr seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle die an ihn glauben nicht verloren werden, so will er, daß Alle die an ihn glauben Gott das in ihnen verklärte Bild seines Sohnes darbringen. Aber für die Sünde ist kein Christ auf Erden. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so lügen wir und die Wahrheit ist nicht in uns. Vollendete Heilige kennt zwar die römische Kirche, aber nicht die Geschichte. Nachdem Paulus gesagt hat: Nicht daß ich's schon ergriffen hätte, wer will sagen: Ich hab's ergriffen? Vom Geiste Christi ergriffen zu sein muß unser Trost sein; Gottes Willen zu thun in Christo Jesu die Regel unseres Lebens; erfüllt zu werden von Früchten der Gerechtigkeit unser Ziel. Aber nicht als Heilige, sondern als Sünder, die um Christi Blut und Gerechtigkeit willen angenommen werden, erfunden zu werden, das muß unsere Zuversicht sein für den Tag, da der Herr kommt.

Endlich theilt Jesus Christus denen, die ihm leben, seinen Frieden mit. Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden laß ich euch, spricht Christus. Man bemerkt oft, daß bei Sterbenden,

deren Gesichtszüge die Schmerzen und Kämpfe verzogen haben, der Tod einen wunderbaren Frieden über alle Züge verbreitet, der wie eine Weissagung künftiger Auferstehung den Leichnam verklärt. So giebt Gott denen, die Christi Erscheinung lieb haben, einen Frieden, den die Kämpfe unseres Lebens verdecken können, aber nicht nehmen: den Frieden, der eine Bürgschaft des ewigen Friedens jenseits ist.

3.

Die Gnade ist drittens des Christenlebens Ziel.

Der Apostel betete zu Gott, daß die Philipper lauter und unanstößig seien bis auf den Tag Christi. Das ist das Ziel des Christenlebens. Wir müssen einst offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, daß ein Jeder empfahe wie er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse. Ein Christ wächst in der Heiligkeit und Gerechtigkeit in dem Grade, in welchem er Muth und Freudigkeit hat, im Spiegel des Wortes Gottes sich in seiner wahren Gestalt anzuschauen, seine Nachtseiten und Flecken zu erkennen und mit der Strenge eines Richters zu strafen. Man würde die Schmerzen dieser sittlichen Sonde nicht ertragen können, wenn nicht in dem Gefühle, daß je nächtlicher wir, desto heller die Gnade sei, die sich unser erbarmt, ein seliger Trost läge. O daß wir uns in der Zeit sagten, was uns auf dem Boden der Ewigkeit jedenfalls einst gesagt werden wird. Wer sich in der Zeit richtet, wird in der Ewigkeit nicht gerichtet. Es kann dann zu spät sein. Doch das Leben unmittelbar nach dem Tode ist mit Nacht bedeckt. Was uns Allen gewiß ist, ist, daß wir einst vor dem Richter der Lebendigen und der Todten stehen werden. Wenn schon auf Erden der Blick einer Persönlichkeit von sittlicher Weihe eine richtende Kraft hat: welche Kraft, unser ganzes Wesen zu enthüllen und zu richten, wird das Flammenauge Christi haben. Da gelten keine Ausflüchte, keine Verhüllungen, keine Entschuldigungen, keine Einsprüche; da gelten keine Zeugnisse guter Freunde, keine Lobreden, keine Würden: zwischen Christo und uns steht allein die Wahrheit. Und diese Wahrheit zeugt gegen uns. Was uns dann allein retten kann, ist die Gnade Jesu Christi, die Alle die deckt, welche Christi Blut und Gerechtigkeit als Ehrenkleid tragen. Von Christo, dem letzten Richter, giebt es keine Appellation als die an Christum den Sünderheiland.

Das Verdammungsurtheil der Gerechtigkeit hebt allein den Spruch der Gnade.

Anfang, Mitte und Ziel des Christenlebens ist die Gnade. Die Gnade hat den Grund des Heils gelegt, indem sie uns mit Christo dem Heiland im Glauben verbunden hat; die Gnade erhält uns im Bunde mit Christo, indem sie uns mit Christi Wahrheit, Heiligkeit, Frieden erfüllt; die Gnade endlich rettet uns am jüngsten Tage. Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch Allen. Amen.

Warum wir die Todten im Herrn selig preisen.

Predigt am Todtenfeste 1869 über Offenb. Joh. 14, 13.

Selig sind die Todten, die im Herrn sterben von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen sollen, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Amen.

Dem Gedächtniß der Todten gilt unser letzter Sonntag im Kirchenjahr. Es mögen wohl Einige in unserer Mitte sein, in deren Lebenskreis in diesem Jahre schwer der Tod eingegriffen hat. Jedenfalls hat die Universität auch in diesem Jahre Lehrer verloren, die in gesegneter Arbeit mit uns zusammenwirkten, und eine verhältnißmäßig nicht kleine Zahl von Lernenden, auf die das Leben, nicht der Tod Anspruch zu haben schien. Eine Universität ist eine Welt im Kleinen, die ein Bild der Welt im Großen ist. Wenn wir einem unserer Kollegen das letzte Geleit geben, so erfüllt uns das Gefühl des Verlustes, welchen die Wissenschaft, die Universität, die Angehörigen, die Freunde und Mitarbeiter erleiden. Aber das Leben ruft uns von dem Grabe des Geschiedenen in Haus und Hörsaal zurück, zu wirken so lange es Tag ist. Gar schnell geht eine Universität über die Opfer, welche das Grab fordert, zur Tagesordnung des Lebens fort. Bald schließt sich die Welle über einem Lehrer, der im Strome des Lebens versunken ist. Wo eine Kraft untergegangen ist, geht eine Kraft wieder auf. Wohl lebt der Abgeschiedene fort im Gedächtniß der Wissenschaft, der Universität, der Schüler, treuer Freunde. Wehe aber dem Menschen, der in Unsterblichkeit des Namens die Unsterblichkeit seiner Seele setzt. Gar bald erbleicht dieß Andenken. Die Ruhe, mit welcher wir von den namhaften Lehrern

reden, die vor hundert Jahren hier wirkten, sagt uns, wie man nach hundert Jahren von den dermaligen Lehrern unserer Universität reden wird. Aber wenn auch die Begeisterung eines Zeitalters einen Namen bis an die Sterne erheben sollte: was hilft dieser Sternenglanz dem Manne, dessen Leib unter der Erde, dessen Seele aber über der Erde im Lande des Wesens und der Wahrheit ist? Wie der Herr einst zu seinen Jüngern sagte: Freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind, sondern daß eure Namen im Himmel aufgeschrieben sind, so muß man sagen: Freuet euch nicht, daß im Gedächtniß der Menschen auf Erden, sondern daß im Gedächtniß Gottes im Himmel eure Namen aufgeschrieben sind. Nicht die großen Todten, sondern die Todten, die im Herrn sterben, preist die Schrift selig.

Und so vernehmet denn mit gebührender Andacht das evangelische Wort, das unserer heutigen Betrachtung zu Grunde liegt, aufgezeichnet

Offenb. Joh. 14, 13.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Dem geheimnißvollen Buch der Offenbarung Johannis gehört dieß Wort an, das einen so hellen Schein auf die nächtliche Welt jenseits des Grabes wirft. In der bangen Zeit, wo dem Reiche des Drachen das Reich des Lammes gegenübersteht, erschallen Engelstimmen, die das ewige Evangelium, die Strafe Babels, den Fluch derer, die das Malzeichen des Thieres annehmen und das Heil derer, die im Herrn sterben, verkünden. Und ich hörete eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Todten, die im Herrn sterben von nun an. Und so lasset uns denn heute dieß Wort, das der Mund eines Engels aufzuschreiben gebot, in unser Herz schreiben. Dieß Wort der Offenbarung enthält auf die Frage:

Warum wir die Todten im Herrn selig preisen

eine dreifache Antwort:

Erstlich weil sie im Herrn leben,
Zweitens weil sie ruhen von ihrer Arbeit,
Drittens weil ihre Werke ihnen nachfolgen.

1.

Selig nennen wir die Todten im Herrn, erstlich weil sie im Herrn leben.

Das Geschlecht dieser Tage, welches einem maßlosen Fortschritt huldigt, setzt seinen Ruhm dahin, eine Schranke, eine Ueberlieferung nach der andern aufzuheben. Die ihm drückendste Schranke, die ihm widerwärtigste Ueberlieferung ist das Christenthum. Ein gründlicheres Mittel es aufzuheben aber gab es nicht als den ganzen Geistesboden, in dem es wurzelt, zu vernichten. Es giebt weder Gott noch Geist, sondern nur Stoff und Kraft. Allein ewig und unvergänglich sind die Atome, aus welchen der Stoff besteht. Was wir in der Welt sehen, die Sterne am Himmel und die Berge, Bäume, Thiere, Menschen der Erde, sind nur Verbindungen, welche der Stoff eingegangen ist. Löst sich solch eine Verbindung, so löst sich auch die Kraft. Wie die Harmonie aufhört, wenn die Saiten springen, die Regenbogenfarben vergehen, wenn die Tropfen nicht mehr fallen, in die das Licht scheint, der Geruch der Blume verduftet, wenn sie welkt, das thierische Leben erlischt, wenn die Glieder des Leibes nicht mehr zusammenhalten, so hört auch die Menschenseele auf, wenn der Staub, aus welchem der Mensch besteht, sich in Staub auflösen will. Was wir Tod nennen ist nur der Uebergang aus einer Verbindung, welche der Stoff eingegangen ist, zu neuen Verbindungen. Das ist unsere Unsterblichkeit, daß die Theile unseres Leibes in anderen Gestalten, sie mögen nun Erde oder Blumen oder wie sonst immer heißen, fortbestehen, der Lebensgeist aber, der von uns ausgeht, in der Gattung der Menschheit sich immer neu erzeugt. Mehr ist der einzelne Mensch nicht als eine Welle, die steigt und fällt, auf dem Ocean des rastlosen Stoffwechsels.

Was man von dieser Lehre in keinem Falle sagen kann, ist, daß sie neu sei. Sie ist vor Jahrtausenden schon gelehrt worden und vielleicht mit mehr Selbständigkeit und Ernst als von den meisten ihrer dermaligen Vertreter. Aber schon die großen Weisen Griechenland's und Rom's haben diese Lehre für eine Thorheit gehalten. So wenig, hat Einer derselben gesagt, als aus unzähligen Buchstaben, die durcheinander geschüttelt werden, ein Buch wie der Homer entsteht, so wenig entsteht aus unzähligen Stofftheilchen, die sich zufällig verbinden, eine Welt. Wie ein Buch nicht eine Mischung

von Papier und Tinte ist, sondern aus dem Geiste und für den Geist entstanden, so ist auch diese Welt ein Buch, welche ein unendlicher Geist für endliche Geister geschrieben hat. Wenn es keinen menschlichen Geist giebt, so giebt es jedenfalls einen menschlichen Leib. Dieser Leib ist, wie Niemand bestreiten kann, mit der höchsten Weisheit gegliedert. Wie kann denn aber eine Kraft, die selbst keinen Verstand hat, Alles mit dem höchsten Verstand einrichten? Der das Auge gemacht hat, sollte nicht sehen? Der das Ohr gepflanzt hat, nicht hören? Es würde unfaßbar sein, wie eine so rohe, selbst mit dem Menschenverstande und aller Erfahrung des Lebens streitende Lehre Eingang finden könnte, wenn sie nicht in dem Zuge des natürlichen Menschen zum Fleische ihre Schwerkraft hätte. Diese Weisheit des Fleisches leuchtet Vielen ein, weil sie den Heiligen, der über den Sternen waltet, das Gewissen, welches uns mahnt und straft, und das Jenseits, das denen so beschwerlich ist, die in das Diesseits aufgehen, beseitigt.

Wenn du es dem Christenthum nicht glauben willst, glaube es deinem eigenen Bewußtsein, dem Zeugnisse aller Völker, aller wahren Weisen: Du bist ein Geist, der in Gott seinen Grund und sein Ziel hat, und darum nicht sterben kann im Tode.

Ein Mensch kann sich das Leben nehmen, aber er kann nicht aus seiner Seele das Bewußtsein von Gott, das Gewissen und die Ahnung eines Lebens nach dem Tode herausreißen. Wir sind unsterblich. Wenn Pflanzen und Thiere vergehen, so haben sie ihre Bestimmung erreicht, die über die Zwecke ihrer Leiblichkeit nicht hinausgehen. Die Blumen, die in diesem Frühling verwelken, erstehen im künftigen Frühling in andern wieder. Das Thier, welches stirbt, verjüngt sich in andern Thieren seiner Gattung wieder. Der einzelne Mensch aber ist ein Geist, der in einziger Weise die Menschheit darstellt; ein Geist, der sich nicht allein die ganze Natur dienstbar macht, sondern mit seinen Gedanken zur Sternenwelt aufdringt, in die entlegenste Vergangenheit sich zurückversetzt, ahnungsvolle Blicke in die Zukunft wirft und nicht rastet, bis er sich zum Unendlichen erhoben hat; ein Geist, dessen Streben nach Entwickelung seiner Kräfte diesseits des Grabes nicht die Vollendung findet, die er sucht; ein Geist, der die Lösung der unvollendeten Anfänge, die Widersprüche und Gegensätze dieses Lebens in einer bessern Welt sucht. Wo in einem Menschen Glaube an Gott ist, da ist auch die Hoff-

nung, dem Unbekannten näher zu kommen, den Verborgenen zu schauen; wo in einem Menschen Gemeinschaft mit Gott ist, da ist auch das Bewußtsein, daß wer das Leben aus Gott in sich aufgenommen hat, für das ewige Leben geweiht ist.

Nicht Alle aber, die in der Hoffnung auf Unsterblichkeit sterben, sterben in dem Herrn. Für Weise und Thoren, für Gläubige und Ungläubige ist der Tod das sichere Ende des Lebens, welches selten kommt, ohne finstere Schatten vor sich her zu werfen, wenn es kommt, schwer und ernst ist, und wohin es auch uns führen mag jedenfalls allen unseren irdischen Verhältnissen ein Ziel setzt. Kein Fortschritt der Menschheit kann dieses nächtliche Ende unseres Lebens beseitigen, keine ärztliche Kunst den Stachel des Todes heben. Die milden Worte, die man für den Tod braucht, man mag ihn Ableben oder Scheiden oder Auflösung oder wie immer nennen, mildern den Tod selbst nicht. Der Tod ist eine Auflösung nicht bloß des Leibes, sondern auch der Seele. Alle die Bande, die unsere Seele an das irdische Zelt des Leibes knüpfen, an die Familie, an den Beruf, an das Vaterland, an das Leben der Menschheit in Bildung und Kunst und Wissenschaft — sie zerreißen. Was allein dauert, das ist das persönliche Leben der Seele, sofern es für Gott ist. Entkleidet aller irdischen, menschlichen, weltlichen Beziehungen muß die Seele nackt sich dem Herrn über Leben und Tod stellen. Was der Herr zu Petrus sagte: Da du jünger warest, da gürtetest du dich selber und wandeltest du, wo du hin wolltest, wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein Anderer wird dich gürten und dich hinführen, wo du nicht hin willst (Joh. 21, 18.), das gilt nicht bloß von Petrus, dem der Kreuzestod beschieden war, sondern von Allen, die durch Krankheit und Tod gegürtet den Weg gehen, den man gehen muß, um nie zurückzugehen. Da zu liegen unter Schmerzen, die uns Niemand abnehmen kann, unter Sorgen für die Zukunft der Unseren, unter ernsten Erinnerungen, unter schweren Gedanken an die verdeckte Welt, die vor uns liegt: das ist das ernste Ende, das unser harrt. Was will der, welcher an keinen persönlichen Gott glaubt, erwarten von dem blinden Ungeheuer, Stoff genannt, welches kein Ohr hat seine Klagen zu hören, kein Herz seine Leiden zu mildern, keine Sorge für die Seinen und keinen Becher des Trostes für seine verschmachtende Seele. Nur ein Christ weiß, daß der Gott, ohne dessen Wissen kein Sperling vom Dache fällt, ihm

dieses Lager bereitet hat; daß der Gott, der die Liebe ist, ihm nicht mehr auferlegen wird als er tragen kann; daß der Gott, welcher der Vater der Wittwen und Waisen ist, auch die Seinen versorgen werde; daß der Gott, der unser Stecken und Stab im finstern Thal ist, uns auch im Tode nicht verlassen wird. In Christo Jesu stirbt ein Christ. Wenn der Sterbende nicht mehr denken und wollen kann, kann er glauben; und wenn er nicht mehr reden kann, kann er beten; und wenn alle Kräfte vergehen, kann er die Kraft Christi in sich erfahren, die in den Schwachen mächtig ist. Laß vergehen das Gesicht, Hören, Schmecken, Fühlen weichen, Laß das letzte Tageslicht mich auf dieser Welt erreichen, Wenn mein Herz im Tode bricht: Meinen Jesum laß ich nicht. Selig die Todten die im Herrn sterben, weil sie im Herrn leben. Ich lebe, spricht der Herr, und ihr sollt auch leben. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum ob wir leben oder sterben, sind wir des Herrn. Und so bekennen wir mit dem Apostel: Ja Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!

2.

Selig nennen wir die Todten zweitens, weil sie ruhen von ihrer Arbeit.

Es giebt keinen stärkern Beweis für die Unsterblichkeit der Seele überhaupt, insonderheit aber für die Seligkeit, die derer harrt, die im Herrn sterben, als den Anblick eines sterbenden Christen. Wenn die Seele nur ein Ausfluß des Leibes wäre, wie könnte sie in dem Augenblick, wo der Leib schon dem Tode verfallen ist, mit einer solchen Klarheit, Tiefe, Ruhe die Summe ihres Lebens in Worte legen, deren sie in den Jahren der Kraft nicht mächtig war. Der wunderbare Frieden, der auf dem Antlitz sterbender Christen ruht, ist ein Abglanz des ewigen Friedens, in den ihre Seelen eingehen.

Das Neue Testament spricht oft und viel von dem Ende aller Dinge: von der Wiederkunft Christi, von der Auferstehung der Todten, vom jüngsten Gericht, von dem neuen Himmel und der neuen Erde. Und wie denn das Kirchenjahr ein Abbild der Zeiten des Reiches Gottes auf Erden ist, so handeln die Evangelien der letzten Trinitatissonntage von den letzten Dingen. Die Natur draußen, in welcher Nacht und Kälte zunehmen, Bäume und Felder erstorben sind, Stürme und in diesem Jahre selbst Erdbeben in unserer

Nähe ihre zerstörenden Kräfte entwickeln: die Natur giebt zu diesem ernsten Texte eine ernste Auslegung. Aber über den Zustand der Seele nach dem Tode bis zur Wiederkunft Christi ist die Schrift sehr schweigsam.

Unser Text sagt nur, daß die im Herrn gestorben sind leben und lebend selig sind, indem sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke mit sich nehmen. Die Seligkeit also des Todes im Herrn besteht zuerst in der Ruhe von ihrer Arbeit. Das bezeugt die Schrift auch an andern Stellen. Die richtig vor sich gewandelt haben, sagt Jesaia, die kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern. Die Ruhe, in welcher die Leiber in ihren Gräbern liegen, ist ein Abzeichen der Ruhe, in welche die Seelen eingegangen sind. Von dem verstorbenen Lazarus sagt Christus: Unser Freund schläft. Und so nannten denn schon die Apostel die im Herrn Verstorbenen gern die Schlafenden. Die alte Kirche nannte die Stätten der Todten die Schlafstätten. Und es giebt kein schöneres Bild für den Zustand der Todten im Herrn als das des Schlafes. Wir freuen uns unter den Arbeiten und Sorgen des Tages der stillen Nacht, wo statt der Sonne, die zur Arbeit und Unruhe und Zerstreuung des Lebens ruft, der stille Mond und die geheimnißvolle, ahnungsreiche Sternenwelt Ruhe und Frieden niederleuchten in die Seele, die fortlebt und doch der Lasten des Tages entledigt ist, um erquickt und gestärkt zu neuem Leben zu erwachen, wenn die Sonne aufgeht. So haben auch nach der Arbeit und nach dem Kampfe dieses Lebens die Seelen der im Herrn Gestorbenen die Sonne dieses Lebens verlassen und sind eingezogen in das geheimnißvolle Reich der seligen Geister, welche frei von dem Jammer des Lebens die Ruhe des Lebens im Herrn haben, bis mit der aufgehenden Sonne Jesus Christus auch ihr Leben aufgehen wird.

Aber, fragst du weiter, wo ist denn dieser geheimnißvolle Ort, wo die Todten im Herrn ruhen und rasten von irdischen Sorgen und quälenden Lasten? Und wie sind die Geister der Seligen gestaltet und geartet? Sind sie ohne alle Hülle oder tragen sie den Keim des Auferstehungsleibes schon in sich? Finden sich oben die wieder, die schon auf Erden verbunden waren? Bestehen die Geisteseigenthümlichkeiten noch fort, sofern sie ohne Sünde bestehen können? Ist dort noch Fortschritt im Erkennen, Wachsthum am Herrn, Thätigkeit für's Reich Gottes? Sind die Seligen ganz abgelöst von dieser Erde?

Darf kein seliger Geist sein altes Heimatsland wieder betreten? Nehmen sie nicht Theil an den Ereignissen dieser Erde, an dem Fortgang des Reiches Gottes? Vermögen selige Geister keinen Einfluß zu üben auf die Geister der streitenden Kirche?

Doch ich will aufhören Fragen aufzuwerfen, die sich leichter aufwerfen als beantworten lassen. Diese Fragen beweisen eben nur, wie wenig alles Streben nach Erkenntniß das Dunkel zu lichten vermag, das auf jener Welt ruht. Nur Einiges will ich auf Grund des Wortes Gottes im Allgemeinen zu sagen versuchen. Wir müssen als gewiß ansehen, daß die Stätte, in welche die im Herrn ruhenden Geister eingehen, dem Orte nahe ist, wo der Herr ist, d. h. dem Himmel. Wie Jesus Christus einst da er abscheiden wollte betete: Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast (Joh. 17, 24.), so sprach der erste Blutzeuge Christi: Herr Jesus, nimm meinen Geist auf (Apostelg. 7, 58.) und Paulus sehnte sich abzuscheiden und beim Herrn zu sein (Phil. 1, 23.). Der Brief an die Hebräer sieht die Geister der vollkommen Gerechten da wo Gott ist, der Richter über Alle, und der Mittler des neuen Testamentes, Jesus, und das Blut der Besprengung (Hebr. 12, 23. 24.). Nach dem Worte des Herrn aber: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen (Joh. 14, 2.) dürfen wir glauben, daß wie auf Erden die Menschheit sich in die Kreise der Familie, des Berufes, des Volkes u. s. w. gliedert, die Kirche aber des Herrn auf Erden in Gemeinden, Landeskirchen, Richtungen und Konfessionen zerfällt, so auch jenseits die Seligen nicht eine einförmige Einheit bilden werden, sondern Lebenskreise, in denen Eigenthümlichkeit, Gaben und Bedürfnisse ihr Recht finden werden. Vom Wiedersehen derer, die auf Erden verbunden waren, spricht allerdings das Neue Testament nicht in bestimmten Worten. Und doch ist gewiß, daß was Vieler Blicke zum Jenseits zieht, ganz besonders die Hoffnung ist, die Ihrigen wiederzusehen. Aus dem vorigen Jahrhundert, dem Zeitalter der Aufklärung und Empfindsamkeit, haben sich viele Vorstellungen und Gefühle auf uns vererbt, die wir doch im Licht des Evangeliums prüfen müssen. Was dieses Zeitalter von dem stillen Schattenland sprach, daß da wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweigt, wo keine Kette mehr die freie Seele reibt, die Scenen dieser Welt wie Kinderträume schwinden und nichts als unser Herz uns bleibt, sich Alles was sich liebte werde wiederfinden: das ist gewiß nicht ohne

Wahrheit, aber doch mehr aus dem menschlichen Herzen, als aus dem Evangelium gesprochen. Wen der Christ vor Allen zu sehen hoffen soll, ist Jesus Christus. Und die nun auf Erden in ihm so verbunden waren, daß der gute Geist des Einen tief in den guten Geist des Andern eingegangen ist: nur die dürfen hoffen, in Ihm sich dort wiederzufinden. Der Mensch neigt dahin, Gefühlen der Liebe und Freundschaft, die ihn mächtig ergreifen, die Weihe der Ewigkeit zu ertheilen. Aber die Leidenschaft, aus welcher solche Worte gesprochen werden, trägt schon in sich das Zeichen der Vergänglichkeit. Was Leidenschaft ist, vergeht. Und nicht die Liebe, die sich in eines Menschen Herzen, wie er ist, selig fühlt, sondern die Liebe, die das gute Theil am Andern unter allem Kampf und Widerstreit des Lebens glaubend und hoffend herausliebt, ist die wahre Liebe. Verblühen schon auf dieser Erde und oft in kurzer Zeit so viele Gefühle, die wir für ewig hielten, und lösen sich so manche Bande, ohne die wir nicht sein zu können meinten: so wollen wir uns hüten in das geheimnißvolle, heilige Land der Todten im Herrn irdische Ideale zu versetzen.

Ob die Seligen noch theilnehmen an dem was auf Erden geschieht, ist ebenfalls eine Frage, die sich nicht leicht beantworten läßt. Wie alle Zeitalter, die den Charakter der Auflösung haben, bewegt sich das unsere in schroffen Gegensätzen. Einem gott- und geistlosen Materialismus steht ein krankhafter Spiritismus gegenüber, welcher auf unheimlichen Wegen Verkehr mit der Geisterwelt sucht. Wie mag man glauben, daß die Geister von Aposteln, Heiligen und Seligen, die in die ewige Ruhe eingegangen sind, durch Klopfen neugierigen und vermessenen Menschen antworten, die den Schleier zerreißen wollen, der die jenseitige Welt bedeckt? Dieser Spiritismus, scheinbar das äußerste Gegentheil des Materialismus, zollt demselben nur zu viel Tribut, wenn er meint, daß die Geister auf so sinnenfällige und mechanische Weise auf die Fragen menschlichen Vorwitzes eingehen. Walten hier Geister, so können es nur böse sein. Etwas Anderes ist die Sehnsucht einer Liebe, die auf dem Glauben ruht nach fortdauernder Geistesgemeinschaft mit den Verstorbenen. Aber zwischen Oben und Unten ist eine Kluft, die kein seliger Geist überschreiten kann. Sie haben Mosen und die Propheten, sagt der Herr: hören sie die nicht, so werden sie auch nicht hören, wenn Einer von den Todten auferstände. Selige Geister sind

im Himmel: was sollen sie auf Erden? Sie sind Geister, deren irdische Hülle im Grabe ruht: wie können sie sichtbare Leiber haben? Sie sind in der ewigen Ruhe: was sollen sie zurückkehren in diese Welt der Sünde und des Todes? Was die Seligen mit uns allein verbindet, ist Christus unser Haupt, dessen Glieder sie und wir sind, und der heilige Geist, das Band der Gemeinschaft zwischen Allen, die zum Reiche Gottes gehören. In diesem Bewußtsein der Gemeinschaft zwischen den seligen Geistern der triumphirenden Kirche und den ihre Seligkeit suchenden der streitenden ist es geschehen, daß man die Todten um die Kirche begrub: in die Kirchhöfe. Auch die Geister der im Herrn Entschlafenen harren des Endes, dessen wir harren: der Wiederkunft Christi. Nicht eher aber wird Christus kommen als bis das Reich Gottes auf Erden reif ist zur Erntesichel. An der Entwickelung ds Reiches Gottes auf Erden hängt auch ihre Zukunft. Und so dürfen wir wohl glauben, daß sie theilnehmen an dem Reiche Gottes auf Erden. Abraham sah den Tag des Herrn und freute sich. Moses und Elias waren beim Herrn auf dem Berge der Verklärung. Die Seelen der um des Herrn willen Erschlagenen in der Offenbarung Johannis harren des Gerichtes Gottes auf Erden. In welcher Weise aber die Seligen theilnehmen an dem was auf Erden geschieht, vermag Niemand zu sagen. Unser Bekenntniß verwirft die Anrufung und Verehrung der Heiligen, weil sie ohne Schriftgrund ist, auf der unbegründeten Voraussetzung ruht, daß die Heiligen uns hören und uns helfen können und der Anbetung Gottes und dem Vertrauen auf den alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen zu nahe tritt. Die Christen der alten Kirche stiegen gern von Zeit zu Zeit hinab in die nächtlichen, wunderbar verschlungenen, weit ausgedehnten Grüfte, die man Katakomben nennt, der Zeit zu gedenken, wo die Christen, von den Lebenden verfolgt, zu den Todten sich flüchten mußten, und in die Zeit zu blicken, wo auch sie hinabsteigen müßten. Und so ist es uns wohl gut, dann und wann auf dem ernsten Boden des Todes zu bedenken, daß wir sterben müssen auf daß wir klug werden. Heil uns, wenn der Geist, der uns sagt, daß wir sterben müssen, uns auch sagen kann: Ihr sollt ruhen, denn eure Werke folgen euch nach.

3.

Selig preisen wir die im Herrn Ruhenden drittens, weil ihre Werke ihnen nachfolgen. Davon laßt uns noch kurz reden.

Wenn Jesus Christus sich auf seine Werke beruft, so versteht er darunter nicht bloß seine Wunder, sondern sein ganzes Thun, seinen ganzen Wandel, seine ganze sittliche Erscheinung. So bedeuten auch in unserer Stelle die Werke unser christliches Glauben und Leben in seiner Gesammtheit. Sterben wir, so liegt unser Leben als ein abgeschlossenes Ganzes hinter uns. Von diesen Werken nun heißt es, daß sie uns nachfolgen. Die Werke selbst, die als vollbrachte Thatsachen hinter uns liegen, können uns nicht begleiten. In jene Welt hinüber kann nur allein erstlich das folgen, was sie uns bei Gott erworben haben und zweitens der Geist in uns, aus dem wir sie vollbracht haben. Sind wir im Glauben gestorben, in der Gemeinschaft mit Gott, im Leben das aus dem Glauben kommt, so wird uns Gott die Krone des ewigen Lebens geben, die er verheißen hat Allen, welche die Erscheinung Christi lieb haben. Die mit ihm gestorben sind, die werden auch mit ihm leben. Das Gnadenurtheil Gottes aber, das uns freispricht von unseren Sünden und uns die Pforten des ewigen Heils aufthut, hat seinen innern Grund in dem Geiste unserer Werke, der mit uns hinübergeht. Was auch die scheidende Kraft des Todes von uns ablösen mag: was wir auf den Geist gesäet haben, das kann nicht vergehen, sondern trägt tausendfältig die Früchte des ewigen Lebens. Wer auf das Fleisch säet, wird das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, wird das ewige Leben ernten (Gal. 6, 8.). Unsere Werke sind es, die uns die Pforten des Paradieses aufthun, uns speisen mit den Früchten des Lebensbaumes und wenn Christus einst wiederkehren wird, uns zu Genossen machen der Auferstehung des Lebens. Darum selig die Todten, die im Herrn sterben, weil ihre Werke ihnen nachfolgen.

Von dem Ernst des Todes und den ernsten Bedingungen des ewigen Lebens haben wir nun genug geredet. Nun lasset uns zuletzt noch einen Blick freudiger Hoffnung auf das himmlische Jerusalem werfen, wie sie aus dem Liede sprach, das wir gesungen haben. Wenn wir nichts weiter wüßten von dem Leben nach dem Tode, als daß es Ruhe brächte: Ruhe von der rastlosen Arbeit des

Berufes, von den Sorgen, die auf uns lasten, von den Schmerzen dieses Leibes, von dem Jammer der Menschheit, der uns allenthalben erfaßt, von den unaufhörlichen Kämpfen und Anfechtungen des Lebens, von dem Zweifel mit dem auf Erden das Streben nach Wahrheit zu ringen hat, von dem bald lachenden bald beunruhigenden Weltleben —: wir müßten selig preisen die Todten, die ruhen! Aber sie ruhen nicht bloß, sondern sie ruhen im Herrn, der da lebt, ja der das Leben ist. Sie schauen das Antlitz, in dem alle guten Geister im Himmel und auf Erden sich sonnen. Sie vernehmen aus dem Munde der himmlischen Heerscharen Lieder im höhern Chor; die Zeugnisse der Propheten, Apostel, Märtyrer, Väter, Reformatoren und wie sie weiter heißen die auserwählten Rüstzeuge des Herrn. Was sie in diesem Dämmerland des Glaubens und Ahnens durch einen Spiegel in einem dunklen Wort gesehen haben, das werden sie im Lichte Gottes von Angesicht zu Angesicht schauen. Und frei sein wird die Liebe von allen Schlacken dieser Erde und was der Herr verbindet das wird verbunden bleiben. Wenn der Herr die Gefangenen Zion's erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden; dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Dann wird man sagen: Der Herr hat Großes an ihnen gethan. Amen.

Die Mission.

Missionspredigt
am Johannistage 1870 zu Meiningen über Matth. 28, 16—20.

Mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir. Denn siehe, Finsterniß decket das Erdreich und Dunkel die Völker. Aber über dir gehet auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheint über dir. Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanze der über dir aufgehet. Amen.

Die Sache der Mission wird in dieser Stadt Freunde und Feinde haben. Die Meisten aber werden weder Freunde noch Feinde derselben sein, sondern unbekannt mit derselben und unbekümmert um dieselbe. In dieser Gleichgiltigkeit gegen die Mission aber liegt schon eine Abneigung gegen dieselbe. Denn Gleichgiltigkeit gegen eine Sache, welche Pflicht der Kirche und jedes lebendigen Gliedes derselben ist, ist nicht die rechte Stellung. Wo der Mensch aber zu einer Sache nicht die rechte Stellung einnimmt, liebt er es, nicht in sich, sondern in der Sache den Fehler zu finden. An Gründen gegen die Mission fehlt es nicht. „Die Mission", sagen Viele, „ist die Sache der Altgläubigen, der Frommen im Lande", und was man sonst noch für Ausdrücke hat. In der That ist es der lebendige Glaube an die alten Heilswahrheiten, welcher die Mission treibt. Aber dieser Glaube hat seit mehr als 1800 Jahren das Evangelium unter Juden und Heiden ausgebreitet. Es ist der Glaube der Apostel, der Väter, der Reformatoren, der frommen Dichter unserer Kirchenlieder. „Die Mission", fährt man fort, „wirft soviel Geld, soviel edle Kräfte, soviel Arbeit in die Ferne, welche im Vaterlande, wo es der Heiden genug giebt, einen naturgemäßeren Boden fänden."

In der That nimmt die Mission nicht geringe Geldsummen in Anspruch. Unsere Leipziger Missionsgesellschaft hat über eine Jahreseinnahme von mehr als 60,000 Thalern zu verfügen. Diese Summe ist aber gering gegenüber den Einnahmen der Missionsgesellschaften in England und Amerika. Die Jahreseinnahmen sämmtlicher evangelischer Missionsgesellschaften kommt der Jahreseinnahme eines kleinen Königreiches nahe. Ein Werk aber, das über solche Mittel zu verfügen hat, wird natürlich nicht im Winkel getrieben. Es nimmt viel Kraft in Anspruch. Aber die Boten des Wortes, welche in die Ferne ziehen, berauben das Vaterland nicht des Wortes. Diejenigen aber, welche das Werk der Mission unter den Heiden mit ihren Gebeten, Gaben und ihrer sonstigen Theilnahme begleiten, haben noch Zeit und Kraft, sich auch der geistlichen Noth im Vaterlande anzunehmen. Eine große Zahl von Freunden der Heidenmission sind auch Freunde der inneren Mission im Vaterlande. „Die Heidenmission“, sagt man endlich, „hat im Ganzen keinen großen Erfolg.“ Die Zahl der Christen auf unserem Missionsgebiete im Tamulenlande beträgt noch nicht 9000 Seelen. Das Tamulenland ist ein Theil Ostindiens, welches gegen 170 Millionen Einwohner hat. Von dieser ungeheuren Zahl sind aber höchstens eine Million Christen, unter ihnen 120,000 bekehrte evangelische Christen. Ehe jene vielen Millionen ostindischer Heiden bekehrt werden, kann freilich noch viel Zeit vergehen. Aber wie lange arbeiten wir im evangelischen Deutschland in weitern Kreisen auf dem Gebiete der Mission? Etwa 50 Jahre. Unsere Leipziger Mission besteht erst seit 1836. In so kurzer Zeit lassen sich mit verhältnißmäßig so geringen Mitteln nicht Welttheile im Fluge bekehren. In der Zeit des Mittelalters ward in massenhafter Weise bekehrt. Und doch hat es über tausend Jahre gedauert, ehe unser deutsches Vaterland bekehrt worden ist. Es geht nicht so reißend im Reiche Gottes, wie das unruhige Geschlecht dieser Tage es sich denkt. Für die kurze Zeit unseres Wirkens ist unsere Arbeit nicht vergeblich gewesen.

Es erhellt aus dem Gesagten, daß die gewöhnlichen Gründe, mit denen man seine Gleichgiltigkeit gegen Mission zu rechtfertigen sucht, hinfällig sind. Unsere Sache ruht auf dem Worte Gottes.

Das Wort Gottes, welches wir der heutigen Betrachtung zu Grunde legen, ist die Hauptstelle über Mission. Sie ist aufgezeichnet im

Evangelium Matthäi 28, 16—20.

Aber die elf Jünger gingen in Galiläa auf einen Berg, dahin Jesus sie beschieden hatte. Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; etliche aber zweifelten. Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Die vorgelesenen Worte sind die letzten Worte, die Christus auf Erden gesprochen hat. Sie sind sein letzter Wille, sein Testament. Er, dem Alles übergeben ist im Himmel und auf Erden, will, daß alle Völker der Erde zu ihm kommen. Und darum gebietet er seinen Jüngern, durch Wort und Taufe alle Völker zu seinen Jüngern zu machen, indem er ihnen verheißt, bei ihnen zu sein alle Tage bis an der Welt Ende. Christus hat also scheidend den Seinen den Befehl ertheilt. Und so lasset uns denn auf Grund unseres Textes

die Mission nach ihrem Grund, ihren Mitteln und ihrem Ziel

betrachten, indem wir Gott bitten, auf unser schwaches Wort seinen Segen legen zu wollen.

1.

Das Erste, was wir zu betrachten haben, ist der **Grund** der Mission.

Ich zweifle nicht, daß in diesen thüringischen Ländern, welche die Natur und die Geschichte so reich gesegnet hat, Viele sind, die auf den Wegen der Natur und der Geschichte Gott suchen. Ist die Natur nicht auch eine Bibel, die uns Gott offenbart? Ist die untergegangene Welt der Pflanzen und Thiere, die aus der Erde gegraben werden, nicht eine versteinerte Geschichte der Uranfänge der Erde? Erfüllen die Sterne des Himmels, die aus ungemessenen Fernen auf diese dunkle Erde niederleuchten, unser Herz nicht mit den Schauern der Unendlichkeit Gottes? Sagen uns nicht die Blumen, die sich aus dem Schooße der Erde winden, und die blühenden Bäume, die sich nach Oben strecken, daß alles Leben nach dem himmlischen Lichte strebt? Die vielen Wanderer, die diese schönen Gegenden durchziehen, verweilen gern bei den Stätten, welche die Geschichte gezeichnet hat. Deutlicher als die Natur zeugt die Geschichte

von Gott. Das hat der Apostel Paulus, da er das Werk der Mission in Athen trieb, so herrlich ausgesprochen. Gott hat gemacht, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlechter stammen und Zeiten gesetzt und zuvor versehen wie lange und wie weit sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollen. Sind nicht Humanität, Kunst, Bildung die Schwingen, die uns zu Gott heben? Verstehe ich die Stimmen, die in unsern Tagen so laut von den großen Gesellschaftsfragen reden, recht, so wollen sie dem einzelnen Menschen, welchem Stande er auch angehöre, sein Recht und seine Bedeutung erwerben. Das höchste Gut aber jedes einzelnen Menschen liegt in seiner Gemeinschaft mit Gott. Wenn Naturbetrachtung, Humanität, Kunst, Weltbildung die Wege wären, die uns zu Gott führten, dann würde es traurig aussehn um die vielen Armen und Unglücklichen, für welche dieser Weg entweder nicht, oder doch nur in kümmerlicher Gestalt vorhanden ist. Wenn eine Seele durch die Noth des Lebens, durch die Schmerzen des Leibes und der Seele, durch die Qualen der Sünde niedergedrückt nach Frieden mit Gott ringt, dann werden ihr schöne Gegenden, künstlerische Darstellungen, die Fortschritte der Industrie und Weltbildung keinen Trost bringen. Die Menschheit, an welche die Männer der Humanität und Bildung die Menschen verweisen, hat ihren einigen Mittelpunkt in Einem, der sich selbst den Sohn des Menschen nannte. Es giebt keinen andern Weg zu Gott als Den, welcher in unserem Texte sagt: Mir ist Alles übergeben im Himmel und auf Erden. Auf einem Berge in Galiläa steht der Mann, der von den Todten auferstanden dahin zurückkehren will, woher er gekommen, zum Himmel. Und dieser Mann ist als Menschensohn die Spitze der Menschheit und als Gottessohn die Offenbarung des Vaters. Er vereint Gottheit und Menschheit in seiner Person, um durch seine Person Gottheit und Menschheit, die durch die Sünde getrennt sind, auf ewig zu versöhnen. Er ist der Mann, auf den die Engel des Himmels niedersteigen und der Mann, zu dem die Völker der Erde kommen sollen das Heil zu finden. Alle Schönheit, wonach die Natur mit ihren Bergen, ihren Blumen, ihrer Thierwelt strebt; alles Wahre und Gute, wonach der Geist der Menschheit ringt, sind in Christo Wahrheit und Wirklichkeit.

Darum gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, Sohnes und Geistes. Weil in

Christo allein das Heil ist, zum Heil aber alle Völker, unter allen Völkern alle Einzelnen bestimmt, sollen die Jünger Christi durch Wort und Taufe alle Menschen zu Jüngern Christi machen. Wenn die Menschen von Natur wären wie sie sein sollten und wenn sie wenigstens von Natur die Mittel und Wege wüßten zu Gott zu kommen, würde es nicht der Predigt von Christo bedürfen. Ist aber im Glauben an Jesum Christum allein das Heil, so kann es keinen andern Weg geben den Völkern das Heil zu bringen, als die Predigt von Christo. Die Predigt von Christo ist die Pflicht der Jünger Jesu, deren Gemeinschaft wir die Kirche nennen. Jesus Christus hat scheidend seiner Kirche die Pflicht auferlegt, allen Völkern das Evangelium zu predigen. Was aber die Pflicht der Kirche ist, ist auch die Pflicht jedes lebendigen Gliedes derselben. Damit ist nicht gesagt, daß jeder gläubige Christ Haus und Hof, Weib und Kind verlassen soll, um den Heiden zu predigen. Was die Kirche Christi zu thun hat, ist nicht das Amt jedes Einzelnen. Zum Missionsdienst gehört ein besonderer Beruf, den nicht Jeder hat. Der Name Christ ist zuerst in Antiochien gebraucht worden, wo eine große Gemeinde war, zu der viele Heidenchristen gehörten. Diese Gemeinde erkannte die Nothwendigkeit, den Heiden das Evangelium zu predigen. Der Geist der Gemeinde sonderte aber nur Paulus und Barnabas zu diesem Dienste aus. Aber die ganze Gemeinde fastete, betete und legte die Hände auf zum Zeichen, daß Alle was Paulus und Barnabas thun sollten als ihre Sache ansahen. Und als nun Paulus und Barnabas von ihrer reichgesegneten aber anfechtungsvollen Missionsbahn durch Cypern und Kleinasien zurückkehrten, da versammelten sie die Gemeinde und verkündigten, wieviel Gott mit ihnen gethan hätte und wie er den Heiden hätte die Thüre des Glaubens aufgethan. Wo eine Gemeinde Christi ist, da erwartet der Herr von den lebendigen Gliedern derselben, daß sie die Ausbreitung des Christenthums als ihre Sache ansehen und dieselbe fördern mit lebendigem Herzensantheil, mit Gebet, mit Gaben und mit Allem, was sie, Jeder nach seinem Beruf, thun zu können glauben.

Nicht uneingedenk ist die Kirche Christi gewesen des Befehles ihres Hauptes. Außerordentliches haben die Apostel gethan. Kein Apostel aber hat mehr gearbeitet als Paulus. Er hat in etwa 30 Jahren das Evangelium nach Kleinasien, Griechenland und in's Abendland gebracht. Wenn in seinem Geiste und in seiner Kraft

die Kirche fortgearbeitet hätte, würde die Erde längst voll sein von der Erkenntniß des Herrn. Nachdem die Zeit der Apostel vorüber war, waren die Gemeinden Christi, die über das große römische Reich verbreitet waren, so lebendigen und kräftigen Glaubens, daß sich ohne alle künstliche Veranstaltung das Evangelium wie von selbst ausbreitete. Ein einziger Christ, der in ein fremdes Land kam, konnte der Heilsbote desselben werden. So hat eine Frau, Numia, das Christenthum in Georgien gegründet. Als aber dieser lebendige Glaube abnahm, da erlosch auch das Feuer der Mission in den Gemeinden. Nachdem auf den Trümmern des römischen Reiches die deutschen Völker ihr Reich gegründet hatten, übernahmen einzelne auserwählte Männer ohne besondern Gemeindeauftrag die Predigt des Heils. So hat Ulfilas den Gothen, Patricius den Iren, Bonifacius den Deutschen, Ansgarius den Dänen und Schweden, Otto von Bamberg den Pommern die Botschaft des Heils gebracht. Als nun in dem Zeitalter der Reformation die Kirche des Abendlandes sich in die Lager der Römischen, der Lutheraner und der Reformirten spalteten, da bewiesen die Römischen eine große Thatkraft, ihrer Kirche im fernen Osten und Westen wiederzugewinnen, was sie in Europa verloren hatten durch die Reformation. Soviel sich sonst gegen die Jesuiten sagen läßt, so muß man ihren Missionseifer doch bewundern. Sie haben Unglaubliches geleistet und Unglaubliches gelitten. Die Protestanten aber hatten noch zuviel um ihre Existenz zu kämpfen, um an Mission denken zu können. Besondere Aufforderung dazu hatten die protestantischen Länder, welche überseeische Besitzungen hatten, wie England und Dänemark. Und so gründete die dänische Krone in Verbindung mit dem Halle'schen Waisenhause das Missionsfeld im Tamulenlande, auf dem unsere Leipziger Gesellschaft arbeitet. Ueber anderthalbhundert Jahre wird daselbst schon gearbeitet. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erwachte in Einzelnen, seit den Kriegen gegen Napoleon in Deutschland ein neuer Missionseifer. Man zählt jetzt 83 evangelische Missionsgesellschaften, auf denen etwa 2000 evangelische Missionare arbeiten, mit gegen 400,000 Bekehrten. Sie arbeiten in allen Welttheilen. Das evangelische Wort erschallt über den ganzen Erdkreis. Aber soviel auch gethan ist, so ist noch überaus viel zu thun. Nehmen wir an, daß die Erde über 1200 Millionen Menschen

hat, so sind zwei Drittheile, nämlich 800 Millionen, noch Heiden, und von dem übrigen Drittheil nehmen die Muhamedaner und Juden noch eine bedeutende Zahl in Anspruch, sodaß die Christen etwa den vierten Theil der Menschheit bilden.

Die Protestanten aller Richtungen treiben die Mission, wie wir eben gesehen haben, in Gestalt großer Vereine oder Gesellschaften. Dieß ist nun einmal das Mittel, durch welches die Kirche der Neuzeit ihre großen Zwecke erreicht. Die Leipziger Missionsgesellschaft erstreckt sich über alle lutherische Länder Europa's, welche innerhalb dieser Gesellschaft Missionsvereine bilden. Zu diesem Vereine gehört der thüringische, der heute in dieser Stadt sein Jahresfest feiert. Glied dieses Vereins ist Jeder, welcher thätigen Antheil an demselben nimmt, mag solcher groß oder klein sein. Es wird sich wohl Jeder sagen, daß nur durch den Zusammenschluß vieler Glieder die großen Summen aufgebracht werden können, welche die Ausbildung von künftigen Missionaren und die Unterhaltung der Missionsstationen in dem Tamulenlande fordern. Die Leipziger Gesellschaft hat in der Pfingstwoche ihr Jahresfest gefeiert und wir haben vereint Hand und Herz zu Gott erhoben, ihm Preis und Dank zu sagen für das was er durch unsere Handreichung unter den Heiden gethan hat. Keine Missionsgesellschaft ist von Mängeln frei. Was aber auch den Missionsgesellschaften Mangelhaftes anhaften mag, so wird man doch sagen müssen, daß in solchen Gesellschaften sich in wahrhaft protestantischer Weise die verschiedenen Kräfte nach ihren Gaben und Gnaden zum Werke des Herrn verbinden. Es wäre nicht gut, wenn einzelne Missionare auf eigene Hand auszögen, um dem Herrn Länder zu erobern. Aber wie die Dinge liegen, ist dieß gar nicht möglich. Es wäre aber aber auch nicht gut, wenn die Missionssache von den Kirchenbehörden als die Sache der Landeskirche getrieben würde. Die Mission soll nicht bloß Sache der Behörden und der Geistlichen sein, sondern der Gemeinden. In den Gemeinden aber haben Alle den Beruf, mitzuwirken zur Ausbreitung des Glaubens, die im Glauben stehen. Denn ohne den Glauben ist die Mission nichtig. Der Glaube aber, der die Mission treibt, treibt ein Werk des Herrn, welches der Herr der Kirche geboten hat. Des Herrn Wort ist der Grund der Mission.

2.

Das Zweite, was uns zu betrachten oblag, sind die Mittel der Mission.

Seit einem Jahrhundert und darüber meinen Viele in Deutschland, die wahre Religion bestehe darin, daß man das höchste Wesen durch das Streben nach dem Wahren und Schönen verehre und sich der Hoffnung hingebe, jenseits des Grabes auf dieser Bahn fortzuschreiten. Das sei die wahrhaft menschliche Religion, die jedem Menschen in's Herz geschrieben sei, auf die zuletzt alle Religionen hinauskommen und zu welcher der Fortschritt der Menschheit hinstrebe. Allein wenn diese allgemeinmenschliche Religion dem Menschen so nahe liegt, wie kommt es denn, daß in diesem Zeitalter höchster Weltbildung noch zwei Drittheile der Menschen, 800 Millionen, Religionen huldigen, von welchen auch die Männer der Humanität sagen müssen, daß in ihnen weder Vernunft noch Bildung sei, ja daß sie der Menschheit zur Schmach gereichen. Alles Heidenthum ist Weltvergötterung. Hören wir nun von den wilden Völkern Asien's, Afrika's und der Südsee, daß sie Klötze und Steine, Elephanten, Affen und Schlangen anbeten, scheußliche Opfer bringen, rohen Lüsten dienen, sich unter einander im blutigen Hasse zerfleischen, so kann man sagen, daß dieß eben wilde Völker sind, die ein halbthierisches Leben führen, wennschon es vom Standpunkt der Humanität aus sich schwer begreifen läßt, daß ganze Völker so tief fallen können. Allein in diesen wilden Völkern liegt gar nicht die Kraft des Heidenthums. In Amerika werden in nicht zu langer Zeit die Ureinwohner den Europäern ganz weichen. Auf den Südseeinseln wird es der Mission, wenn sie so fortschreitet, in nicht langer Zeit gelingen, die Bollwerke des Heidenthums niederzuwerfen. Und wenn wir Afrika als eine ungeheure Festung ansehn, so werden von den Ringmauern aus Christenthum und Bildung allmälig noch die Herrschaft gewinnen. Aber die eigentliche Macht des Heidenthums liegt in den heidnischen Ländermassen China und Indien. Die mag man jetzt die Fülle der Heiden nennen. Die dort herrschenden Religionen, die buddhaistische und bramaistische, kommen auf Vergötterung der Natur und des Menschengeistes hinaus. Was man von diesen Religionen wahrnimmt: diese scheußlichen Götzen-

bilder, dieser grauenvolle Wunder- und Aberglaube, diese sinn- und geistlosen Priester, diese Macht der rohesten Unsittlichkeit, das Alles muß Jeden, der auf Vernunft und Bildung Anspruch macht, abstoßen.

Ich wende mich nun an den, der auf Vernunft und Bildung Anspruch macht, mit der Frage: Was willst du thun? Diese Völker, weil sie uns fern sind, gleichgiltig ihrer Geschichte überlassen, das ist nicht eines Menschen, der sein Geschlecht liebt, würdig. Wie soll es werden mit der Menschheit, wenn Alle so dächten? Da vernehme ich nun die Antwort: „Die rohen Religionen der Völker sind die Früchte der Unbildung, die unter ihnen herrscht. Was also den Bildungsvölkern Europa's obliegt, ist diese Heidenvölker zu civilisiren." Allein diese Antwort beruht auf einer ganz unrichtigen Voraussetzung. Die Chinesen und Hindu sind Bildungsvölker, die, ehe von den Deutschen die Rede sein konnte in der Geschichte der Menschheit, schon ein reiches Bildungsleben hinter sich hatten. Europa hat in Kunst und Wissenschaft nichts geleistet, was nicht in Ostindien vor Christo schon ein reiches Vorbild gehabt hatte. Erfindungen, welche die Europäer erst spät gemacht haben, haben die Chinesen schon längst gekannt. Wir finden die Stellungen, welche dermalen die Menschen der Bildung zu den höchsten Lebensfragen einnehmen, auch unter den höhern Ständen Ostindiens vertreten. Also an Bildung fehlt es dort nicht. Und doch diese Religionen? Diese Völker, höre ich antworten, haben wohl Bildung, aber nicht die rechte, nicht die europäische. Ich habe kaum nöthig zu antworten, daß in Ostindien die Engländer mehr als Einfluß haben, nämlich die oberste Macht. Und daß China und Japan sich mehr und mehr den Europäern öffnen, ist nicht minder bekannt. Die Kultur also hat den reichen Eingang. Und doch diese Religionen?

Was wollt ihr thun, frage ich von Neuem. Ich höre noch einmal: Wahre Bildung dort einführen. Sind denn diejenigen, welche unter uns auf der Höhe der Weltbildung stehen, so stark in der Religion? Ist nicht Gleichgiltigkeit gegen Religion die herrschende Gesinnung der sogenannten Bildungsmenschen? Rühmt man nicht als das Resultat des wissenschaftlichen Fortschritts den materialistischen Standpunkt, welcher weder Gott noch Menschen kennt, sondern nur Stoff und Kraft?

Es giebt kein anderes Mittel, den Heidenvölkern das Heil zu bringen, als das, welches in unserm Text Der ausspricht, in welchem allein Heil ist, Jesus Christus, indem er sagt: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich weiß wohl, daß die Kinder dieser Welt zu diesem Mittel kein rechtes Zutrauen haben. Das Wort ist ihnen eine dunkle Größe und die Boten des Wortes unscheinbare Menschen, die nicht viel ausrichten. Aber hebet doch eure Augen auf und sehet das Nächste. Was sehet ihr, ehe ihr in ein Dorf und ehe ihr in eine Stadt kommt? Sind es nicht die Kirchthürme? Wohin weisen sie denn? Nicht nach oben? Und wo stehen sie denn? Nicht auf und an den Kirchen, in welchen Christen den Vater, den Sohn und den Geist anrufen? Der Glaube an den dreieinigen Gott hat sie gebaut. Und woher ist dieser Glaube gekommen? Aus dem Worte Gottes. Und wer hat dieses Wort nach Deutschland gebracht? Die Boten des Wortes, die Missionare. Ist es den Missionaren gelungen, das deutsche Volk zu einem christlichen Volke zu machen: sollte es dem Worte unmöglich sein, jetzt noch Heidenvölker zu bekehren?

Ich weiß, daß man in diesem Lande ein warmes und treues Gedächtniß für Luther hat. Hier ist das Dorf, aus welchem die Lutherfamilie stammt; hier die Stätte, wo man Luther nach seinem großen Zeugnisse zu Worms auf die Wartburg führte. Was war es, was diesem Manne aus niederem Stande, dessen Person sich wenige Reisige bemächtigen mochten, die Kraft gab, die oberste Macht der Christenheit siegreich zu bekämpfen? Nicht sein Geist, nicht seine Wissenschaft, nicht seine Beredsamkeit, sondern das Wort Gottes. Und so ist auch der Mission alleiniges Mittel das Wort Gottes. Sie verbindet sich nicht mit den Interessen der Kolonisten und Auswanderer, nicht mit den Wegen des Handels und der Industrie, nicht mit der Neugierde und dem Wissensdrange des Reisenden von Fach, nicht mit Civilisationsbestrebungen, nicht mit den Künsten der Diplomatie: sie wirkt alles durch Boten des Wortes. Das Wort, welches das Christenthum zur Religion aller Bildungsvölker gemacht hat, das Wort, welches alle Angriffe gegen das Christenthum und seinen Geist siegreich niederschlägt: das Wort ist die alleinige Kraft der Mission. Was sonst zur Mission gehört:

Vereine, Bildungsanstalten, Oberleitung, Ordnung und Verfassung der Missionsgemeinden u. s. w., will dem Worte nur den Weg bahnen. Lebt in unsern Boten Gottes Wort und Christi Geist, dann fehlt auch nicht die Kraft, sich der Sprache zu bemächtigen, die Bande der Heimat zu lösen, die Strahlen der glühenden Sonne zu ertragen, den Anblick der Greuel des Heidenthums zu überwinden, zur Zeit und Unzeit zu predigen, Schulen zu errichten und zu leiten und alle Anfechtungen des Fleisches und der Welt auszuhalten im Werk des Herrn. Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler, daß sie laufen und nicht müde werden.

3.

Der dritte Punkt, den wir noch zu betrachten haben, ist das Ziel der Mission.

Das Ziel der Mission kann nicht sein, alle Völker zu lebendigen Jüngern Jesu zu machen. So lange eine Kirche auf Erden sein wird, wird das Unkraut aufgehen mit dem Weizen, werden wahre Christen und Namenchristen gemischt sein. Ja je näher die letzten Zeiten kommen werden, desto mehr wird das Geheimniß der Bosheit offenbar, das Reich des Gegensatzes gegen Christum mächtig werden, bis es endlich im Antichristen seinen Gipfel erreichen wird. Nicht zu bekehren alle Menschen, sondern sie zum Heil zu berufen, ist das Ziel der Mission. Nicht eher kann Christus kommen, bis das Evangelium wird verkündet sein über die ganze Erde zu einem Zeugniß über die Völker (Matth. 24, 14.). Die Mission muß so lange arbeiten, bis unter allen Völkern das Wort erschallt, so daß Jedem die Möglichkeit geboten ist, durch den Glauben an Jesum Christum selig zu werden. Der Gang aber wird dieser sein. Zuerst muß die Fülle der Heiden in das Reich Christi eingehen. Ist dieß geschehen, dann wird auch Israel als Gesammtheit bekehrt werden. Denn jetzt werden nur Einzelne bekehrt. Diese Bekehrung Israel's aber wird eine Neubelebung, eine Geistesauferstehung herbeiführen. Zeiten der Erfrischung vom Angesicht des Herrn werden kommen. Aber durch alle Zeiten des Reiches Christi geht das Gesetz, daß eine große Macht und Fülle des Lebens aus Christo auch eine große Macht der Feindschaft gegen Christum, des Antichristenthums

zur Folge hat. Die wird dann den höchsten Grad erreichen. Der Antichrist wird erscheinen, ausgerüstet mit allen Kräften des Satan's, ein Christus der Hölle, welcher sich selbst zum Gott der Welt aufwerfen wird. Diese furchtbarste Höhe aber der Feindschaft gegen Gott und sein Reich wird auch die höchste und letzte Offenbarung der Herrlichkeit Gottes in Christo hervorrufen. Mit den Wolken des Himmels wird Christus erscheinen, zu vernichten den Antichristen mit dem Hauch seines Mundes. Dann wird das Ende sein. Die Todten werden auferstehen und zwar die da Gutes gethan zur Auferstehung des Lebens, die da Uebles gethan zur Auferstehung des Gerichts.

Wann dieß aber kommen wird, ist uns verhüllt. Wir wissen nur, daß Christus nicht eher kommen wird, bis das Evangelium wird verkündigt sein unter allen Völkern. An den Füßen also der Boten die den Frieden verkündigen hängt die Zukunft Christi. Wie lange diese noch arbeiten werden, wissen wir nicht. Lasset uns nicht mit unruhiger Hast nach dem Ende hinsehen. Lasset uns nicht ungestüm fragen nach Zeit und Stunde, die der Herr seiner Macht vorbehalten hat. Haben wir doch den Trost, den der Herr in unserem Text ausspricht: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Diese Gnadengegenwart des Herrn in seiner Kirche hat auch die Mission reichlich erfahren. Ueberblicken wir, was die verschiedenen Richtungen des Protestantismus seit etwa achtzig Jahren auf dem Gebiete der Mission geleistet haben, so haben wir große Ursache, Gott zu preisen. Von den Ländern ewigen Schnee's bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, von den Ländern der Morgenröthe bis zum äußersten Meere verkündigen protestantische Sendboten den dreieinigen Gott. Was Gott auf diesem großen Missionsfelde gethan hat, das ist uns zur Erbauung gethan. Wenn die Mission keinen andern Nutzen hätte als die Christen Europa's zu erbauen, so würde sie nicht genug zu preisen sein. Das innerste Wesen des Christenthums liegt in dem Heil, welches der Sünder in Jesu Christo findet. Was aber Sünde und was Gnade ist, tritt uns nirgends mit solcher Macht entgegen als in der Heidenwelt, wo die Sünde ihre ganze Finsterniß, die Gnade ihre ganze übernatürliche Herrlichkeit offenbart. Was die alternden Kirchen Eu-

ropa's den Heidenvölkern geben, empfangen sie dreifach wieder in dem Segen, der von den Neubekehrten auf sie zurückkehrt.

Möge denn auch dieses Missionsfest ein Tag wahrer Erbauung auf unserm allerheiligsten Glauben sein. Möge Gott dieses Land, welchem die Reformation so schöne Erinnerungszeichen eingeprägt hat, mit dem Glauben segnen, der die deutsche Reformation gegründet hat, mit dem Glauben, den Luther im Leben und Sterben bekannt hat. Möge Gott dem thüringischen Missionsverein innere Kraft und äußeres Wachsthum geben, daß er an seinem Theil treulich mitarbeite an dem Werke des Herrn. Möge Gott insonderheit auch mit dieser Gemeinde sein. Amen.

Die innere Mission.

Predigt am Jahresfeste des Hauptvereins für innere Mission zu Dresden über 1 Kor. 15, 55—58.

Du hast meine Seele aus dem Tode gerissen, mein Auge von den Thränen, meinen Fuß vom Gleiten. Ich will wandeln vor dem Herrn im Lande der Lebendigen. Ich glaube, darum rede ich. Amen.

Ich darf wohl annehmen, daß es auf dem Gebiete des Glaubens in dieser Stadt stehe wie in anderen größeren Städten Deutschlands. Da aber steht es so, daß die bei weitem Meisten zwar nicht ohne Gott leben, aber in Gott nicht den Mittelpunkt ihres Lebens haben. Nur von einer verhältnißmäßig kleinen Zahl kann man sagen, daß sie ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern schafft. Fragt man Einzelne aus der Masse, die den breiten Weg einschlägt, ob sie nicht kennen und anerkennen das erste und vornehmste Gebot des Herrn: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und von allen Kräften: so vernimmt man die ausweichende Antwort, daß die Welt der Religion doch zu verdeckt und unsicher sei, als daß man das ganze Leben an dieselbe setzen könnte. Wohl, wir wollen heute von zwei Thatsachen ausgehen, die weder verdeckt noch unsicher sind, sondern so offenkundig und unbestreitbar, als Etwas unter der Sonne sein kann. Sie heißen: Sünde und Tod. Es ist ein Zwillingspaar von Thatsachen, die sich gegenseitig fordern. Die Sünde ist anders nichts denn daß der Mensch von Gott sein Angesicht abricht, und kehret es zum Tod. Kehret der Mensch in der Sünde sein Leben von Gott ab, so kehret Gott im Tode sein Leben vom Menschen ab. Die Sünde ist Tod

und der Tod ist der Sünde Sold. Das sind Thatsachen, das sind Wahrheiten, gegen die kein Einwand gilt. Wie kommt es, daß du selten und dann ungern an sie denkst? Sind es etwa Thatsachen, die dich nicht betreffen? So gewiß wie dein Leib den Tod, trägt deine Seele die Sünde in sich. Das letzte Wort in deinem Leben wird der Tod reden. Das ist wohl wahr, höre ich einwenden, aber eben weil das Leben schwer und kurz genug ist, sollte man es mit so traurigen Betrachtungen nicht noch mehr trüben, die am Ende nichts helfen, da sie doch Sünde und Tod nicht aus der Welt bringen. Dieser Einspruch würde nicht grundlos sein, wenn das Christenthum Betrachtungen über Sünde und Tod forderte, welche sie unberührt in der Welt stehen ließen. Aber das Christenthum fordert Sünde und Tod in's Auge zu fassen, nicht wie einen Feind, vor dem man zuletzt die Waffen strecken muß, sondern wie einen Feind, den man überwinden soll. Eines Christen Losung heißt: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Das ist das Christenthum: eine Kunst im Leben zu sterben, um im Sterben zu leben. Ich bin die Auferstehung und das Leben: wer an mich glaubet, wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, wird nimmermehr sterben (Joh. 11, 25. 26.). Zu einem Christen aber, den er aus Sünde und Tod gerettet hat, spricht der Herr wie einst zu Petrus: Wenn du dermaleinst dich bekehret haben wirst, stärke deine Brüder. In dieser Gesinnung haben wir uns verbunden zum Werke der inneren Mission. Christen, die gerettet worden sind, haben gegen den furchtbaren Bund der Sünde und des Todes einen Bund der Liebe geschlossen zur Rettung des armen Volkes aus dem ewigen Tode.

Unserer Betrachtung liegen die Worte Pauli zu Grunde, aufgezeichnet

1 Kor. 15, 55—58.

Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Aber der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum. Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

Wenn einem Menschen, der an der Unsterblichkeit der Seele zweifelte, der Geist eines Abgeschiedenen erschiene, so würde das

Fortleben dieser einzelnen Seele das Fortleben aller Seelen verbürgen. Christus ist nicht bloß dem Geiste, sondern auch dem Leibe nach auferstanden. In der Auferstehung des Erstlings, des Hauptes Aller, die da schlafen, liegt die Bürgschaft, daß mächtiger als der Tod das Leben ist, welches von dem Haupte auf alle seine Glieder übergegangen ist. Lässet auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht? Das Leben, das in Christo den Tod verschlungen hat in den Sieg, verbürgt auch seiner Kirche Sieg. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum. Das ist eben das Werk, welches der Herr in seiner Kirche und in uns, den Gliedern seiner Kirche, treibt: die Sünde und den Tod zu überwinden. Aber der Herr, der in seiner Kirche allen Verlorenen seine Retterhand bietet, will auch, daß die Verlorenen ihre Hände in die seine legen, damit durch solches Zusammenwirken göttlicher Kraft und menschlicher Hingabe das Werk des Herrn vollbracht werde. Und so ermahnt der Apostel die Christen, fest zu sein und unbewegt in dem Werke des Herrn, sintemal sie ja wüßten, daß ihre Arbeit nicht vergeblich sei in dem Herrn.

Nichts Anderes ist der Verein für innere Mission, der hier sein Jahresfest feiert, als ein Zusammenschluß geretteter Hände, das Ihre zu thun, aufdaß das Rettungswerk des Herrn an dem armen, verlorenen Volke vollbracht werde. Und so lasset uns im Anschlusse an das Schlußwort des verlesenen Abschnittes unter Gottes Beistand

im Lichte des Werkes Christi das Werk der inneren Mission

betrachten, indem wir

zuerst vom Werke Christi, und
zweitens vom Werke der inneren Mission

reden.

1.

Zuerst also handeln wir vom Werke Christi.

Vor hundert Jahren, da die Menschheit sich im Lichte der Aufklärung sonnte, gehörte es zur Bildung, sich der Ueberzeugung hinzugeben, daß die im Grunde gute Welt mit Gott in so schönem Einvernehmen stehe, daß abgesehen von einigen Schatten, die nun einmal allen Dingen unter dem Monde anhafteten, diese Erde ein

Eden der Liebe und Freundschaft, der Wahrheit und Tugend und eben darum auch des Glückes sei. Es ist aber bekannt, daß derselbe Mann, welcher das Wort aussprach: Der Mensch ist von Natur gut, auch das Wort gesprochen hat: Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Von jener träumerischen Freude an der Herrlichkeit der Welt ist die Gegenwart gründlich zurückgekommen. So verschiedenartig die Richtungen sind, in welche die Gegenwart auseinandergeht: allen gemeinsam ist ein scharfer Blick für die Schattenseiten der menschlichen Gesellschaft. Und das ist ein wirklicher Fortschritt, weil er eben der Wahrheit sich nähert. Das Evangelium von der natürlichen Güte des Menschen ist zwar schön, aber nicht wahr. Man kann es sich vollkommen erklären — ich sage nicht rechtfertigen — daß dieselben Menschen, welche heute den Sieg der Humanität und Bildung jubelnd verkündeten, morgen die Vorsehung anklagten, daß sie mit Stürmen, Lavaströmen, Erdbeben in der Natur, mit Revolutionen und mörderischen Kriegen in der Menschheit eine im Grunde gute Welt heimsuche. Diese Erde, die in ihrem Inneren die Reste furchtbarer Zerstörungen trägt und eine Natur erzeugt, in welcher das Leben vom Tode, der Tod vom Leben sich nährt; diese Erde, auf welcher zwei Drittheile der Menschheit einem heidnischen Wahnglauben ergeben sind, der Gottes Bild im Menschen schändet; diese Erde, auf der die Massen das tägliche Brot, das sie doch haben müssen, nicht bloß mit einem ungeheuren Kraftaufwand, sondern so oft mit den Mitteln des Lasters suchen; diese Erde, auf welcher die Völker keine höhere Lösung ihrer Gegensätze kennen als mit Waffen, welche im Augenblick Tod und Verderben über Tausende verbreiten, an deren Leben himmlische und irdische Hände so treu gearbeitet haben; diese Erde, auf welcher hinter allen Elementen, hinter den Bahnen zu Wasser und zu Lande, hinter allen Arbeiten, Kämpfen, Leiden der Tod lauert, bis er den Menschen niederwirft; diese Erde, auf welcher die Bahn aller Edlen von je die Bahn des Kampfes und der Verfolgung war: diese Erde ist kein Paradies. Der Gott aber, der einst im Paradiese schuldlose Menschen wohnen ließ, kann solch Jammerthal nur für Schuldige bestimmt haben. Die Nacht, welche diese Erde bedeckt, ist ein Zeichen der Nacht in uns. Wenn die innere Mission nichts weiter gethan hätte, als den Blick für die Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft geschärft, würde sie Anspruch auf den

Dank nicht bloß aller Christen, sondern aller wahren Menschenfreunde sich erworben haben. Die innere Mission hat unsere Blicke gerichtet auf die große Zahl verwahrloster Kinder, die nicht bloß ohne alle Pflege und Schule, sondern in steter Sünde aufwachsen; auf die nicht kleine Zahl von Kindern gebildeter Häuser, welche die Familie gegen grobe Sünde nicht mehr schützen kann; auf die Massen wandernder Handwerker, welche der Unsittlichkeit und Gottlosigkeit verfallen; auf die unglückliche Schaar von Mädchen, welche abscheuliche List in die Arme des Lasters wirft; auf den traurigen Zustand der Vielen, welche aus den Gefängnissen kommen; auf den zerstörenden Einfluß, welchen schlechte Bücher und Zeitschriften über ganze Kreise der Gesellschaft verbreiten.

Als eine Stätte so des Todes als der Sünde erscheint diese Erde.

Das ist wohl wahr, höre ich sagen, aber nur die Eine Seite der Wahrheit, nicht die ganze Wahrheit. Sünde und Tod sind nur die Schatten, welche das Leben und das Gute werfen. Denn der Tod haftet an dem Leben, die Sünde an dem Guten. Nicht bloß eine Welt der Sünde und des Todes, sondern auch des Guten und des Lebens ist diese Erde.

Dieser Einwand hat Grund. In der Natur ist der Tod nur die Kehrseite eines reichen und schönen Lebens. Leuchten nicht aus nächtlichen Höhen seit Jahrtausenden die Sterne nieder wie lichte Zeugen einer bessern Welt? Wirft nicht die Erde Berge auf, wie Hochaltäre, daß auf ihnen der Mensch sich erhebe aus der dumpfen Erdenschwüle zur Anbetung Dessen, der über den Sternen waltet? Feiert nicht auch die Natur ein Osterfest der Auferstehung und ein Pfingstfest neuen Lebens? Und wenn sie dann fallen die Blätter, Blüthen und Früchte, weht uns nicht in den Herbsttagen ein schwermüthiger Hauch aus der Natur an, als ob sie ihre Sehnsucht nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes auch uns einhauchen wollte? Und wer mag es verkennen, daß durch alle Kreise des Menschenlebens gute Geister schreiten. Ist doch die Ehe ein Rest aus dem Paradiese, und der Beruf eine segensreiche Ordnung, für die wir Gott preisen, indem wir singen: Lobe den Herrn, der deinen Stand sichtbar gesegnet, und der Staat eine Stiftung göttlicher Fürsorge, und die Kunst eine schöne Nachahmung der schöpferischen Thätigkeit Gottes, und die Wissenschaft eine Ahnung der ewigen Weisheit. Es ist ja gewiß, daß in dem Menschen ein Streben nach dem Wahren, Guten,

Schönen und eine Ahnung ist, daß dieses Streben sein Ziel in Gott findet. Wir brauchen nicht weit zu gehen, um den Beweis für das Gesagte zu sehen. Diese Stadt, welche Natur und Kunst so reich geschmückt haben, über welche seit Jahrhunderten ein edles Fürstengeschlecht segensreich waltet, in welcher viel Bildung und Humanität heimisch sind, ist der Beweis für das Gesagte.

So stände denn auf der einen Seite der Satz: Diese Erde ist ein Jammerthal der Sünde und des Todes, auf der anderen der Satz: Diese Erde ist reich an schönem Leben, guten Ordnungen, edlen Bestrebungen.

Das scheint sich zu widersprechen. Allein wir Alle, andächtige Christen, müssen uns zu diesem Widerspruch bekennen. Ihr werdet Alle bekennen müssen, daß euch das Leben bald wie ein schöner Lustgarten erscheint, bald wie ein Kirchhof, unter dessen Blumen schauerliche Todtengebeine ruhen. Unser Leben schwankt unaufhörlich zwischen Freude und Schmerz, zwischen Rückschritt und Fortschritt, zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild. Allein wenn unser Leben seiner Erscheinung nach eine Mischung von Leben und Tod, von Gutem und Bösem ist, so folgt nicht, daß diese Erscheinung das Wesen, diese Wirklichkeit die Wahrheit ist. Ein unsterblicher Geist ist der Mensch, der nicht für den Tod, sondern für das Leben, nicht für das Böse, sondern für das Gute, nicht für die Welt, sondern für Gott ist. Wohl sind im Menschen wunderbare Gegensätze vereint. Er ist in der Zeit entstanden, aber für die Ewigkeit; er ist endlich, aber für das Unendliche; er pilgert auf Erden, aber seine Heimat ist der Himmel; er hat ein rastloses Streben, aber er sucht in der Unruhe Ruhe und Frieden; er stirbt, aber um nimmer zu sterben. Aber diese Gegensätze sind keine Widersprüche. Gott, der mein Grund ist, ist auch mein Ziel. Trete ich nun vor Gott, so ist das Erste, was ich fühle: ich muß mich ihm ganz hingeben, muß mich ihm opfern, muß mich an ihn verlieren, auf daß ich in ihm das wahre Leben gewinne. Aber gebe ich mich ihm ganz hin? Kann ich sagen, daß ich nur ihm lebe? Ist Gottes Wille die alleinige Richtschnur meines Willens? Ist mir nur bei ihm wohl? Frage ich nicht nach Himmel und Erde, wenn ich nur ihn habe? Ich würde mich, ich würde Gott belügen, wenn ich Ja sagen wollte. Zwischen mir und Gott steht die Sünde. Ich muß sprechen wie Jesaias, da er Gott schaute: Wehe mir, ich muß sterben, denn ich

bin ein Mensch von unreinen Lippen und wohne unter einem unreinen Volke (Jes. 6, 5.). Wer hebt die Sünde, die mich von Gott trennt? Die Natur? Sie steht unter mir und ist nur ein Spiegelbild meines eignen Geistes. Habe ich in mir nicht Frieden, so suche ich ihn vergebens in den Sternen, in den Wäldern, in den Blumen. Wer hebt die Sünde, die mich von Gott trennt? Das Leben, das in Familien, Staat, Kunst, Wissenschaft, Bildung waltet? Ach, diese Geister haben noch kein Herz ausgefüllt. Sie leben von mir, nicht ich von ihnen. Sie begleiten mich nicht, wenn ich dieß irdische Zelt abbrechen muß. In ihnen ist Unruhe, Irrthum, Sünde. Die Sünde, die mich von Gott trennt, hebt allein Der, welcher für die Sünde der Welt gestorben ist, Jesus Christus. Kein anderer Weg zu Gott, denn Der, welcher Weg, Wahrheit und Leben ist. Christus ist mein Heil, mein Leben. Ergreife ich ihn im Glauben, so ergreift mich Gott in seiner Gnade. Habe ich ihn, so zittere ich nicht, die Sünde anzusehen, dem Tod in sein düsteres Auge zu blicken und Sünde und Tod in dem Fürsten des Abgrundes sich zusammenfassen zu sehen. Sie können mir nichts anthun, denn Christus ist mit mir.

Nichts, nichts kann mich verdammen,
Nichts nimmet mir mein Herz:
Die Höll' und ihre Flammen,
Die sind mir nur ein Scherz.
Kein Urtheil mich erschrecket,
Kein Unheil mich betrübt;
Weil mich mit Flügeln decket
Mein Jesus, der mich liebt.

Was reden nicht die Menschen vom Christenthum in unseren Tagen so vergeblich. Hat man das Christenthum dritthalb Jahrhunderte verfolgt, weil es neu war, so achtet man es jetzt gering, weil es alt ist. Dem ist es die Vernunftreligion, Jenem eine gute Moral. Dem ist es eine Summe fester Lehren, Jenem ein starker Kirchenbau. Dem liegt es im Gefühl, Jenem in der That. So urtheilen sie. Doch muß man mit dem treuen Wandsbecker Boten sagen:

Doch ist es je gewißlich wahr,
Daß sie es nicht verstehen,
Und daß sie Alle ganz und gar
Was drinnen ist nicht sehen.

Das Innere, das Allerheiligste im Christenthum ist die Versöhnung des Sünders mit Gott durch den Glauben an Christum, Gottes Sohn, der Welt Heiland. Dieser Bund der Rechtfertigung, der Rettung, des Heils, des Friedens, in dem der Gläubige mit dem lebendigen Gott durch Christum steht — das ist das Wesen des Christenthums. Wer in diesem Mittelpunkt des Christenthums im wahren Glauben steht, der wird nicht sagen, daß die Welt nur Sünde und Tod, und alles weltliche Leben nur Schein und Trug sei, aber auch bekennen, daß Sünde und Tod die furchtbaren Mächte sind, welche den Menschen von Gott scheiden, und das Leben dieser Welt, wie es auch scheine, nur ein Joch ist, worunter das Herze sich naget und plaget und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.

Alle, die sich zu Jesu Christo bekennen, sind Glieder einer Gemeinschaft, deren Haupt Jesus Christus, deren Seele der heilige Geist ist. Diese Gemeinschaft der Gläubigen ist der Leib Christi. Wie nun der Leib in Glieder zerfällt, welche die Zwecke des Leibes wirken, so hat auch der Leib Jesu Christi Glieder, durch die er seine Zwecke erreicht. Diese Zwecke aber sind: Seelen zu retten, gerettete Seelen zu einigen. Erinnere dich nur, was die Kirche an dir gethan hat. Sie kam zu dir, nachdem du geboren warst, um dich durch das Bad der Wiedergeburt in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Sie hat dich in Haus, Schule, heiliger Stätte unterwiesen in dem heilbringenden Glauben an Vater, Sohn und Geist. Sie hat dich, als du dich für einen irdischen Beruf entschiedest, in der Konfirmation zu deinem himmlischen Beruf gesegnet. Sie hat die Ehe, die du schlossest, in die geheimnißvolle Ehe, in welcher Christus mit seiner Gemeinde steht, eingesenkt. Sie hat dir, wo dir Gott ein Leben schenkte oder ein Leben nahm, zugerufen: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Es ist die Kirche, welche dich an dem Tage der Ruhe durch ihre Glocken aufruft, dich in der Gemeinde des Herrn im Geiste durch den Sohn zum Vater zu erheben und in solcher Erhebung die Seligkeit zu ahnen, die einst den Geretteten werden wird in der Gemeinschaft des ewigen Lebens. Und die Kirche ist es, die einst deinen Leib der Erde übergeben wird mit dem Segen der Auferstehung zum ewigen Leben.

Jesus Christus hat den Sieg über Sünde und Tod, den er am Kreuze erstritten, kraft seines Geistes in seine Kirche gelegt, daß er

zu Allen hindurchdringe, die ihre Seligkeit schaffen. Dieß Werk des Herrn aber fordert auch unsere Mitwirkung. Seid fest und unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist. Eine solche Arbeit aber ist das Werk der inneren Mission. Sie auf Grund des Werkes Christi zu betrachten, ist unsere zweite Aufgabe.

2.

Wir haben zu Pfingsten die Gründung der Kirche durch den heiligen Geist betrachtet. Von den drei Personen der Gottheit, die wir im Glauben bekennen, ist der heilige Geist den meisten Christen am wenigsten nach seinem Wesen und Wirken verständlich. Und doch ist in ihm Gott in ganz besonderer Weise seiner Gemeinde gegenwärtig. Er ist ja das Lebensband, welches den zum Himmel erhöhten Herrn mit seiner Gemeinde auf Erden verbindet, der Hauch des Lebens, der Quell des Heils, das Feuer der Heiligung, der himmlische Thau des Trostes, die Seele der Kirche, das Unterpfand des ewigen Lebens. Ein dreifaches Werk schreibt ihm die Schrift zu. Erstens wirkt er Leben: der Geist des Lebens; zweitens wirkt er im Leben das Heil: der Geist des Heils; drittens wirkt er in den im Heil Stehenden Gaben der Gnade zur Erbauung der Kirche: der Geist der Gaben. In der ersten Gemeinde waren alle Gläubigen eine Lebens-Einheit im Geiste: Ein Leib und Ein Geist, Ein Herz und Eine Seele. Jeder einzelne Christ war ein Priester, welcher die Salbung des heiligen Geistes hatte, und eine besondere Gabe, die er in den Dienst der Gemeinde stellte. Da gab es keine Geistlichen und Laien, weil Alle gläubig und alle Gläubige Geistliche waren. Da lehrte, wer die Gabe der Erkenntniß; da erbaute, wer die Gabe der Weissagung, der Zungen, des Gebetes; da diente, wer die Gabe des Dienstes hatte. Als aber die Macht und Fülle der Gaben erbleichte, da kamen die regelmäßigen Dienstleistungen der Kirche, wie Predigt, Verwaltung der Sakramente, Seelsorge, Leitung an geordnete Aemter, die bald im Unterschied von den einfachen Christen den geistlichen Stand bildeten. Die Reformation hielt im scharfen Gegensatz gegen den Priesterstand allen Christen vor, daß sie Priester seien, übertrug aber die Dienstleistungen des Wortes und der Sakramente dem geistlichen Amte. Wer die Geschichte unserer Kirche mit gerechten Augen betrachtet, wird zugestehen müssen, daß das Amt des Wortes und der

Sakramente sich bewährt hat. Da ich selbst diesem Amte nicht angehöre, darf ich wohl aussprechen, daß in den letzten Jahrzehnten in steigendem Grade das geistliche Amt Ernst und Eifer für die Sache des Herrn an den Tag gelegt hat. Man verkennt aber sowohl den evangelischen Charakter des geistlichen Amtes als die Verhältnisse, wie sie liegen, wenn man alle Pflichten der Gemeinde nur auf die Schulter des Geistlichen legt. Wie soll es möglich sein, daß in Pfarrgebieten von vielen Tausenden von Seelen die Geistlichen jeder einzelnen Seele seelsorgerlich nachgehen, alle Armen, Angefochtenen, Verlorenen geistig und leiblich versorgen. Jeder im lebendigen Glauben stehende Christ ist ein Priester, welcher die Pflicht hat zu verkündigen die Tugenden dessen, der uns berufen hat von der Finsterniß zum Licht. Da sehe Jeder seinen Stand an. Jeder Hausvater soll Weib und Kind geistlich versorgen, auf christliche Hausordnung halten, seinen Beruf zur Ehre Gottes treiben, Zeugniß ablegen vom Herrn, wo es der Zeit und des Ortes ist, sich soviel er kann der Armen, Kranken, Unglücklichen annehmen, sich um die Zustände seiner Gemeinde bekümmern und die Gemeinschaft seiner Brüder in Christo suchen.

Gesetzt nun, daß in den Gemeinden die Geistlichen und die frommen Gemeindeglieder so eifrig und treulich zusammenwirkten als irgend denkbar, so würden sie doch nicht im Stande sein, jene massenhaften Nothstände der menschlichen Gesellschaft zu bewältigen, von denen wir oben sprachen. Ein einzelnes Gemeindeglied kann einzelnen Armen, Kranken, Verlornen viel sein, und Gott, der in's Verborgene sieht, wird der Treue im Kleinen seinen himmlischen Lohn nicht schuldig bleiben. Aber ganzen Klassen geistlich und leiblich Verkommener gegenüber steht der Einzelne ohnmächtig da. Wenn aber weder die Geistlichen noch die einzelnen Gemeindeglieder im Stande sind, jenen Massenübeln entgegenzutreten: soll die Kirche ihre Unfähigkeit erklären, helfen zu können? Das sei ferne. Die Kirche Christi, welche eine göttliche Rettungsanstalt für alle Verlorenen ist, muß für Ziele, die ihr der Herr geboten hat, Mittel haben, die im Geiste des Herrn sind. Und sie hat sie gefunden in den Vereinen für innere Mission.

Die innere Mission ist ein Zusammenschluß gläubiger Christen, dessen Ziel ist, dem Verderben entgegenzuwirken, welches Massen des Volkes der Kirche entreißt. Die innere Mission richtet ihr Augenmerk

auf die Armuth, die Krankheit, die Geistestrübung, welche Unzählige dem Leben aus Gott entfremden; auf die Schaaren verwahrloster Kinder, verwilderter Handwerker, versuchter oder gefallener Mädchen, entlassener Sträflinge; auf die Unkenntniß des Heils, die verderblichen Grundsätze und die gefährliche Geistesnahrung im Volke. Wenn sie auf Massen zu wirken sucht, so sind auch ihre Mittel massenhafter Art. Sie gründet Vereine für die Unterstützung der Armen, für Ueberwachung und Versorgung entlassener Strafgefangenen. Sie errichtet Rettungshäuser, Jünglingsvereine, Gesellenherbergen, Mägdeherbergen, Magdalenenhäuser, Siechenhäuser; sie sendet Diakonissen aus zur Pflege von Kranken, Leitung von Kinderbewahranstalten, Ueberwachung Geisteskranker; sie verbreitet die Schrift, Erbauungsbücher und andere heilsame Schriften. Alle diese Mittel aber gehen vom Glauben aus und erzielen des Glaubens Ende, nämlich der Seelen Seligkeit.

Die innere Mission würde ihre Schranken überschreiten, wenn sie sich ohne Weiteres das Werk des Herrn nennen wollte, von dem unser Text handelt. Es giebt nur Einen Verein zur Rettung des Menschen, den Gott gegründet hat, Christus leitet, der heilige Geist beseelt: das ist die Kirche. Allein die Kirche erreicht ihre himmlischen Zwecke nur durch die Mitarbeit von ihren Gliedern. Der heilige Geist wirkt das Heil durch das Wort. Niemand kommt zum Glauben, denn durch das Wort des heiligen Geistes. Allein wie sollen sie glauben, wenn sie nicht hören, wie sollen sie hören, wenn sie nicht predigen, wie predigen, wenn sie nicht gesandt werden (Röm. 10, 14.15.). Das Wort kommt nur durch Menschen an die Menschen. Der Herr hat geboten, das Wort zu verkünden allen Völkern. Die Kirche ist den Heiden das Evangelium schuldig. Allein das Evangelium kommt nur durch Missionare zu den Heiden. Will also die Kirche den gottgebotenen Zweck der Heidenbekehrung verwirklichen, muß sie auch die Mission wollen. Denn wer einen nothwendigen Zweck will, muß auch die nothwendigen Mittel dazu wollen. Und so darf sich die Heidenmission, wenn auch nicht das Werk, doch ein Werk des Herrn nennen. Man hat der Heidenmission aber oft entgegengehalten, daß wir im Vaterlande Heiden genug hätten. Ist auch dieser Ausdruck nicht richtig, so ist doch gewiß, daß Schaaren des Volkes ohne Gott, ohne Hoffnung in der Welt leben. Ist die Rettung dieser Schaaren die Pflicht der Kirche,

die innere Mission aber der allein mögliche Weg dazu, so sind wir berechtigt, die innere Mission wie die äußere ein Werk des Herrn zu nennen.

Ein Werk des Herrn ist die innere Mission, weil ihr Zweck, das arme Volk zu retten, Ziel des Herrn ist. Wie oft vernimmt man jetzt das Urtheil: das ist ein Volksmann. Und wenn man sie recht ansieht, diese angeblichen Volksmänner, so verstehen sie die Kunst, durch aufregende Reden das arme Volk irre zu leiten. Jesus Christus war ein wahrer, der allein wahre Volksmann. Der vor aller Zeit beim Vater im Himmel war in göttlicher Herrlichkeit, war auf Erden des Zimmermanns Sohn, der Freund der Fischer, der Prediger der Armen, der Gast der Zöllner, der Arzt der Kranken, der Heiland der Sünder. Wir preisen glücklich, die ihn sehen konnten, und seufzen wohl: Ach einem Thomasglücke zu Gefallen Möcht' ich wohl hunderttausend Meilen wallen. Aber wenn wir ihn einst wiedersehen werden, wird er uns fragen, ob wir ihn auch in den Armen, Kranken, Gefangenen gefunden und geliebt haben. Was ihr dieser Geringsten Einem gethan habt, das habt ihr mir gethan. Jesus Christus, der des armen Volkes sich annahm, das ihm erschien wie Schafe ohne Hirten, will, daß auch seine Gemeinden und seine Jünger sich des Volkes annehmen sollen. Wer sagen kann: Mir ist Barmherzigkeit widerfahren, der soll auch Barmherzigkeit beweisen. Wer sagen kann: Ich bin ein Brand, aus dem Feuer gerissen, der soll auch Hülfe bringen Allen, die in Gefahr sind, dem ewigen Feuer zu verfallen. Wenn du dermaleinst dich bekehret hast, stärke deine Brüder. Die innere Mission ist das Werk des Herrn, weil sie auf dem Glauben an den Herrn ruht. Daß die Sache der inneren Mission Sache des Glaubens ist, das ist es, was die Welt ihr nicht verzeihen kann. Sie würde es wohl loben, daß man der Armen, Kranken, Verwahrlosten, Gefangenen, Gefallenen sich annimmt, wenn nur nicht der Glaube an Jesum Christum der Sache Grund und Ziel wäre. Aber was in den Augen der Welt unser Schatten ist, ist in den Augen Gottes unser Licht. Der Herr ist unsre Kraft und unser Sieg. Und wie Grund und Ziel unserer Sache des Herrn sind, so sind die Mittel, durch die wir wirken, im Sinn und Geist des Herrn. Als unser Herr und Heiland noch auf Erden wandelte, da gab er den Armen des Volkes den Beweis seiner Wunder. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen

werden rein, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Die Wunder waren Thatpredigten, die mächtiger wirkten, als Worte. Christus that den Blinden, die er sehend machte, auch das Geistesauge auf für den Arzt der Seelen. So will auch die innere Mission durch Thaten der rettenden Liebe den Glauben predigen an den Heiland der Seelen. Sie giebt den Armen zuerst Brot, den Kranken Pflege, den Verirrten ein Obdach, den Gefallenen brüderliche Handreichung, damit die Gaben der Liebe die Seelen bereit machen, Den zu ergreifen, der aller Armen Freund, aller Kranken Arzt, aller Gefangenen Befreier, aller Verirrten Führer, aller Verlorenen Retter ist.

Ist die innere Mission ein Werk des Herrn, so hat sie auch die Verheißung des Herrn. Seid fest und unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergebens ist in dem Herrn. Es kommt in jedem Werke, das man im Namen des Herrn treibt, immer darauf an, daß man die Festigkeit des Glaubens und den Eifer der Liebe hat: Mittel und Erfolg giebt der Herr. *Unsere* Sache ist zu beten und zu arbeiten, *seine* Sache ist zu segnen.

Weg hast du aller Wegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du was deinen Kindern
Ersprießlich ist willst thun.

Amen.

Das Bekenntniß Pauli vor Felix das Bekenntniß des Gustav-Adolph-Vereins.

Predigt am Jahresfeste des Leipziger Hauptvereins der Gustav-Adolph-Stiftung 1868 zu Zwickau über Apostelgeschichte 24, 14—16.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit euch Allen. Amen.

Unter den Vereinen zu kirchlichen Zwecken, in denen der christliche Sinn unsers Zeitalters eine so außerordentliche Thatkraft bewiesen hat und noch beweist, nimmt der Gustav-Adolph-Verein eine hervorragende Stellung ein. Aus dem Gedanken, dem für die Sache des Evangeliums bei Lützen gefallenen Heldenkönige ein Denkmal zu setzen, ist ein mächtiger Baum erwachsen, der in alle protestantischen Länder Europa's seine Wurzeln treibt, und so hoch gewachsen ist, daß man ihn in allen Welttheilen wahrnehmen kann. Sieht man auf die Zahl seiner Haupt- und Zweigvereine, auf die sichern und regelmäßigen Einnahmen, über die er zu verfügen hat, auf die edlen Geisteskräfte, die seine Sache vertreten, auf sein ungeheures Arbeitsfeld, in dem die Sonne nicht untergeht, auf die vielen verschmachteten Gemeinden in der Wüste, welche die Liebesgaben ihrer protestantischen Brüder erquickt und aufgerichtet haben, vor Allem aber auf den herrlichen Kranz protestantischer Kirchen und Schulen, den dieser Verein Gott dargebracht, damit protestantische Brüder in der Zerstreuung daselbst sagen mögen: Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott (Ps. 84,4.): so wird man wohl sagen müssen, daß der Gustav-Adolph-Verein an sein großes Ziel eine große Kraft gesetzt hat. Aber wenn es sich fragt, worin die Stärke des Gustav-Adolph-Vereins liegt, muß

man nicht mit der Zahl seiner Vereine, seiner Mittel, seiner Gaben, seiner Kirchen antworten. Zahlen beweisen auf dem Boden irdischer Verhältnisse, aber nicht auf dem Boden der Kirche Jesu Christi. Der Jesuitenorden hat Mittel gehabt und Ziele erreicht, denen sich die Mittel und Ziele des Gustav-Adolph-Vereins nicht vergleichen lassen. Ist seine Sache die Sache Dessen gewesen, nach dem er sich nennt, Jesu? Die Stärke jedes Vereins in Sachen Gottes soll Gott selbst sein. Nicht Fleisch sollen wir zu unserem Arm machen, sondern Geist, den Geist Gottes. Nicht auf den Beweis großer Erfolge kommt es an, sondern auf die Beweisung des Geistes und der Kraft. Handelt es sich also um das Recht und die Kraft des Gustav-Adolph-Vereins, so liegt die Entscheidung in der Antwort auf die Frage, ob dieser Verein ein gotteswürdiges Ziel mit gotteswürdigen Mitteln verfolgt. Wer sich einen Evangelischen nennt, muß bekennen, daß die Unterstützung evangelischer Gemeinden der Zerstreuung, die äußerlich und innerlich in Gefahr sind dem Evangelium sich zu entfremden, ein wahrhaft evangelisches und darum gotteswürdiges Ziel ist. Darüber kann unter allen Evangelischen nur Eine Stimme sein. Die Gefahr des Gustav-Adolph-Vereins kann nur darin liegen, dieses Ziel durch Seiten- und Hintergedanken zu trüben, die sich allerdings an ihn gedrängt haben. Nicht eine Gemeinschaft der Liebe auf Kosten des Glaubens, nicht ein Sammelplatz freier Bestrebungen, nicht der Ausgangspunkt eines falschen Kampfes gegen die römische Kirche u. s. w. soll er sein. Evangelisch soll der Gustav-Adolph-Verein sein. Evangelisch ist er, wenn er mit seinem Bekenntnisse treu steht auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Christus der Eckstein ist.

Der Apostel des Protestantismus ist vorzugsweise Paulus. Sein großer Kampf gegen die Werkgerechtigkeit des Judenthums war das apostolische Vorbild des reformatorischen Kampfes gegen die Werkgerechtigkeit der mittelalterlichen Kirche. In diesem Kampfe führt uns den Apostel Paulus unser heutiger Text vor die Seele. Die fanatischen Juden hatten den Mann, der frei über das Gesetz gesprochen hatte, ergriffen, um ihn zu tödten. Diesem Andrang seiner Volksgenossen entriß den Apostel die römische Besatzung. Von Jerusalem war Paulus unter Bedeckung nach Cäsarea gebracht worden, um vor dem Stuhle des Landpflegers, der dort seinen Sitz hatte, sein Urtheil zu empfangen. Felix hieß der damalige Land-

pfleger. Der hohe Rath in Jerusalem mußte nun den Weg Rechtens einschlagen. Der Hohepriester Ananias zog mit den Aeltesten nach Cäsarea, um durch den beredten Mund des Tertullus dem Landpfleger des Anrecht darzuthun, welches der hohe Rath auf Paulus zu haben glaubte. Nachdem der Redner Tertullus die Gunst des Landpflegers durch schmeichelhafte Versicherungen zu gewinnen versucht hatte, um denselben gegen Paulus einzunehmen, nahm Paulus das Wort. Zuerst bewies er dem Landpfleger, daß die Anklage seiner Gegner grundlos sei. Dann aber sprach er das Bekenntniß aus, welches

Apostelgeschichte 24, 14—16

also lautet:

Das bekenne ich aber dir, daß ich nach diesem Wege, den sie eine Secte heißen, diene also dem Gott meiner Väter, daß ich glaube allem was geschrieben stehet im Gesetz und in den Propheten; und habe die Hoffnung zu Gott, auf welche auch sie selbst warten, nämlich daß zukünftig sei die Auferstehung der Todten, beides der Gerechten und Ungerechten. In demselbigen aber übe ich mich zu haben ein unverletztes Gewissen allenthalben, beides gegen Gott und den Menschen.

Paulus bekennt sich zu demselben Gott, den der hohe Rath bekannte, zum Gott seiner Väter, fügt aber hinzu, daß er diesem Gott auf einem Wege diene, den sie eine Secte heißen. Weiter bekennt er sich zu demselben Buch, das auch dem Hohenpriester und den Aeltesten das Richtmaß der Wahrheit war, zu dem Gesetz und den Propheten d. h. zur heiligen Schrift alten Bundes, und bezeugt die in diesem Buche verkündete Hoffnung der Auferstehung der Todten. Endlich bekennt er, daß er einen diesem Glauben und dieser Hoffnung entsprechenden Wandel zu führen sich bestrebe. Dieß Bekenntniß Pauli vor Felix soll auch das Bekenntniß des Gustav-Adolph-Vereins sein. Das sei der Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung:

Das Bekenntniß Pauli vor Felix das Bekenntniß des Gustav-Adolph-Vereins.

1.

Das Erste, was Paulus vor Felix bekennt, ist, daß er dem Gott seiner Väter auf einem Wege diene, den sie eine Secte heißen.

Diese Worte wollen aus den Zuständen der Kirche apostolischen Zeitalters erklärt werden. Die erste Gemeinde in Jerusalem bestand aus Juden, die im Glauben an Jesum Christum eins sich zur Lehre der Apostel, zur Gemeinschaft, zum Gebet und Brotbrechen hielten, also eine gesonderte Gemeinschaft bildeten, aber noch theilnahmen an dem Gottesdienst im Tempel und dem hohen Rath in Jerusalem unterthan waren. Die ersten Christen machten, von außen angesehen, den Eindruck einer jüdischen Secte. Die Römer hatten den Grundsatz, den Völkern, welchen sie die Selbständigkeit und Freiheit genommen hatten, die Religion zu lassen. Und gleichgiltig gegen alle Religion, wie sie waren; hatten sie auch wenig Neigung, sich um die inneren religiösen Angelegenheiten der Völker zu kümmern. Felix, der römische Statthalter, sah in Paulus einen Juden, der in Religionsangelegenheiten mit seinen Oberen zerfallen war. Auf den Standpunkt dieses Römers geht Paulus ein, indem er sich auf das Volksurtheil beruft, welches die Christen eine jüdische Secte nannte. Ich stehe, will Paulus zu Felix sagen, mit meinen Anklägern auf dem Boden der jüdischen Religionsgemeinschaft, nur daß ich einer Richtung angehöre, die man eine Secte nennt. Solche jüdische Secten waren die Pharisäer, die Sadducäer, die Essäer. Um diese Secten bekümmerten sich die Römer nicht weiter. Erkannten sie das Judenthum an, mußten sie natürlich auch seine Richtungen und Secten anerkennen. Es war also im hohen Grade weise, daß Paulus vor dem römischen Richter, der auf das Innere des Christenthums nicht einging, das Recht, welches das Judenthum im Ganzen genoß, auch für diesen Weg in Anspruch nahm, den sie eine Secte nannten. Aber es war auch im hohen Grade demüthigend für ihn, daß er für den königlichen Weg der Wahrheit, für die Sache des Reiches Gottes auf Erden, für die Kirche, deren Haupt zur Rechten Gottes sitzt, den Namen einer jüdischen Secte brauchen mußte, um sie unter den Schutz des Judenthums zu stellen.

Andächtige Christen, wir heißen Evangelische, weil wir der Ueberzeugung sind, daß unsere Sache die des Evangeliums ist. Die Sache des Evangeliums ist die Sache Christi. Aber nicht alle Christen sind Evangelische. Wir sind nur ein Theil und zwar nicht der größte der Christenheit. In den Augen der Römischen, die uns an Zahl weit überlegen sich für die alleinseligmachende Kirche halten, sind wir nur eine Secte. Das wird uns freilich hier in unserm

Vaterlande wenig fühlbar. Sachsen ist ja im Wesentlichen ein evangelisches Land. Aber desto mehr fühlen es die Evangelischen, die in katholischen Ländern zerstreut wohnen. Die Protestanten in den großen katholischen Ländern Südeuropa's machen auch da, wo sie dem Gesetze nach gleichberechtigt sind, doch den Eindruck einer Secte. Vor den katholischen Kirchen mit ihren gewaltigen Säulen, ihren herrlichen Bildern, ihren zauberhaften Tönen, ihren geheimnißvollen Altären treten in Schatten die protestantischen Kirchen daselbst, in entlegenen Gegenden, unscheinbar, wo Gott nur im Geiste angebetet wird. An vielen Orten aber der Zerstreuung sind die protestantischen Kirchen und Schulen im tiefsten Verfall. Natürlich ist in vielen Fällen der Verfall der Kirch- und Schulgebäude nur ein Ausdruck des Verfalls in evangelischem Glauben und Leben. Wir können nicht verschweigen, daß die Protestanten der Zerstreuung in katholischen Ländern nicht selten gleichgiltig gegen Religion, in des Wortes falschem Sinne aufgeklärt, verweltlicht und geistlich verkommen sind. Wie aber kann es anders sein bei Protestanten, die so oft ohne alle geistliche Pflege hinleben, oberflächlich gebildet sind, den Anregungen des katholischen Glaubens sich verschließen, ohne Anregungen von ihrer Kirche zu empfangen? Wenn der Gustav-Adolph-Verein nichts weiter gethan hätte, als diesen Protestanten der Fremde gesagt, daß man in dem protestantischen Mutterlande ein Herz für ihre Zustände habe: er würde im Sinne des Herrn ihnen einen Becher kalten Wassers gegeben haben. Diese Protestanten, die, von außen angesehen, den Eindruck einer verkommenen Secte machen, können nur durch den lebendigen Zusammenhang mit den Kernländern des Protestantismus vor der Gefahr bewahrt werden, innerlich zur Secte herabzusinken. Der Gustav-Adolph-Verein hat aber diesen Protestanten nicht bloß in Worten, sondern in der That und in der Wahrheit Liebe bewiesen. Was er ihnen gegeben hat, sind freilich nur äußere Gaben für den äußern Bestand der Gemeinden. Er baut Kirchen und Schulen, er unterstützt Prediger, Lehrer und Gemeinden. Nun wissen wir ja, daß mit dem Kirchgebäude noch nicht der Geist der Kirche Christi und mit einem Schulhause noch nicht christliche Bildung kommt. Aber gerade solche Protestanten, die in ihrem Glauben noch schwach sind, bedürfen eines festen, äußern Haltes. Der Gustav-Adolph-Verein hat den Grundsatz befolgt, Kirchen zu bauen, die den himmlischen Zweck, dem sie dienen,

schön darstellen, um durch den äußeren Menschen sich an den inneren zu wenden. Der Prophet Ezechiel war der prophetische Leiter einer jüdischen Gemeinde in Thel-Abib am Chaboras zur Zeit der Zerstörung von Jerusalem durch Nebucadnezar. Diese Gemeinde im fernen Lande lebte ganz von der Muttergemeinde in Jerusalem. Freud und Leid, Fall und Erhebung ging von der Mutter auf die Tochter über. So ist es auch mit diesen protestantischen Gemeinden der Fremde. Sie leben von den protestantischen Mutterländern. Ist das Herz des Protestantismus gesund und kräftig, so theilt sich dieser kräftige Herzschlag allen Adern mit. Stehen wir fest auf dem Boden des evangelischen Glaubens, so wird der Geist Gottes, in dem wir unsern Brüdern Kirchen und Schulen bauen, aus den neuen Kirchen und Schulen in die Herzen gehen, sie zu erneuern in Kraft dessen, der da spricht: Siehe, ich mache Alles neu. In diesem Sinne lasset uns zu unsern Brüdern uns bekennen, daß sie, die vor Menschen eine Secte heißen, vor Gott ein königlich Priesterthum sind, zu verkündigen die Tugenden deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zum Licht.

2.

Das Zweite, was Paulus bekennt, ist, daß er Allem glaube was geschrieben steht im Gesetz und in den Propheten.

Zum Gotte seiner Väter hatte sich Paulus bekannt, aber nach einem Wege, den sie eine Secte nennen. Wohl trennte ihn dieser Weg von seinen Anklägern. Zum Beweise aber, daß er mit ihnen auf demselben Boden stehe, fügt er hinzu, daß er Allem glaube was geschrieben steht im Gesetz und in den Propheten d. h. in der heiligen Schrift alten Bundes. Dasselbe Richtmaß des Glaubens, welches seine Gegner anerkennen, erkennt er auch an: die Schrift alten Bundes. Was ihn von diesen Gegnern trennt, ist die Auslegung und Anwendung der Schrift. Jene glauben nur an die Weissagung eines Messias, er aber an die Erfüllung dieser Weissagung in Christo Jesu. Wie Jesus Christus einst gesagt hatte: Suchet in der Schrift, sie ist's die von mir zeuget, so lebte und starb Paulus der Zuversicht, daß in Christo der ganze alte Bund seine Erfüllung finde.

Paulus bekennt sich zur Schrift vor einem römischen Richter, der nur ein Unterbeamter des römischen Statthalters in Syrien war, welcher wieder unter dem Kaiser in Rom stand. Dieser römi-

schen Kaiser Nachfolger sind die deutschen Kaiser gewesen. Zur Zeit der Reformation saß ein Kaiser auf dem Throne, der nicht nur der mächtigste, sondern auch der größte Fürst seines Jahrhunderts war, Karl V. Vor diesem Kaiser aber bekannte zu Worms Luther, daß er weder den Päpsten noch den Kirchenversammlungen glaube, sondern allein der heiligen Schrift. Wie Paulus vor Felix, bekannte Luther vor dem Kaiser, daß er Allem glaube was geschrieben steht im Gesetz und in den Propheten und zwar Allem allein. Mit diesem Grundsatz, daß die Schrift das alleinige Richtmaß der Wahrheit sei, steht und fällt der Protestantismus. Dieser Grundsatz kann aber nicht fallen. Das Wort sie sollen lassen stahn Und kein'n Dank dazu haben: Er ist bei uns wohl auf dem Plan Mit seinem Geist und Gaben. Allein der Grundsatz von dem allein entscheidenden Ansehn der Schrift hilft uns nichts, wenn wir nicht wissen, was die Schrift lehrt. Die deutsche Reformation hat das alleinige Recht der Schrift in Glaubenssachen nicht ausgesprochen, ohne in einem Bekenntnisse zu bezeugen, was sie für den Glaubensinhalt der Schrift hält. Das ist eben das Bekenntniß: das Zeugniß der Kirche vom Worte Gottes. Das Grundbekenntniß unserer Kirche ist die augsburgsche Konfession. Die deutsch-evangelische Kirche heißt eigentlich die Kirche augsburgschen Bekenntnisses. Was vor dreihundert Jahren die Väter unserer Kirche bezeugten, daß dieß Bekenntniß noch Niemand habe widerlegen können, das gilt bis auf diesen Tag. Die Schriftgemäßheit des augsburgschen Bekenntnisses steht in allen Wesenspunkten unantastbar fest. Aber, wendet man mir ein, ist denn kein Fortschritt in der Kirche? Sind wir denn seit dreihundert Jahren nicht weiter gekommen? Wie es bei einem einzelnen Menschen kein Widerspruch, sondern die Ordnung ist, daß er mit einem festen Charakter das Streben verbindet in seinem Geistesleben zuzunehmen, so besteht auch mit dem Streben der deutsch-evangelischen Kirche, immer mehr hinanzukommen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes, ein fester Glaubens- und Bekenntnißgrund, über den wir nicht hinauskommen. Aber auch dieser Bekenntnißgrund unserer Kirche hilft dem Einzelnen nichts, wenn er nicht mit Paulus sagen kann, daß er Allem was geschrieben steht glaube und in solchem Glauben die Hoffnung des ewigen Lebens habe. Wir sind von dem römischen Richter in unserem Text fortgegangen zu dem deutschen Kaiser, vor dem Luther zu Worms stand. Aber auch dieser

größte Fürst seines Jahrhunderts ist nur ein schwaches Abbild des Fürsten der Fürsten, des Königs der Könige, des Herrn der Herren, vor dessen Richterstuhle wir einst Alle stehen müssen. Dann wird die Wahrheit der Schrift und die Schriftgemäßheit unseres Bekenntnisses nicht für, sondern gegen uns zeugen, wenn wir nicht von ganzem Herzen an Den glauben, den Schrift und Bekenntniß bezeugen, Jesum Christum. Vor Christo, dem höchsten und letzten Richter, gilt nur Christus, unser Heiland.

Im Reformationszeitalter war Zwickau ein bedeutender Punkt. Die Funken evangelischen Glaubens, die von Wittenberg aus sprühten, zündeten sehr früh in Zwickau. Die Reformation hatte daselbst Zeugen wie Hausmann und Myconius, die zu den schönsten Gestalten der Reformation gehören. Ein Zug aus dem Leben des Myconius wird uns am deutlichsten sagen, wie sich das protestantische Bekenntniß zu dem Bekenntnisse des Paulus verhielt.

Myconius war auf der Schule zu Annaberg Zeuge des Ablaßhandels, welchen Tetzel trieb. Er kam zu den Ablaßhändlern mit der Bitte, ihm als einem Armen umsonst Sündenvergebung zu ertheilen. Dazu war man aber nicht zu bewegen. Aber dieß unevangelische Treiben der Ablaßhändler weckte in ihm den Hunger und Durst nach der wahren Vergebung der Sünden. Er fühlte, daß man nur auf dem Wege der Hingabe an Jesum Christum Vergebung der Sünden empfangen könne. Und in diesem Gefühl ging er in das Franziskanerkloster daselbst. Der Tag, da er eintrat, war der 14. Juli 1510. Nach dem Abendgebete der Mönche betete er noch eine Stunde in seinem Kämmerlein und schlief dann ein. Da ward ihm ein wunderbarer Traum, den er uns selbst auf das Genaueste beschrieben hat. Er sah sich in einer Wüste, mit spitzen Steinen bedeckt, ohne Baum, Kraut und Gras, von hohen Felsen umschlossen. Vergebens suchte er einen Weg über die steilen Felsen. Nackt, hungrig und durstig, ganz verzagt legte er sich auf die Erde. Da sah er einen Mann kommen, in dem er den Apostel Paulus erkannte. Der Apostel gab ihm die Hand, führte, ja trug ihn über den steilen Felsen, bis sie auf eine herrliche Wiese kamen, die ein Bach von krystallklarem Wasser durchfloß. Myconius wollte trinken. Aber der Apostel ließ es nicht zu: aus der Quelle sollst du trinken. Bald kamen sie zur Quelle. Es war ein Marmorbecken, in welches das lebendige Wasser durch eine Oeffnung drang. Als nun Myco-

nius hineinsah, da erblickte er das Bild Christi des Gekreuzigten, und er erkannte, daß alles Wasser aus Christi Wunden quoll. Solch ein heiliges Wasser zu berühren hielt sich Myconius für unwürdig. Da nahm ihn der Apostel und legte ihn in die Quelle, so daß er mit dem Haupte Christi Brust berührte. Neues Leben drang in Leib und Seele des Myconius. Er wußte nicht, wie er Christo danken sollte, der solch eines Trunkes ihn gewürdigt. Du hast, sagte Paulus zu ihm, nicht aus dem Bach, sondern aus der Quelle, ja aus dem Schöpfer der Quelle getrunken. Nachdem sie ein wenig geruht hatten, kamen sie zu einem großen Erntefeld. Da, sagte Paulus zu Myconius, da sollst du ernten. Ach, antwortete Myconius, ich kann die Sichel nicht führen. Man wird es dich lehren, erwiderte Paulus. Da sah Myconius einen Mann, Paulus sehr ähnlich, der die Sichel so kräftig führte, als ob er das ganze Erntefeld allein bestreiten wollte. Zu dem halte dich, sagte Paulus zu Myconius, er wird dich unterweisen. Aber ach das Erntefeld war so groß, der Schnitter so wenig. Von Zeit zu Zeit kamen einige Schnitter. Waren sie müde, so gingen sie zum Bach, wo sie allezeit Speise fanden. Aber Myconius fühlte sich allmälig schwächer werden. Indeß seine Gefährten, besonders aber jener Lehrmeister, stärkten ihn. Endlich aber lag er matt und krank in seiner Kammer. Da kam Paulus zu ihm mit einem andern Mann von apostolischem Ansehn, ihn zu trösten. Da er noch sprach, sah Myconius das Bild des Gekreuzigten, aber nicht mit strahlendem, sondern gebrochenem Leibe, dem kranken Myconius ähnlich. Paulus aber sprach zu ihm: Dem mußt du ähnlich werden. Und da erwachte Myconius.

Myconius hat diesen bedeutungsvollen Traum erst später verstanden. Sein ganzes Leben war die thatsächliche Auslegung desselben. Die Wüste, in der er Anfangs war, war offenbar das Mönchsleben mit seinen äußern Werken, welche die Seele nur ausdörreten. Paulus, der ihn zur Wiese, zum Bach, zur Quelle führt, ist der Apostel der Reformation, deren Ziel war, die Kirche zum Evangelium zu leiten. Der Brunnquell ist das lautere Wort und das lautere Sakrament, die den Gläubigen in Jesum Christum einsenken. Nachdem Myconius zum reinen, seligmachenden Glauben gekommen war, empfing er den Beruf eines Arbeiters im Erntefeld der Reformation. Jener Schnitter, dem Paulus ähnlich, unter dessen Leitung er sich stellte, ist offenbar Luther, dessen treuester Freund und Hilfsarbeiter

Myconius ward. Als Myconius aber nach vollbrachtem Tagewerk sich in seine Kammer legte, da wies ihn Paulus an den Gekreuzigten, der uns gleich ward im Tode, damit wir ihm gleich werden in der Auferstehung.

In das große Erntefeld der Reformation ist der Gustav-Adolph-Verein eingetreten. Seine Aufgabe kann nicht sein, dem Katholicismus Abbruch zu thun und den Protestantismus auszubreiten. Der Protestantismus macht nicht den Anspruch, das Reich des alleinseligmachenden Glaubens zu sein. Aber die Säule der Wahrheit, der Leuchtthurm des Evangeliums will er sein. Ist das seine Bedeutung in der Kirche, so kommt viel darauf an, daß die in katholischen Ländern zerstreuten Protestanten ein gutes Bekenntniß ablegen. Beweisen sie, daß das Wort ihr Licht, der Glaube ihre Kraft, der Herr ihre Stärke ist, so erfüllen sie ihre Sendung. Dazu ihnen den Beistand zu leisten, den Menschen Menschen, Christen Christen, Brüder Brüdern leisten können, ist die Aufgabe des Gustav-Adolph-Vereins.

3.

Drittens bekennt der Apostel, daß er sich übe ein unverletztes Gewissen zu haben beides gegen Gott und die Menschen.

Gegenüber einem Richter, welcher kein Urtheil über das innere Wesen des Evangeliums hatte, beruft sich Paulus auf den allgemeinen Maßstab, den man an alle religiöse Richtungen anlegt, auf seinen sittlichen Charakter. Diesen Maßstab hatte ja Jesus selbst den Seinen in die Hand gegeben, da er sagte: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Der Apostel, der den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide ward, um Juden und Heiden zu gewinnen, beruft sich gegenüber dem heidnischen Richter und den jüdischen Oberen auf seinen unantastbaren Wandel. Das Leben, welches in diesem hinsterbenden Leibe waltete, voll Liebe zu Gott und seinem Sohne, voll Eifer und Thatkraft dem Evangelium Gemeinden zu erwerben, voll opfernder Hingabe an den Einzelnen und an die Gemeinden, voll Sehnsucht nach der ewigen Ruhe im Herrn und doch im Wachen, Fasten, Kämpfen, Gefängnisse, Gefahr zu Wasser und Land so mächtig, — das war des Glaubens, den er verkündete, stärkstes Zeugniß.

Wir haben vorhin vernommen, wie es der Geist der Paulus war, welcher im Reformationszeitalter die Heilsbedürftigen aus der Wüste der äußeren Satzungen und Werke zu dem Quell des Evangeliums leitete. Die Sache der Reformation war aus Gott. Aber die ungeheure Bewegung, welche die Reformation hervorrief, weckte auch falsche Geister. Das erfuhr in besonderer Weise Zwickau. Thomas Münzer, der hier Prediger war, verkündigte unter dem Namen des heiligen Geistes einen Geist der Willkür, der sich gegen jede Ordnung erhob, einen Geist der Schwärmerei, welcher sich nicht an das Wort Gottes band, einen Geist stürmischer Gewalt, welcher alles Alte gewaltsam abthat. Dieser Irrgeist warf sich von hier aus nach Wittenberg. Luther, der damals auf Wartburg das Schriftwort seinem Volke zu verdeutschen anfing, erkannte, daß wenn dieser Geist um sich greifen würde, die Reformation durch ihre eigenen Bekenner untergehn werde. Er kam selbst nach Zwickau und dämpfte mit der Macht seines Zeugnisses den Sturm. Der Geist des Evangeliums war mächtiger als dieser Schwarmgeist, wie ihn Luther nannte. In demselben Zwickau, von dem jener falsche Geist ausgegangen war, wirkte ein Prediger, Hausmann, von dem Luther sagen konnte: Was wir lehren, lebt er. Als jener Myconius im Jahre 1524 wieder nach Zwickau kam, schrieb er in einem Sendschreiben an die Annaberger: „Ich wollte, ihr hättet gesehen, was ich in diesen acht Tagen in Zwickau gesehen habe. Ich habe vor Freuden diese acht Tage mehr geweint, als ich zuvor in vierzehn Jahren geweint habe. Man sieht und hört in der Kirche nicht ein irdisch, sondern ein himmlisch Volk. Da gehet Gottes Wort, Glaube, Liebe, Leben, Preis und Regiment in vollem Schwang, fleußt Alles von Honig und Milch. Ich wollte, daß es des Evangeliums Feinde selbst hören und sehen sollten: ihr Muth würde ihnen genommen werden."

Ihr wißt, andächtige Christen, daß man auf Menschen, die sich durch ihre religiöse Richtung von Andern unterscheiden, sehr achtet. Mit Schadenfreude bemerkt man ihre Schwächen. Und kommen nun vollends grobe Sünden zu Tage, so beurtheilt man ihre ganze Sache darnach. Das war bei den ersten Christen in einem kaum glaublichen Grade der Fall. In Einem Athem beschuldigte man sie des Unglaubens und des Aberglaubens, der Weltflucht und des verbrecherischen Weltgenusses, übergroßer Bruderliebe und des Menschen-

hasses. In katholischen Ländern wohnen die Protestanten eben zerstreut. Es ist natürlich, daß man sie, die zur alleinseligmachenden Kirche nicht gehören, beobachtet. Zeigen sich nun bei ihnen Unglaube, Gleichgiltigkeit, Aufklärerei, Liebe zu falscher Freiheit, sittlicher Ungebundenheit, so nimmt man dieß für einen Beweis, daß der ganze Protestantismus darauf hinauskomme. Es muß uns Evangelischen daran liegen, daß der evangelische Name durch seine Träger nicht verunehrt wird. Es gilt hier des Herrn Wort: Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen (Mt. 5, 14—16.). Der Gustav-Adolph-Verein ist keine Kirche, welche in die wüsten Gegenden der protestantischen Zerstreuung Bäche des Lebens leiten kann. Er kann nur Gott mit vereinigtem Munde bitten, daß er sich unserer protestantischen Brüder in der Ferne annehmen wolle; er kann ihnen nur äußere Mittel darbieten; er kann ihnen nur sagen, was sie sollen. Sein Gebet wird Kraft haben, wenn es im Glauben geschieht; seine Gaben werden Segen wirken, wenn sie aus evangelischem Herzen kommen; sein Wort wird kräftig sein, wenn es auf dem Worte Gottes ruht.

Der Herr der Kirche wolle diese altevangelische Stadt segnen, daß sie ihrer Vergangenheit würdig in der Gegenwart stehe und evangelische Männer ihr das Zeugniß geben können, das ihr einst Myconius gab. Er wolle den Hauptverein segnen, der hier sein Jahresfest feiert, daß er Hand in Hand mit allen Vereinen zunehme an dem Werke des Herrn und erfahre, daß seine Arbeit nicht vergebens sei. Er wolle sich unserer protestantischen Brüder in der Ferne erbarmen, daß sie nicht bloß evangelisch heißen, sondern evangelisch sind. Alle Christen, die Christen sind, leben in dieser Welt in der Zerstreuung. Hilf uns, Herr, unser Gott, und bringe uns zusammen aus den Völkern, daß wir danken deinem heiligen Namen und rühmen dein Lob. Gelobt sei der Herr, der Gott Israel's, von Ewigkeit zu Ewigkeit und alles Volk spreche: Amen. (Ps. 106, 47. 48.)

Worauf ruht die Zukunft des Gustav-Adolph-Vereins?

Predigt beim Hauptgottesdienste der 24. Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins zu Bayreuth am 18. Aug. 1869 über 2 Kor. 4, 5—10.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch Allen. Amen.

Wo unsere Kraft liegt, andächtige Christen, da liegt gewöhnlich auch unsere Schwäche. In der Macht persönlicher Ueberzeugung, persönlichen Strebens nach Heil, persönlichen Antheils an allen Gemeindeangelegenheiten liegt die Kraft des Protestantismus. Aber in dieser Macht der Persönlichkeit sehen die Gegner des Protestantismus auch den letzten Grund dessen, was sie die Selbstauflösung des Protestantismus nennen. Der Protestantismus, sagen sie, ist keine Kirche, sondern eine Richtung, die sich in eine Anzahl Konfessionen und Secten zerschlagen hat, die unter einander in ewigem Kampfe stehen. Ja und wenn nur die Protestanten Einer dieser Konfessionen, Lutheraner, Reformirte, Unirte u. s. w., unter einander einig wären. Aber jeder Protestant hat wieder einen eigenen Standpunkt, von dem aus er gegen Alles protestirt, was nicht seines Standpunktes ist. Und, fügen die Römischen hinzu, so werden die Protestanten fortfahren zu protestiren, bis sie zuletzt nichts mehr stehen lassen werden, als eine Unzahl protestirender Persönlichkeiten: ein Krieg Aller gegen Alle, dessen Ende nur das Ende des Protestantismus sein wird. Der Untergang aber des Protestantismus wird der Aufgang des Katholicismus sein. Auf den Trümmern des Protestantismus wird dann die römische Kirche ihr altes, in sich einiges, allgemeines, festes, allen Völkern gerechtes, allen

Stürmen gewachsenes Kreuz aufpflanzen. Die Römischen weisen zum Beleg ihrer Worte auf das Land hin, in dem die größte Freiheit protestantischer Ueberzeugung und die größte Mannigfaltigkeit protestantischer Richtungen herrscht: auf Nordamerika, wo allerdings in einer erstaunlichen Weise der Katholicismus im Vorschreiten begriffen ist.

Es ist wohl Keiner in dieser Versammlung an heiliger Stätte, der da glaubte, daß der Protestantismus so enden werde. Ist doch der Verein, der hier sein Jahresfest feiert, ein thatsächlicher Gegenbeweis. Protestanten haben einen Bund geschlossen, der in kurzer Zeit in einer bewundernswürdigen Schnelligkeit der Kraftentwickelung über alle protestantischen Länder seine Haupt- und Zweigvereine ausgebreitet hat, sich der protestantischen Gemeinden anzunehmen, die, in katholischen Ländern zerstreut, der Gefahr der Verkümmerung, ja des Abfalls ausgesetzt sind. Dieser Verein beweist doch, daß trotz aller Mannigfaltigkeit der Richtungen und Standpunkte noch ein einheitliches protestantisches Bewußtsein vorhanden ist, das sich nicht bloß in Worten, sondern auch in Werken beweist. Die Opfergaben, welche der protestantische Glaube in die Hände Gottes niedergelegt hat, sind aus der Höhe segnend niedergestiegen in der Gestalt schöner Kirchen und Schulen, in denen das evangelische Wort gelehrt, evangelisches Geistesleben geweckt und evangelische Lieder zur Ehre Gottes gesungen werden. Und wie es immer im Reiche Gottes ist, daß die welche geben, nehmen, und die welche segnen, Segen empfangen, hat der Gustav-Adolph-Verein, indem er seinen Brüdern Kirchen erbaut hat, sich selbst erbaut auf dem Grunde seiner Kirche. Man kann von jedem Protestanten die Anerkennung — ich sage nicht: erwarten, sondern — fordern, daß der Zweck des Gustav-Adolph-Vereins ein wahrhaft würdiger, wahrhaft heilsamer, wahrhaft evangelischer ist. Es kommt nur darauf an, daß der Gustav-Adolph-Verein den rechten Zweck durch die rechten Mittel erreicht. Kann er vor Gott sich dieß Zeugniß geben, so darf er seine Sache ruhig und sicher in die Hand des Herrn der Kirche niederlegen. Wo der Herr ist, da ist Leben und wo Leben ist, da ist Zukunft. Davon laßt uns heute reden, indem wir unserer Betrachtung die Worte des Apostels Paulus zu Grunde legen, aufgezeichnet

2 Kor. 4, 5—10.

Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen. Denn Gott, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervor leuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, daß durch uns entstünde die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi. Wir haben aber solchen Schatz in irdischen Gefäßen, auf daß die überschwängliche Kraft sei Gottes, und nicht von uns. Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. Und tragen um allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserm Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jesu an unserm Leibe offenbar werde.

Von seiner Amtswirksamkeit spricht der Apostel, indem er hervorhebt, daß was in ihm nach menschlichem Urtheil schwach sei, kraft göttlicher Gnade eine Grundlage himmlischer Machtentwickelung sei. Nicht sich predige er, sondern Christum nach dem hellen Schein, den Gott in sein Herz gegeben, zu erkennen die Offenbarung Gottes in Christo. In irdenen Gefäßen trage er einen Schatz, der, je unscheinbarer das Gefäß sei, desto mehr von der überschwänglichen Kraft Gottes zeuge. Und obwohl seine Lebensbahn eine Bahn des Kreuzes sei, so werde doch in ihr das Leben offenbar, das in Christo den Tod in den Sieg verschlungen habe.

Aus diesen apostolischen Worten lasset uns die Antwort nehmen auf die Frage:

Worauf ruht die Zukunft des Gustav-Adolph-Vereins?

Die Antwort ist eine zweifache:

Erstlich darauf, daß der Gustav-Adolph-Verein in Christi Wort seinen Grund;
Zweitens darauf, daß er in Christi Geist seine Kraft hat.

1.

In Christi Wort soll der Gustav-Adolph-Verein seinen Grund haben.

Drei Apostel sind es, welche den Gang der apostolischen Zeit kennzeichnen: Petrus, Paulus, Johannes. In der Zeit, da die erste Kirche noch ganz auf dem Boden Juda's stand, war Petrus an der Spitze. Als sie dann, innerlich frei geworden, zu den Heiden fort-

ging, war es Paulus, der die Unabhängigkeit des Evangeliums vom Gesetze verkündete. Und als der Gegensatz zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum nach einer höheren Einheit strebte, zeugte Johannes, daß im Glauben an das Wort, das Fleisch ward, das Leben sei. Nicht an Petrus, nicht an Johannes, sondern an Paulus hat sich die Reformation vorzugsweise gehalten. Und man kann in Wahrheit sagen: Paulus ist der Apostel des Protestantismus. Er, der nicht zu den Zwölfen gehörte, sondern erst nach des Herrn Himmelfahrt aus dem Lager der Verfolger des Evangeliums Christi durch eine Wundererscheinung Christi berufen ward, hatte, nicht bloß gegenüber den Heiden und Juden, sondern selbst gegenüber Christen, die sein apostolisches Ansehen anzweifelten, das Recht seiner Sache durch den Hinweis auf Den, der ihn berufen, auf die göttliche Wahrheit seiner Lehre, auf die Beweisung der Gnade und der Kraft zu vertheidigen. Bei keinem Apostel finden wir so viel innere und äußere Bewegung, so viel Streben, Allen Alles zu werden, so viel Geistesgewandtheit in Vermittelung und Begründung der Lehre, so viel Thatkraft, so viel Kampf, so viel Sehnsucht nach der Ruhe im Herrn. Paulus ist vorzugsweise der Apostel der streitenden Kirche. Und nach des Apostels Vorgang haben auch die Protestanten das Loos der streitenden Kirche erwählt. Wir heißen Protestanten, weil wir nicht zuerst fragen, was zu Recht und Ansehen besteht, sondern was wahr ist, das Richtmaß der Wahrheit aber in der Schrift erkennen, in deren Auslegung, Vertheidigung und Anwendung wir nach Pauli Vorbild das rastlose Streben, die auf alle Geistesrichtungen eingehende Regsamkeit, den alles unevangelische Wesen bekämpfenden Eifer der Wahrheit haben. Das Wort ist unsere Wahrheit, unsere Kraft, unser Sieg.

Das Wort. Was aber ist das Wort? Als Jesus Christus, des Zimmermanns Sohn aus Galiläa, umgeben von Jüngern aus dem Volke zu den Armen, zu den Elenden, zu den Sündern ging, da sagten die wissensstolzen Pharisäer: Glaubt auch irgend ein Oberster und Pharisäer an ihn? Das Volk, das nichts weiß vom Gesetz, das ist verflucht (Joh. 7, 48. 49.). Das Land der Bildung in der alten Welt war Griechenland. Paulus, der aus Tarsus, einer Bildungsstadt der alten Welt, gebürtig, nicht unbekannt war mit griechischer Bildung, in der pharisäischen Weisheit von Haus aus und in der Schule des weisen Gamaliel unterwiesen, ging mit

Furcht und Zittern nach dem gebildeten Korinth, weil er sich bewußt war, nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit reden zu können. Wenig Reiche, wenig Edle, wenig Gebildete waren berufen. Und noch lag nach einigen Jahrhunderten die ganze Bildungswelt zerbrochen unter dem Panier des Kreuzes, das den Juden ein Aergerniß, den Heiden aber eine Thorheit war. Und an wen haben sich die Vorgänger der Reformation, die Waldenser, die Wiklefiten, Huß u. s. w. gehalten? An das arme, ungebildete Volk. Und was hat unseren Luther zum siegreichen Erben dieser Zeugen des Evangeliums gemacht? Etwa die mittelalterliche Weisheit, die er in Erfurt gelernt hatte? Nein. Daß er aus dem Boden des Volkes, dem er angehörte, mit des Volkes Armuth, die er getheilt hatte, auch des Volkes Einfachheit, Natursinn für Wahrheit, Ernst und Kraft in sich aufgenommen und von aller menschlichen Weisheit unbefriedigt, geistlich arm geworden, in Christo allein Gerechtigkeit, Weisheit und Leben gefunden: das hat ihn zum Reformator gemacht. Und nicht bei den obersten Machthabern der Welt: Papst und Kaiser, nicht bei den glänzenden Sitzen der Wissenschaft, wie Paris, nicht bei den Männern, die den breiten Weg der Ueberlieferung gingen, ja selbst nicht in den Kreisen der klassischen Weltbildung, deren Häupter, vorübergehend angezogen, der Reformation sich bald entfremdeten: sondern beim Volke hat die Sache Luther's Glauben gefunden. Und sollte es jetzt anders sein? Wohl hört man jetzt vielfach aussprechen, daß das Christenthum überhaupt, insbesondere aber der Protestantismus nur dadurch sich behaupten können, daß sie sich an die fortschreitende Weltbildung anschließen. Wir sind entfernt, das Recht des Fortschrittes in allen Angelegenheiten menschlichen Lebens, das ist im gewerblichen, politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen, geselligen Leben, zu verkennen. Die Christen, so hat schon ein ehrwürdiger Zeuge aus der Apostelzeit gesagt, richten sich als Menschen in allen reinmenschlichen Verhältnissen nach dem, was des Ortes, der Zeit, der Sitte ist. Aber nicht in ihrem Glauben. Selbst wenn der Glaube nur eine Naturblüthe des menschlichen Geistes wäre, würde sich nichts Elenderes denken lassen, als ein religiöser Standpunkt, der nach den Winden des Zeitgeistes seine Ueberzeugung wandelte: heute an ein höheres Wesen über den Sternen, morgen an einen Gott, der nur in Natur und Geist Dasein hat, dann wieder an einen Gott, der

nur ein Begriff ist und endlich gar nur an eine den Stoff belebende Kraft glaubend. Solche Freiheit des Geistes ist nur eine Knechtschaft des Zeitgeistes. Die unsterbliche Seele ist nicht geschaffen, um in einer vorübergehenden Zeitwelle ein vorübergehender Tropfen zu sein, sondern für die Ewigkeit. Ist sie ewig, so kann ihres Glaubens Inhalt nur die ewige Wahrheit sein. Wahr heißt in der Sprache des alten Bundes, was fest ist. Fest aber und ewig ist nur das Wort Gottes. Mit diesem Bekenntniß steht und fällt der Protestantismus. Protestantismus ist eben die Richtung, welche in Sachen des Glaubens kein anderes Richtmaß anerkennt, als das Wort Gottes. Wer mit dem Worte Gottes bricht, bricht auch mit dem Protestantismus.

Nicht menschliche Weisheit, sondern göttliche Offenbarung ist das Wort. Aber, höre ich sagen, das giebt mir immer noch keinen deutlichen Begriff. Was ist denn des Wortes Inhalt? Ist das Wort Gottes eine Summe von Glaubenslehren, Sittenregeln, heiligen Gedanken, erbaulichen Geschichten? Die gehören zum Wort, sind aber nicht des Wortes Kern. Was aber des Wortes Hauptsumme, Wesensinhalt, Kern ist, sagt der Apostel in unserem Texte, wenn er spricht: Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum. Das ist es: Das Wort ist das Zeugniß des heiligen Geistes von Christo. Wohl, höre ich wieder fragen, aber was enthält das Wort Gottes von Christo? Seine Geschichte? Seine Lehren? Seine Ordnungen? Sein Reich? Jesus Christus, antworten wir, ist keine Geschichte, kein Dogma, kein Reich, sondern eine Person, die himmlische Person, die uns mit Gott versöhnen will. Willst du wissen, ob du im Stande des Heils bist, ein wahrer Christ, so beantworte die Frage, ob du mit Jesu Christo, dem Sohne Gottes und dem Sohne des Menschen, dem alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, außer welchem kein Heil ist, im lebendigen Glauben also verbunden bist, daß, so lange er in dir und du in ihm bist, dich weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn (Röm. 8, 38. 39.). Das ist die Summe, das das Wesen, das der Kern des Christenthums. Der Geist aber, der von Christo zeugt, versiegelt sein Zeugniß in unserem Herzen durch das himmlische

Licht, welches er uns giebt. Der Gott, sagt der Apostel, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervorgehen, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben. Das dürfen wir Protestanten ganz besonders auf uns anwenden. Der Gott, welcher aus der Nacht des Mittelalters das Licht der Reformation hervorgehen hieß, hat auch in unsere Herzen einen hellen Schein gegeben: eine klare Erkenntniß der evangelischen Wahrheit. Aber dieser helle Schein ist nicht das Irrlicht menschlicher Aufklärung, das Mondenlicht religiöser Gefühle, das Lampenlicht menschlicher Weisheit, sondern das Sonnenlicht des heiligen Geistes.

Das Wort, welches der Grund des Protestantismus ist, muß auch der Grund des Gustav-Adolph-Vereins sein, wenn derselbe bestehen will. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der glückliche Fortgang und der segensreiche Erfolg dieses Vereins sich wesentlich aus der Berechtigung, ja Nothwendigkeit des Zweckes erklärt, welchen er verfolgt. Ein Protestant, der nicht einsehen will und kann, daß die armen, angefochtenen, ja verkommenen Gemeinden des Protestantismus in der Zerstreuung auf unsern Beistand Anspruch haben, ist kein wahrer Protestant. Allein ein an sich würdiger Zweck kann durch falsche Mittel verunreinigt werden. Der Gustav-Adolph-Verein würde sein richtiges evangelisches Ziel in unevangelischer Weise verfolgen, wenn er sich zum Träger eines Protestantismus machte, der nur verneinen kann, nicht bejahen; nur nach außen protestiren und nicht auch nach innen gegen alles unevangelische Wesen; nur zerstören und nicht erbauen; nur fortschreiten und nicht festhalten. Nichts ist gefährlicher, als in Sachen des Reiches Gottes mit dem Zeitgeist, mit der Masse zu buhlen. Die Sache Gottes auf den Zeitgeist bauen, das heißt Saaten in das Meer streuen. Es ist die Art der Zeit gewesen, und wird es bleiben, bis die Ewigkeit anhebt, gleich dem Saturn der alten Sage die Kinder, die sie erzeugt, selber zu verschlingen. Wir erinnern uns, wie in der Mitte der vierziger Jahre die Zeit ihre schönsten Kränze den Bestrebungen bot, die sich nach Licht und Freiheit nannten. Und nun? Die Zeit kennt sie nicht mehr. Hüten wir uns, die Sache der Ewigkeit auf die Zeit, die Sache des Wortes Gottes auf die Forschung, die Sache des Protestantismus auf den Stand menschlicher Bildung zu stellen. Der Gustav-Adolph-Verein lebt vom Protestantismus. Was den Protestantismus hält, muß auch ihn halten. Was aber den Pro-

testantismus allein hält ist Gottes Wort. Steht der Gustav-Adolph-Verein auf dem Worte Gottes, so hat er eine Einheit, die mächtiger ist, als der Zwiespalt der Richtungen und Standpunkte seiner Glieder; einen Damm, welchen die Stürme der Zeit nicht einstürzen können; vor Allem aber einen Schirmherrn, der nie eine Sache verläßt, die auf seine Wahrheit gestellt ist. Erhalt' uns Herr bei Deinem Wort!

2.

Die Zukunft des Gustav-Adolph-Vereins ruht zweitens darauf, daß er in Christi Heil seine Kraft hat.

Ueber das, was Kraft ist, urtheilt man in den verschiedenen Lebensaltern verschieden. So lange man noch in den Lehr- und Wanderjahren des Lebens steht, schreibt man denen gern Kraft zu, bei denen in einem starken und ausdauernden Körper eine Fülle von Lebensgeistern waltet: wogende und schäumende Gefühle, leuchtende Phantasiebilder, glänzende Gaben, Muth, es mit dem Leben aufzunehmen, kühne Thatkraft, freudiger Glaube an den Sieg idealer Ziele. Kommt man aber in die Meisterjahre des Lebens, da findet man nur in denen wahre Kraft, die einen festen Charakter haben, klare, erreichbare, feste Ziele, und mitten im Leben eine Kraft, das Leben zu beherrschen. So ist es nun auch auf dem Gebiete der Religion. So lange man noch in den Jugendjahren des religiösen Lebens steht, meint man, die Kraft der Religion liege in einer Welt schöner Gefühle, reicher Gedanken, weltüberwindender Unternehmungen. Kommt man aber in das Mannesalter der Religion, so erkennt man, daß die wahre Kraft der Religion in einem gebrochenen Herzen, in einem zur Natur gewordenen Gehorsam gegen Gott, in der Kunst zu sterben liegt. Und wer das erkannt hat, der wird auch den Apostel Paulus verstehen. Das ist der Mann, aus dessen hinsterbendem Körper das Feuer des Glaubens flammte; der Mann, der auf seinem dem Herrn geopferten Herzen, wie kein Apostel, die Reichsangelegenheiten Christi im Ganzen, wie die leiblichen und zeitlichen Nöthen jeder einzelnen Gemeinde und ihrer unzähligen einzelnen Glieder trug; der Mann, der unter fast unglaublichen Arbeiten, mit Todesverachtung, zu Wasser und zu Land, unter den Steinwürfen seiner Verfolger, den Frieden Gottes pries, der höher ist als alle Vernunft. „Wir haben“, sagt er in unserem

Text Vers 8—10, „allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir leiden Verfolgung: aber wir werden nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. Wir tragen um allezeit das Sterben des Herrn an unserm Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn an unserm Leibe offenbar werde.“ Das ganze Leben und Sterben des Apostels macht den Eindruck einer aus dem Opfer aller Lebensgeister, in die der natürliche Mensch seine Kraft setzt, aufsteigenden Flamme. Und so vergleicht er denn auch seine Predigt mit einem himmlischen Schatz in irdenen Gefäßen. Und wenn wir sie vor unserem Geistesauge vorüberziehen lassen, die Männer der Reformation im Mittelalter, einen Petrus Waldus, Huß, Wiklef, Savonarola, sie rufen uns alle zu, wie es der letztgenannte treue Zeuge aussprach: Erst Tod und dann Sieg. Aber war nicht unser Luther der Mann einer Kraft, zu welcher selbst die Männer menschlicher Kraft bewundernd aufschauen? Es ist wahr, in ihm war wunderbar vereint, was in den reformatorischen Richtungen vor ihm getrennt erscheint. Er war der charaktervollste Ausdruck des deutschen Volksgeistes und zugleich der Mann, in dem das Wissen seiner Zeit Geist und Leben geworden war; er war der Mann von tiefer Innigkeit des Gemüthes, von überströmender Fülle innerer Anschauung, von anbetender Versenkung in Gott und zugleich von einer Thatkraft, einer Kenntniß und Beherrschung aller Verhältnisse, einem Kampfesmuth ohne Gleichen. Aber das Geheimniß dieser Kraft hat er selbst in sein Siegel niedergelegt: Eine weiße Rose, die ein Herz umschließt, in welchem Christi Kreuz ist. Auf dem Grunde des Kreuzes Christi ruht die Kraft seines Lebens. Weil seine Seele in Christi Blut und Gerechtigkeit so tief eingesenkt war, hatte er jenen weltüberwindenden Muth, der sein ganzes Zeitalter erschüttert hat. Wohl braust und schäumt es in seinen Schriften. Aber — so hat der edle Geist, der in dieser Stadt so lange gelebt hat, es ausgesprochen — er war ein Wasserfall, über dem der Bogen des Friedens schwebte. Und nur eine solche gewaltige Natur war den ungeheuren Kämpfen der Reformation gewachsen. Als es nun zu einem Kampfe mit dem Schwerte kam, da standen zwei Fürsten an der Spitze, der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, die mit evangelischem Sinn viel ritterliche Kraft verbanden. Was Luther erschrecklich war, das war ihnen nicht so schwer, nämlich das

Evangelium mit dem Schwerte zu vertheidigen. Da ist manch kühnes Wort gesprochen worden. Aber der Gott, der wunderbare Wege geht, schlug diese Fürsten nieder, um sie zu demüthigen. Und wir müssen bekennen, daß der Kurfürst von Sachsen, nicht da er zum Kampfe auszog, sondern da er ruhig sein Todesurtheil anhörte, da er gelassen seinen Gegner mit seinem Kurhute schmücken sah und in der Gefangenschaft allen Versuchungen ein festes Zeugniß des Evangeliums entgegensetzte, die wahrhaft christliche, die wahrhaft protestantische Kraft bewiesen hat. Und so will es mir auch scheinen, daß höher als die streitlustigen Theologen, die von der sichern Kanzel und dem sichern Katheder die Katholiken bekämpften, die Salzburger stehen, die um ihres lutherischen Bekenntnisses willen ihr Vaterland verließen und auf ihrem Zuge nach den lutherischen Landen Deutschlands durch die Innigkeit ihres Glaubens, ihre große Schriftkenntniß, ihren Gebetseifer, ihr feines Aufmerken auf die Wunderwege Gottes die bereits sinkende Begeisterung für das Bekenntniß des Heils neu belebten.

Es giebt eine protestantische Kraft, die man in Wahrheit eine protestantische Schwachheit nennen muß. Das ist der Protestantismus, der darauf baut, daß zwei Mächte ersten Ranges protestantischen Bekenntnisses sind, daß der Protestantismus der ganzen neuern Zeit den Charakter ertheilt hat, daß seine Sache die Sache der Weltkultur, des Fortschrittes ist. Das Alles hat ja seine Wahrheit. Aber darauf bauen heißt, Fleisch zu seinem Arme machen. Die, welche in Sachen des Glaubens nach Zahlen fragen, nach äußeren Machtmitteln, nach dem, was in's Auge fällt, nach Geistesgenüssen, die sind immer in Gefahr, eines Tages dem Lager zu verfallen, das sie so entschieden bekämpfen. Dem Gustav-Adolph-Verein liegt es nicht fern, an die Tochter Gustav Adolph's zu denken, an Christine von Schweden. Nachdem sie sich dem Glaubensgrund, für den ihr Vater gestritten hatte, mehr und mehr entfremdet hatte, ergab sie sich einem maßlosen Bildungsdrange, der sie bald genug dahin führte, daß sie Alles, was einem Menschen feststehen soll, in ihre unruhige Gedankenwelt verdampfen ließ. Und als sie so weit war, fanden die Jesuiten sie reif zum Sprung in das äußerste Gegentheil, nämlich zum unbedingten Auktoritätsglauben der römischen Kirche. Sie trat zur römischen Kirche über. Nein, wollen wir mit Jehova reden, wie er durch den Propheten Sacharia (4, 6) zu

Serubabel sprach, der so klein anfing: Nicht durch Macht und nicht durch Kraft, sondern durch meinen Geist. Der Protestantismus ist ein Reich des Geistes, welches nur die festzuhalten vermag, welche auf den Geist säen. Protestant ist der, welcher auf dem Boden des Glaubens zuerst nach Wahrheit, nach dem Heil seiner Seele, nach dem Reiche Gottes trachtet. So lange gläubige Seelen nach dem unbewegten Ankergrunde der Wahrheit fragen, wird der Grundsatz: Wahr ist, was in Gottes Wort gegründet ist, bestehen. So lange Seelen nach Gerechtigkeit vor Gott hungern und dürsten werden, wird die protestantische Grundlehre: Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christi Blut und Gerechtigkeit, als Felsgrund und Hort sich erweisen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden. So lange eine Kirche auf Erden sein wird, werden die, welche ihr Wesen nicht in äußere Gebehrden, feste Formen und in die Gunst der Staaten, sondern in das setzen, was der heilige Geist in ihr wirkt, bestehen können. Das ist unsere Kraft, daß wir auf die Frage: Bestehen die Grundsätze des Protestantismus vor dem Gott der Wahrheit? im Geiste Gottes ein rundes, volles Ja! antworten können. Und weil wir dieß können, dürfen wir sprechen: Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihrem Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben, Gott hilft ihr frühe (Ps. 46, 5. 6.).

Der Gustav-Adolph-Verein steht und fällt mit dem Protestantismus. Was diesen hält, muß auch jenen halten. Und so soll denn auch der Gustav-Adolph-Verein auf den Geist säen, und nicht auf's Fleisch. Auf das Fleisch säet der Gustav-Adolph-Verein, wenn er jenem Protestantismus Raum giebt, seine Sache wie eine Secten- und Parteisache treibt, auf die Gunst der Massen rechnet, mit dem Zeitgeist buhlt, und sich mehr seiner Stärke in der Zahl seiner Glieder, Vereine und Mittel freut, als seiner Stärke im Herrn. Auf den Geist aber säet er, wenn er auf dem Glaubensgrunde der Väter des Protestantismus seine Gesinnung, seine Mittel und seine Ziele erbaut. Der evangelische Glaube muß es sein, der die Mittel darreicht zur Unterstützung der protestantischen Glaubensbrüder; der evangelische Glaube muß es sein, der die Kirchen und Schulen baut; der evangelische Glaube muß es sein, der in jenen Kirchen und Schulen bezeugt wird.

Wir wollen heute Gott nicht bitten, daß er den Protestantismus

mehr und mehr ausbreite, sondern nur, daß er die, die auf unserm Wege gehen, in seinem Wort erhalte, stärke, vollbereite. Er wolle den protestantischen Brüdern in der Zerstreuung geben, daß sie nicht, durch die stolzen Wogen des großen Stromes ergriffen, sich schämen der stillgehenden Wasser von Siloah. Er lasse ihnen die mancherlei Anfechtungen, unter denen sie stehen, eine Hinweisung sein, desto fester sich zu halten an das Heil, welches das evangelische Bekenntniß bezeugt. Er wolle sie, die da arm sind, reich machen in Jesu Christo. Gern wollen wir uns durch sie beschämen lassen und erwecken, wie unsere Väter einst durch jene Salzburger sind beschämt und erweckt worden. Den Gustav-Adolph-Verein aber wolle er selbst immer tiefer und fester gründen auf dem Worte, und immer mehr erfüllen mit seinem Geiste, daß die Brüder in der Fremde, die durch ihn unterstützt werden, erfahren, daß der Herr seine Stärke ist. Mögen die Protestanten verschiedener Länder und landeskirchlichen Eigenthümlichkeiten, die hier mit vereinten Kräften zusammenwirken, inne werden, daß es eine Einheit evangelischen Geistes giebt, die nicht von dem, was Menschen machen, ausgeht, sondern von dem Herrn der noch auf dem Plane ist mit seinem Geist und Gaben. Nicht auf dem Schutz der Fürsten, nicht auf der Gunst der Völker, nicht auf dem Beifall der öffentlichen Meinung, nicht auf dem Fortschritt der Weltbildung, sondern auf Gottes Wort und Gottes Geist ruht die Sache des Protestantismus. Das Wort, durch welches Himmel und Erde gemacht ist, das Wort, das in Christo Fleisch ward, das Wort, das die Völker bekehrt hat, das Wort, das aus der Nacht des Mittelalters das Licht der Reformation hat anbrechen lassen und einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, das Wort, das aus den Zeiten der Entfremdung, Erkaltung, Verweltlichung des vorigen Jahrhunderts ein neues Leben hat hervorgehen lassen, dessen Kraft uns Alle bewegt: das Wort, sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben. Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Amen.

Der Kampf des Christen.

Kriegspredigt am 7. August 1870 zu Leipzig über Röm. 8, 12—17.

Kämpfet den guten Kampf des Glaubens und ergreifet das ewige Leben, wozu ihr berufen seid.

Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt. Die Güter, um welche die Völker kämpfen, Volksfreiheit, Volksehre, sind andere als die, um welche die Bürger des Reiches Christi kämpfen, die da sind Wahrheit, Heil, Friede. Und doch predigt man jetzt in den Kirchen so viel von den Kämpfen unseres Volkes. Wäre es nicht besser, den Christen, die draußen nur von Unruhe und Krieg hören und reden, den Frieden Gottes zu verkünden, welchen die Welt nicht geben und nehmen kann? Aber die Kämpfe der Völker hängen enger zusammen mit den Kämpfen des Reiches Gottes, als manche Christen meinen. Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß seit den Freiheitskämpfen unseres Volkes gegen den ersten Napoleon ein neues religiöses Leben erwacht ist. Wie hängt aber die Erneuerung des religiösen Lebens mit der Erneuerung Deutschlands zusammen? Am Anfang dieses Jahrhunderts herrschte die Aufklärung. An die Stelle des Gehorsams gegen die Auktoritäten, Ueberlieferungen und Mächte des Lebens war eine altkluge Verständigkeit getreten, die nichts anerkannte, als was ihren klaren d. h. seichten Begriffen entsprach; an die Stelle der Hingabe an die von Gott geordneten Verhältnisse, vor Allem an das Vaterland, ein enges, mattes und weichliches Leben und Weben in rein persönlichen Interessen. Und dieß aufgeklärte Geschlecht entfremdete sich mehr und mehr dem Christenthum, weil es auf Offenbarung ruht, Geheimnisse hat, die Menschen als Sünder anredet, und auffordert, zuerst zu trachten nach dem Reiche Gottes. Da trat ein Umschwung ein. Eine Jugend erwachte, die eine heilige Begeisterung, ein freudiges

Opfern für die höchsten Güter des Lebens, eine kindliche Hingabe an die Könige, Feldherren, Staatsmänner und Weisen der deutschen Sache hegte. Eine Jugend, welche gegen den tyrannischen Erben der Revolution für Deutschlands Recht, Sitte, Freiheit, Art gestritten hatte, erkannte, daß nur das Volk gedeiht, welches treu fortarbeitet an der Aufgabe, die ihm der Herr der Weltgeschichte zuertheilt hat. Eine Jugend aber, die so feurig das Recht des Lebens ergriffen hatte, die verstand auch, daß das Christenthum seinem innersten Wesen nach Leben sei; eine Jugend, der das Verständniß von Deutschlands Vergangenheit aufgegangen war, die hatte auch einen mächtigen Zug zu dem Gott unserer Väter, der nach langer Schande Nacht uns Allen in Flammen aufgegangen war; eine Jugend, die ein Herz für das alte heilige römische Reich deutscher Nation, die hatte auch ein Verständniß für die großen Reichsangelegenheiten Gottes. Ist der Kirche aus den Kämpfen gegen den ersten Napoleon eine Segensfrucht erwachsen, so dürfen wir hoffen, daß auch die Kämpfe unseres Volkes gegen den dritten Napoleon der Kirche zum Heil sein werden. Davon aber zu reden, fordert unser heutiger Text auf, welcher aufgezeichnet steht

Röm. 8, 12—17

und also lautet:

So sind wir nun, liebe Brüder, Schuldner, nicht dem Fleisch, daß wir nach dem Fleisch leben. Denn wo ihr nach dem Fleisch lebet, so werdet ihr sterben müssen; wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tödtet, so werdet ihr leben. Denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Derselbige Geist giebt Zeugniß unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind. Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben, und Miterben Christi; so wir anders mit leiden, auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.

Was den Christen treiben soll, ist der Geist Gottes. Der Geist Gottes aber ist gegen das Fleisch. So lange wir im Fleische sind, sollen wir im Geiste gegen das Fleisch kämpfen. Wen der Geist treibt, ist ein Kind Gottes. Der Geist der Kindschaft aber besteht nicht mit dem Geiste der Knechtschaft. Sind wir aber Kinder, so sind wir Erben: Erben des ewigen Lebens. Das Leben aber ist der Sieg über den Tod.

Der Inhalt unseres Textes faßt sich also zusammen in einen dreifachen Kampf, den wir unter Gottes Beistand betrachten wollen.

Der Kampf des Christen ein Kampf

erstlich des Geistes gegen das Fleisch,
zweitens der Freiheit gegen die Knechtschaft,
drittens des Lebens gegen den Tod.

1.

Ein Kampf des Geistes gegen das Fleisch ist der Kampf des Christen.

Von Neuem hat der Erbfeind des deutschen Volkes uns Krieg angekündigt. Ein Volk, dem ein anderes Krieg ankündigt, muß sich nach göttlichem und menschlichem Recht vertheidigen. Wenn also das deutsche Volk die Waffen ergriffen hat, thut es nur was es muß, was es soll. Wer also in diesem Kriege fällt, fällt auf dem Wege der Pflicht, für eine gerechte Sache, für sein Vaterland. Alle Bildungsvölker der Welt sind darin einig, daß der Grund, den jene Kriegserklärung nennt, nur ein Vorwand ist. Nun weiß man wohl, daß die Staatskunst eine Sprache redet, die oft die Gedanken mehr verhüllt als enthüllt. Unerhört aber ist es, daß eine Regierung in einem Kampfe auf Tod und Leben die Leidenschaften eines leicht erregbaren Volkes mit Scheingründen, Unwahrheiten, ja Fälschungen aufstachelt und die öffentliche Meinung irrezuleiten sucht. Was dieses Krieges eigentliche Ursache ist, weiß die ganze Welt. Es ist die alte Aufgeblähtheit der s. g. großen Nation, die alte Eroberungslust, irregeleitet von einer Regierung die dem Fleische ihres Volkes schmeicheln zu müssen glaubt, um sich zu halten, welche jene Kriegserklärung dictirt hat. Diesen Geist haben wir aus den Tagen des vierzehnten Ludwig und des ersten Napoleon hinreichend erkannt und erprobt. Und wie hat das deutsche Volk diese Kriegserklärung aufgenommen? Als jene Regierung dem königlichen Feldherrn des norddeutschen Bundes eine Erklärung abnöthigen wollte, die eine Selbsterniedrigung einschloß, sahen alle deutschen Stämme in diesem Ansinnen eine freche Verletzung ihrer Volksehre. Und das war nicht Ehrgeiz, sondern die Ehrenhaftigkeit eines Volkes, welches seine Ehre in die Ehre seiner Fürsten setzt, wie das von jeher deutsche

Sitte war und Gott wohlgefällig ist. Und als nun vollends gewiß ward, daß jener gegenstandlose Eifer gegen die Machtübergriffe des mächtigsten Königs in Deutschland nur eine Maske war, eigene Machtübergriffe zu verhüllen, da fühlten alle Deutschen sich empört über dieß Lügenwesen an der Seine. Und dieser gerechte Unwille des deutschen Volkes hat die Sache der Nothwendigkeit zum freiesten Werke sittlicher Erhebung gemacht.

Als es sich im Jahr 1866 zu einem Bruderkriege anließ, erinnerte ich an dieser Stelle an das Wort des römischen Geschichtsschreibers Tacitus: Möge den Deutschen wenn nicht Liebe zu uns doch Haß unter einander bleiben, damit, wenn einst Rom wanken sollte, es wenigstens in dieses Volkes Zwietracht noch seine Stütze habe. Leider hat bis auf diesen Tag dieses Wort noch seine Wahrheit. Wir sind durch Stammesunterschiede, Parteiinteressen, schwere Erinnerungen getrennt. Aber wie durch einen Zauberschlag ist was uns trennt dem gewichen was uns eint. Ein Volk, das so edel vergessen, so feurig die gute Sache ergreifen kann, das ist noch das Volk Luther's, das Volk der Freiheitskriege. Wir wollen uns hüten, in Selbstüberhebung dem Volke gleich zu werden, mit dem wir kämpfen. Es ist sonst unser Fehler nicht. Vor hundert Jahren sagte ein deutscher und ein christlicher Dichter zum deutschen Volke: Sei nicht zu gerecht gegen das Ausland, sie sind nicht edel genug, zu fühlen, wie schön dein Fehler ist. Einfältiger Sitte bist du, bist ernsten, tiefen Geistes. Kraft ist dein Wort, Entscheidung dein Schwert. Und du triefest nicht von dem Blute der andern Welten (Welttheile). Das ist unser guter Geist. Aber wir haben auch unser Fleisch und das hat uns von je zu Frankreich gezogen. Es geht uns wie dem alttestamentlichen Bundesvolke. Das auserwählte Volk, das einzig dastand mit seinem Glauben an den allein wahren Gott, ward durch sein Fleisch immer von neuem getrieben, zu dem sinnlosen Aberglauben der cananitischen Heidenvölker abzufallen. Die Strafe war, daß sie der Herrschaft dieser Völker verfielen. Dann gedachten sie des Gottes ihrer Väter, thaten Buße und Gott erbarmte sich ihrer, indem er ihnen Richter sandte, die sie aus der Knechtschaft jener Heidenvölker erlösten. Seit Ende des dreißigjährigen Krieges hörte Deutschland auf, von der Religion beherrscht zu werden. Wer auf Bildung Anspruch machte, ging über den Rhein, um am Hofe des vierzehnten Ludwig sich glatte Formen, französische Phrasen, weltliche Gesin-

nung, frivole Sitten, Unglauben zu holen. Und so gab Gott diesem Könige Herrschaft über die Deutschen. Sie wurden verspottet, gemißhandelt, beraubt von ihm. Die Aufklärung, welche die Staaten Kaiser Joseph's II. und König Friedrich's II. in sich nährten, ging in der französischen Revolution in Feuer und Flammen auf. Wo Kraft, wo Consequenz ist, da ist auch Sieg. Die deutschen Völker wurden besiegt von den Heeren der Revolution. Da gedachten sie des Gottes ihrer Väter und Gott bekannte sich wieder zu ihnen, wie wir im Eingang sahen. Wir haben abermals die Waffen gegen Frankreich erhoben. Aber lasset uns, indem wir Frankreich mit den Waffen des Todes bekämpfen, in uns mit den Waffen des Geistes das Fleisch bekämpfen, das uns zu Frankreich zieht. Ein Volk des Seins sind wir nach unserem guten Geiste, während Frankreich stets das Volk des Scheines war. Laß den Wälschen ihren Schein: Trug und List sind dir zu fein; laß den Wälschen Heuchelei: du sei redlich, deutsch und treu. Lasset uns abthun die Liebe zu weltlichem Glanz, geziertem und gemachtem Reden, leichtsinnigem Raisonnement, frivolem Geistesspiel: wer dieß in sich hegt, trägt die Ketten Frankreichs. Dort fragt man zuerst: Was wird die Welt sagen, und in ihrem Beifall sieht man den Himmel, in ihrem Tadel die Hölle. Ein wahrer Deutscher aber denkt mit jenem treuen Volksmann: Wenn du nimmer weißt, wo aus und ein, frag's Gewissen zuerst: 's kann deutsch, Gott Lob, und folg' seinem Rath. In Frankreich ist jener elende Materialismus zuerst gepredigt worden, der Gott und Geist leugnet, weil er so gottlos als geistlos ist. In Frankreich herrscht jenes frivole Denken, welches nie mit Gründlichkeit nach Wahrheit fragt, sondern einem zu Nervenreizen geneigten Volke schmeichelt. In Frankreich ist jener freche Unglaube heimisch, der alles was hehr und heilig ist in den Staub zieht. Lasset uns ausspeien aus unserm Munde diesen häßlichen Schlamm der Seine. Ich weiß, daß wir nicht Alle Lutheraner sein können. Aber alle Deutschen sollten von Luther, dem größten Deutschen, lernen, was deutsche Art ist und wie herrlich sie sich mit evangelischer Art verbindet. Lasset uns ergreifen die Waffenrüstung des heiligen Geistes: den Helm des Heils, den Krebs der Gerechtigkeit und das Schwert des Geistes, daß wir dastehen als das Volk des Reiches Gottes, was unser höchster Beruf ist. Hilf deinem Volk, Herr Jesu Christ, und segne, was dein Erbtheil ist!

2.

Ein Kampf der Freiheit gegen die Knechtschaft ist zweitens der Kampf des Christen.

Vollkommen frei ist nur Der, welcher einst zu Mose sprach: Ich bin, der ich bin. Gott ist Grund und Ziel seiner selbst. Er kann Alles was er will. Aber Gott ist nicht ein Mensch, der heute so, morgen anders ist. Er ist unveränderlich das was seines Wesens Nothwendigkeit ist. In ihm ist Freiheit und Nothwendigkeit wunderbar vereint. Er, der Alles aus nichts gemacht hat, kann Alles dem Nichts überantworten, wenn er will. Aber was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten, darüber will er früh und spat mit seiner Gnade walten. Er, der Alliebende, will nur der Welt Heil. Er, der Allselige, der ewig Sabbath feiert, arbeitet Tag und Nacht, schläft und schlummert nicht, wirkt unaufhörlich, damit endliche Geister an seinem Sabbathsfrieden theilnehmen: Er, der Herr der Welt, ist der Welt Diener.

Wie in Gott soll auch im Menschen Freiheit und Nothwendigkeit, Freiheit und Gesetz verbunden sein. Die Freiheit ist nicht Willkür, die den Launen, Einfällen, Leidenschaften, der Selbstsucht folgt, sondern das Vermögen das zu thun, was wir sollen: das Rechte, das Gute. Die wahre Freiheit, sagt Augustin, ist die Knechtschaft Gottes. Gott aber will nicht Knechte, sondern Söhne, freigemacht durch den Sohn. Wie Christus spricht: Das ist meine Speise, daß ich den Willen meines Vaters thue, vollbringt jeder wahre Christ in Kraft des heiligen Geistes was Gottes Wille ist. Nicht Furcht, sondern Liebe treibt ihn. Er spricht im Geiste der Kindschaft: Abba, lieber Vater!

Kein Volk spricht so viel von Freiheit als das, welches wir jetzt bekämpfen. Und doch versteht dieß Volk im letzten Grunde unter Freiheit nur Willkür. Zur Zeit der ersten Revolution sprach dieß der so deutsche als evangelische Bote von Wandsbeck aus:

Man nannte Freiheit bei den Alten
Wo Kopf und Kragen sicher war,
Wo Ordnung und Gesetze galten
Und Niemand krümmete ein Haar.
Jetzt nennt man frei, wo Jedermann
Radschlagen und rumoren kann.

Weil eben dieß Volk wahrer Freiheit nicht fähig ist, schwankt es unaufhörlich zwischen einer Freiheit, die alle Schranken durchbricht, und einer Gewalt, die wahre Freiheit nicht gedeihen läßt. Die Männer der äußersten Freiheit im Jahre 1793 waren zugleich die furchtbarsten Tyrannen. Im Namen der Freiheit brachten die französischen Revolutionsheere die Völker um ihre Freiheit. Und so war es denn ein verdientes Loos, daß der Mann, welcher den Teufel der Revolution durch den Teufel der Eroberungssucht austrieb, zugleich seines Volkes Tyrann war. Aus einer Revolution ist das Haus Napoleon's wieder auf den Thron gekommen. Seine Kraft liegt nicht in der Freiheit seines Volkes, sondern in der Gewalt, sein Ziel liegt nicht im Wohle seines Volkes, sondern in der Herrschaft. Mit einem ungeheuern Kraftaufwand, den zuletzt doch dieß Volk bezahlen muß, strebt dieß Haus nach einem Ziele, dessen ein angestammtes Fürstenhaus nicht bedarf: sich seinem Volke nothwendig zu machen. Aber die Revolution, die dieses Hauses Wiege war, wird auch sein Grab sein.

Der von der Natur durch eine Mondfinsterniß gezeichneten Woche, wo Frankreich uns den Krieg ankündigte, folgte ein Tag, von der Natur in Nacht gehüllt, an welchem der römische Bischof im Prunkgewand von einem Thron herab den versammelten Bischöfen seine Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Sitte kraft seines Amtes als Nachfolgers Petri verkündigte. Da diese Versicherung im Namen Jesu Christi und unter Berufung auf die Schrift auftritt, muß es wohl gestattet sein, auch an dieser Stelle davon zu reden. Petrus war ein Apostel und kraft des Wortes Christi: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde gründen u. s. w. der Erste der Apostel. Ein Apostel war ein Mann, vom Herrn unmittelbar und persönlich berufen, mit dem Geist der Offenbarung ausgerüstet, die Kirche zu gründen. Muß ein Apostel persönlich vom Herrn berufen sein, so versteht sich, daß Menschen einen Apostel nicht berufen können. Folglich läßt dieß Amt auch keine Nachfolge zu. Aemter, die auf persönlichen Eigenschaften ruhen, wie das Amt eines Apostels, eines Propheten, eines Reformators, schließen Nachfolge aus, weil eben persönliche Eigenschaften nicht übertragen werden können. Das apostolische Amt ist mit den Aposteln erloschen. Das Amt eines Bischofs läßt Nachfolge zu, weil die Eigenschaften, auf denen es ruht, immer in der Kirche vorhanden sind. War

also Petrus Bischof von Rom, so ist der dermalige Bischof von Rom sein Nachfolger im bischöflichen Amte. Nur folgt daraus nicht, daß der Geist, in welchem Petrus sein bischöfliches Amt verwaltet hat, in seinen Nachfolgern forterbt. Aber es ist unerwiesen und unerweislich, daß Petrus Bischof von Rom gewesen ist. Wäre er es gewesen, würde der Papst Erbe seines bischöflichen, aber nicht seines apostolischen Amtes sein, welches von dem bischöflichen verschieden, wie wir sahen, durchaus keine Nachfolge zuläßt. Zu sagen, daß der Nachfolger Petri des Bischofs auch der Nachfolger Petri des ersten Apostels sei, ist ebenso wie wenn man sagen wollte, daß der Nachfolger Luther's auf seinem Lehrstuhle in Wittenberg allemal Reformator gewesen sei. Was Luther zum ersten Reformator machte, ist ebenso mit ihm begraben worden wie das, was Petrus zum ersten Apostel machte. Aber wenn der Papst auch Nachfolger Petri wäre, würde er nicht unfehlbar sein, weil Petrus in dem Sinne, in welchem es sich der Papst zuschreibt, selbst nicht unfehlbar war. Auf der ersten Kirchenversammlung, welche uns die Apostelgeschichte im 15. Kapitel darstellt, spricht Petrus wie ein Berathender, nicht wie ein Entscheidender, und der Beschluß wird dem heiligen Geiste zugeschrieben, der aus Aposteln und Aeltesten sprach. Im zweiten Kapitel des Briefes an die Galater lesen wir, daß Petrus sich eine starke Zurechtweisung von Paulus muß gefallen lassen. Kein Sachkundiger wird leugnen, daß es Päpste gegeben hat, die, wenn man überhaupt Menschen heilig nennen darf, heilig waren, große Kirchenlehrer, wahre Kirchenfürsten. Aber nicht minder gewiß ist, daß es Päpste gegeben hat, die man zu den größten Scheusalen der Menschen rechnen muß, ja ganze Generationen von Päpsten, in welchen das Verderben der Zeit seine Spitzen fand. Was aber die Untrüglichkeit des Papstthums anbetrifft, so ist gewiß, daß die von den Päpsten geleitete Kirchenversammlung zu Trident die Grundlehre des Protestantismus, von der Luther sagt, daß von ihr nichts nachgelassen werden kann und wenn Himmel und Erde einstürzen, verflucht hat.

Warum aber rede ich davon? Wie auf dem Gebiete des Staates ein Volk, welches seiner Freiheit nicht die Schranken des Gesetzes und der Ordnung geben kann, immer von Neuem der Gewaltherrschaft verfällt, so verfallen auch Christen, die nicht durch das Evangelium frei werden, der Anmaßung von Menschen, die sich für untrüglich ausgeben. Ihr seid theuer erkauft, sagt der Apostel, werdet nicht

der Menschen Knechte. Die Kinder Gottes sind, haben nur Einen Vater, Gott den Vater, und nur Einen Meister, Christum, und nur Einen Geist, den heiligen Geist. Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, ist Freiheit.

3.

Ein Kampf des Lebens gegen den Tod ist drittens der Kampf des Christen.

Nicht Söldnerschaaren sind es, die ausgezogen sind zum Kampfe, wie in frühern Zeiten, sondern die Blüthe Deutschlands, geführt von Königssöhnen, um mit der Blüthe Frankreichs auf Leben und Tod zu kämpfen. Unter dem furchtbaren Krachen der Mordwaffen fliegen die Kugeln des Todes, um Tausenden Tod, Tausenden furchtbare Wunden zu bringen. Und diese Kugeln treffen nicht bloß jene Jünglinge, sondern ihre Familien, ihre Lebenskreise, das Vaterland. Und doch ziehen unsre Jünglinge in diese Felder des Todes wie zu einem Feste der Liebe und Freude. Laß mich nicht länger warten, Du schöner Liebesgarten, Voll Röslein blutigroth Und aufgeblühtem Tod: so sang ein Heldenjüngling kurz vor seinem Tode. Was sie hebt, ist die Begeisterung für eine gerechte Sache, die Begeisterung für's Vaterland. Immer wo ein Mensch die Opferflamme für eine gute Sache, sie heiße nun Wahrheit oder Freiheit oder Vaterland, in sich entzündet, fühlt er sich erleuchtet, erwärmt, erhoben. Ein guter Geist hebt ihn empor über die Gemeinheit dieser Erde zu einem höhern Leben. Und wer es auch noch nicht erfahren hat, daß der Weg des Christen der Weg des Kreuzes ist, der ahnt doch die Wahrheit des Wortes Christi: Nur wer sein Leben verliert, wird es gewinnen. Möge Gott mit ihnen sein, diesen Jünglingen, die so erhobenen Geistes in den Kampf gegangen sind, daß sie sprechen: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum ob wir leben oder sterben, sind wir des Herrn. Wir gedenken insonderheit der vielen Jünglinge, die von dieser Universität in den Kampf gegangen sind. Sie haben den deutschen Geist auf den Feldern der Wissenschaft kennen gelernt: mögen sie ihn jetzt auf den Feldern der Schlachten erproben. Hat das blutige Testament, welches die Jugend der Freiheitskriege dem deutschen Volke hinterlassen hat, so herrliche Frucht getragen, so wird unter Gottes Segen auch aus der Todessaat derer die in diesem Kriege fallen werden

eine Ernte des Lebens erblühen. Und auch mit den Jünglingen und Jungfrauen sei Gott, welche ihre Kräfte in den Dienst der Verwundeten stellen wollen, sie an Leib und Seele zu pflegen und wenn ihr Stündlein kommt, ihnen Den zu verkündigen, der die Auferstehung und das Leben ist.

Was aber wir, die wir im Vaterlande bleiben, thun sollen, ist vor Allem beten. Am vergangenen Mittwoch haben Schaaren, welche die Kirchen Leipzigs kaum fassen mochten, Hände und Herzen zu Gott erhoben, daß er der Sache des Rechts auch den Sieg gebe. Er erhört Gebete, darum kommt alles Fleisch zu ihm. Schon am andern Tag hat er geantwortet in einer Siegesnachricht, die unser Herz mit Jubel erfüllte. In solch lichter Gestalt kehren die Worte wieder, die wir betend zum Himmel senden. Und heute vernehmen wir wieder einen großen Sieg. Lasset uns danken:

Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, dir danken wir.
Dich, Gott, Vater, in Ewigkeit
Ehret die Welt weit und breit.
All' Engel und Himmelsheer
Und was dienet deiner Ehr,
Auch Cherubim und Seraphim
Singen immer mit hoher Stimm:
Heilig ist unser Gott!
Heilig ist unser Gott!
Heilig ist unser Gott!
Dein ewig Macht und Herrlichkeit
Geht über alle Himmel weit.
Hilf deinem Volk, Herr Jesu Christ,
Und segne was dein Erbtheil ist!

Aber nicht bloß beten, sondern auch arbeiten und opfern wollen wir. Wir wollen der vielen Familien nicht vergessen, welche ohne Väter und Söhne hülflos zurückbleiben; nicht der Wittwen und Waisen der Gefallenen vergessen; denen, die verwundet zurückkehren, es nie vergessen, daß sie für uns sich dem Tode preisgegeben haben. Doch es bedarf kaum der Ermahnung. Die Stadt Leipzig wird sicher den guten Namen, den sie nach dieser Seite allenthalben hat, bewähren. Aber nicht bloß gute Werke wollen wir Gott opfern, sondern vor Allem uns selbst. Es ist wohl die Ordnung, daß sich die Kinder zu den Eltern halten. Aber jetzt können wir recht verstehen,

was es heißt: Er wird die Herzen der Väter zu den Kindern bekehren. Wir Aelteren fühlen uns beschämt durch die Begeisterung unserer Söhne, die freudig ein Leben voll Zukunft auf den Altar des Vaterlandes niederlegen. Und gern wollen wir uns von unsern Söhnen beschämen lassen und von ihrer Begeisterung uns heben. Und endlich wollen wir Vertrauen zu Gott lernen. Aengstet euch nicht zu sehr. Er, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, kennt Alle, die in den Kampf gezogen sind, mit Namen. Alle ihre Tage waren in ein Buch geschrieben, ehe derselben einer ward. Was nach menschlichen Augen Zufall ist, ist bei Gott heilige Ordnung, liebevoll waltende Fürsicht. Die da mit Gott fallen, fallen in Gottes Hände. Fallen müssen wir einst Alle. Gott gebe: Auf dem Bette der Ehre und in Seine Hand. Dieß Leben aber, das so freudig in den Tod geht, und der Sieg, der aus dem Tode hervorgeht: sie sind eine Weissagung und eine Bürgschaft, daß der Tod ist verschlungen in den Sieg: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Der Geist giebt unserm Geiste Zeugniß, daß wir Kinder Gottes sind. Sind wir Kinder, so sind wir Erben: Erben Gottes, Miterben Christi; so wir anders mit leiden, daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.

Halte aus!
Zion, halte deine Treu:
Laß dich ja nicht laulich finden!
Auf, das Kleinod rückt herbei.
Auf, verlasse, was dahinten,
Zion, in dem letzten Kampf und Strauß
Halte aus!

Amen.

Christus der Arzt der Leiber und der Arzt der Seelen.

Predigt am Sonntag Invocavit 1871 über Joh. 5, 1—16.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch. Amen.

Es ist schwer, in dieser bewegtesten aller Zeiten an heiliger Stätte das Wort der Ewigkeit zu verkünden ohne von der Zeit zu reden, und von der Zeit zu reden ohne von der Unruhe derselben berührt zu sein. Gerade Solche, die von der Macht dieser Zeit ganz hingenommen werden, können ein Bedürfniß haben, hier einmal von dem zu hören, was jenseits aller Zeit liegt. Darin sind wir wohl Alle eins, daß sich in dieser Zeit Außerordentliches vollzieht: Außerordentliches, von dem die Folgezeit vielleicht noch lange leben wird. Während ein Kaiserthron zusammengestürzt ist, hat sich ein anderer erhoben. Und dieser Kaiserthron ist doch nur eine neue Gestalt des alten Kaiserthrones, der über 800 Jahre unter dem deutschen Volke bestanden hat, das sich als Erben des alten unter das Zeichen des Kreuzes gestellten römischen Reiches das heilige römische Reich deutscher Nation nannte. Die Geschichte unseres Volkes ist ein unaufhörliches Ringen, zwei Gegensätze zu verbinden, nämlich die Einheit und Macht des Reiches und die Mannigfaltigkeit, Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit der einzelnen Stämme. Und wir müssen bekennen, daß eine Lösung dieser schwierigsten aller Aufgaben, die keine Staatsweisheit hätte erdenken, geschweige schaffen können, auf den Feldern der Schlachten erwachsen ist, so lebensfähig wie unter den gegebenen Verhältnissen nur irgend zu erwarten war. Da das römische Reich das Weltreich war, so lag

im Namen des Kaisers eine Oberhoheit unter den Völkern auf den Trümmern des römischen Reiches. Und diese hatten wirklich die Kaiser sächsischen, fränkischen und hohenstaufischen Geschlechts. Seit dem Untergang der Hohenstaufen aber, die des Reiches Herrlichkeit mit hinabnahmen, ging diese Obermacht an Fürsten und Völker romanischer Art über. Wohl war der Kaiser, vor dem Luther zu Worms sein großes Bekenntniß ablegte und dem die protestantischen Stände zu Augsburg ihr Glaubenszeugniß übergaben, Karl V., der größte und zugleich mächtigste Fürst seines Jahrhunderts. Aber er war ein Kaiser romanischer Art, der Reformation feind, dem römischen Stuhl zugethan, auf Spanien gestützt. Unter dem Gegensatze des römischen und protestantischen Bekenntnisses hat unser armes Vaterland 30 Jahre sich verbluten müssen, während die französische Königsmacht, welche die Protestanten im eigenen Lande bis auf's Blut verfolgte, dieselben in Deutschland unterstützte, um das deutsche Kaiserthum herabzudrücken, auf seine Kosten aber ein glänzendes Königthum aufzurichten, von dem die Gesetze aller Bildung ausgingen. Und diese Obermacht Frankreich's hat, natürlich mit Unterbrechungen, bis auf unsere Tage gewährt. Allezeit ging mit der Macht der romanischen Völker die Macht Rom's Hand in Hand, wie es ja schon der Name anzeigt. Da ist es doch nun ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß in denselben Tagen, da das französische Kaiserthum besiegt vom Schauplatz abtrat, auch nach mehr als tausendjährigem Bestand der Kirchenstaat untergegangen ist. Und nicht durch einen protestantischen, sondern durch einen römischen Fürsten ist Rom gefallen. Und so hat sich erfüllt, was jener tiefsinnige Dichter des Mittelalters, Dante, der gegen die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt in der Hand Rom's eiferte, geweissagt hatte:

> Rom's Kirche fällt, weil sie die Doppelwürde,
> Die Doppelherrschaft jetzt in sich vermengt,
> In Staub, besudelnd sich und ihre Bürde.

Das deutsche Kaiserthum aber ist an ein evangelisches Fürstenhaus deutscher Nation gekommen, an das Haus Hohenzollern. Und wir dürfen ohne Selbstüberhebung sagen, daß Deutschland solche Ehre auf dem Wege der Ehre errungen hat. Mehr aber wollen wir nicht sagen.

Welcher Deutsche kann diesen Wundergang des Alten der Tage betrachten, ohne voll zu sein des Dankes für das, was Er, der noch nie das deutsche Volk verlassen hat, jetzt an uns gethan hat. Aber mit dem Gefühle der Erhebung, das uns in dieser großen Zeit ergreift, verbindet sich in jedem Deutschen, der ein menschliches, der ein christliches Herz hat, ein tiefschmerzliches Gefühl, daß dieser Weg der Ehre ein Weg des Blutes war. Die Zahl derer, die ausgezogen sind zum Kampfe, mag einer Million nahe kommen. Und diese Million hat Millionen bekümmerte, unter Furcht und Zittern dem Kampfe folgende Herzen zurückgelassen. Wie es Eltern zu Muthe ist, deren Söhne unter steten Todesgefahren kämpfen, das haben so Manche erfahren. Wir Alle, wenn wir es auch nicht erfahren haben sollten, fühlen es nach, wie es sein muß, wenn die Kunde der Gefangenschaft, wenn die Kunde schwerer Verwundung, wenn die Kunde des Todes kommt. Tausende sind mit gequältem Herzen, unter Noth und Gefahr ausgezogen, um Sterbenden die Augen zu schließen, Gefallene zu begraben. Und welchen Jammer bedecken die Lazarethe und Baracken in Frankreich und Deutschland. Ach, in diese Blüthe deutscher Jugend, die begeistert und opferfreudig ausgezogen ist, ist ein giftiger Thau gefallen. Und wo es auch nicht zu Wunden und Tod gekommen ist: was ist unsern Kriegern an Arbeiten und Anstrengungen, an Hunger, Kälte und Blöße auferlegt worden! Wohl nur Wenige sind unter uns, welche diese Legionen von Gefangenen mit Siegerstolz haben in unser Vaterland einziehen sehen. Sie haben ja nicht diesen Krieg angestiftet, diese gefangenen Soldaten, sondern müssen nur ausführen und tragen, was der Wahnsinn der Führer und Verführer ihres Volkes beschlossen hat. Sind wir, die wir in unsern gewohnten Verhältnissen geblieben sind, sehr empfindlich für alle Verluste an Vermögen, Ehre, Lebensfreuden: haben wir kein Gefühl dafür, was für eine Sintfluth von Elend dieser Krieg über Frankreich ergossen hat? Ganz gewiß sind die deutschen Heere die Vollstrecker eines gerechten Gerichtes, welches Gott der Herr über dieß sittlich verderbte Volk verhängt hat. Aber wir haben des Verderbens genug in uns, um uns nicht allzusehr zu überheben, und sollen nie vergessen, daß unsere Feinde Menschen und Christen sind. Was uns, wenn wir die Nachtseiten dieses Krieges in's Auge fassen, allein aufrichten kann, ist, daß Frankreich, nicht Deutschland diesen

Krieg begonnen hat, dieser Kampf also uns verordnet war, unser Volk an Haupt und Gliedern seine Pflicht gethan und endlich Gottes nicht vergessen hat.

Die Betrachtung des Jammers, den dieser Krieg gebracht hat, ist eine würdige Vorbereitung zur Betrachtung unseres heutigen Textes, als des Sonntags Invocavit, aufgezeichnet

Joh. 5, 1—16.

Darnach war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. Es ist aber zu Jerusalem bei dem Schafhause ein Teich, der heißt auf Ebräisch Bethesda, und hat fünf Hallen, in welchen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Dürre; die warteten, bis sich das Wasser bewegte. Denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich, und bewegte das Wasser. Welcher nun der erste, nachdem das Wasser beweget war, hinein stieg, der ward gesund, mit welcherlei Seuche er behaftet war. Es war aber ein Mensch daselbst, acht und dreißig Jahre krank gelegen. Da Jesus denselbigen sahe liegen, und vernahm, daß er so lange gelegen war, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, wenn das Wasser sich bewegt, der mich in den Teich lasse; und wenn ich komme, so steiget ein anderer vor mir hinein. Jesus spricht zu ihm: Stehe auf, nimm dein Bette, und gehe hin. Und alsobald ward der Mensch gesund, und nahm sein Bette, und ging hin. Es war aber desselbigen Tages der Sabbath. Da sprachen die Juden zu dem, der gesund war geworden: Es ist heute Sabbath, es ziemet dir nicht das Bette zu tragen. Er antwortete ihnen: Der mich gesund machte, der sprach zu mir: Nimm dein Bette, und gehe hin. Da fragten sie ihn: Wer ist der Mensch, der zu dir gesagt hat: Nimm dein Bette, und gehe hin? Der aber gesund war geworden, wußte nicht, wer er war; denn Jesus war gewichen, da so viel Volks an dem Ort war. Darnach fand ihn Jesus im Tempel, und sprach zu ihm: Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre. Der Mensch ging hin und verkündigte es den Juden, es sei Jesus, der ihn gesund gemacht habe. Darum verfolgten die Juden Jesum und suchten ihn zu tödten, daß er solches gethan hatte auf den Sabbath.

An eine Stätte des Jammers führt uns der vorgelesene Text, angefüllt mit Kranken aller Art, und zwar Kranken, für welche nicht leicht Heilung zu erwarten war: Blinden, Lahmen, Dürren d. h. Leuten mit vertrockneten Gliedern. Diese Stätte hieß Bethesda d. h. Haus der Gnade, der Barmherzigkeit. Denn die Kranken daselbst harrten der Gnade Gottes, die eine Heilkraft in das Wasser eines Teiches gelegt hatte. Außerordentliche Kranke suchen eben außerordentliche Mittel. Zu den nach menschlichem Urtheil hoffnungslosesten Kranken daselbst gehörte ein Mann, der in Folge einer uns unbekannten Sünde 38 Jahre lang krank gewesen war, so hilflos, daß er nicht

einmal Jemanden hatte, der ihn in das Wasser brachte. In diese Stätte des Jammers trat Christus, der das war, was dieß Haus hieß: die heilsame Gnade Gottes in Person, der Heiland, der Arzt der Leiber und Seelen. Die Stätte der Kranken ist die Stätte des Arztes. Er wendet sich an jenen hilflosesten und hoffnungslosesten aller Kranken. Willst du gesund sein? fragt er ihn. Diese auf den ersten Blick uns befremdende Frage war äußerlich dadurch veranlaßt, daß jener Kranke gar nichts zu thun schien, um gesund zu werden. So versteht es dieser auch. Ich habe keinen Menschen, antwortet er, der mich in den Teich lasse. Jesus Christus aber hatte diese Frage an ihn gerichtet, um ihn, der in Folge einer Sünde krank geworden war, zum Bewußtsein seines leiblichen und geistlichen Elendes zu bringen. Dieser Mann, der 38 Jahre seiner Sünde Schuld getragen hatte, hatte natürlich nicht den Wunsch, vielleicht aber die Hoffnung aufgegeben gesund zu werden. Diesen Jammer von 38 Jahren hob Jesus Christus mit Einem Worte: Stehe auf, nimm dein Bette, gehe hin. Und der Kranke ward gesund und konnte thun was Christus ihm geboten. Aber abgestumpft durch Sünde und Krankheit freute er sich nur der Heilung, ohne dankbar und liebevoll auf den Heiland zu merken. Er wußte nicht, wer der war, der ihn geheilt hatte. Das aber hatte diese Wunderheilung doch gewirkt, daß er Gott im Tempel suchte, ihm zu danken. Einem in wunderbarer Weise aus schwerem Verderben Geretteten legt sich das Gefühl zu nahe, daß sein gerettetes Leben Gott gehört. Da glauben aber so Viele sich mit Gott dadurch abzufinden, daß sie ihm in einem Gelübde etwas Außerordentliches leisten: Entsagungen, gute Werke, wohlthätige Stiftungen. In so äußerlicher Art mag sich auch jener Mann im Tempel mit Gott abzufinden gesucht haben. Doch er nahte sich Gott. Und so nahte sich Gott ihm noch einmal in Jesu Christo, der seines Leibes Arzt gewesen war, als Arzt der Seele. Jesus fand ihn in dem Tempel und sprach zu ihm: Siehe, du bist gesund geworden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre. Jesus Christus heilte die Leiber, damit die Geheilten dankbar ihre Seele ihm darbrächten, ihm dem Heiland der Seelen. Anstatt aber in sich zu gehn und Christo nachzufolgen, hat er nichts Eiligeres zu thun als den Juden zu sagen, es sei Jesus, der ihn gesund gemacht habe. Die Juden aber trachteten darnach, Jesum zu tödten.

Ziehen wir die Summe dieser evangelischen Geschichte, so können wir sie in den Gedanken fassen:

Christus der Arzt der Leiber und der Arzt der Seelen.

1.

Christus ist zuerst der Arzt der Leiber.

Menschen, welche Christum nicht kennen, haben eine Neigung, es sei einen wirklichen, es sei einen erdachten, einen idealen Menschen zu ihrem Christus zu machen. Daher die ungemessene Verehrung, welche man bald Fürsten, bald Feldherren, bald Staatsmännern, bald Künstlern, bald Gelehrten, bald Volksmännern erweist. Ja es ist in Deutschland gesagt, in Frankreich aber von einer ganzen Religionsgesellschaft bekannt worden, daß die einzige Religion, welche die Menschen der Gegenwart noch haben, die Verehrung großer Männer sei. Aber mit einem krankhaften Enthusiasmus verbindet unsere Zeit eine krankhafte Kritik. Die von den Einen in den Himmel erhoben werden, werden von Anderen unbarmherzig herabgesetzt. Wo sind in Frankreich die Größen geblieben, die noch vor weniger als einem Jahre so hoch gefeiert wurden? Sie haben Einen Fehler gehabt, den man dort nie verzeiht, nämlich Unglück. Aber auch in den größten und edelsten Menschen findet die Kritik mit Recht zu tadeln. Und wenn sie nichts fände, würde keine dieser menschlichen Größen im Stande sein alle Menschen zu befriedigen, weil die Gebiete, in denen sie groß sind, nicht Jedermanns Sache sind. Feldherrntalent, Staatsweisheit, Wissenschaft, Kunst, Volksleitung sind nicht für Jeden. Ein Mensch, in dem Alle ihr Höchstes finden sollen, muß in dem groß sein, was aller Menschen Sache ist. Er muß ein Mensch sein, wie ein Mensch sein soll: ohne Irrthum, ohne Sünde, ohne Fehl, nicht in diesem oder jenem Lebensgebiete, sondern in dem groß, was der ganzen Menschheit ist. Und das war Jesus Christus. Er war des Menschen Sohn d. h. die Blüthe der Menschheit, der urbildliche Mensch, gekommen zur ganzen Menschheit. Er war kein Fürst, kein Staatsmann, kein Künstler, kein Philosoph, aber ein vollendeter Mensch, der zu den Menschen ging, auf welchen der Jammer der Menschheit, Sünde und Tod, vorzugsweise lagen: zu den Zöllnern und Sündern, zu den Armen und Kranken. Er hat sich nicht um Herodes, nicht um den römischen

Statthalter, nicht um die Hohenpriester, nicht um die Oberen, nicht um die Schriftgelehrten bekümmert, sondern kam als Arzt zu den Kranken. Unser Text zeigt ihn uns in Bethesda unter Blinden, Lahmen, Dürren.

Es ist in der Ordnung und Gottes Wille, daß der erkrankte Mensch die Heilkräfte gebraucht, welche Gott in Luft, Wasser, Steine, Kräuter, Thiere gelegt hat. Die Heilung aber durch solche Naturmittel ist die Wissenschaft und Kunst der Aerzte. Sowenig die Geistlichen die Sünde, sowenig können die Aerzte Krankheit und Tod aus der natürlichen Menschheit heben. Aber Krankheiten zu erkennen, Krankheiten vorzubeugen, Krankheiten zu lindern, in nicht wenigen Fällen Krankheiten zu heilen, ist der Segen, den Gott auf ihre Kunst gelegt hat. Selbst wo sie gar nichts thun können, kann ihr Wort dem Kranken und den Seinen eine Hilfe und ein Trost sein. Gott hat diesen Stand geehrt, da er sagte: Ich bin der Herr dein Arzt! und Jesus Christus, da er sich selbst einen Arzt nannte, nicht für die Gesunden, sondern für die Kranken gekommen. Wie in Gottes Erkenntniß der letzte Grund aller Wissenschaft liegt und in Gottes Gerechtigkeit der letzte Grund alles Rechtes, so in Gottes erbarmender Liebe der Grund aller Heilkunde. Gott aber ist der allein wahre Arzt, weil er, was kein Arzt kann, Krankheit und Tod heben kann. Und daß er Solches vermag, hat er in seinem Sohne bewiesen, welcher Kranke gesund, Todte lebendig machte durch sein Wort. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und wie wir aus dem Alten Testamente ersehen, daß Gott den Propheten, die Christo vorangingen, das Zeugniß der Wunder gab, so bezeugt auch die Kirchengeschichte, daß bis in das dritte Jahrhundert eine Nachwirkung der Wundergabe Christi in den christlichen Gemeinden waltete. Der Tag der Auferstehung Jesu, wo der Tod verschlungen ward in das Leben, hat eine wunderbare Morgenröthe und eine wunderbare Abendröthe gehabt. Und warum soll, was einst geschehen ist, nicht noch immer geschehen können? Warum sollen Menschen, in deren Geistesleben sich Gott wunderbar verherrlicht, nicht noch immer die Beweisung des Geistes und der Kraft haben? Das Gebet des Gerechten vermag viel. Luther glaubte, er habe mehrere Menschen, namentlich Melanchthon und Myconius, durch sein Gebet aus dem Rachen des

Todes gerissen. Wenn Jemand krank ist, giebt er sich selbst dann, wenn nach menschlichem Urtheil keine Hilfe ist, noch der Hoffnung hin, daß etwas Außerordentliches für ihn geschehe. Und gewiß hat in unzähligen Fällen, wo die Menschen sagen, daß die Natur sich geholfen habe, Gott allein geholfen, indem er, der Engel zu Winden und Diener zu Feuerflammen macht, seine Hilfskräfte in die Gestalt natürlicher Mittel hüllte. Alle wahre Christen vertrauen sich, wenn sie menschliche Aerzte suchen, im letzten Grunde Gott, und hoffen, wenn sie Heilquellen suchen, ein Bethesda zu finden, wo sie Christo begegnen.

Wie mühevoll, langsam und unvollkommen sind die Heilungen unserer Aerzte gegenüber der Wunderkraft Christi, die mit einem Worte eine Krankheit von 38 Jahren hebt. Aber Jesus Christus hat diese Wunderkraft gar theuer erkauft. In den Wunderheilungen Christi sah Matthäus erfüllt, was Jesaia gesagt hatte: Er hat unsere Schwachheit auf sich genommen und unsere Seuche hat er getragen (Mt. 8, 17. Jes. 53, 4. 5.). Nur die Liebe, in der sich Christus selbst für uns bis zum Tode verwunden ließ, hatte die Kraft, die Wunden der erkrankten Menschheit zu heilen. Alle die Schmerzen, die Jesus heilte, hat er selbst getragen. Und so ist denn von ihm eine Liebe ausgegangen, welche die Schmerzen der dem Tode verfallenen Menschheit auf das Innigste mitempfindet und wenn nicht zu heben doch zu lindern sucht. Während die Heiden, weil sie keinen Begriff hatten von dem unendlichen Werth eines einzelnen Menschen, die Armen und Kranken, die sie persönlich nichts angingen, ihrem Schicksal überließen, hatten die Christen, die in jedem Menschen ihren Nächsten sahen, in jedem Christen ihren Bruder, ein inniges Mitgefühl für die leidende Menschheit und scheuten die schwersten Opfer nicht um ihnen zu helfen. In Zeiten der Pest, wo die Heiden feig und unmenschlich flohen, pflegten die Christen die Kranken, bis sie ihnen die Augen zudrücken konnten. Erst auf christlichem Boden sind allenthalben Krankenhäuser für die entstanden, welche keine Familie haben, sie zu pflegen. Nicht bloß die Geistlichen und Mönche, sondern die edelsten Ritter erkannten in der Pflege der Kranken einen hohen Beruf. Und diese Opferfreudigkeit pflegender Liebe ist eine Lichtgestalt in der Nacht der hinter uns liegenden Kriegszeit. Es ist nicht bloß der Beruf gewesen, sondern wenigstens in sehr vielen Fällen der freudige Entschluß, Wissenschaft und Kunst

in den Dienst der leidenden Menschheit zu stellen, die so viel Aerzte auf die Felder der Schlacht und in die Lazarethe in Frankreich und Deutschland geführt hat. Und gewiß haben nicht Wenige die Freudigkeit und Ausdauer zu diesem schweren Dienst nur von Oben genommen. Und zur Pflege der Verwundeten ist eine große Schaar von Jünglingen ausgezogen, auch von unserer Universität: freiwillig, opferbereit, liebefreudig. Und nicht vergessen wollen wir, was viele Frauen und Jungfrauen zu überwinden gehabt haben, um Verwundeten eine milde, theilnahmvolle und treue Fürsorge zu widmen. Aller Orten hat sich ein Mitgefühl und ein Eifer zu helfen an den Tag gelegt, den man nicht umhin kann zu den schönen Zeichen der Zeit zu rechnen. Und ganz im Sinne des Herrn ist der vou den kriegführenden Völkern anerkannte Grundsatz, daß die Verwundeten, welcher Nation sie auch angehören, als Menschen in die Hände von Menschen fallen. Hier ist kein Franzose noch Deutscher, denn wir sind allzumal Einer in Christo. Liegt ein Mensch unter schweren Schmerzen auf dem Schlachtfeld, hilflos und von Allem entblößt, dem ist ein Mensch, der ihm die Hand reicht, ihm ein Trostwort spricht und ihn an eine Stätte der Pflege bringt, wie ein lichter Bote aus einer bessern Welt. Und wahrhaftig, in Solchen naht sich Christus, der Arzt der Leiber. Seine Wunder sind nicht mehr. Aber seine helfende Liebe lebt noch fort in der Christenheit.

2.

Zweitens ist Christus der Arzt der Seelen.

Die lange Krankheit des Mannes in unserem Texte war eine Folge seiner Sünde. Das ist ja die Krankheit in vielen Fällen. Unvorsichtigkeit, Unmäßigkeit, Wollust oder auch übertriebene Arbeit und Geistesanstrengung zerstören unsern Körper. Aber in noch mehr Fällen läßt sich ein Zusammenhang zwischen Krankheit und Sünde nicht nachweisen. Eine überaus große Zahl von Kindern stirbt ja, ehe sie zwischen gut und böse unterscheiden können. Viele kommen blind, taub, geistesschwach auf die Welt. Und darum wies Jesus Christus die Jünger, die bei einem Blindgebornen fragten, ob dieser oder seine Eltern gesündigt haben, mit den Worten zurecht: Weder dieser noch seine Eltern haben gesündigt. Nicht die Sünde der Einzelnen, sondern die Sünde des ersten Menschen, in welchem die Gattung war, hat Krankheit und Tod in die Menschheit gebracht.

Wie der Einzelne für die Sünde seines Geschlechts als Mitschuldiger einstehen muß, so muß er auch die Strafe seines Geschlechts mittragen. Das sehen wir ja in diesem Kriege in besonderer Weise. Nicht wenige Franzosen haben diesen Krieg nicht gewollt. Und Viele, die mitgejubelt haben bei Beginn dieses Krieges, haben keine Ahnung gehabt von der frevelhaften Selbstverblendung ihrer Führer. Aber nach dem alten Wort: Es rasen die Fürsten und es bluten die Völker, müssen sie die Schuld ihrer Führer mittragen. Gott hat in diesem Kriege ein furchtbares Wehe gerufen über Alle, die leichtsinnig Krieg anfangen. Ich wiederhole, daß das deutsche Volk diesen Krieg nicht angefangen hat. Aber der Krieg selbst ist ein Beweis des tiefen Falles unseres Geschlechtes. Daß zwei Völker, die unter den Bildungsvölkern der Erde in vorderster Reihe stehen, zwei Völker, unter denen das Christenthum über ein Jahrtausend besteht, zwei Völker, die mit vereinten Kräften wirken sollten, daß das Reich Gottes komme, sich mit den ausgesuchtesten Mitteln des Todes und der Zerstörung wechselseitig aufzureiben suchen, das ist wahrlich ein Beweis, daß die Sünde in der Menschheit eine furchtbare Macht ist. O daß doch der erschütternde Ernst dieses Krieges dazu beitrüge, Viele aufzuwecken aus dem faulen humanistischen Traume, daß dieses Leben eine Lustreise der Liebe und Freundschaft nach einer schönern Welt sei. Ein Geschlecht, unter welchem die Processe der Völker in letzter Instanz mit diesem furchtbaren Wechselmorden des Krieges entschieden werden, ist ein gefallenes Geschlecht. Ihr erinnert euch jenes römischen Feldherrn, der, als er das feindliche Karthago brennen sah, unter Thränen des alten Wortes gedachte:

Kommen wird einst der Tag, wo das heilige Ilium hinsinkt.

Und so lasset uns bei dem siegreichen Einzug unserer Krieger in die große Weltstadt Paris nicht vergessen, daß wenn wir was Gott aus Gnade uns gewährt hat auf Muthwillen ziehen, auch für uns ein Tag der Heimsuchung kommen kann. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.

Die sündenkranke Menschheit zu heilen ist der Heiland gekommen. Der, welcher mit seinem Worte die Leiber heilt, heilt auch mit seinem Worte der Gnade die Seelen, die sich im Glauben wollen heilen lassen. Wie der Sünde Wesen darin besteht, daß wir uns von Gott trennen, so besteht der Sünde Fluch darin, daß sich Gott von uns

trennt. Jesus Christus aber ward für uns zum Fluch, auf daß er uns von dem Fluch erlösete. Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilt. Glaube nur an Jesum Christum, so reicht dir Gott in Jesu Christo die Hand des Friedens und deine Sünden sind vergeben und weder Leben noch Tod, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges mögen dich scheiden von der Liebe Gottes. Aber die Vergebung der Sünden ist nicht Freiheit von Sünden. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns: sagt Johannes (1 Joh. 1, 8.). Und das heißt nicht bloß, daß die, welche Christum im Glauben ergriffen haben, dann und wann aus Schwachheit, Uebereilung oder Unwissenheit noch sündigen. Die Wiedergeburt ist kein Zauberschlag, der auf einmal alle Fehler in den Geistesanlagen des Menschen, alle sündhaften Neigungen, alle Bande, die den Menschen an die Welt knüpfen, hebt. Das ganze Leben eines Christen ist ein steter Kampf des neuen Menschen gegen den alten, eine langsame Erlösung von den Fesseln des Fürsten dieser Welt, ein fortschreitendes Wachsen an dem der das Haupt ist. Das Leben eines Christen ist eine allmälige Heilung, welche Christus der Arzt der Seelen an ihm ausrichtet. Die Kirche Jesu Christi auf Erden ist das Bethesda, das Gnadenhaus, in dessen Heilquellen wir uns immer von Neuem reinigen, kräftigen, beleben müssen, bis einst Christus kommen wird uns zu sagen: Stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim in die ewige Heimat, wo kein Krieg, kein Kampf mit der Sünde, keine Krankheit, kein Tod mehr ist, sondern Friede und Freude in Jesu Christo unserm Heiland. Amen.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Predigten

von

Dr. Karl Fr. Aug. Kahnis,

ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Leipzig und Domherrn des Hochstifts Meißen.

Dritte Sammlung.

Leipzig,

Dörffling und Franke.

1877.

Inhalt.

Was soll uns das Gotteshaus sein?

Predigt am 1. Advent 1871 über Psalm 100.

Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosianna in der Höhe. Amen.

Die den gottesdienstlichen Betrachtungen des neuen Kirchenjahres, welches heute als am ersten Adventssonntage anfängt, zu Grunde gelegten alttestamentlichen Texte beginnen mit Psalm 100, welcher also lautet:

> Jauchzet dem Herrn, alle Welt. Dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken. Erkennet, daß der Herr Gott ist. Er hat uns gemacht und nicht wir selbst zu seinem Volke und zu Schafen seiner Weide. Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben; danket ihm, lobet seinen Namen. Denn der Herr ist freundlich und seine Güte währet ewiglich und seine Gnade für und für.

Was wir vernommen, ist ein Aufruf, mit Freuden dem Herrn zu danken in den Vorhöfen seines Tempels. Wenn die Juden aus den zerstreuten Städten und Dörfern des heiligen Landes, ja aus der großen weiten Zerstreuung unter den Heiden der alten Welt zu Ostern, Pfingsten, Lauberhütten hinauf zogen nach Jerusalem, in großen Schaaren, sich dem Herrn darzustellen im Tempel als sein priesterliches und königliches Volk, da riefen sie sich einander in Psalmen zu: Ich freue mich deß, was mir geredet ist, daß wir werden in das Haus des Herrn gehen und daß unsre Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem (Psalm 122.). Und wenn sie dann, etwa vom Jordan kommend, nach einer Wanderung durch öde Gegenden, den Oelberg erreicht hatten und sahen nun die heilige Stadt, die aus Thälern sich

erhebt wie aus Gräben eine feste Burg, unmittelbar vor ihnen aber auf dem Berge Moria den Tempel, dessen prachtvolle Hallen den heiligen Raum umschlossen, wo sich das Volk zu Gott erhob, Gott aber sich zum Volke herabließ: da war es ihnen wie einem Wanderer, der nach tausend Irrfahrten endlich die Heimat sieht, und sie sangen mit Herz und Mund: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gotte. Denn der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar. Sela (Ps. 84.). Und nahten sie sich dann mit einem Schauer von Furcht und Freude den heiligen Räumen selbst und vernahmen aus dem Munde der Sänger, derer zu David's Zeit viertausend waren, in machtvollen Tönen einen Psalm aufsteigen zu dem Herrn Zebaoth, der über den Lobliedern Israels thront: dann war es ihnen, als lösten sich alle Irrsale des Lebens, das hinter und unter ihnen lag, in einen tausendstimmigen Lobgesang auf zu dem Hort und Hirten Israels. Und dann sahen sie, wie eine große Schaar von Priestern, deren 24 Ordnungen waren, auf dem Brandopferaltar Gott Opfer brachte, zu ihrer und des Volkes Sühne. Was sie aber sahen, war kein Schauspiel, die Augen zu weiden, sondern heilige Formen, von Gott selbst geordnet, seine Gedanken zu verkörpern. Der ganze herrliche Tempel war so zu sagen eine versteinerte Weissagung auf den, der da kommen sollte.

Als der Tempel Salomo's in Trümmer zerschlagen wurde, da mochte es Manchem sein, als sänke auch Israels Zukunft in Trümmer. Man baute zwar einen neuen Tempel, aber so unscheinbar, daß die, welche den salomonischen Tempel noch gesehen hatten, vor Schmerz weinten. Eine Prophetenstimme aber verkündete, daß dieses neuerbauten Hauses Herrlichkeit noch größer sein werde, denn des ersten Hauses: in dieses Haus werde der Verheißene eintreten. Als ein Kind von wenigen Wochen ward Jesus in diesen Tempel getragen. Wie war es diesem Tempel, da sein Herr kam? Der Tempel schwieg, aber eine Prophetenstimme sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden

fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Und als Jesus in seinem zwölften Jahre zuerst mit hinaufzog in den Tempel zur Osterzeit und mit den Weisen seines Volkes sprach, hüllte er in das so bedeutsame Wort: Ich muß sein in dem, was meines Vaters ist, das Bewußtsein seiner Zukunft. Was der Tempel weissagte, das war Christus. Das Haus Gottes war der Tempel. Aber der den Tempel gebaut hatte, Salomo, sagte, als er ihn weihete, daß aller Himmel Himmel den Herrn nicht fassen, geschweige dieß Haus (1 Kön. 8.). Der Tempel, in welchem die Gottheit leibhaftig wohnte, war Christi Leib. Und so sprach Christus einst, als er den Tempel gereinigt hatte, von seinem Leibe: Brechet diesen Tempel ab und in drei Tagen will ich ihn wieder aufbauen (Joh. 2, 18.). Das Volk zerbrach diesen neuen Tempel am Kreuze. Jesus Christus hatte ihnen zuvor geweissagt, daß Gott zur Strafe dafür den irdischen Tempel also zerbrechen werde, daß kein Stein auf dem andern bleiben werde. Und so geschah es. Er ist gefallen, dieser heilige Tempel, und noch jetzt sitzen Juden weinend in seiner Nähe und klagen, daß seine Herrlichkeit zu Staub geworden ist. Christi Leib aber ist auferstanden und sitzet zur Rechten Gottes. Sein Tempel aber auf Erden ist seine Kirche, welche sein Leib ist. Ihr, sagt Petrus (1 Petr. 2, 5.), als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum. Die Gemeinde Christi soll sich versammeln zu Gott, ihm geistliche Opfer zu bringen. Ich ermahne euch, sagt Paulus (Röm. 12, 1.), daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst.

In den ersten Jahrhunderten versammelten sich die Christen in Privathäusern, als aber die Gemeinden festere Gestalt gewonnen hatten, da wurden auch eigene Gebäude zum Gottesdienst errichtet, die man Kirchen nannte, weil sie eben die Stätten waren, wo sich die Kirche versammelte. Ihr wißt, daß in diese Kirchen unsere Väter ihren Glauben und ihre Andacht und ihre heiligen Gedanken hineingebaut haben. Sie sind die Kleinodien christlicher Städte. Geschlechter kommen, Geschlechter gehen: diese Kirchen breiten unbewegt von dem Wandel der Zeit ihre Arme

nach oben. Ihre Glocken sind für die Zeit, die sie verkünden, die Weckstimmen der Ewigkeit von einem Geschlecht zum andern. Und so wird vielleicht, wenn von uns allen, die wir hier versammelt sind, kein Gebein mehr vorhanden sein wird, dieses Gotteshaus noch stehen.

Lasset uns heute, am ersten Sonntage des neuen Kirchenjahres, auf Grund unseres Textes, der uns aufruft einzugehen mit Lob und Dank in die Vorhöfe des Herrn, mit Andacht die Frage beantworten:

Was soll uns das Gotteshaus sein?

Unsere Antwort ist eine zweifache:

Erstlich: Die Stätte, wo wir uns zu Gott erheben;
Zweitens: Die Stätte, wo Gott sich zu uns herabläßt.

1.

Die Stätte ist das Gotteshaus, wo wir uns zu Gott erheben sollen.

Unser Psalm fordert die Gemeinde Israels auf, im Tempel Gott Lob und Dank zu bringen. Im Tempel ward gebetet, wurden Psalmen gesungen, Gelübde gelöst, Gaben dargebracht, Opfer geschlachtet und verbrannt. Die Gemeinde versammelte sich zu Gott, um sich zu ihm zu erheben, indem sie sich ihm opferte. Und so versammelt sich denn auch die neutestamentliche Gemeinde, sich zu Gott zu erheben, indem sie ihm geistliche Opfer bringt. Die geistlichen Opfer aber sind Gebet und Gesang.

Du willst ein Opfer haben:
Hier bring' ich meine Gaben.
Mein Weihrauch und mein Widder
Sind mein Gebet und Lieder.

Unsere evangelisch-lutherischen Kirchen in Deutschland sind nicht leer. Aber wir stehen in dem Ernste der Sonntagsfeier, in der Regelmäßigkeit und Ordnung des Kirchenbesuches weit zurück hinter den reformirten Kirchen England's, Schottland's, Amerika's. Man hört noch überall die Rede, daß man auch zu Hause beten könne. Diese Ausflucht aber kann man, ohne Gründe anzuführen, mit dem einfachen Worte niederschlagen: Es ist Gottes Wille und der Kirche Forderung, daß der Einzelne in

der Gemeinde Gott anbete. Was aber Gott gebietet, müssen wir thun, wenn wir auch keinen Grund einsehen. Hier aber liegt der Grund nicht fern.

Du betest zu Hause. Gut. Das aber ist kein Verdienst, weil, wenn du es unterließest, du unter den Heiden ständest, die zu ihren Göttern beten. Ohne Unterlaß soll ein Christ beten, beten im Namen Christi. Du betest. Aber es geschieht so, daß du für gewöhnlich ziemlich äußerlich zu Gott sprichst und nur dann und wann, wenn aus dem Leben dir eine besondere Aufforderung wird, mit Ernst in dich gehest und mit Inbrunst zu Gott flehest. Du fühlst dann wohl, daß es stets so sein sollte. Aber weil du solche Aufregung scheuest, sinkest du leicht wieder in die gewöhnliche Flauheit und Lauheit zurück. So soll es gewiß nicht sein. Je mehr dein Leben in Gott an Entschiedenheit und Festigkeit gewinnt, desto mehr wird auch dein Gebetsleben Gleichmäßigkeit, Ordnung und Stetigkeit haben. Du wirst jeden Tag, wenn er anbricht und wenn er zu Ende geht, dich zu dem dreieinigen Gotte bekennen, ihm ernstlich deine Sünden beichten, in Christi Blut Vergebung suchen, den Entschluß erneuern nur seinen Willen zu thun, für die Deinen beten, Gott loben und danken. Aber neben diesem geordneten Gebete wird es dir ein unabläßiges Bedürfniß sein, Alles, was dir Gott im Leben Heiteres und Trübes, Versuchungsvolles und Hoffnungsvolles gibt, gewissermaßen im Gebet ihm wiederzugeben. Es kommt aber im Gebet durchaus nicht auf viel Worte an, auf viel Zeit, auf innere Aufregung. Drei Worte, wenn man in sie den ganzen Willen legt, sind mehr, als ein nicht endendes Ringen, das im letzten Grunde darin seinen Grund hat, daß man den Willen nicht brechen will. Insonderheit warne ich dich, wenn dir Gott ein schweres Leid auferlegt, mit heftigen Gebeten Gott gewissermaßen Gewalt anthun zu wollen. Das Wort: Dein Wille geschehe, aus gebrochenem Herzen, ist das mächtigste Gebet. Denn die Opfer, die Gott gefallen, sind ein zerschlagenes Herz. Wenn du aber so zu Hause betest, hast du ganz bestimmt ein unabwendbares Bedürfniß, Gott auch in der Gemeinde anzubeten.

Es ist in dem vergangenen Jahre viel von dieser Stelle aus von der Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes gesprochen worden. Aber das Vaterland ist doch eine ernste Macht, die schwere Opfer

fordert. Sie hat der Blüthe des deutschen Volkes fast übermenschliche Anstrengungen zugemuthet und Freudigkeit, mörderischen Kugeln die jugendliche Brust entgegenzuwerfen. Und unsere Jugend ist wirklich mit Freudigkeit in diesen Todeskampf gegangen. Was aber gibt ihr diese Freudigkeit? Die Begeisterung für das Vaterland, der Geist, der den Einzelnen mit dem Ganzen verbindet, die Kraft der Gemeinschaft. Wie jeder Krieger zu seinem Heer, gehört auch jeder Christ zu seiner Kirche. Und so soll er denn auch nicht bloß im Kämmerlein beten, sondern in der Gemeinde. Wie es von dem Kriegsherrn heißt: Verlasse deine Höfe, deine Hallen: vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen, er will sein Volk in Waffenrüstung sehen, so heißt es auch von dem himmlischen Kriegsherrn Jesu Christo im 110. Psalm: Nach deinem Siege wird dir dein Volk willig opfern im heiligen Schmuck. Deine Kinder werden dir geboren wie der Thau aus der Morgenröthe. Gott will, daß nicht bloß der Einzelne als Einzelner, sondern die Gemeinde als Gemeinde ihn anbete. Während die Gebete im stillen Kämmerlein so oft nur Nothgebete sind, soll uns in der Kirche das heilige Feuer der Gemeinschaft entzünden, geistliche Opfer zu bringen, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum. Es ruht auf dem Gebete in der Gemeinschaft eine Gnadenverheißung, die dem Einzelgebete nicht zugesprochen ist. Wo Zwei und Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Der Herr ist in der Versammlung seiner Gemeinde in besonderer Weise gegenwärtig. Und er, der verheißen hat, er wolle, was Zwei oder Drei in seinem Namen bitten, geben, erhört in besonderer Weise das Gebet der Gemeinde. Unsere meisten Gebete sind Bittgebete. Und wir bitten meist in unseren persönlichen Angelegenheiten. Es setzt schon ein sehr gereiftes Christenleben voraus, wenn Jemand viel für Andere, besonders aber für die großen Reichsangelegenheiten Gottes bittet. In der Gemeinde aber beten wir insbesondere für das, was der Gemeinde ist: für die reine Lehre und ihre Zeugen und Diener, für den König, das Vaterland und alle Stände, für Nothleidende, Angefochtene, Sterbende. Wir halten diese Stätte nicht als solche für heilig. Während im alten Bunde die Gemeinde sich heiligen ließ durch heilige Orte, Zeiten, Personen, Handlungen, liegt im neuen Bunde die Heili-

gung im Geiste der Gemeinde, im heiligen Geiste. Und so will denn die Gemeinde Gott anbeten nicht in äußeren Formen, sondern im Geiste und in der Wahrheit. Aber der Geist, der die Gemeinde treibt unter dem feierlichen Tone der Orgel, der gleichsam der Laut der ganzen Natur zur Ehre Gottes ist, Gott Lieder zu singen, hebt auch den Einzelnen mit empor, daß er Gott Psalmen singt im höhern Chor. Und so lasset denn auch uns gesagt sein, was unser Psalm fordert: Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben. Die heiligen Stätten, wo die Gemeinde Gott ihre geistlichen Opfer bringt, sind Vorhöfe des himmlischen Jerusalems, wo die Gemeinde der Auserwählten Vater, Sohn und Geist ohne Unterlaß anbetet.

2.

Eine Stätte ist zweitens das Gotteshaus, wo Gott sich zu uns herabläßt.

Auf zwei Grundlagen ruht alle Religion: Erhebung des Menschen zu Gott, Herablassung Gottes zu dem Menschen. Dieß war ja Gottes Bund mit Abraham, daß Abraham sich Gott im gläubigen Gehorsam hingab, Gott aber ihm seine Gnade in der Verheißung gab. Und worin besteht der neue Bund anders denn darin, daß der Mensch im Glauben Christi Tod ergreift, damit Christus ihm sein Leben gebe? Und so besteht denn auch aller Gottesdienst darin, daß die Gemeinde sich opfernd zu Gott erhebt, Gott aber sich segnend zu der Gemeinde herabläßt. Wir haben vernommen, daß sich die Gemeinde zu Gott in Gesang und Gebet erhebt. Das ist das Opfer der Gemeinde. Gott aber läßt sich zur Gemeinde herab in Wort und Sakrament.

Zuerst im Wort. Wir wissen, daß in der apostolischen Zeit die Gemeinde das Wort des alten Testamentes zu ihrer Erbauung las. Später aber wurden Abschnitte aus den Briefen und aus den Evangelien gelesen wie es noch heute geschieht. Daran aber knüpfte sich eine erbauliche Auslegung und Anwendung, woraus die Predigt hervorging. Der Protestantismus, der sein Reich auf Wahrheit gründet, hat von je auf die Predigt ein ganz besonderes Gewicht gelegt. Und mehr als zwei Jahrhunderte war es Sitte und Ordnung in der Gemeinde, die Predigten mit Ernst und Eifer zu hören. Die rechtlosen Pro-

testanten Frankreichs haben während des ganzen vorigen Jahrhunderts ihren Gottesdienst an vielen Orten unter steter Gefahr gefangen oder getödet zu werden, halten müssen, und ihre Begeisterung hat nicht abgelassen. Vor hundert Jahren aber fingen die höhern Stände an zu sagen, daß die Kirche für den gemeinen Mann eine unentbehrliche Bildungsschule sei. Sie selbst glaubten derselben nicht zu bedürfen. Allmälig aber folgten ihnen darin die mittlern und niedern Stände nach. Auch sie hat ein Bildungsstreben ergriffen, welches in der Kirche nicht mehr seine Befriedigung findet. Der Mensch der Gegenwart hat nur für das Sinn, was neu ist, was den Geist in Spannung setzt, was dem Reiche der Natur, der Industrie, der Politik angehört und dem Fortschritt huldigt. Und so ist denn die Zahl derer, die regelmäßig den Gottesdienst besuchen, eine verhältnißmäßig geringe. Sie wollen Neues hören und finden hier die alten Lieder, die alten Geschichten, die alten Wahrheiten. Die Betrachtungen der Kanzel sind ihnen viel zu wenig anziehend und führen sie in eine Welt, in die sie nicht gehören. Zerstreuten und sprunghaften Sinnes vermögen sie kaum den Gedanken der Predigt nachzugehen. Es gab Prediger, die den Menschen, welche nur nach Bildung strebten, geboten haben, was sie suchten: Lebensweisheit, Naturbetrachtungen, politische Urtheile in der Hülle weltlicher Beredsamkeit. Aber ihnen ist es am wenigsten gelungen, die Kirche zu füllen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die Menschen für die Menschen, welche zu ihnen reden, wie der Apostel sagt, nachdem ihnen die Ohren jücken, auf die Dauer keine wahre Achtung haben. Und von solcher Weisheit des Tages mochten die Hörer nicht ohne Grund sagen, daß sie dergleichen sich selbst sagen könnten. Nein, eines wahren Predigers Kraft ruht auf einem Dreifachen. Erstlich darauf, daß er im Auftrage Gottes spricht. Heil dem Manne, der von seinem Berufe das sagen kann. Mit meinem Gott, sagt David, springe ich über Mauern. Wer im Namen Gottes predigt, der wird auch in leerer Kirche mit Freudigkeit reden. Zweitens darauf, daß er nicht seine Weisheit, sondern Gottes Wort predigt. Selbst ein Paulus ging mit Zittern in die glänzende Weltstadt Korinth, da er wußte nichts verkündigen zu können als den Gekreuzigten, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit. Aber

Christus erschien ihm und sprach: Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht, denn ich bin mit dir. Und wenn nur noch Drei auf dieser Erde wären, die sich eins wüßten in Christo: in ihrem Lager wäre Wahrheit. Heil dem Menschen, der auf dieser zwischen Tag und Nacht ewig wechselnden Erde, auf welcher der Irrthum eine so ungeheuere Macht ist, in Gott die Wahrheit gefunden hat und den Beruf hat, von ihr zu zeugen. Zuletzt siegt doch die Wahrheit. Die, welche menschliche Weisheit verkünden, suchen sie durch blendende Gründe, durch Witz und Geist, durch glänzende Worte, durch Kunst des Vortrages in die Seelen ihrer Hörer zu bringen. Solche Mittel muß die heilige Beredsamkeit verschmähen, damit das Wort durch seine innere Kraft siege. Aber — und das ist das Dritte, auf welches der wahre Prediger vertraut — das Wort trägt eine Gotteskraft in sich, die nie leer ausgeht. Das Wort ist nicht Buchstabe, sondern Geist und Leben. Gleich einem kraftvollen Heilmittel, gleich einem starken Bade, welches, wo es nicht nützt, schadet, ist das Wort ein Geruch des Lebens zum Leben und des Todes zum Tode, ein zweischneidiges Schwert, das bis in das Innere der Seele dringt, ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Wo das Wort erschallt, da ist der Geist Gottes gegenwärtig, kräftig und mächtig. An dem Worte fehlt es nicht. Wenn es nur die Zeugen des Wortes nicht an sich fehlen lassen. Möchte unter den vielen Jünglingen, die zu uns kommen, um sich vorzubereiten auf den Dienst des Wortes, der Geist der ersten Zeugen wiedererwachen, die auf Zion's Mauern stehen, die Tag und Nacht vor ihm nicht schweigen und die getrost dem Feinde entgegengehen!

Zweitens läßt sich Gott zur Gemeinde herab im Sakramente, nämlich in dem Sakrament des Altars. Die Christen der apostolischen Zeit hielten Vormittags einen Gottesdienst, an dem auch Juden und Heiden theilnehmen konnten, bestehend aus Gebet und Wort. Abends aber kamen sie zusammen, das Brot zu brechen, d. h. ein Liebesmahl zu halten, dessen Krone das Abendmahl war. Daran durfte nicht nur kein Heide und Jude, sondern selbst Keiner, der zur Taufe unterrichtet wurde, theilnehmen. Und so hat denn die Kirche immer dieß himmlische Geheimniß in die Hülle des Geheimnisses gehüllt. Was es bedeutet, das

hatte Christus ehe er es einsetzte nach der Speisung der Fünftausend ausgesprochen. Er, das wahre Brot vom Himmel, gibt uns seinen Leib und sein Blut zur Speise. Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch. Mein Fleisch ist die rechte Speise und mein Blut der rechte Trank. In diesen Worten hatte Jesus Christus ausgesprochen, daß, wer im Glauben seinen Tod ergreift, mit der Kraft dieses Todes auch den verklärten Leib und das verklärte Blut in sich aufnimmt. Denen, die ein Mensch am meisten liebt, gibt er nicht bloß Geld und Gut, nicht bloß Arbeit, nicht bloß Opfer, sondern seine Person. Jesus Christus will denen, die an ihn glauben, nicht bloß das unschätzbare Lösegeld, das Verdienst, das Opfer seines Todes, sondern sich selbst geben in seinem Leibe und in seinem Blut. Und so hat er in der Nacht, da er verrathen ward, ein Mahl gestiftet, in welchem er uns im Brote und Weine seinen Leib und sein Blut gibt. Brot und Wein sind nicht bloße Zeichen, sondern, wie der Apostel sagt, die Gemeinschaft des Leibes und Blutes, das ist die Mittel, durch welche Christus uns seinen Leib und sein Blut mittheilt. Das ist, wie die alte Kirche sagt, ein Geheimniß von schauderhafter Hoheit. Und die lutherische Gemeinde bekennt, daß

In allen Bergwerksgründen
Kein solch Kleinod ist zu finden,
Das die blutgefüllten Schalen
Und dieß Manna kann bezahlen.

Das ist das Höchste, was Gott auf dieser Erde dem Menschen gibt: Leib und Blut seines Sohnes zur innigsten Vereinigung mit ihm, zur Vergebung der Sünden, zur Gemeinschaft des Leibes Christi. Was aber der Mensch Gott in diesem Mahl geben soll, das sagen die Worte: Dieß thut zu meinem Gedächtniß. Denn, sagt der Apostel, so oft ihr von diesem Brote esset und aus diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkünden, bis daß er kommt. Die Gemeinde soll im Abendmahle Gott ihren Glauben, das Bekenntniß des Todes Christi, sich selbst als Einen Leib Gott darbringen. Nach dem, was Gott dem Menschen im Abendmahle gibt, das ist, nach der Mittheilung des Leibes und Blutes Christi, ist das Abendmahl ein Sakrament; nach dem aber, was die Gemeinde Gott gibt, in-

dem sie ihren Glauben, ihr Bekenntniß des Todes Christi und sich selbst Gott darbringt, ist es ein Opfer. Besteht nun aller Gottesdienst darin, daß der Mensch sich Gott opfert, Gott aber den Menschen sich mittheilt, so faßt sich Beides wunderbar im Abendmahle zusammen, welches darum auch alles Gottesdienstes Höhepunkt, in dem Hause des Herrn das Allerheiligste ist.

Und so lasset uns denn an diesem ersten Sonntage des neuen Kirchenjahres den Entschluß fassen, auf unserer Pilgerbahn nach dem himmlischen Jerusalem fleißig zu halten die Sonntagsstationen, wo wir ruhen sollen von unserer Arbeit und in der Gemeinde uns zu Gott versammeln. Das Evangelium des ersten Advents stellt uns Jesum vor Augen, der auf seinem Pilgerzug vom Oelberg aus in Jerusalem einzieht. Sein Weg führte zum Tode, der Tod aber zum Himmel, wo er sitzet zur Rechten Gottes. Von da aber hält er in seinem Reiche unaufhörlich seinen Einzug in die Herzen, in die Häuser, in die Kirchen. Die Palmen aber und die grünen Zweige, die wir ihm streuen sollen, sind die Gebete und Lieder, die wir im Herzen, im Hause, in der Kirche ihm darbringen sollen. Und so lasset uns heute enden wie wir begonnen haben: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosianna in der Höhe. Amen.

Die Lebensgemeinschaft des Christen mit Christo.

Predigt am 1. Advent 1872 über Johannes 15, 1—6.

Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Amen.

Eine Stimme, vielleicht aus dem apostolischen Zeitalter, sagt von den Christen, daß sie wie andere Menschen in Städten leben und in Kleidung und Lebensweise den Landessitten folgen. Aber sie, die jedes fremde Land ihr Vaterland nennen, sehen doch in ihrem Vaterland ein fremdes Land. Sie folgen den Gesetzen und stehen doch über den Gesetzen. Sie wandeln auf Erden und wohnen im Himmel. Dieses Wort hat einen schönen Wiederhall gefunden in dem Liede eines Glaubenszeugen am hallischen Waisenhause: Es glänzet der Christen inwendiges Leben, wo es heißt:

> Sie wandeln auf Erden, sie wohnen im Himmel,
> Sie bleiben ohnmächtig und schützen die Welt,
> Sie schmecken den Frieden in allem Getümmel,
> Sie kriegen die Aermsten was ihnen gefällt.

Das sind die Gegensätze zwischen dem äußeren und inneren Leben der Christen. Wundert euch deß nicht: das ist selbst im Reiche der Liebe und Freundschaft nicht anders. Es gehört auch zur Liebe und Freundschaft ein Glaube an die Innenseite eines Menschen, welche das gewöhnliche Auge nicht sieht. Von Sokrates sagt sein Schüler Plato, daß er den gemeinen Silensgestalten geglichen habe, in deren Innerem Göttergestalten verborgen waren. Und was von dem einzelnen Christen gilt, gilt von der

christlichen Kirche. Sie trägt den Beinamen der Einen, Heiligen, Apostolischen, Katholischen. Sie ist die Eine. Aber wir wissen Alle, daß die Eine in Konfessionen, die Konfessionen aber in Parteien und Standpunkte zerklüftet sind. Sie heißt heilig. Aber sie besteht aus lauter Unheiligen, durch deren Wandel so oft Der gelästert wird, nach dem sie sich nennen. Wie oft haben Juden und Heiden, welchen Missionare das Wort Christi verkündeten gesagt, daß der sittliche Wandel der Christen sie Lügen strafe. Sie ist apostolisch. Wohl ruht sie geschichtlich auf dem Grunde, welchen die Apostel legten, und erbaut sich durch das apostolische Wort. Aber wo sind die apostolischen Glaubenszeugen, deren Schall die ganze Welt durchdringt und aller Völker Schaaren zu ihm zwingt? Katholisch heißt die Kirche, weil sie die alle Christen und alle Gemeinden umfassende Gesamtgemeinde ist. Aber wir sehen nur viele Gemeinden, nicht Eine große Gesamtgemeinde. Was wir sehen von der Kirche mit äußeren Augen, das sieht nicht aus wie der Leib Christi, wie das Haus des heiligen Geistes, wie die Braut des Lammes. Aber wir bekennen eben: Ich glaube eine heilige allgemeine Kirche. Was dieses aber sagen wolle, hält uns unser heutiger Text vor, welcher das herrliche Gleichniß vom Weinstock enthält.

Er ist aufgezeichnet

Joh. 15, 1—6

und lautet also:

> Ich bin ein rechter Weinstock, und mein Vater ein Weingärtner. Einen jeglichen Reben an mir, der nicht Frucht bringet, wird er wegnehmen; und einen jeglichen, der da Frucht bringet, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe. Ihr seid jetzt rein um des Worts willen, das ich zu euch geredet habe. Bleibet in mir, und Ich in euch. Gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen von ihm selber, er bleibe denn am Weinstock; also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet, und Ich in ihm, der bringet viele Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts thun. Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen, wie ein Rebe, und verdorret, und man sammelt sie, und wirft sie in's Feuer, und muß brennen.

Unser Gleichniß unterscheidet den Weinstock, die Reben, die Früchte oder Trauben. Der Weinstock ist Christus, die Reben sind die Christen, die Früchte oder Trauben sind die Werke des Glaubens. Die Reben aber sind entweder fruchtbar oder unfrucht-

bar. Die unfruchtbaren schneidet der Weingärtner ab, die fruchtbaren beschneidet er, damit sie noch mehr Früchte bringen. Der Weingärtner ist Gott der Vater. Die unfruchtbaren Reben aber, die er abschneidet, sind die Christen, welche nach ihrem Berufe Glieder der Kirche sind, aber nicht in gläubiger Lebensgemeinschaft mit Christo stehen, und daher auch nicht rechtschaffene Früchte des Glaubens thun. Die fruchtbaren Reben aber sind die Christen, die nicht bloß ihrem äußeren Stande nach, sondern auch im Geiste und in der Wahrheit Christi sind und nur kraft ihres Zusammenhanges mit dem lebendigen Christus auch im Glauben leben und die Lebenskraft ihres Glaubens in guten Werken beweisen. Was aber die Reben lebendig und fruchtbar macht, ist die Lebensgemeinschaft mit Christo. Davon aber laßt uns auf Grund unseres Textes reden. Wir betrachten unter Gottes Beistand

die Lebensgemeinschaft des Christen mit Christo,

und zwar zuerst:

Worauf sie ruht,

zweitens:

Worin sie besteht,

drittens:

Worin sie sich beweist.

1.

Worauf ruht die Lebensgemeinschaft des Christen mit Christo?

Das zu beantworten, ist unsere erste Aufgabe.

Du sagst: Ich bin ein Christ. Wohl. Was aber macht dich zum Christen? Du antwortest: Ich bin getauft, als ein Kind christlicher Eltern christlich erzogen, habe in Haus, Schule und Kirche von Jugend auf Gottes Wort gehört, bin konfirmirt worden, gehe in die Kirche und empfange das heilige Abendmahl. Das alles, antworte ich, macht dich zu einem ordentlichen Glied einer Gemeinde und somit der allgemeinen, alle Gemeinden umfassenden Kirche. Du bist ein berufener Christ. Aber Viele sind berufen, Wenige auserwählt. Selbst die katholische Kirche lehrt, daß nicht Alle, welche Glieder ihrer Kirchengemeinschaft sind, im Heile derselben stehen. Sie legt aber auf ihre Kirchengemeinschaft, die sie alleinseligmachend nennt, einen sochen Werth, daß sie keinen ande-

ren Weg zum ewigen Leben kennt, der nicht durch sie gehe. Zugehörigkeit zur katholischen Kirche ist ihr Bedingung der Seligkeit. Niemand, sagt sie, kann Gott zum Vater haben, der nicht die katholische Kirche zur Mutter hat; Niemand kann Christum zum Haupt haben, der nicht die katholische Kirche zu seinem Leib hat. Dagegen protestirt der Protestantismus. Er leugnet nicht, daß nach Gottes Ordnung jeder Christ ordentliches Glied einer christlichen Gemeinde sein soll. Aber er leugnet auf das Bestimmteste, daß nur römisch-katholische Gemeinden zur Kirche Christi gehören. Wo sich eine christliche Gemeinde um Wort und Sakrament sammelt, da ist Christi Kirche. Aber so entschieden es Gottes Wille ist, daß der Christ zu einer christlichen Gemeinde gehört, so ist doch die Zugehörigkeit zu einer solchen nicht Bedingung der Seligkeit. Als die mittelalterliche Kirche den treuen Glaubenszeugen Huß aus ihrer Gemeinschaft mit den Worten ausschloß: Nun übergeben wir deine Seele dem Teufel, antwortete er: Ich aber empfehle in deine Hände, Jesu Christe, meine durch dich erlöste Seele. Savonarola sagte zu dem, der ihn von der Kirche schied: Von der streitenden, aber nicht von der triumphirenden Kirche kannst du scheiden. Und als Luther von der römischen Kirche mit dem Bann und von dem römischen Reiche mit der Acht gestraft auf der Wartburg war, war er so stark in dem Herrn, daß selbst der Satan ihm nichts anhaben mochte. Also auch außerhalb einer christlichen Kirchengemeinschaft kann ein Christ selig werden. Daran hängt nicht das Heil. Darum aber sollen wir die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde nicht gering achten. Wenn auch nicht Bedingung des Heils, ist sie doch Gottes Ordnung. Gott hat gewollt, daß seine Kirche aus Gemeinden bestehe. Der Tag der Pfingsten, an welchem der heilige Geist die Gemeinde in Jerusalem gründete, ist auch der Geburtstag der Kirche. Von Jerusalem zogen die Apostel aus unter alle Völker, Gemeinden zu gründen. Und so ist das bis auf diesen Tag. Die Christen der Stadt Leipzig gehören entweder zu einer der lutherischen Parochien oder zur reformirten Gemeinde oder zur katholischen oder zu einer anderen. Nun wissen wir Protestanten zu gut, daß nicht Alle, welche Glieder dieser Gemeinden sind, wahre Christen sind. Nicht Wenige glauben nicht einmal an einen persönlichen Gott und Unsterb-

lichkeit der Seele. Andere sind so völlig gleichgültig gegen diese ganze Welt, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden. Andere haben einen gewissen Glauben, aber man kann ihn nicht einen christlichen nennen. Andere haben einen christlichen Glauben, aber mit irriger Lehre versetzt. Andere haben den wahren Glauben, aber sie leben nicht wie sie glauben. Also nicht die Gliedschaft einer Gemeinde, sondern der lebendige Glaube macht den Christen. Woher aber hat der Christ den lebendigen Glauben? Es kann Niemand an Jesum Christum glauben, der nicht das Wort von Christo vernommen hat. Das aber hat der Christ vernommen durch den Dienst der Gemeinde, die ihn getauft, unterrichtet, konfirmirt, mit dem Leibe Christi genährt hat. Nun sind freilich nicht alle Hörer auch Thäter des Wortes. Aber es ist nicht der Menschen Geist und Kraft, die das Wort in die Seele pflanzen, sondern der Geist Gottes, welcher in Wort und Sakrament waltet. Das aber, was den wahren Christen macht, der Glaube, hat der heilige Geist durch den Dienst der Gemeinde in uns erzeugt. Die aber glauben werden nicht gekrönt, wenn sie nicht bis an's Ende beharren. Soll uns aber der Glaube bis an's Grab leiten, so muß er genährt werden. Darum hat Gott zu dem Sakramente der Taufe, welches Kinder Gottes gebiert, das Sakrament des Altars gefügt, welches die Kinder Gottes erhält und nährt durch Christi Leib und Blut. Es ist aber das Abendmahl des Gottesdienstes höchste Weihe. Wer im Glauben steht, den heißt der Geist Gottes in der Gemeinde Gott anbeten. Wie es im Alten Testamente heißt: Israel zu deinen Hütten, so im Neuen Testamente: Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Für das Gebet des Einzelnen ist das Kämmerlein, für das Gebet der Gemeinde ist die Kirche. Aber nicht bloß in der Kirche, sondern auch im Leben soll der Christ sich als ein Glied der Gemeinde beweisen, indem er den Diener der Gemeinde in allen Angelegenheiten seines Christenlebens sucht, ein Herz für die Armen der Gemeinde hat, zu Opfern für die Zwecke derselben stets bereit ist und mit den lebendigen Gliedern derselben lebendige Gemeinschaft sucht. Wir sehen also, daß das was den wahren Christen macht, der lebendige Glaube, ihn an die Gemeinde weist, welche durch Wort und Sakrament Glauben erzeugt, erhält und eint.

Worauf ruht die Gemeinschaft des Christen mit Christo? So fragten wir.

Sie ruht, haben wir geantwortet, zunächst darauf, daß Jesus Christus uns in seiner Kirche durch Wort und Sakrament berufen hat. Fruchtbare und unfruchtbare Reben sind untereinander durch den Weinstock verbunden. So sind auch gläubige und ungläubige Christen Glieder der Kirchengemeinschaft, welche ein vom Geiste Christi beseelter Leib ist. Auch ein krankes und absterbendes Glied wird, so lange es noch an dem Leibe ist, von dem Lebensstrome desselben berührt. Welche Reben nun fruchtbar und welche unfruchtbar sind, darüber urtheilt der himmlische Weingärtner. Man kann zwar von einer Rebe sagen: diese trägt jetzt keine Früchte, aber man kann nicht wissen, ob sie sich nicht belebt und fruchtbar wird. Wir sollen auf der Erde das Unkraut aufgehen lassen mit dem Weizen, bis der Herr der Ernte seine himmlischen Schnitter senden wird. Fruchtbar ist nur die Rebe, welche nicht bloß äußerlich mit dem Weinstock verbunden ist, sondern von den Lebenssäften und Lebenskräften desselben durchdrungen ist. Gleichwie die Rebe kann keine Frucht bringen von sich selber, sie bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. So steht denn auch nur der Christ in Lebensgemeinschaft mit dem Herrn, welcher nicht bloß ein berufenes Glied der äußeren Kirchengemeinschaft ist, sondern mit dem lebendigen Christus durch den lebendigen Glauben verbunden ist. Der Glaube ist der Lebensgemeinschaft mit Christo Lebensgrund.

2.

Die zweite Frage war: **Worin besteht die Lebensgemeinschaft mit Christo?**

Mit einem Weinberg wird das Reich Gottes wiederholt im Alten und Neuen Testamente verglichen. Es ist ein wunderbarer Anblick, solch' ein Weinstock, wie er in dürrem Erdreich wurzelnd, an Bäumen, Pfählen, Häusern sich heranrankend, an so schwachen Aesten Früchte trägt von solcher Schönheit, Fülle, Lebenskraft. Man traut es dieser Rebe nicht zu, daß sie solche Früchte bringe. Und es geschieht ja auch nur vermöge einer von Gott in ihn gelegten Wunderkraft, daß der Weinstock die Säfte der Erde, den Thau und Regen des Himmels, die leben-

weckenden Strahlen der Sonne in Trauben verwandelt. Und so ist denn auch das neue Leben des Glaubens im Menschen ein Wunder vor unseren Augen, welches sich nur erklärt aus den Himmelskräften, welche Jesus Christus in Allen weckt, die durch den Glauben mit ihm verbunden sind.

In Lebensgemeinschaft steht der Christ mit Jesu Christo. Dieß vielgebrauchte und darum auch viel gemißbrauchte Wort bedarf näherer Bestimmung.

Nicht wenige Christen verstehen unter Lebensgemeinschaft mit Christo die Aufnahme seiner Lehre in unsere Ueberzeugung, die Hingabe unseres Willens an sein Beispiel, den Eintritt in die Wirkungen, welche in seinem Reiche von ihm ausgegangen sind. Ihnen ist Lebensgemeinschaft Anschluß unseres religiösen Lebens an Jesum Christum. Nun ist gewiß, daß Niemand ein Christ sein kann, der nicht glaubt was Christus gelehrt hat, und lebt was er gelebt hat und hofft was er verheißen hat. Ist uns aber Jesus Christus nicht mehr, so ist er uns im höheren Grade, was uns jede weise, edle, in ihren Werken fortlebende Gestalt der Vergangenheit sein kann. Das mag man Geistesgemeinschaft nennen, aber nicht Lebensgemeinschaft.

Andere Christen denken sich die Lebensgemeinschaft so, daß von Christo nicht bloß, wie Jene sagen, Wahrheit, Tugend, Segen ausgegangen ist, sondern die Fülle des Lebens, welches in seiner Person vorbildlich erschien. Fragt man aber näher, worin dieß neue Leben bestehe, so empfängt man überaus dunkle Antworten. Bald lautet es so geheimnißvoll und zauberhaft, als ob ein magnetischer Lebensstrom von ihm ausgegangen wäre. Bald aber so, daß Jesus im höchsten Grade mitgetheilt hat, was in einem gewissen Grade auch ein Luther uns mitgetheilt hat: eine neue Lebensrichtung. Das sind unklare, selbstgemachte, unevangelische Gedanken.

Wenn Jesus sich den Weinstock, die Christen die Reben nennt, so kann dieß nur so verstanden werden, daß Christus und der wahre Christ nicht bildlich, nicht durch Geistesgemeinschaft, nicht durch Lebenswirkungen, sondern persönlich verbunden sind. Wer an Jesum Christum glaubt, der ergreift in Christi Tod ihn selbst, der für uns gestorben ist, damit er fortan des Menschen wahres Ich werde, wie geschrieben steht: Es lebt nun nicht ich, sondern

Christus lebt in mir. Wie ein Freundschaftsbund, wie ein Ehebund die Verbindung zweier Personen zu dauernder Gemeinschaft ist, so ist die Lebensgemeinschaft des Christen mit Christo eine persönliche Verbindung mit ihm, die weder Leben noch Tod, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges lösen kann.

Alle Religion strebt nach Gemeinschaft mit Gott. Die natürliche Vernunft aber kennt nur einen doppelten Weg der Erhebung des Menschen zu Gott. Entweder sagt sie, daß der Mensch auf dem langsamen Wege des Strebens nach dem Wahren und Guten Gott näher zu kommen suchen müsse. Das ist aber ebenso, wie wenn man meint auf dem Wege der Luftschifffahrt die Sternenwelt erreichen zu können. Oder sie lehrt, daß der Mensch wie er ist in den Ocean der Gotteinheit springen müsse. Aber dieser Ocean der Gotteinheit ist ein Nichts, welches der menschliche Geist erfunden hat. Das Christenthum aber sagt, daß zwischen dem unendlichen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und in einem Lichte wohnt, da Niemand zukommen kann, und dem endlichen, staubgebornen Menschen eine unendliche Kluft ist, die kein Streben überschreitet. Aber die Gemeinschaft, welche alle Religion erstrebt, ist in dem alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen erschienen, in Jesu Christo, der sich nach Gottheit und Menschheit, nach Seele und Leib, nach Allem was er ist und hat jedem Menschen, der ihn im Glauben ergreift zum Eigenthum giebt. Du suchest Gott. Suche ihn nicht in den Sternen, nicht in den Abgründen der Erde; suche ihn nicht auf den Bergen, nicht im Ocean; nicht in den Krystallen der Erde, in den Farben der Blumen, in den Augen der Thiere; nicht am Herde der Familien, nicht in den Schlachten der Weltgeschichte, nicht in den Kreisen menschlicher Kunst und Wissenschaft: suche ihn allein in Jesu Christo, ohne den Niemand Gott seinen Vater nennen kann. Wo Christus in ein Herz eingezogen ist, da ist Gott leibhaftig.

Diese Lebensgemeinschaft des Christen mit Christo ist freilich ein Geheimniß, aber ein Geheimniß, von dem Tausende und aber Tausende seit mehr als 1800 Jahren Zeugniß abgelegt haben und so lange die Welt noch stehen wird ablegen werden. Wir bekennen, daß im heiligen Abendmahl mit dem geweihten Brot und dem geweihten Wein Christi verklärter Leib und Christi

verklärtes Blut in uns eingeht. Wer aber des Glaubens lebt, daß Christus seinen Leib ihm spende, der kann nicht zweifeln, daß Christus auch seinen Geist, und mit seinem Geist die göttlichen Gaben dem Gläubigen mittheilt. Das ist die Gemeinschaft, von welcher Johannes so viel spricht, die geheimnißvolle Einwohnung, von welcher unsere Väter gezeugt haben.

Wie Jesus Christus aber sein Leben dem einzelnen Gläubigen mittheilt, so auch der Gemeinschaft der Gläubigen. Er ist eben der Weinstock, dessen Lebenssäfte alle Reben durchdringen. Und diese geheimnißvolle Gemeinschaft der Gläubigen im Geiste Jesu Christi ist eben das innerste Wesen der Kirche, welches nur das Auge des Glaubens schaut. Während das irdische Auge nur eine große Zahl einzelner Gemeinden sieht, welche sich in Konfessionen vertheilen, sieht das Glaubensauge Einen Leib und Einen Geist. Während das irdische Auge in der Kirche so viele Unheilige sieht, sieht das Glaubensauge einen Quell der Heiligung durch alle Gemeinden strömen, kräftig genug um allen Unflath abzuwaschen, wo nur der Christ rein sein will. Während das irdische Auge in der Kirche Wahrheit und Irrthum ringen sieht, sieht das Glaubensauge im Glauben an das Wort den Sieg der Wahrheit, den nichts aufhalten kann. Während endlich das irdische Auge die Hoffnung, daß einst noch Ein Hirt und Eine Heerde sein wird, für nichtig hält, schaut das Glaubensauge im Geiste, daß wenn einst das Evangelium über den ganzen Erdkreis wird verkündigt werden zu einem Zeugniß gegen die Völker, Christus unser Leben wird offenbar werden und wir mit ihm.

3.

Worin erweist sich die Gemeinschaft des Christen mit Christo? Das war die dritte Frage.

In Fruchtbarkeit, antwortet unser Text.

Die erste Frucht der Lebensgemeinschaft ist der **Glaube**. Der Glaube, die Grundlage und Grundbedingung der Heilsgemeinschaft, ist auch die Beweisung derselben. Ein Christ steht im Stande des Glaubens. Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht dessen, was man hoffet, und nicht zweifelt an dem, was man nicht siehet. Es kommt im Glauben nicht auf Erkenntniß, nicht auf Gefühl an. Wer seinen Glauben auf bloße Erkenntniß

stützt, der kann gegenüber einem Unglauben, welcher mit der Waffenrüstung überlegener Wissenschaft einhergeht, einen schweren Fall thun. Gefühle kommen und gehen. Sie gehen, wenn die Stunden der Anfechtung kommen. Wenn die Stürme der Versuchung wehen, da besteht nur der Glaube, welcher auf einem Felsen ruht. Der Christenglaube ist eine in unserem Gemüth wurzelnde, alle Kräfte beherrschende Zuversicht auf das Heil in Christo Jesu.

Wo der rechte Glaube ist, da beweist er sich im ernsten Streben nach Heiligung. Das Zeichen, daß Jesus Christus mein Heil ist, mein Licht und Leben, ist, daß nicht mein Wille, sondern sein Wille mich regiert. Gottes Gebot, Christi Wille, des heiligen Geistes Zug: das ist die Regel des Christenlebens. Wo aber diese Regel herrscht, da ist sie der Spiegel, in welchem wir unser wahres Angesicht sehen. Das sichere Zeichen, daß Jemand nach Heiligung strebt, ist, daß er seine Sünde erkennt. Wer es nur auf acht Tage versuchen will, sich nur von Gottes Willen bestimmen zu lassen und keine sinnlichen, leidenschaftlichen, eiteln, weltlichen Gedanken in sich zu dulden, kein unreines, unedles, unwahres Wort zu sprechen, nichts zu thun was gegen Gottes Gebot ist, der wird inne werden, wie stark der Geist und wie stark das Fleisch in ihm ist. Was kann der Mensch nicht Alles! Er schlägt durch die Alpen seine Bahnen und über furchtbare Abgründe seine Brücken. Aber eine Bahn zum Heil durch sein Herz zu schlagen, das kann er nicht aus eigener Kraft. Wir haben vor Jahr und Tag die größte Festung der Welt bezwungen. Aber die Festung im eigenen Herzen zu bezwingen: das ist ein Anderes. Und doch muß sie fallen, denn Christus zieht nur in ein gebrochenes Herz ein. Die Reben, welche Frucht bringen, beschneidet der himmlische Weingärtner, daß sie noch mehr Frucht bringen. Wird die Rebe nicht verschnitten, so vergeudet sie ihre Kräfte und Säfte in überflüssige Schossen und Blätter. So muß auch der himmlische Weingärtner die Ranken irdischer Interessen und Neigungen in uns beschneiden, damit wir ihn und sein Heil mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit allen Kräften ergreifen. Und auch der Saft der Trauben wird nur nachdem er gekeltert ist Wein, der, wenn er guter Art ist, einen Duft hat und je älter er ist desto mehr Feuer. Das

ist ein Gleichniß, daß das Leben des Christen durch Prüfungen gehen muß, um schon in der Zeit nach Ewigkeit zu duften und nach der Zeit in die Ewigkeit einzugehen.

Die Früchte, welche die Rebe trägt, sind nicht der Rebe, sondern des Weinstocks, die Früchte aber des Weinstocks des Weingärtners. Der Weinstock, der seine grünen Arme um Bäume, Pfähle, Häuser schlingt, seine Frucht nach allen Seiten zu bieten, ist ein Bild der Kirche, welche in alle menschlichen Verhältnisse eingeht, um die Früchte des Heils Vielen zu bieten. Ein solcher Arm der Kirche soll der Christ sein. Jeder Christ ist ja ein Glied des Leibes Christi, anderen Gliedern zu dienen; ein Priester, zu verkündigen die Tugenden deß, der uns von der Finsterniß erlöst hat zum Licht. Dringe ein, dringe ein in Gott! Stärke dich mit Geist im Leben, Sei nicht wie die Andern todt: Sei du gleich den grünen Reben!

Ein neues Kirchenjahr beginnt. Christus kommt zu Jedem mit der Bitte: Thue mir auf. Er kommt wohl auch zu Manchem, um ihn mit sich zu nehmen zum ewigen Weihnachten. Er kommt in seine Kirche, die ihm ihre Palmen streut in Gebeten und Lobgesängen. Er kommt auch heute zu uns und so lasset uns sprechen: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Amen.

Die erste und die zweite Ankunft des Herrn im Lichte des prophetischen Wortes.

Predigt am 1. Advent 1874 über Luk. 1, 68—75.

Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn, Hosianna in der Höhe. Amen.

Ein neues Kirchenjahr beginnt. Es besteht wie das bürgerliche Jahr aus Stunden, Tagen, Monaten. Das sind ja die Einschnitte, in welche wir die Zeit zerlegen nach der Weltuhr, die Gott selbst in der Bahn der Erde um die Sonne gemacht hat. Hat der Zeiger der Erde am Zifferblatt seinen Rundlauf beschlossen, so ist ein Jahr vorüber. Solcher Jahre sind dem Menschen siebenzig und wenn es hoch kommt achtzig beschieden: selten neunzig und hundert. Ein höheres Alter wäre auch für den Menschen kein Glück. Nicht sterben zu können wäre das größte Unglück. Und doch stirbt der Mensch nicht gern. Denn der Mensch ist zwar in der Zeit entstanden und lebt in der Zeit, aber er hegt den Gedanken der Ewigkeit. Sein Geist nöthigt ihn, wenn er die Zeit denkt, eine nicht endende Linie in die Vergangenheit zurück zu ziehen und eine nicht endende Linie in die Zukunft hinein. Der Mensch denkt eine Zeit, die nicht anfängt, und eine Zeit, die nicht endet. Solche Zeit aber nennt er Ewigkeit. Der Mensch denkt die Ewigkeit und kann sich doch keine Vorstellung davon machen: ein Schwindel ergreift ihn, wenn er dieß uferlose Meer sich vorstellt. Und doch ist es kein schwindelhafter Gedanke. Der Mensch hat eine innere Nöthigung, die

Ewigkeit in Gott zu setzen. Gott ist ohne Anfang und ohne Ende. Ehe die uralten Berge waren, war er; tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag; während die Menschen wie ein Strom, wie ein Traum, wie ein Gras vergehen, bleibt Er unwandelbar derselbe. Ein Strom, ein Gras, ein Traum ist das menschliche Leben. Das schmerzt uns. Denn wir denken, wir suchen das Ewige. Gott ist dieß Ewige. Das erhebt uns. Wir ahnen, daß was Gott für sich ist, er auch für uns sei. Wir suchen das ewige Leben in Gott. Wer sich in Gemeinschaft mit Gott weiß, der hat in diesem Glauben die Hoffnung des ewigen Lebens. Eine Seele, welcher Gott in der Zeit sein Leben gegeben hat, kann nicht untergehen. Ewig auf Erden zu leben ist kein Glück, ewig in Gott zu leben ist Seligkeit. Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. Wer in Christo lebt, hat die Ewigkeit schon in der Zeit. Das Reich Christi geht durch die Zeit hindurch, um die Kinder der Zeit zu Kindern der Ewigkeit zu machen. Und so hat denn die Kirche in die Zeit die Weckstimmen der Ewigkeit gelegt. Die Glocke, der Mund der Kirche, zählt uns die Stunden des Tages zu. Der erste Tag der Woche, der Sonntag, ist dem Herrn geweiht. Ein Sonntag ruft dem andern zu: Christus ist auferstanden, daß er einst kommt. Zu den Sonntagen aber kommen die Festtage, welche uns die großen Thaten Gottes in Christo zu gläubigem Gedächtniß erhalten. Wir haben das alte Jahr mit der Betrachtung der letzten Dinge beschlossen, an welche uns die gefallenen Blätter, die weiße Leichendecke der Felder, die Abnahme des Lichtes und der Wärme erinnern. Wenn die Welt einst untergehen wird, dann wird Christus aufgehen. So lange er aber noch verzieht zu kommen, müssen wir jede neue Jahreskette mit dem Gedächtniß an die erste Ankunft des Herrn beginnen. Dazu sind die vier Adventsonntage geordnet. Sie sollen uns durch Betrachtung der Vorbereitung des Volkes Gottes auf den Herrn selbst vorbereiten auf die seligen Weihnachtstage der Erscheinung des Herrn im Fleisch. Die Sendung aber, vorzubereiten auf den Herrn, hatte Johannes der Täufer. Von dem prophetischen Lobgesang seines Vaters, Zacharias, enthält unser heutiger Text den ersten allgemeinen Theil.

Luk. 1, 67—75.

Und sein Vater Zacharias ward des heiligen Geistes voll, weissagte, und sprach: Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöset sein Volk. Und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils, in dem Hause seines Dieners David's. Als er vor Zeiten geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten: daß er uns errettete von unseren Feinden, und von der Hand aller, die uns hassen; und die Barmherzigkeit erzeigte unseren Vätern, und gedächte an seinen heiligen Bund, und an den Eid, den er geschworen hat unserem Vater Abraham, uns zu geben; daß wir erlöset aus der Hand unserer Feinde ihm dieneten ohne Furcht unser Lebenlang, in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist.

Vor, während und nach der babylonischen Gefangenschaft war die Zeit der Propheten. Als Israel unter den Händen Salmanassar's von Assyrien fiel, da weissagte Jesaja, der prophetische Adler; als Juda unter den Händen Nebukadnezar's fiel, da weissagten Jeremia und Hesekiel. Aus der Gefangenschaft begleitete die Weissagung die Rückkehrenden in die Heimat. Die letzten Propheten, Haggai, Sacharja, Maleachi, sprachen die prophetische Weihe über die freilich geringen Anfänge der Erneuerung im Vaterlande aus. Maleachi, der letzte Schriftprophet, verkündigt einen Vorläufer des Herrn in Geist und Kraft des Elias. Und diese Weissagung erfüllte sich in Johannes, dem größten aller Propheten, gesandt dem Verheißenen den Weg zu bereiten. Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe: war sein Wort. Was den Propheten vor ihm nur mit Geistesaugen aus dunkler Ferne zu schauen vergönnt war, das sollte er mit leiblichen Augen sehen. Er sollte über den Verheißenen die Weihe des alten Bundes aussprechen. Aber die Weissagung fand in der ersten Ankunft Christi nicht ihre volle Erfüllung. Diese wird erst die zweite Ankunft Christi bringen. Und so lasset uns heute am ersten Advent

die erste und die zweite Ankunft des Herrn im Lichte des prophetischen Wortes

betrachten.

1.

Zuerst also betrachten wir des Herrn erste Ankunft im Lichte des prophetischen Wortes.

Nicht fern von vier Jahrtausenden ist es, seitdem die Juden in die Geschichte eingetreten sind. Und dieß wunderbare Volk besteht noch. Sie ziehen von Völkern zu Völkern, von Zeiten zu Zeiten, auf alle Volkseigenthümlichkeiten und Bildungsstufen eingehend, ohne ihre ausgeprägte Eigenart zu ändern. Noch gilt von ihnen, was 1500 Jahre vor Christo Bileam sagte, da er die Zelte der Juden sah: Siehe dieß Volk wird besonders wohnen und nicht unter die Völker gerechnet werden. Man erkennt sie auf den ersten Blick als ein Brudervolk. Wie sie jetzt gestaltet sind, waren sie vor Jahrtausenden gestaltet. Was man aus der Zeit Christi bei griechischen und römischen Schriftstellern über die Juden der Zerstreuung liest, läßt sich vielfach wörtlich auf die Juden der Gegenwart anwenden. Die Geschichte, die alle Völker, wenn sie ihre Zeit erfüllet haben, begräbt, kann dieß Volk nicht begraben. Was ist es, was dieß Volk von anderen Völkern scheidet? Was ist es, was dieß Volk nicht sterben läßt? Es ist ihr Gesetz und ihre Weissagung. Sie können ihr Gesetz nicht erfüllen, weil sie kein heiliges Land, keine Priester, keine Opfer mehr haben und haben können. Aber sie finden sich noch immer an ihr Gesetz gebunden. Sie haben Weissagungen, aber ihre Hoffnung auf die Erfüllung derselben ist ganz erblaßt. Ein großer Theil der Juden der Gegenwart hat den Glauben an Gesetz und Weissagung verloren. Aber Juden wollen sie bleiben. Wunderbare Menschen, die auf der einen Seite von den Ueberbleibseln einer nicht zu belebenden Vergangenheit zehren, auf der andern den flüchtigsten Launen des Momentes huldigen! Todte Zeugen eines erloschenen Volkslebens, richten sie durch alle Völker ziehend die Botschaft aus: Es war einst ein Volk Gottes, welches blühete, so lange der Geist Gottes in ihm weissagte.

Eines Baumes Blüthe ist die werdende Frucht. Ist die Frucht gereift, dann ist die Blüthenzeit vorüber. Fällt aber die gereifte Frucht vom Baume, dann hat der Baum auch seine Lebenskraft für dieses Jahr verloren. Genau so ist es mit dem alten Bunde. Der alte Bund hatte Leben, so lange der Geist der Weissagung ihn erfüllte. Als aber die Weissagung in Christo ihre Erfüllung gefunden hatte, da hatte der Baum alten Bundes seine Lebenskraft verloren. Und so ging dieselbe Generation, die Jesum Christum an's Kreuz geschlagen hatte, unter, um dem

Reiche Christi zu weichen in dem der Geist das erfüllte, was er im alten Bunde geweissagt hatte.

Es ist etwas Wunderbares um dieses Volk der Weissagung. Die Jugend lebt der Zukunft, das Mannesalter der Gegenwart, das Greisesalter der Vergangenheit. Was vom Einzelnen gilt, gilt von ganzen Völkern. Man sagt, daß die morgenländischen Völker der Vergangenheit, die klassischen der Gegenwart, die deutschen der Zukunft zugewandt sind. Das Volk Israel, welches den Gott anbetete, der sich ihm durch Abraham, Isaak und Jakob, durch Moses, durch die Propheten fordernd und verheißend offenbart hatte, lebte von der Vergangenheit. Wenn sich Israel zu Ostern, zu Pfingsten, zu Lauberhütten vor dem Herrn versammelte, gedachte es der großen Thaten Gottes in seiner Geschichte. Aber dieß Volk der Vergangenheit war zugleich das Volk der Zukunft. Sein Gottesdienst mit seinen heiligen Orten, Zeiten, Personen, Handlungen war ein Schattenbild künftiger Geister. Seine Geschichtsschreiber heißen Propheten, weil sie die Vergangenheit im Lichte der Verheißung darstellen. Die ganze Geschichte Israel's strebt der messianischen Zeit zu. Es ist die Art der Jünglinge, die sich eine Zukunft bereiten sollen, sich aus allen Erfahrungen der Gegenwart mit der Phantasie Gedankenbilder zu bereiten, womit sie ihre Zukunft schmücken. Aber diese Gedankenbilder, diese Ideale, sind oft zu irdisch, als daß ihre Erfüllung wünschenswerth, und zu wenig irdisch d. h. zu phantastisch, als daß ihre Erfüllung möglich wäre. Nie entspricht solchen Idealen die Wirklichkeit. Israel aber hatte von Gott die Verheißung empfangen, daß seiner eine Zeit harre, in der sich Gott in Einem offenbaren werde, alle Fesseln zu lösen, alle Sünden zu vergeben, alle Hoffnungen zu erfüllen. Das Bild dieses Einen aber empfing auf jeder Stufe der alttestamentlichen Geschichte ein neues Licht. Der sterbende Familienvater Jakob sah aus dem Stamme Juda, dem er das Recht der Erstgeburt übertrug, einen Friedensfürsten hervorgehen. Moses weissagte einen Propheten, wie er selbst war. Der König David sah im Messias einen König im Himmel, erhaben über die lebenden Völker, dem Gott die Heiden zum Erbe geben, seine Feinde zum Schemel seiner Füße machen wird. Aus den Zeiten aber, wo der gläubige Rest, geleitet von den Propheten, das Loos, welches die ungehorsame Masse ver-

wirkt hatte, tragen mußte, bereitete der heilige Geist das Bild des Knechtes Gottes, ohne Gestalt und Schöne, der um unsrer Missethat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen ward. Das Bild dieses leidenden Messias stand vor der Seele Johannes des Täufers, da er sprach: Siehe Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt. Der Prophet Amos sagt: Gott thut nichts, ohne sein Geheimniß den Propheten, seinen Knechten, zu verkünden. Die Propheten sind es, welche die Gedanken deuten, nach denen Gott die Geschichte dieses Volkes leitet. Da nun alle Gottesgedanken in dieses Volkes Geschichte auf den Verheißenen hingehen, so finden auch alle Verheißungen der Propheten ihre Erfüllung in Dem, der da kommen sollte im Namen des Herrn.

Die Juden, sie mögen glauben oder nicht, bekennen sich sofern sie Juden sind thatsächlich zu diesen Verheißungen. Glauben sie nicht, daß die prophetische Weissagung in Christo erfüllet ist, so müssen sie glauben, daß der Verheißene noch kommen werde. Viele sind aufgestanden, die sich Messias nannten. Sie waren Betrüger oder Betrogene: oft Beides. Was oft geschehen ist, kann wieder kommen. Es kann kommen, daß durch alle Synagogen der Juden die Kunde geht: Der Messias ist aufgestanden! Ein Messias, kann es heißen, ist aufgestanden, der neue, machtvolle Wahrheiten verkündet; mit einer Beredsamkeit verkündet, welcher Nichts widerstreben kann. Und nicht für die Schule ist was er lehrt, sondern für's Leben: er kennt die Lösung der socialen Frage; er wird die jüdische Nationalität aufrichten; er wird Israel zur Alles beherrschenden Weltmacht erheben. So kann es kommen. So ungeheuer wäre die Bewegung, daß sich kein Jude der Nothwendigkeit entziehen könnte, die Sache zu prüfen. Was würde aber der Maßstab sein, den er anlegte? Hierauf giebt es nur eine einzige Antwort: Wenn Einer behauptet, er sei Der, von dem alle Propheten geweissagt haben, so kann der Beweis, daß er der Verheißene sei, nur darin liegen, daß die Verheißungen der Propheten in ihm erfüllt sind.

Der Juden mögen fünf bis sechs Millionen auf Erden sein. Der Christen aber sind weit über 300 Millionen. Und es sind nicht wilde Horden oder todte Massen von ausgelebter Bildung, sondern die weltbeherrschenden Völker der Erde, denen der Geist der Weltgeschichte die Zukunft der Menschheit vertraut hat. Diese

bekennen mit Einem Munde: Jesus ist Christus d. h. der Messias. Auf Petri Wort: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, ruht das ganze Christenthum. Der Jude, der dieß Wort im Glauben spricht, wird in dem Moment, wo er es spricht, ein Christ.

Als Jesus als Messias auftrat, da berief er sich auf das Zeugniß der Propheten. Die Schrift ist's, die von mir zeuget. Auf die Schrift beriefen sich die Apostel, die Zeugen der Auferstehung Christi, und wir lesen von denen in Berrhoea, daß sie täglich in der Schrift forschten, ob sich's also hielte. Den Beweis aber, daß die prophetische Weissagung von Christo erfüllt sei, haben die Kirchenlehrer aller Zeiten im Ganzen und im Einzelnen zu führen gesucht. Einige Andeutungen mögen ausreichen.

Jeder im Volke wußte, daß der Verheißene aus David's Geschlecht hervorgehen werde. Aus David's Geschlecht aber waren Maria und Joseph. Jesus war ein Sohn David's. Als Maria aus Engelmunde vernahm, sie werde einen Sohn gebären, da erwachte der Geist in ihr, aus dem ihr Stammvater seine Psalmen gesungen hatte: sie brach in einen herrlichen Lobgesang aus. Sie empfing Jesum in Kraft des heiligen Geistes. War einst Israel, war einst Samuel, war Johannes der Täufer gegen menschliche Erwartung durch besondere Gotteskraft geboren worden: so ward Jesus durch ein Wunder ohne Gleichen von einer Jungfrau geboren, die von keinem Manne wußte. Das aber geschah, auf daß die Weissagung des Jesaja erfüllet werde: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, deß Name wird sie heißen Immanuel. Nicht Immanuel hieß Jesus, aber er war was Immanuel bedeutet: Gott mit uns. In ihm war Gott, damit er durch ihn in uns sei. Er war was die Namen bedeuten, die ihm Jesaja zuschreibt: Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst. Was die Propheten von seiner Person weissagen, läßt sich in ein Zweifaches zusammenfassen: erstlich in ihm wird Gott erscheinen, zweitens in ihm wird die Menschheit ihre Person finden. Jesus war Sohn Gottes und Sohn des Menschen. Er war wie Moses geweissagt hatte ein Prophet; er war ein Priester nach der Ordnung Melchisedek's; selbst Pilatus mußte schreiben: Jesus von Nazareth, der Juden

König. In mannigfaltiger Weise haben die Propheten ausgesprochen, daß Jesus seines Volkes Sünde und Strafe tragen werde. Das ward erfüllt in Dem, der in der Krippe geboren ward, seines Volkes Armuth theilte, die Krankheit der leidenden Menschheit trug, in Knechtsgestalt einherging, sanftmüthig und von Herzen demüthig auf dem Esel unter Thränen in Jerusalem einzog, um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen ward, der am Kreuze starb und unter Sünden begraben ward. Was aber David geweissagt hatte, daß Gott seinen Heiligen nicht die Verwesung werde schauen lassen, das fand seine wunderbare Erfüllung in Christi Auferstehung. Der Auferstandene sprach zu den Jüngern von Emmaus: O ihr Thoren und träges Herzens, zu glauben allem dem, was die Propheten geredet haben. Mußte nicht Jesus Solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Und als der Geist kam über die Jünger, da verkündete Petrus den Herbeiströmenden, daß sich das erfülle, was Joel geweissagt: Darnach will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch.

Ist es etwas Wunderbares, daß ein Volk zwei tausend Jahre einer von Propheten geweissagten Zukunft zustrebt, so ist die Erfüllung dieser Weissagung in Christo der Wunder größtes. „Wenn ich dieß Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Ehrfurcht still. Er betet an und er ermißt, daß Gottes Lieb' unendlich ist.“ Und doch ist noch nicht Alles erschienen, was geweissagt ist. Erst in einer zweiten Ankunft des Herrn wird die alttestamentliche Weissagung sich ganz erfüllen. Die aber zu betrachten war unsere zweite Aufgabe.

2.

Wir betrachten die zweite Ankunft des Herrn im Lichte der prophetischen Weissagung.

Israel diente nicht bloß dem alleinwahren Gotte, sondern hatte ihn zum König. Israel war das Reich Gottes. Ein Volk, welches Gott selbst zum König hat, ist ein auserwähltes Volk, der Erstgeborne unter allen Völkern. Das war Israel. Wer nun zuerst in seinem Leben hört, daß Israel Gott zum König hatte, der muß glauben, daß dieß Volk die Weltherrschaft hatte. Allein so war es nicht. Dieß Volk war auch in seiner blühend-

sten Zeit unter David und Salomo nicht groß. Nach Salomo zerschlug es sich in zwei Theile. Und bald genug verfiel es der Macht der weltgeschichtlichen Völker, die die Weltreiche aufrichteten: der Assyrer, Babylonier, Perser, Griechen, Römer. Zur Zeit Christi stand der Haupttheil Israel's, Juda, unter römischer Herrschaft. Die herodischen Fürsten aber lebten von der Römer Gnade. Daß ein Volk, welches den alleinwahren Gott zum König hatte, Völkern dienen mußte, die Götzen anbeteten, das war ein Widerspruch, der eine höhere Lösung forderte. Darum spricht in unserem Texte Zacharias zweimal die Zuversicht aus, daß Gott sein Volk von seinen Feinden erlösen werde. Diese Erlösung hofft er von dem Verheißenen. Aber dieser Verheißene erschien nicht in der Gestalt eines Siegers über die Römer. Mein Reich, sprach er vor dem römischen Statthalter, ist nicht von dieser Welt. Mit einer Dornenkrone ward er gekrönt und mit seinem Scepter geschlagen. Und doch war er ein König. Das bezeugt wider seinen Willen Pilatus, da er an's Kreuz schrieb: Jesus von Nazareth, der König der Juden. Gott aber bezeugte diese Ueberschrift, indem er den von seinem Volke verworfenen König von dem Tode auferweckte. König eines Weltreiches war Christus. Aber nicht von dieser Welt war dieß Weltreich. Nicht mit den Schiffen von Tyrus und Sidon, nicht mit den Künsten Griechenland's, nicht mit dem Schwerte Rom's, sondern mit dem Wort des Geistes sollte Christus ein Weltreich gründen. Und so gebot er scheidend: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker. Und das Reich Christi ist zum Weltreich geworden, zu dem sich die Bildungsvölker der Erde bekennen. Ist dieß geschehen, so können wir nicht zweifeln, daß das Wort von Christo einst noch über den ganzen Erdkreis wird gepredigt werden zu einem Zeugniß über die Völker. Lasset uns nur beten, lasset uns helfen, daß Gott die Füße derer segnen wolle, die den Frieden verkünden. An den Füßen der Friedensboten hängt die Ankunft des Herrn. Wenn einst die Fülle der Heiden wird eingegangen sein, dann wird auch Israel sich bekehren und zwar das ganze über die Erde zerstreute Israel. Von dieser Bekehrung aber wird eine Neubelebung für die ganze Kirche ausgehen. Dieses Gesetz aber geht durch die ganze Reichsgeschichte des Herrn, daß je mächtiger Christus in den Herzen der Gläubigen ist, desto

stärker und mächtiger auch der Fürst dieser Welt in den Herzen der Ungläubigen. Das Streben der Gegenwart, Familie und Christenthum, Schule und Evangelium, Kirche und Staat, Weltbildung und Reich Gottes zu scheiden, bereitet diesem Gegensatz der Endzeit die Bahn. In Einen wird sich das Geheimniß der Bosheit zusammenfassen, in einen Gegenchristus, den die Hölle aufstellen wird. Wenn aber der im Tempel sich wird für Gott erklärt haben, dann wird Christus selbst kommen. Das hat er in Worten bezeugt, die keine andere Deutung zulassen. Die ganze Christenheit bekennt, daß Jesus Christus, der zur Rechten Gottes sitzt, einst kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Hesekiel hatte geweissagt, daß der von den vier Himmelsgegenden wehende Lebensgeist Gottes einst die Todtengebeine des Volkes Israel auferwecken werde. Daniel aber hatte verkündet: Viele, die unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; Etliche zum ewigen Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande. Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich. Ja es kommt die Stunde, in welcher Alle die in den Gräbern sind, werden die Stimme Gottes hören und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebles gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts.

Jener Tag, der einst wird tagen,
Wird zu Staub die Welten schlagen,
Wie die heil'gen Seher sagen.

Die Posaun' im Wundertone
Dröhnend durch der Gräber Zone,
Fordert Alle hin zum Throne.

Staunend wird der Tod dann sehen,
Daß die Todten auferstehen
Und zu ihrem Richter gehen.

Und ein Buch wird sich entfalten,
D'rin die Schuld der Welt enthalten,
Ueber sie Gericht zu halten.

Ach was werd' ich Armer sagen?
Wem vertrauen meine Klagen?
Da Gerechte selbst verzagen.

Der Du huldvollst einst Marien
Und dem Schächer hast verziehen,
Hast auch Hoffnung mir verliehen.

Von diesem Gericht haben die Propheten geweissagt. Jesus Christus aber hat uns ein Bild dieses Gerichts vorgehalten. Auch die Weltgeschichte hat ihre Gerichtstage und Gerichtsstätten. Die Umgebungen von Leipzig sind eine solche Gerichtsstätte. Hier hielt Gott über Napoleon Gericht. An solchen Gerichtstagen entscheidet sich in wenigen Stunden, was Jahre lang einer Entscheidung harrete. Wie wird es sein, wenn Jesus Christus an Einem Tage die Summe von Jahrtausenden ziehen wird. Er wird auch die Summe deines Lebens ziehen. An Einem Wort von ihm hängt die Ewigkeit. Was Ewigkeit zu bedeuten hat, haben wir oben gesehen. Darum bekenne dich, o Mensch, in der Zeit zu Christo, damit er sich einst zu dir bekennt für die Ewigkeit.

Wenn die Propheten die Strafgerichte Gottes verkündet haben, dann eröffnen sie den zerschlagenen Herzen eine Aussicht in das selige Leben, das mit dem Verheißenen kommen wird. Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott; redet freundlich mit Jerusalem, und prediget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat, denn ihre Missethat ist vergeben. O diese Stimme des Trostes ist so lieblich, wie wenn nach kalten Wintertagen und nach eisigen Winden der neubelebende Odem des Frühlings sich herausringt. Dieser Odem ist doch mächtiger wie die Schnee- und Eismassen die der Winter hinterläßt. Er wird sie besiegen. Wenn der stolze Wald Assyriens wird gefallen sein, verkündet Jesaja, wird aus dem abgehauenen Stamme David's ein Reis erblühen, von dem aus ein neues Leben in der Natur erblühen wird. Die feindlichen Kräfte derselben werden einem seligen Frieden weichen. Ein Knabe wird am Loche der Otter spielen. Eine Zeit wird kommen, sagt Amos, wo man zugleich ackern und ernten, zugleich keltern und säen wird. Die Schwerter, sagen Jesaja und Micha, werden dann zu Pflugscharen werden und die Spieße zu Sicheln. Vorüber werden Streit und Krieg sein. Der Held, verkündet Jakobus, der Friedensfürst, wird sein Füllen

an den Weinstock binden und seiner Eselin Sohn an den edlen Reben. Freue dich sehr, sagt Sacharja, du Tochter Zion, und du Tochter Jerusalem jauchze sehr: siehe, dein König kommt zu dir, arm, und reitet auf einem Esel. Denn ich will die Wagen abthun von Ephraim, und die Rosse von Jerusalem, und der Streitbogen soll zerbrochen sein. Mit der Sünde wird auch aller Jammer der Erde geschwunden sein. Und der Herr wird die Thränen von allen Gesichten abwischen und wird aufheben die Schmach seines Volkes in allen Landen: denn der Herr hat es gesagt. Wiedererstehen aber werden das heilige Land, Jerusalem, der Tempel in verklärter Gestalt.

Alle diese Weissagungen werden sich erst erfüllen, wenn Jesus Christus das Reich der Sünde und des Todes wird überwunden haben. Dann wird ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen, in der Gerechtigkeit wohnt. Frei zu sein von der Sünde und ihrem Jammer wird Seligkeit sein. Frei zu sein von diesem Leibe der Sünde und des Todes; frei zu sein von der Versuchung, zu der da neigt was in uns von Adam ist; frei zu sein von allen Leidenschaften, von aller Selbstsucht, von allen Schwankungen und Zweifeln; frei zu sein von diesem Lager, auf welches unaufhörlich die Geschosse des Bösen gerichtet sind. Wie einst das heilige Land eine Mannigfaltigkeit des Bodens und des Stammlebens beschloß, so wird gewiß auch dort das Reich Gottes eine Mannigfaltigkeit der Eigenthümlichkeiten und Gaben in sich hegen. Und was der Tempel von Jerusalem abbildlich und vorbildlich war, das wird im himmlischen Jerusalem in urbildlicher Schönheit zur Erscheinung kommen. Dort werden alle Seligen in das dreimal Heilig der Seraphim einstimmen; dort wird die himmlische Gemeine sich immer von Neuem opfern durch ihren ewigen Hohenpriester; dort werden wir das himmlische Abendmahl feiern. Amen.

Die Liebe Gottes, die in Christo erschien.

Predigt am 4. Advent 1875 über 1 Joh. 4, 9.

Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Amen.

Wir gedenken in dieser Zeit, da wir der Zukunft des Herrn harren, des Harrens der Völker auf den Herrn. Die Völker haben dein geharrt bis daß die Zeit erfüllet ward: da sandte Gott von seinem Thron zum Heil der Welt dich, seinen Sohn. Es harreten des Herrn die Heiden, es harreten des Herrn die Juden. Worin erkennen wir das Harren der Heiden? Wir haben in den letzten Jahren immer von Neuem das Zusammenbrechen schwindelhafter Geschäfte erlebt. Unter solchem Krachen, wie man es nennt, wird viel Menschenglück begraben. Der gerechte Gott aber kann nicht anders als den Glanz, mit dem sich solche auf Schein ruhende Geschäfte umgeben, schonungslos zu zerstören. So ward denn auch zur Zeit Christi Gottes Zorn offenbar über alles ungöttliche Wesen. Das auf Schwindel ruhende Heidenthum, das sich mit dem Glanz schöner Menschlichkeit umgab, mußte zusammenbrechen, damit seine innere Nichtigkeit zur Erscheinung käme. Zerschnitten waren die Bande des Staates, der Sittlichkeit, der Religion, welche die Einzelnen verbanden. Da erfuhren denn die Einzelnen, daß nicht Vaterland, nicht Kunst, nicht Bildung dem Menschen helfen könne. Sie harreten eines Lichtes, das vom Morgenlande ausgehen sollte; sie harreten eines göttlichen Menschen, der ein Weltreich der Wahrheit aufrichten werde; sie harreten der Wiederkunft eines goldenen Zeitalters. Dieß Harren der Heidenwelt aber fand seine Erfüllung in Christo. Er war der Aufgang aus der Höhe,

der Stern aus Jakob, ein Licht zu erleuchten die Heiden; er war Gott und Mensch; er richtete ein Weltreich Gottes auf; mit ihm kam der Frieden des goldenen Zeitalters, mit ihm kam die Heiligkeit des Paradieses wieder, wie wir singen: Heut' schleußt er wieder auf die Thür zum schönen Paradeis. Der Cherub steht nicht mehr dafür: Ihm sei Lob, Ehr' und Preis. In ihm also erfüllt sich auch das Harren des Volkes alten Bundes. Wie das Sternenlicht zum Vollmonde verhalten sich die Ahnungen der Heiden zur prophetischen Weissagung. Und darum halten uns die Adventsevangelien zweimal das Bild Johannes des Täufers vor. Er war nicht das Licht, sondern daß er zeugete von dem Lichte. Was er forderte war Buße, was er verhieß war die nahe Ankunft des Verheißenen. Er war der größte aller Propheten, dem beschieden war Den zu schauen, den viele Könige und Propheten nicht hatten sehen können. Ihm war verheißen, daß die Taufe der Buße in Einem, der zu ihm kommen werde, kraft des heiligen Geistes zur Weihe des Amtes der Erlösung werden solle. Und als dieß erfüllt war, da zeugete er: nach mir kommt ein Mann, der vor mir gewesen ist, denn er war eher denn ich (Joh. 1, 30.). Wie aber der Mond erbleichen muß, wenn die Sonne aufgeht, so mußte auch er abnehmen, damit Jesus zunähme. Er mußte sehen, daß seine besten Jünger ihn verließen, Den zu suchen von Dem er gesagt hatte: Siehe das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Einer dieser war Johannes, der Apostel. Dessen Zeugniß von Christo hält uns der für den heutigen Sonntag, den vierten Adventssonntag, verordnete Text vor, aufgezeichnet

1 Joh. 4, 9.

Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Das Wort, welches wir vernommen, ist eines von denen, welche die Summe des Christenthums zusammenfassen. Es war die Liebe, die den Vater bewog, seinen Sohn zu senden; es war die Liebe, die im Sohn erschien; es ist die Liebe, die den Sohn uns zum Leben werden läßt. Und so lasset uns im engen Anschluß an unseren Text die

Liebe Gottes betrachten, die in Christo erschienen ist.

1.

Es war zuerst die Liebe, die den Vater bewog, uns seinen Sohn zu senden.

Wir sprachen im Eingang von dem Harren der Völker. Gott hat gemacht, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lang und wie weit sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn fühlen und finden möchten (Apostelg. 17, 26.). Die Völker nennen das Höchste, was sie im Leben suchen, Gott. Und so verehren die Einen das in Pflanzen, Thieren und Menschen waltende Allleben, die Anderen den Sieg des Lichtes über die Finsterniß, die Dritten das Alles leitende Schicksal, welches in die Sterne schreibt, was auf Erden geschehen soll, die Vierten die Ideale des menschlichen Lebens. Und diese Verirrung der Geister gehört nicht etwa einer fernen Vergangenheit an: über zwei Dritttheile der Menschheit erheben noch das Geschöpf zum Schöpfer. Wundert euch deß nicht. Ein großer Theil der Weisen des Tages kennt keinen persönlichen Gott. Von ihnen gilt des Apostels Wort: Und da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Was auch jene unvernünftigen Heidenmassen glauben, was auch diese übervernünftigen Weisen lehren mögen: die Vernunft im Menschen fordert und bezeugt was der Herr sagt: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Es ist wahr was Paulus sagt: Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Gottheit, wird erkannt aus den Werken der Welt, also daß sie keine Entschuldigung haben (Röm. 1, 19 ff.).

Aber die Vernunft muß bekennen, daß sie den Gott, den sie fordert, nicht begreifen kann. Ein Gott, der in nichts Anderem seinen Grund hat als in sich, ein Gott ohne Anfang und Ende, ein Gott, der über dem Wandel der Zeit steht, ein Gott, der durch sein Wort diese alle Begriffe von Größe überschreitende Welt aus nichts hervorgebracht hat, ein Gott, der im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt zugleich ist, ein Gott, der die Sterne beim Namen kennt und die Haare auf unserem Haupte zählt: solch' ein Gott ist ein Wunder, das unsere Vernunft zwar sich sagen, aber nicht begreifen kann. Die Vernunft muß den Be-

griff des unendlichen Geistes, den sie in sich trägt, dem Glauben übergeben, daß er ihn zu Geist und Leben mache. Aus dem Glauben aber kommt nicht bloß die Furcht, sondern auch die Liebe Gottes. Wer aber Gott liebt, erkennt auch, daß Gott nicht bloß Geist, sondern Liebe ist. Gott ist Liebe.

Daß Gott die Liebe ist, bezeugt uns schon die Natur. Aber um das Zeugniß der Natur von Gott zu verstehen, muß man nicht bloß den Verstand, der in ihr waltet, mit dem Verstand, sondern auch ihr Herz mit dem Herzen aufnehmen können. Man muß nicht bloß das Auge, sondern auch das Herz emporrichten, um den Hauch der Unendlichkeit, der vom Sternenhimmel niederweht, in sich aufnehmen zu können. Ich sah vor einigen Monaten im Norden Deutschlands einen See, der wie kein anderer die Sonne, den Mond und die Sterne herrlich abspiegelte. Das kommt, weil seine Wellen so klar und stille, seine Ufer so einsam und ernst sind. So muß auch das Herz still und leidenschaftslos und weltfrei sein, wenn Gott in ihm sich spiegeln soll. Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Was im Frühling jene Lüfte, die mit dem Frost des Winters die Wärme einer milden Sonne verbinden, das zarte Laub, das sich schüchtern aus den Aesten der Bäume an's Licht wagt, die Kinderaugen der Blumen, die fröhlichen Stimmen der Vögel sagen, das versteht nur ein Herz, in dem kindliche Liebe wohnt. Im Herzen liegt der Schlüssel der Natur. Und betreten wir nun den Boden der Menschheit: was ist es, was die Menschen in allen Lebenskreisen suchen? Es ist Glück. Und was ist des Lebens höchstes Glück? Es ist die Liebe. Wer über diese Erde geht, ohne die Flamme, die auf dem Herde des Familienlebens lodert, erkannt zu haben, dem war ein traurig Loos beschieden. Wer aber Menschen nicht lieben kann, der versteht auch nicht, daß Gott die Liebe ist. Johannes sagt: Wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet.

Ja, Natur und Menschheit zeugen: Gott ist die Liebe. Aber diese Erde ist kein Paradies. Sie hat furchtbare Abgründe, stürmende Fluthen, zerstörende Flammen, giftige Pflanzen, reißende Thiere, eine erschreckliche Zahl von Krankheiten, die zum Tode führen. Oft will uns die ganze Erde als ein mit grünem Rasen

bedecktes Grab vorkommen. Und was soll ich sagen von der ungeheuren Zahl der Menschen, die entweder ein fast thierisches Leben, oder ein verzerrtes Bildungsleben führen? Ist es wahr, daß jedes Menschenleben einen unendlichen Werth hat, wie geschieht es, daß über 800 Millionen Menschen in Finßerniß und Todesschatten sitzen? Steht nicht geschrieben: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen? Aber auch der Christenheit ist diese Erde ein Jammerthal. Welchen Jammer umschließen in unseren christlichen Landen die Waisen- und Rettungshäuser, die Hospitäler, die Irrenhäuser, die Gefängnisse, die Hütten der Armuth, die Höhlen des Lasters. Es ist als ob in die Schöpfung eines guten Gottes eine feindliche Macht eingedrungen wäre. Und so ist es auch. All' dieses Elend ist das Gefolge der Sünde, denn sie ist der Abfall von Gott. Konnte aber die Liebe Gottes diesen Abfall nicht verhindern? Der Gott, der freie Geister schuf, mußte ihnen auch die Freiheit zum Bösen lassen. Aber die Weisheit Gottes, welche die Sünde und den Tod nicht hindern konnte und wollte, beschloß in Ewigkeit, die gefallene Menschheit durch den Sohn Gottes zu erlösen. Gott ließ die Menschheit fallen, um desto herrlicher seine Gnade zu offenbaren. Seliger als Menschen, die nie fielen, sind Menschen, die aus dem Tode durch Christi Tod gerettet sind. Und so singt man zur Weihnachtszeit in Rom: O selige Schuld, die einen solchen Heiland erwarb. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

2.

Es war zweitens die Liebe, welche im Sohn erschien.

Was Liebe ist, kann nur der verstehen, der Liebe hat. Ohne die Erfahrung des Lebens ist jeder Begriff von Liebe leer. Wer aber Liebe hat, der wird bekennen, daß alle Liebe darin besteht, daß man seine Person, sein Herz einem Andern giebt, um dieses Andern Person, dieses Andern Herz in sich aufzunehmen. Wer einem Andern das leistet, was er ihm schuldig ist, gilt nach dem Grundsatz: Einem Jeden das Seine für einen rechtlichen Mann. Wer einen Andern mehr leistet als was er schuldig ist, wird

noch höher gestellt: man nennt ihn edel. Wer Geistesgüter Andern mittheilt, der gilt für einen Meister. Aber die Meister des Wissens sind nicht immer die Meister des Lebens. Einen Meister der Liebe nennt man den, welcher seine Person hingiebt. Die wahre Liebe spricht: An deinem Geld, an deinen Leistungen, an deinem Wissen liegt mir nichts: ich will dein Herz. Sich selbst dem Andern zu geben, um des Andern Herz in sich aufzunehmen: in diesem wunderbaren Tausch der Seelen liegt das Geheimniß der Liebe. Was in uns endlich ist, ist in Gott unendlich. Gott ist die unendliche Liebe. Ist er die, so theilt er sich selbst mit. Wer aber vermag seine ewige Macht und Gottheit zu fassen? Kein Mensch, kein Engel. Nur Gott vermag Gott zu fassen. Gott den Vater vermag nur des Vaters eingeborner Sohn, sein Ebenbild, sein Abglanz, sein Wort, zu fassen. Gott giebt sich selber seinem Sohne, damit sein Sohn sich selbst dem Vater gebe. Und so spricht Jesus: Du hast mich geliebet ehe die Welt gegründet ward (Joh. 17, 24.).

Die Liebe, die den Sohn in Ewigkeit gezeugt hat, hat durch ihn und in ihm und zu ihm Alles geschaffen. Fragt man die Menschen der Gegenwart: Was wollt ihr sein? so antworten sie: Menschen. Menschen in des Wortes höchstem Sinne möchten wir sein. Und was heißt das? Das heißt, antworten sie, wir möchten in Bildung, in Gesittung und in den edelsten Genüssen fortschreiten. Also unendliches Streben nach einem unendlichen Ziele soll des Menschen Höchstes sein. Aber kann ein nicht endendes Streben nach unerreichbaren Zielen uns wirklich glücklich machen? Wie unendlich höher als die Menschen von sich, denkt Gott von den Menschen. Er will, daß sie Kinder Gottes werden. Johannes sagt: Sehet welch' eine Liebe uns der Vater erzeuget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen (1 Joh. 3, 1.). Worin aber besteht die Kindschaft Gottes? Daß wir durch Gott geeinigt werden. Vereinigt aber werden wir mit Gott durch den Sohn, der da ist Weg, Wahrheit und Leben. Dieser ist der wahre Gott und das ewige Leben. Wie Gott können wir nicht werden. Das hat die alte Schlange den ersten Menschen vorgelogen. Gott gleich ist allein der Sohn. Nur aus Gnade können wir Gottes Kinder werden durch den Sohn. Darum sandte Gott seinen Sohn in die Welt. Des ewigen Vaters einig Kind, Man jetzt

in der Krippe findt. In unser armes Fleisch und Blut Verkleidet sich das ewig Gut.

Es war die Liebe, die den Sohn trieb, sich der Herrlichkeit beim Vater zu entäußern, Knechtsgestalt anzunehmen, ja sich selbst zu erniedrigen bis zum Tode am Kreuze. Es war die Liebe, welche durch seine ganze Erscheinung hindurchleuchtete. Es war die Liebe, die ihn zu den Zöllnern und Sündern, zu den Armen und Elenden, zu den Kranken und Sterbenden führte. Es war die Liebe, die ihn den Kelch des Todes trinken hieß. Es war die Liebe, die den Auferstandenen durch die verschlossene Thüre zu den Seinen führte. Es war die Liebe, die den Scheidenden seine segnenden Arme über die Jünger breiten hieß.

3.

In Christo erschien drittens die Liebe, damit wir durch ihn leben sollen.

Wenn wir das Reich der Natur durchwandern, so sehen wir ein stufenweises Streben nach Leben. Die Zeit, wo die Pflanzen blühen und reifen, ist die schönste Zeit des Jahres. Es ist die Zeit des Lebens. Aber dieß Leben geht gar schnell vorbei. Die Schrift weiß die Hinfälligkeit des Lebens nicht stärker auszudrücken, als daß sie dasselbe dem Grase vergleicht, das am Morgen blüht und am Abend in's Feuer geworfen wird, der Blume, die wenn der Wind darüber geht nicht mehr da ist. Das Thierleben ist in dem Grade vollkommen, in dem es sich dem Menschenleben nähert. Aber der Tod stellt dem Thierleben nach und erreicht es früher oder später als sichere Beute. Verwesende Thiergebeine erfüllen uns mit Ekel und Schauer. Aber wir werden ihnen einst gleichen. Ein Thal von Todtengebeinen ist das Erdenthal. Was der Natur angehört, verfällt unwiderruflich dem Untergang. Das ist der Seufzer, der durch die ganze Kreatur geht: der Seufzer des Todes. Was die Natur einmal begraben hat, das ersteht nicht wieder. Auch das was an uns der Natur angehört, dieses Fleisch, aus dem unser Leib besteht, es ersteht nicht wieder. Darüber aber würde unser Geist nicht klagen, wenn er nicht wüßte, daß ein ewiges Leben sei, das nicht mit dem Leibe stirbt.

Nein, sagt der Gebildete entschieden, nicht das Leibesleben

sondern das Geistesleben ist das wahre Leben. Das Geistesleben aber besteht in Bildung des Verstandes, Willens und Gefühles. Der hat das Menschenleben verstanden, der mit einem Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, mit dem Rufe eines gesinnungstüchtigen Mannes, mit einem entwickelten Schönheitssinn aus dieser Welt geht. Glücklich der Mann, der einen Namen hinterläßt, der nicht untergehen kann. Ach, lieber Mensch, der du so sprichst, gehe einmal auf den alten oder neuen Kirchhof und siehe da die Grabstätten berühmter Männer: wer liest ihre Schriften noch, ja wer denkt ihrer noch. Etwa einige Gelehrte. Wehe dem, der auf diese Unsterblichkeit sein Leben gründete. Kannst du die Vorwürfe des Gewissens, kannst du die bösen Neigungen in dir, kannst du die Gräber der Deinigen mit Geistesbildung bedecken?

Ja, sagt ein Dritter, das sehe ich wohl ein, daß diese gewöhnliche Tagesbildung, die so oft nichts weiter als ein Firniß des Geistes ist, nicht das wahre Geistesleben ist. Nicht bloß die Christen, sondern die großen Denker aller Zeiten haben gesagt, daß das wahre Leben in Gott ist. Man soll eigentlich alle seine Gedanken auf Gott beziehen. Man soll nichts wollen als was Gott will. Man soll in unverbrüchlichem Gottesfrieden durch dieß Pilgerleben gehen. Ja man soll. Von Soll zum Sein ist eine große Kluft, über die man nicht mit Grundsätzen und Vorsätzen fliegt. Versuche es nur einmal ein Vierteljahr nach diesen Regeln zu leben, und zwar genau, und du wirst erkennen, daß du nicht bist wie du sein sollst und aus eigener Kraft nicht werden kannst wie du sein sollst. Und wenn du das erkannt hast, wirst du auch wenigstens ahnen, was das Christenthum zu bedeuten hat.

Das Evangelium ist eine Kraft Gottes selig zu machen alle die daran glauben. Das Erste im Christenthum ist, daß die furchtbare Macht beseitigt wird, die die Menschen von Gott trennt. Das ist die Sünde. Wir flehen: Vergieb uns unsre Schuld. Aber der Schuldner, der nicht bezahlen kann, kann nicht aus eigner Macht die Schuld durchstreichen. Was er thun kann ist, alle seine Schuld zu bekennen: Ich erkenne meine Missethat und meine Sünde ist immer vor mir. An dir allein habe ich gesündigt und übel vor dir gethan. So muß der Mensch als Schuldner sprechen. Dann streicht Gott die Schuld durch

mit dem Blute Christi. Der Mensch aber, der im Glauben diese Gnade ergreift, ist gerechtfertigt, gerettet, versöhnt. Wenn Jemand auf dem Punkte ist, um Schulden willen in's Gefängniß geworfen zu werden und es steht Einer auf, der für ihn zahlt: ist er diesem Einen nicht für immer verpflichtet? Christus hat für dich bezahlt. Aber einmal begnadigt zu sein hilft dem Menschen nicht, wenn er nicht im Gnadenstande bleibt, bis Christus einst als Weltrichter seinen Gnadenantheil für alle Ewigkeit bestätigen wird. Darin aber besteht der Gnadenstand, daß der Mensch den alten Menschen abstreift und in das Bild Gottes erneuert wird. Christus unser Heil muß auch die Kraft neuen Lebens sein, die uns zu Kindern Gottes erneuert. Worin aber beweist sich dieses Leben? In einem wiedergebornen Menschen hat Christus die Herrschaft. Sein Licht erleuchtet den ganzen Menschen. Und darum beten wir: Ach bleib mit deinem Glanze Bei uns, du werthes Licht, Deine Wahrheit uns umschanze, Damit wir irren nicht. Christi Heiligkeit treibt uns, den Willen Gottes zur alleinigen Richtschnur unseres Lebens zu machen. Was wir nicht aus eigener Kraft vermögen, das wirkt Christi Geist. Christi Geist hört nicht auf uns zu ermahnen, zu strafen, zu züchtigen, zu leiten, daß wir Christi Fußtapfen nachfolgen. Wir kommen aus dem Kampf mit dem Fleische nicht heraus. Wo aber Christus ist, ist auch sein Friede. Ein Leben der Wahrheit, der Heiligkeit, des Friedens ist das Leben aus Christo.

Ist Christus unser Leben, so ist Christi Leben in uns die Bürgschaft des ewigen Lebens. Die erste Ankunft Christi in Niedrigkeit verbürgt Christi zweite Ankunft in Herrlichkeit. Der Sohn des Vaters, Gott von Art, Ein Gast in der Welt hier ward, Er führt uns aus dem Jammerthal Und macht uns Erben in seinem Saal.

Die Liebe des Vaters, die im Sohne erschien uns zum Leben, sei mit Euch Allen. Amen.

Worüber der Christ klagt.

Predigt am 4. Sonntag nach Epiph., 30. Jan. 1876, über Ps. 12, 2—6.

Die Gnade unseres Herrn Jesu sei mit Euch Allen. Amen.

Es giebt Menschen, die Alles leicht und heiter, und Menschen, die Alles schwer und trüb nehmen. Der Philosoph Demokrit lachte, der Philosoph Heraklit weinte über die Thorheiten der Menschen. Von dem Christenthum nun hat einer unserer größten Männer geurtheilt, daß es die Religion des Schmerzes sei. Das aber ist das Urtheil eines Mannes, der das Christenthum aus Erfahrung nicht kannte. Worüber klagen doch die Menschen am meisten? Ueber körperliche Leiden. Die werden natürlich einem Christen nicht erspart. Man erkennt aber einen Christen an der Ruhe, Geduld und Fassung, mit der er seine Schmerzen trägt. Worüber klagen die Menschen? Die Sorgen der Nahrung drücken sie. Die sind den Christen nicht unbekannt. Waren doch die Christen am Anfang fast nur Arme. Aber der Christen Losung heißt: Sorget nicht, sondern werfet alle eure Sorgen auf den Herrn, er sorget für euch. Worüber klagen die Menschen? Sie sind mit den Zeitverhältnissen unzufrieden. Der Greis sehnt sich nach dem Alten, der Jüngling möchte Alles niederwerfen, was seinen Zukunftsidealen widerspricht. Der Christ hat in der Vergangenheit zu viel zu suchen, um der Lobredner alles Neuen zu sein. Er ist kein Neuerer. Aber er findet sich in die Zeit, in die ihn Gott nun einmal gesetzt hat. Er klagt nicht über Dinge, die nun einmal nicht zu ändern sind. Er weiß, daß was vergangen ist, nicht wiederkehrt. Er weiß, daß jede Zeit ihre eigene Aufgabe zu lösen hat. Er geht in der Beur=

theilung der Zeitverhältnisse nicht den eigenen, sondern Gottes Gedanken nach. Und darum fürchtet er sich nicht. Unverzagt und ohne Grauen, Muß der Christ, Wo er ist, Stets sich lassen schauen.

Aber es giebt Klagen im Christenleben, die berechtigt sind. Solche Klagen aber vernehmen wir in dem für den heutigen Sonntag als den vierten nach Epiphanias verordneten Text, welcher aufgezeichnet ist

Psalm 12, 2—6.

Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen, und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern. Einer redet mit dem Andern unnütze Dinge, und heucheln, und lehren aus uneinigem Herzen. Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei, und die Zunge, die da stolz redet, die da sagen: Unsere Zunge soll Ueberhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr? Weil denn die Elenden verstöret werden, und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr; ich will eine Hülfe schaffen, daß man getrost lehren soll.

Ueber die Abnahme der Heiligen und Gläubigen und über die Zunahme der heuchlerischen, anmaßenden, sich gegen Gott erhebenden Zungenhelden klagt der heilige Sänger. Haben nicht auch wir darüber zu klagen? Gewiß. Und so laßt uns denn heute unter Gottes Beistand, den wir erflehen, die Frage beantworten:

Worüber der Christ klagt.

Der Christ klagt zuerst über die wachsende Macht der Sünde.

Die Geschichte der Menschheit ist ein ewiges Steigen und Fallen. Kaum hat ein Volk den Höhepunkt seiner Kraft erreicht, so zeigen sich schon die Spuren des Verfalls. In den Tagen des Jesaja war Assyrien ein stolzes Weltreich. Von seiner Pracht und Herrlichkeit zeugen noch jetzt die Trümmer, die man ausgegraben hat. Aber nicht lange nach den Tagen des Jesaja sieht der Prophet Nahum schon das Verderben über Assyrien hereinbrechen. Babylon pflanzte auf den Trümmern von Assyrien sein Weltreich auf. In den Tagen, da Jerusalem zum ersten Male zerstört ward, zitterte Alles vor dem Namen Nebucadnezar's. Babel war der Sammelpunkt aller Weltgenüsse und aller Laster. Aber die Nacht, wo der König Belsazar im frevelhaftem Ueber-

muthe Gottes spottete, war auch die Nacht seines Untergangs. Persien siegte über Babel, weil es das Volk sittlicher Kraft war, dessen Religion, obwohl Heidenthum, doch einen sittlichen Charakter hatte. Als aber die Zeit sittlicher Kraft dahin war, unterlag Persien den Griechen unter Alexander dem Großen. Wer weiß aber nicht, daß dieser Heldenjüngling, ein Jüngling von wunderbarem Geist und Kraft, zuletzt zum Diener seiner Lüste entartete. Das griechische Weltreich unterlag den Römern. Zur Zeit Christi hatten die Römer die Weltherrschaft. Aber die römischen Statthalter, die uns im neuen Testamente entgegentreten, Pilatus, Felix und Festus, sind Zeugen der sittlichen Entartung, die im Römervolk bereits die Herrschaft hatte. Römer, in denen noch etwas von der alten Tugend war, haben uns ein nächtliches Bild von Cäsarenwahnsinn, Soldatenregiment, raffinirten Genüssen, grausamen Spielen gezeichnet. Sie ahnen den Untergang ihres Vaterlandes durch ein Volk, das zwar ohne Bildung war, aber noch in ursprünglicher Kraft dastand, durch die Deutschen. Alle Weltbildung, deren damals Rom sich rühmte, richtete nichts aus gegen dieses Volk, das in seinen undurchdringlichen Wäldern und seinen tiefen Sümpfen Kraft, Muth, Einfalt, Treue bewahrt hatte. Und noch besteht das deutsche Volk. Wie lange noch? Nur so lange es noch sittlichen Charakter hat. Das sagt uns die Geschichte der Assyrier, Babylonier, Perser, Griechen und Römer einstimmig: Nur wo sittliche Kraft ist, da ist Lebensfähigkeit und Zukunft, wo sittlicher Verfall ist, da ist Untergang. Die Summe der Weltgeschichte ist: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, die Sünde aber ist der Leute Verderben.

Luther war ein deutscher Mann, der eine wahre Liebe zu seinem Volke hatte. Aber diese Liebe bewies er besonders darin, daß er seinem Volke schonungslos seine Volkssünden vorwarf. Er hält ihnen Fressen und Saufen vor, wodurch sie sich unter anderen Völkern verächtlich machten, Liebe zum Luxus, wodurch sie sich von auswärtigen Völkern abhängig machten, Geldwucher, wodurch dann solche Geldkönige wie die Fugger in Augsburg emporkämen. Unseres Volkes Kraft lag von je in der Innigkeit, Wärme und Liebe des Gemüthes. Und gern wollen wir sagen, daß in dem deutschen Familienleben noch viel davon vorhanden ist. Sollen doch jene Gefangenen, die im letzten Kriege

mit Frankreich bei uns waren, gesagt haben, daß in dem Familienleben Deutschland's Kraft liege. Aber was Tacitus von den heidnischen Deutschen seinerzeit aussprach, daß sie in die Ehe eine ungebrochene Jugendkraft brächten, das kann man von den Deutschen der Gegenwart nicht sagen. Sehr Viele gehen erst die Straße der Wollust, ehe sie in die Ehe treten, und bringen daher in dieselbe ein ausgelebtes, übersättigtes, der Nervenreize bedürftiges Wesen. Die alten Deutschen hatten viel Gemüth, aber sie redeten nicht so viel davon. Denn Zartheit und Innerlichkeit des Herzens verträgt sich nicht mit vielem Selbstbelauschen und vielem Selbstaussprechen. Der moderne Deutsche glaubt nichts in sich haben zu können, was er nicht an die nationale Glocke schlagen zu müssen glaubt. Wir Deutschen sind in ein phrasenhaftes, oberflächliches, eitles Reden hineingekommen, in dem von deutschem Ernste, deutscher Tiefe, deutscher Innerlichkeit wenig sichtbar ist. Man schreibt den Deutschen einen strengen Rechtssinn zu. Allein in unseren öffentlichen Verhältnissen spricht man oft den Grundsatz aus, daß hier nicht das Recht, sondern das Staatswohl entscheide, womit man freilich Alles rechtfertigen kann. Den Deutschen war immer Treue eigen gegen Alle, in die sie nun einmal ihr Herz gelegt hatten: gegen die Familie, gegen die Freunde, gegen den Geleitsherrn, gegen den König. Aber diese pietätvolle Gesinnung sieht man mehr und mehr schwinden. Ein Blatt, welchem die Würze dreisten Raisonnirens über alle Auktoritäten fehlt, findet verhältnißmäßig wenig Anklang. Man liebt nun einmal den hohen Geschmack der Fäulniß.

Eine höhere Ehre hat Gott dem deutschen Volke nicht erweisen können, als daß er ihm das Werk der Reformation anvertraute. Dieß Werk konnte nur ein Volk vollziehen, in dem ein großer Ernst der Wahrheit und ein großer Ernst der Sittlichkeit war. Beides war wunderbar in Luther vereint. Er war ein durch und durch sittlicher Charakter. In der Furcht Gottes streng erzogen, trachtete er Tag und Nacht darnach, Gottes Willen zu erfüllen. Die Frucht dieses Strebens war die tiefste Sündenerkenntniß. Diese Sündenerkenntniß aber war ihm der Weg zum Heil. Das Bewußtsein, durch das was Er gethan vor Gott verdammt zu sein und allein durch das was Christus gethan, gerechtfertigt, war der Fels seines Glaubens. Hat die

Strenge, mit der Luther sich selbst richtete, der Frische und Kraft seines sittlichen Handelns Eintrag gethan? Wahrlich, wenn Einer, hätte er sich seiner Werke rühmen können.

Wo ist unter uns solch' ein Ernst der Sündenerkenntniß? Man nimmt im Leben Dinge schwer, über die man hinwegkommen sollte, und Dinge leicht, über die man nicht hinwegkommen sollte. Hat etwa Jemand in einem Geschäfte sich bedeutend verrechnet, so kann er sich diesen Fehler gar nicht verzeihen. Er kann seinen Verlust gar nicht verschmerzen. Ihn daran erinnern heißt ihn unglücklich machen. Es giebt Gelehrte, welche eine ungünstige Beurtheilung ihrer Schriften gar nicht verwinden können. Und wie oft ruhen solche Beurtheilungen auf Unkenntniß, Leichtsinn, Parteigeist, ja bösem Willen. Ein sehr geringes Versehen kann auf dem Schlachtfeld ernste Folgen haben. Da glaubt nun Mancher das höchste Gut im Leben verloren zu haben, wenn er seinen militärischen Ruhm um etwas verdunkelt hat. Solche Versehen sind nur insofern und insoweit Sünde, als es dabei am Willen lag. Soweit sie bloße Erkenntnißirrthümer sind, scheiden sie den Menschen nicht von Gott. Mit dem aber, was den Menschen wirklich von Gott scheidet, nimmt man es so leicht wie möglich. Es sieht es ja Niemand. Daß Gott es sieht, merkt man ja nicht. Die Straffolgen treten nicht gleich ein. Man ist ja ein Mann von bürgerlicher Tugend und wird zu den s. g. Ehrenmännern gerechnet. Wie oft haben Fleischeslust, Weltlust, Selbstsucht in glänzenden Räumen ihre Stätten aufgeschlagen. Wo aber die wohnen, wohnt Gott nicht. Wo aber Gott nicht wohnt, ist kein Heil. Die Sünd' ist anders nicht Denn daß der Mensch von Gott Sein Angesicht abricht Und kehret es zum Tod. Willst du zum Leben eingehen, sagt der Herr, so halte die Gebote Gottes. Wer ein einziges Gebot übertritt, der ist des ganzen Gesetzes schuldig. Aber, sagst du, dann kommt ja kein Mensch zu Gott. Wer ist ohne Sünde? Sind wir aber alle Sünder, nun so bin ich nicht schlimmer als die Andern. Sollte Gott alle Menschen, weil sie Alle Sünder sind, verdammen? Nein, antworte ich, Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Geholfen kann dir nur werden, wenn du deine Sünden erkennst und bereust. Zur Erkenntniß

deiner Sünden und zur wahren Reue kannst du nur kommen, wenn du unaufhörlich dein Wollen und Thun im Spiegel des Gesetzes betrachtest. Dann wirst du erkennen, daß die immer von Neuem dich in Versuchung führenden Neigungen in gewissen Grundsätzen deines Charakters wurzeln. Das ist ein großer Schmerz, wenn man sich auf Grund bestimmter Thatsachen in ganz bestimmten Ausdrücken, in benannten Zahlen vor Gott anklagen muß. Aber den Schmerz, den das schneidende Wort Gottes in dir hervorbringt, lindert wie eine balsamische Arznei das Bewußtsein, daß in dem Grade, in welchem du an dir verlierst, du an Gott gewinnst. Dieser Weg des Todes führt zum Leben. Heil dem Manne, dessen Herz geistlich gebrochen ist, noch ehe es der Tod leiblich bricht. Heil dem Manne, der sich im Leben richtet, damit er nicht im Tod gerichtet werde. Heil dem Manne, der sich selbst stirbt, damit Christus in ihm lebe. Klaget nicht über Körperleiden, nicht über Nahrungssorgen, nicht über die Zeitläufe. Klaget über Sünde. Der Schmerz über die Sünde ist die göttliche Traurigkeit, die zur Seligkeit eine Reue wirkt, die Niemand gereuet.

Das ist das Erste, worüber der Christ klagt. Er klagt über die wachsende Macht der Sünde. Das Zweite aber, worüber der Christ klagt, ist die wachsende Macht des Unglaubens.

Durch alle Zeiten der Kirche gehen Klagen. In den Verfolgungszeiten hatte die Christenheit über die List und Macht des bösen Feindes zu klagen, der die bereits verlöschende Flamme des Heidenthums anblies, um den Tempel Christi zu verbrennen. Aber mächtiger als dieß Feuer des bösen Geistes war das Feuer des heiligen Geistes. Und dieß siegte. Bald ward das Christenthum nicht bloß anerkannt, sondern zur Reichsreligion erhoben. Bis auf diese Tage besteht die Kirche als Volkskirche. Wo aber Volkskirchen sind, da ist auch Unglaube, Weltlichkeit, Lauheit und Flauheit. So war es stets, so ist es, so wird es sein. Verzehre dich also nicht in Klagen über Zustände, die man, solange man überhaupt noch Volkskirchen will, nicht ausschließen kann. Wenn die Kirche Vielen Vieles sein will, muß sie Vieles tragen.

Noch hat die römische Kirche ihren Anspruch auf Weltherrschaft nicht aufgegeben. Aber diesem Anspruch entzieht sich mehr und mehr der Boden der Wirklichkeit. Und so fließen denn die

päpstlichen Erlasse über von Klagen über den Druck, welchen die Kirche zu tragen hat. Wo hat denn aber der Herr der Kirche gesagt, daß die Kirche über die Staaten herrschen soll? Wo steht denn geschrieben, daß die Kirche einen eigenen Staat haben müsse, den Kirchenstaat? Hat der Herr nicht vielmehr gesagt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei? Solche Klagen ruhen also auf unevangelischen Grundlagen. Sie sind nichtig.

Wir evangelisch-lutherischen Christen leben der Ueberzeugung, uns um das Panier der Wahrheit geschaart zu haben. Daß aber einst alle Gemeinden der Erde sich um dieß Panier sammeln werden, das ist uns nicht verheißen. Und darnach sieht es auch nicht aus in der Kirche. Wir wollen Gott bitten, er möge uns erhalten was wir haben. Weiter sollen unsere Bitten nicht gehen.

Nicht wenige ernste Christen sind der Meinung, daß eine Zeit kommen müsse, wo alle Gemeinden auf Erden durch das Band Einer Lehre, Einer Verfassung, Eines Gottesdienstes verbunden sein werden. Die Zerklüftung der Kirche in einzelne Konfessionen sei der große Schade der Kirche. Und so trauern sie unaufhörlich über die zerrissene Kirche. Allein eine solche Einheit war nie in der Kirche und wird auch nicht eher kommen, als Christus kommen wird, eine Reichseinheit aufzurichten, von der wir keine Ahnung haben. Hüten wir uns also über Dinge zu klagen, die sich nie verwirklichen können, weil sie auf unseren Gedanken, nicht auf Gottes Gedanken ruhen.

Wir gehen hier nicht von dem Standpunkt eines Parteiglaubens aus, sondern von dem, was zu allen Zeiten, an allen Orten und von allen Gläubigen ist bekannt worden: von dem ewigen Wesen des Christenthums, von dem ewigen Evangelium. Dazu gehört aber der apostolische Glaube an Vater, Sohn und Geist, auf den wir getauft sind. Fällt er, so fällt das Christenthum. Es war eine schwere Verirrung, als das Zeitalter der Aufklärung erklärte, Sohn und Geist seien nicht göttliche Persönlichkeiten. Aber man betete doch noch mit Ernst Gott den Vater an, glaubte daß er Alles geschaffen habe und regiere, daß man durch sittlichen Wandel nach dem Vorbild Christi ihm dienen müsse und harrete eines vergeltenden Jenseits. Jetzt aber verkündet man im Namen des wissenschaftlichen Fort-

schrittes, es gebe weder Gott noch Geist, sondern nur Stoff und Kraft. So undenkbar es ist, daß aus einem Urstoff, den Niemand kennt, und einer Urkraft, die man ebenfalls nur fordert, sich dieses Sonnensystem von selbst sollte gebildet haben, das nach mathematischen Gesetzen geordnet ist, mit der größten Genauigkeit seine Bahnen geht, mit großer Zweckmäßigkeit gegliedert ist; so undenkbar ist, daß aus einer Urzelle die mit der größten Weisheit gebildeten Reiche der Pflanzen und Thiere sich selbst sollten gebildet haben: lieber entschließt man sich im Namen der Wissenschaft zum Unwahrscheinlichsten, um nur keinen Schöpfer annehmen zu müssen. Und dieser geist- und gottlose Materialismus ist nicht etwa das geheime Bekenntniß einiger Forscher. Man bietet eine ungeheure Kraft auf, in den Arbeiterstand mit dem Grundsatze eines gänzlichen Umsturzes der bürgerlichen Verhältnisse eine allem Glauben feindliche Gesinnung zu pflanzen. So weit geht man natürlich nicht in dem Mittelstand. Aber ein namhafter Theil dieser Bildungswelt lebt so, daß für ihn Gott so gut wie nicht vorhanden ist. Sie denken nicht an ihn, beten nicht zu ihm, lesen nie in der Bibel, umgehen die Kirche wo sie können, lassen sich durch Gottes Willen nie bestimmen, genießen die Welt und fürchten nur den Tod, nicht das was nach ihm kommt. Die Religion ist gar kein Element ihres Geisteslebens. Man kann sie an den Handhaben der Religion durchaus nicht fassen. Von einem Theil der Bildungswelt kann man sagen, daß er ein gewisses religiöses Interesse hat. Gehört es doch schon zur Bildung, über Religion etwas mitreden zu können. Allein die Religion ist ihm etwas durch und durch Persönliches, das sie sich nach ihrer Eigenthümlichkeit zurechtlegen. Sobald von einem geoffenbarten Gotteswort, von einem festen Glauben, von einem Bekenntniß, von einer christlichen Hausordnung, von einer geordneten Zugehörigkeit zur Kirche die Rede ist, da fangen sie an zu protestiren und sagen dann, daß in diesem Protest das eigentliche Wesen des Protestantismus liege. Wenn das Christenthum nichts Anderes ist als eine allgemeine Religiosität, kraft welcher man glauben kann, was man für glaubwürdig und theuer, was man für gut hält, dann haben die Apostel, die Gemeinden aller Orten und Völker, die Glaubenszeugen aller Zeiten und Richtungen nicht gewußt, was Christenthum ist. Denn sie lebten

und starben der Ueberzeugung, daß das Christenthum ein geoffenbartes Wort, eine Kraft Gottes selig zu machen, eine Gemeinschaft, welche der heilige Geist leitet.

Ist dieß wahr, dann haben wir allerdings Grund zu ernsten Klagen. Was soll aus der Kirche Christi werden, wenn ganze Massen Gott und Geist leugnen, ganze Massen gegen Religion völlig gleichgültig sind, ganze Massen ihr persönliches Maß zum Richtmaß der Offenbarung aufwerfen?

Untergehen wird das Christenthum nicht. Noch ist ein großes Volk übrig geblieben, welches seine Kniee nicht vor den Götzen des Tages gebeugt hat. Ich bin überzeugt, daß auch in dieser Versammlung hier eine nicht kleine Zahl wahrer Christen gegenwärtig ist. Da wird mir aber Jeder derselben bezeugen, daß das, was des Christenthums eigentlicher Kern ist, die geheimnißvolle Verbindung der Seele mit Gott durch Christum, der Bildungsmasse unserer Zeit verborgen ist. Sie mögen keine Sündenerkenntniß, sie mögen keinen Glauben, sie mögen kein Leben in der Gnade, sie mögen kein Trachten nach oben. Kommt man auf diesen Punkt, so machen sie es wie der Statthalter Felix, als Paulus anfing, von der Gerechtigkeit, von der Keuschheit und dem künftigen Gericht zu reden. Er erschrack und sprach: Gehe hin auf dieß Mal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich rufen lassen (Apg. 24, 25.). Aber wir dürfen uns nicht abhalten lassen, Christum zur Zeit und zur Unzeit zu bekennen. Wir müssen ihn bekennen. Wodurch sind denn wir zum Glauben gekommen? Man hat uns im Vaterhause, in der Schule, in der Kirche, in Büchern, im Umgange Christum bezeugt. Die also, welchen daran liegt, daß Christus in die Herzen komme, die müssen wünschen, daß allenthalben den Menschen das Zeugniß von Christo entgegentrete. So war es bisher, als man Taufe, Konfirmation und Trauung den Menschen zur Pflicht machte. Es geht aber jetzt das Streben durch die Menschheit, das Christenthum von Familie, Schule, Staat, Bildung u. s. w. abzulösen, um es auf einen engen Raum einzuschränken. Auch in diesem engen Raum wird das Christenthum fortbestehen. Es kann nicht untergehen. Es wird sich Bahn brechen. Aber die sichere Folge dieses s. g. Kulturkampfes ist, daß ein dem Christenthum, ja aller Religion entfremdetes Geschlecht entsteht, welches nichts Höheres

kennt, als die fortschreitende Weltbildung. Daß Weltbildung aber ein Volk nicht gegen den Untergang schützt, das hat, wie wir oben sahen, die Weltgeschichte bewiesen. Gerechtigkeit ist das Fundament aller Staaten. Alle Gerechtigkeit aber ruht auf dem Glauben. Erschüttert man den, so erschüttert man auch die Grundveste der Staaten.

Nicht anders als klagen kann der Christ über die zunehmende Macht der Sünde, die zunehmende Macht des Unglaubens. Aber wir verzagen nicht. Noch sitzt Gott im Himmel, noch leitet Christus seine Kirche, noch waltet der heilige Geist. Was nach der Menschen Urtheil zum Tode geht, das führt doch Gottes Kraft zum Leben. Der Prophet Ezechiel ward von Gott in ein Thal geführt, das voller Todtengebeine war. Und Gott fragte ihn: Menschenkind, werden diese Gebeine leben? Der Prophet aber sprach: Du weißt es. Gott aber sprach: Weissage über diese Gebeine. Und siehe, das Gebein kam zum Gebein, Sehnen entstanden, Fleisch wuchs. Noch aber fehlte der Geist. Und nun rief der Prophet auf Gottes Geheiß den Geist, daß er komme von den vier Winden. Und der Geist kam, und die Gebeine der Erschlagenen wurden lebendig. So wird auch der Geist Gottes das erstorbene Leben der Kirche erneuen zu neuem Leben. Wir aber wollen gerade in der Zeit, wo der Unglaube eine so ungeheure Macht ist, treu bleiben unserem Glauben, damit der Herr einst, wenn seine Stimme durch die Gräber schallt, uns auferwecke zum ewigen Leben. Amen.

Das Wort Gottes nach seiner Kraft und nach seiner Wirkung.

Predigt am Sonntag Sexagesimä 1873 über Lukas 8, 4—15.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit Euch Allen. Amen.

In mancherlei Weise ist uns das Eine Evangelium gepredigt worden. Nachdem das zuerst verfolgte Christenthum sich mit der alten Welt verbunden hatte, traten Prediger auf, in den Schulen der alten Redner gebildet, zu denen Alles strömte, um sich an der Fülle ihrer Gedanken, an ihren glänzenden Bildern, an ihren schönen Worten zu erfreuen. Nicht selten legten im griechischen Morgenlande die Zuhörer ihren Beifall stürmisch an den Tag. Nicht mit so viel Geschmack, aber mit desto mehr Gelehrsamkeit hat man im 17. Jahrhundert gepredigt. Man formte die Predigt nach allen Regeln der Denklehre, führte aus allen möglichen Schriftstellern alter und neuer Zeit Stellen an, flocht interessante Züge und Erzählungen ein und brachte von Gelehrsamkeit an, was nur irgend zulässig schien. Als man im vorigen Jahrhundert bestrebt war, das Christenthum auf die allgemeine Religion zurückzuführen, da glaubte man auch auf die Predigt die Kunst anwenden zu müssen, in der man allgemein menschliche Wahrheiten darzustellen pflegt. Man sprach bald im Tone der Abhandlung, bald in der Sprache der Dichtkunst. Aber auf dem Boden des Menschlichen ist ein rastloser Fortschritt, nach welchem, was einem Zeitalter als das Höchste erscheint, einem anderen ungenießbar ist. Welche Predigten aber werden

noch immer gelesen? Man liest noch immer die Predigten Luther's, welche, von allem Streben nach Geist, Kunst, Beredtsamkeit frei, für Gelehrte und Ungelehrte klar, sachlich, anschaulich das Schriftwort auslegen. Man findet noch in den Händen vieler Frommen des Volkes die Predigten der Lebenszeugen des 17. Jahrhunderts, eines Arndt, Herberger, Heinrich Müller, Scriver, welche genau wie die herrlichen Kirchenlieder aus dieser Zeit einfach und herzlich, aber mit der Weihe der Erfahrung bezeugen, was das Wort Gottes in schwerer Zeit sie gelehrt hatte. In unserer Zeit, die nicht arm ist an tüchtigen Predigern, hat keines Predigers Wort solchen Eingang in die Herzen gefunden, als das eines Mannes, man kann sagen eines Jünglings, der nach schweren Körperleiden schon im 30. Jahre starb, ich meine Ludwig Hofacker's, der ohne alle Kunst, schlecht und recht, aber aus dem Leben und für das Leben das lautere Evangelium verkündete. Solche Prediger also wirken am tiefsten und am dauerndsten, welche das Evangelium predigen, nicht, wie Paulus sagt, in beredten Worten menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft. So haben die Apostel gepredigt. Die aber haben gepredigt, wie Jesus Christus gepredigt hat. Jesus Christus aber hat gepredigt gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Er hat nicht mit Kunst, nicht mit Gelehrsamkeit, sondern aus dem Geiste gesprochen, wie es das Volk, für das er predigte, bedurfte: einfach, anschaulich, sprüchwörtlich, in Gleichnissen.

Ein Gleichniß ist es, welches der für den heutigen Sonntag, als den Sonntag Sexagesimä, verordnete Text unserer Betrachtung bietet: das Gleichniß vom Säemann, aufgezeichnet

Luk. 8, 4—15.

Da nun viel Volks bei einander war, und aus den Städten zu ihm eileten, sprach er durch ein Gleichniß: Es ging ein Säemann aus, zu säen seinen Samen; und indem er säete, fiel etliches an den Weg, und ward vertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf den Fels; und da es aufging, verdorrete es, darum, daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf, und erstickten es. Und etliches fiel auf ein gutes Land; und es ging auf, und trug hundertfältige Frucht. Da er das sagte, rief er: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Es fragten ihn aber seine Jünger, und sprachen, was dieses Gleichniß wäre. Er aber sprach:

Euch ist es gegeben, zu wissen das Geheimniß des Reiches Gottes; den andern aber in Gleichnissen, daß sie es nicht sehen, ob sie es schon sehen, und nicht verstehen, ob sie es schon hören. Das ist aber das Gleichniß: Der Same ist das Wort Gottes. Die aber an dem Wege sind, das sind, die es hören; darnach kommt der Teufel, und nimmt das Wort von ihrem Herzen, auf daß sie nicht glauben und selig werden. Die aber auf dem Fels, sind die, wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit Freuden an; und sie haben nicht Wurzel; eine Zeit lang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung fallen sie ab. Das aber unter die Dornen fiel, sind die, so es hören, und gehen hin unter den Sorgen, Reichthum und Wollust dieses Lebens, und ersticken, und bringen keine Frucht. Das aber auf dem guten Lande, sind die das Wort hören und behalten in einem feinen und guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld.

In der Auslegung und Anwendung dieses Gleichnisses können wir nicht irren. Der Herr, der dieses Gleichniß uns gegeben hat, hat es auch gedeutet. Der Same ist das Wort. Wie der Same als Same die Kraft in sich trägt, Früchte hervorzubringen, so ist auch das Wort Gottes eine Kraft, selig zu machen Alle die daran glauben. Wie aber die Frucht nicht allein abhängt vom Samen, sondern auch von dem Boden, auf den er fällt, so hängt auch die Wirkung des Wortes Gottes ab von der Aufnahme, die es in unserem Herzen findet. Und so laßt uns heute nach Anleitung unseres Textes

das Wort Gottes erstlich nach seiner Kraft und zweitens nach seiner Wirkung

betrachten.

1.

Zuerst also betrachten wir das Wort Gottes nach seiner Kraft.

Warum Jesus Christus in Gleichnissen predigt, das ist uns Allen bekannt. Er wollte dem Volke in Gleichnissen die Geheimnisse des Reiches Gottes veranschaulichen. Das Volk denkt nicht in allgemeinen Begriffen, sondern in Bildern und Anschauungen. Und nicht bloß dem Volke, sondern auch dem Unterrichteten ist es ein Bedürfniß, sich Gedanken in Gleichnissen zu versinnbildlichen. Wie aus dem Vater der Sohn erzeugt werden konnte, das hat man sich an der Sonne veranschaulicht, die nicht ist ohne den Strahl, der von ihr ausgeht. Wie in der Sonne der Sonnenkörper, der Strahl und die Wärme sich unterscheiden,

besteht auch in dem Einen Gott der Unterschied von Vater, Sohn und Geist. Wie der heilige Geist in Maria einziehen konnte, das haben die altdeutschen Prediger an dem Sonnenstrahl erläutert, der in ein Fensterglas eindringt. Sie freuten sich des wunderbaren Gedankens, daß der, welcher im Himmel einen Vater hat ohne Mutter, auf Erden eine Mutter hat ohne Vater. Kaum hat es wohl einen Deutschen gegeben, der es so verstand, in Bildern und Gleichnissen zu reden, wie Luther. Man focht seine Lehre an, daß Christi Leib im heiligen Abendmahl an so vielen Orten der Erde zugleich ausgespendet werden könne. Das aber, sagt er, ist nicht wunderbarer, als daß ein und dasselbe Wort in einem Augenblicke in tausend Ohren zugleich fällt; daß in allen Scheiben eines zerbrochenen Spiegels dasselbe Bild wiederstrahlt.

Nun sagt man ja freilich, daß jeder Vergleich etwas Hinkendes hat. Solche Gleichnisse, in denen das Gleiche nur äußerlich und scheinbar ist, haben keine Ueberzeugungskraft. Schlagend sind nur solche Gleichnisse, in welchen Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens Gedanken ausdrücken, die im Reiche des Geistes ihre Wahrheit finden. Jesus Christus nennt sich den rechten, den wahren Weinstock. Damit will er sagen, daß das Verhältniß des Weinstocks zu den Reben seine Erfüllung findet in dem Verhältnisse des Hauptes zu seinen Gliedern. Für Jesum Christum ist die ganze Natur mit ihren Bergen und Quellen, ihren Strömen und Seen, ihren Bäumen und Saaten, ihren Lämmern und Wölfen, das ganze Menschenleben mit seinen Familien, seinen Ständen, seinen Lebensverhältnissen, seinen Staaten ein großes Gleichniß des Reiches Gottes geworden.

Vom Säemann und vom Samen spricht Jesus in unserer Stelle. Er führt uns also in die Welt der Pflanzen. Als die Erde geschaffen war, da war weder Kraut noch Gras da, weil es noch nicht geregnet hatte und kein Mensch da war es zu bebauen. Aber als ein Regen gefallen und der Mensch geschaffen war, da pflanzte Gott einen Garten in Eden d. h. im Lande der Wonne. Ein Garten voll lieblicher Bäume war das Paradies. Dieser Garten ist freilich nicht mehr. Die Sünde hat ihn zerstört. Aber die Pflanzenwelt ist nicht ausgestorben. Und nicht bloß uns zur Lust ist sie geschaffen, sondern auch zur

Nahrung, zur Kleidung, zur Wohnung und zu vielen anderen Bedürfnissen des Lebens. Auf den Segen, den Gott in die Pflanzenwelt gelegt hat, weisen die Psalmen so oft hin. Du feuchtest die Berge von oben und machest das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz der Menschen, daß du Brot aus der Erde bringest und daß der Wein erfreue des Menschen Herz und das Brot des Menschen Herz stärke; daß die Bäume des Herrn voller Saftes stehen, die Cedern Libanon's, die er gepflanzet hat (Ps. 104, 13—16.). Aber nicht bloß die Gnade Gottes tritt uns in der Pflanze entgegen, sondern auch der Fluch des Todes. Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras: er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr (Ps. 103 15. 16.). Wir harren jetzt des Frühlings. Hoffentlich wird er eine schöne und fruchtbare Pflanzenwelt erzeugen. Aber die Erde, die diese Pflanzenwelt erzeugt hat, wird sie auch wieder begraben. Die einzelne Rose verwelkt gar bald. Aber das Geschlecht der Rosen stirbt nicht aus. Es ist in dieser Vergänglichkeit etwas Dauerndes. Und was dauert, ist ein Abbild des Ewigen. Wie kommt es aber, daß die einzelne Blume stirbt, das Geschlecht der Blume aber bleibt? Das liegt im Samen, den Gott in die Pflanze gelegt hat. Es heißt in der Schöpfungsgeschichte: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame (1 Mos. 1, 11.). Wenn die einzelne Blume verwelkt, hinterläßt sie einen Samen, der neue Blumen erzeugt, in denen sie fortlebt. Das ist, wenn man so sagen darf, ihre Unsterblichkeit. Wenn wir im Frühling und Sommer ein Aehrenfeld sehen, liegt in den Getreidekörnern schon der Keim einer künftigen Ernte. In einem altlateinischen Kirchenlied heißt es, daß wenn die Samenkörner zu Halmen und Aehren werden, dieß nur eine fruchtbare Erinnerung sei der alten Aehren, aus denen sie entsprossen. Das sehen wir so oft und halten es für ganz natürlich und bedenken so wenig, was das für ein Wunder ist, daß in solch' einem unscheinbaren Körnlein solche Lebenskraft liegt. Körnlein, die nachweislich Jahrhunderte verborgen lagen, haben ausgesäet noch die Kraft gehabt, Früchte zu erzeugen. Diese Wunderkraft aber des Samens ist ein Bild der Gotteskraft des Wortes Gottes.

Was ist das Wort? Das Wort, welches ich jetzt spreche, ist ein verkörperter Gedanke. Das Wort ist der Ausdruck, die Offenbarung des Geistes. Der unendliche Geist ist Gott. Wie nun des Menschen Geist sich offenbart im Wort, so offenbart sich auch der unendliche Geist in einem Wort. Und dieß Wort ist der Sohn. Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Der Sohn ist die Selbstoffenbarung, das Ebenbild, der Abglanz Gottes. Das Wort ward Fleisch und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes voller Gnade und Wahrheit. Das Wort aber ward Fleisch, um uns das Heil zu bringen. Nicht um uns den Vater zu zeigen, nicht um uns die Geheimnisse des Himmels zu offenbaren, sondern um die Gefangenen der Sünde zu erlösen, ist der Sohn Mensch geworden. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Das war ein schwerer Weg, der Weg von der Gottesgestalt im Himmel zur Knechtsgestalt auf Erden, von der Knechtsgestalt aber bis zum Tod, ja zum Tode am Kreuz. Sein Einzug in Jerusalem, den armes Volk mit Palmen und Hosiannarufen feierte, war ein Todesgang. Sein Weg aber vom Grabe bis zur Rechten Gottes, das war ein Triumphzug, von dem es heißt: Darum hat ihn Gott auch erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß im Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind. Wie ein Feldherr, nachdem er den Feind besiegt hatte, im Triumph einzog, der Schmuck aber seines Zuges die Gefangenen und die Beute waren, so sagt auch der Apostel von Jesu: Er ist aufgefahren in die Höhe und hat das Gefängniß gefangen geführt. Das Gefängniß ist Satan und sein Reich. Aber nicht bloß um den Fürsten dieser Welt zu überwinden ist Christus erschienen, sondern vor Allem, um ihm die Menschheit, die in seine Sklaverei gekommen war, zu entreißen. Das heißt eben erlösen: die Menschen aus der Sklaverei des Satans loskaufen. Als Jesus am Kreuze sprach: Es ist vollbracht, da war nur sein Erlösungswerk vollbracht. Aber dieß Erlösungswerk war vergeblich, wenn es nicht zur Erlösung Vieler gedieh. Der glänzendste Sieg ist vergeblich, wenn

er nicht benutzt wird. So war auch Christi Sieg über den Fürsten dieser Welt umsonst, wenn er nicht Vielen zur Erlösung ward. Und darum hat der Herr, nachdem er das Erlösungswerk vollbracht hat, nun das Amt, das Heil der Menschheit zuzueignen. Das aber geschieht durch das Wort.

Jesus Christus, das Wort, bietet sich selbst der Menschheit durch das Wort. Das Wort ist das Zeugniß des heiligen Geistes von Christo. Der Mensch hat eine Neigung, den Gedanken seines Lebens, es sei in empfängliche Seelen, es sei in Bücher, es sei in ein Testament, es sei in einen Leichenstein niederzulegen. Wir wissen Alle, daß diese Selbstzeugnisse nicht weit reichen, nicht lange dauern, selten tief in die Herzen gehen. Im besten Fall entsteht denen, die solche Selbstzeugnisse aufnehmen, ein treues Bild des Lebens, dem sie entsprungen sind. Das Selbstzeugniß, welches Jesus Christus uns hinterlassen hat, ist sein Wort. Wer dieß Wort im Glauben aufnimmt, empfängt nicht bloß ein treues Bild von Christo, sondern Christum selbst. Wie die Pflanze die Summe ihres Daseins in den Samen niederlegt, der sie fortpflanzt, so hat Jesus die Summe seines Lebens, Lehrens, Leidens in das Wort niedergelegt, welches in gläubige Gemüther ihn selbst pflanzt. Und so lasset uns die Ermahnung des Jakobus beherzigen: Nehmet das Wort an mit Sanftmuth, das in euch gepflanzet ist, welches kann eure Seelen selig machen. Das ist die Gotteskraft des Wortes. Ist es ein Wunder, daß ein so unscheinbares Körnlein die Kraft hat, eine Pflanze aus sich zu erzeugen, um wie viel größer ist das Wunder, daß das Wort vom Kreuze, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, die Kraft hat, eine neue Menschheit zu erzeugen? Aber der Erfolg solcher Kraft hängt von dem Boden ab, in den er fällt. Das aber ist das Zweite.

2.

Wir betrachten zweitens die **Wirkung des Wortes**.

Ein Anderes ist die Kraft, ein Anderes die Wirkung. Das Samenkorn hat die Kraft, ein Leben zu erzeugen. Aber die Wirkung dieser Kraft hängt von dem Boden ab, in welchen es gelegt wird. Soll das Samenkorn viele Früchte tragen, so muß

der Boden fruchtbar sein. Fruchtbaren Boden zu beschaffen, das ist ja die Hauptkunst der Landwirthschaft. Aber selbst wenn der Boden fruchtbar ist, müssen noch Sonnenschein, Thau und Regen hinzukommen. Und wenn Himmel und Erde der Saat günstig gewesen sind, kann ein Wetter Alles zerstören. Jesus Christus aber spricht in diesem Gleichnisse nur vom Boden. Was der Boden bedeutet, kann nicht zweifelhaft sein: er ist des Menschen Herz. Wie die Fruchtbarkeit des Samens von der Güte des Bodens abhängt, so die Fruchtbarkeit des Wortes von der Art und Weise, wie wir es in unser Herz aufnehmen. Das haben sich nun Menschen so gedacht. Die Menschen sind, ehe sie das Wort hören, verschieden geartet. Die Einen sind zum Genusse, die Andern zur Tugend geneigt; die Einen sind Sünder, die Andern Gerechte; die Einen haben einen Zug zu Gott, die Andern neigen zum Unglauben. Je nachdem nun die natürlichen Herzen geartet sind, nehmen sie auch das Wort in Christo auf. Nun wird man ja gewiß sagen müssen, daß das Heil in Christo an das menschlich Gute im Menschen anknüpft. Aber selbst auf dem natürlichen Boden der Menschheit gilt das bekannte Wort: Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen, dann ist das Bessere Trug und Wahn. Auf dem Boden des Reiches Gottes aber ist es eine bekannte Erfahrung, daß vielen Menschen das Gute, das sie haben, ein Hinderniß ist zum Besseren, zum Besten, zu Christo zu kommen. Ich brauche nur auf die Thatsache hinzuweisen, daß die besten Kaiser, ein Trajan, Mark Aurel, Decius, Diocletian, Julian die größten Gegner des Christenthums gewesen sind. Während die Sünder zu Christo kamen, verschmähten ihn die Schriftgelehrten und Pharisäer. Die Verschiedenheit des Bodens bedeutet in diesem Gleichnisse die verschiedene Art und Weise, das Wort in sich aufzunehmen. Wenn das Wort in unsere Herzen fällt, macht es einen Eindruck auf uns. Den aber macht die Kraft des Geistes Gottes, der in ihm liegt, wie in dem Samenkorn eine Lebenskraft liegt. Erst kraft dieses Eindruckes ist der Mensch im Stande, sich entweder für oder gegen dasselbe zu entscheiden. Diese Kraft, den Menschen zur Entscheidung zu drängen, hat das Wort Gottes. Es ist ein Geruch des Lebens zum Leben und des Todes zum Tode. Es ist ein zweischneidiges Schwert. In der Apostelgeschichte heißt es

nach der ersten Rede, die Petrus hielt: Die nun sein Wort gerne annahmen, ließen sich taufen (2, 41.), dagegen von der Rede des Stephanus: Da sie Solches hörten ging es ihnen durch's Herz und bissen die Zähne zusammen über ihn (7, 54.). Entscheidet sich nun der Mensch kraft seiner durch das Wort erweckten Freiheit für das Wort, so hängt das eben von seiner Freiheit ab, wie weit er das thut. Und da unterscheidet denn der Herr in unserem Gleichnisse vier Arten. Die lasset uns nun näher betrachten.

Etliches fiel an den Weg und ward vertreten und die Vögel des Himmels fraßen es auf. Jedermann weiß, daß dem Ausstreuen des Samens das Pflügen der Erde vorausgehen muß. Man reißt die Erde mit dem Pflug auf, damit der Same in das Innere dringe und mit der weichen Erde sich fruchtbar verbindet. Fällt der Same auf hartgetretenen Boden, so tritt er mit der Erde nicht in Verbindung und wird entweder von den Vögeln des Himmels gefressen oder verweht, oder er wird vertreten. Was nun das bedeutet, sagt der Herr selbst. Die an dem Wege sind, sind die es hören. Darnach kommt der Teufel und nimmt es von ihrem Herzen, daß sie nicht glauben und selig werden. Es giebt viele Menschen, die das Wort nur in ihre Ohren, in ihr Gedächtniß, höchstens in ihre Erkenntniß und in ihr Bekenntniß aufnehmen, in das Innere des Herzens es aber nicht kommen lassen. Sie stehen so äußerlich zum Wort, wie der hartgetretene Weg zum Samenkorn. Ihr Herz ist ein Weg, über den Alles geht was das Leben bringt. Sie leben von Tag zu Tag von dem, was eben der Tag abwirft. Sie haben nur Interesse für das, was das laufende Leben Neues bringt. Was die öffentliche Meinung sagt, das ist auch ihre Meinung. Da nun das Christenthum in jeder Stadt Glocken und Kirchen hat, und bei Geburt, Trauung und Tod nicht zu umgehen ist, so bleiben sie mit demselben in einer gewissen höflichen Verbindung. Aber in's Herz darf es nicht dringen. Und so kommen sie nicht zum Glauben und nicht zum Heile. Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß die Zahl solcher Menschen Legion ist. Es sind die Menschen des Tages. Ihnen wäre nur zu helfen, wenn der Boden ihres Herzens etwas aufgelockert würde. Und da kommt denn der barmherzige Gott und zieht die Pflug-

schar der Leiden über sie, daß sie ihr Herz weich und empfänglich mache. Denn anders als mit einem gebrochenen Herzen kommt man nicht zum Christenthum. Und so sind denn auch im Großen und Ganzen die Zeiten, wo Gott über die Völker die Pflugschar der Heimsuchung zieht, die günstige Saatzeit des Christenthums.

Etliches fiel auf einen Felsen; und da es aufging, verdorrete es, darum daß es nicht Saft hatte. Nicht ohne Pflanzenwuchs sind die Berge der Erde. Sie tragen grüne Matten, schöne Blumen, Weinstöcke, Bäume aller Art. Aber für das Getreide haben sie nicht Boden genug. Und so ist auch in der Ebene felsiger Boden dem Getreidesamen nicht günstig. Er schießt zwar schnell auf, aber er bringt es nicht zur Frucht. Das ist ein rechtes Bild unserer Zeit. Unsere Zeit hat eine außerordentliche Regsamkeit und Empfänglichkeit für alle möglichen Interessen. Aber sie hat nicht Tiefe, nicht Ausdauer, nicht Hingabe genug, um die Anregungen, die das äußere Leben bringt, recht in sich zu verarbeiten. Man ist von Allem schnell hingerissen, schwärmt dafür, spricht sich aus, spricht sich leer und vergißt es wieder. Der Begeisterung, die man heute gehabt hat, schämt man sich morgen. Und da der Mensch ungern die Schuld in sich, gern aber außer sich sucht, so giebt man bald, was man noch vor Kurzem in den Himmel gehoben hat, dem Spotte preis. Diese Erregbarkeit ist auch die Gefahr Vieler auf der Universität. Gerade solche Studirende, welche reich und vielseitig angelegt sind, geben sich leicht einer schillernden Allseitigkeit hin, deren Folge oft Oberflächlichkeit und das Ende oft ein verfehltes Leben ist. Das Wort des Herrn, daß wer im Kleinen treu ist, auch über Großes gesetzt werden kann, gilt auch in der Wissenschaft. Unser Dichter spricht dieß aus: Wer etwas Tüchtiges leisten will, der sammle still und unerschlafft in kleinsten Punkt die höchste Kraft, und fügt hinzu: Der Kern allein im schmalen Raum enthält des Waldes Stolz, den Baum. Was nun im Allgemeinen von unserer Zeit gilt, das gilt insonderheit von den Christen in derselben. Die Folge jener naschhaften Empfänglichkeit für Geistesgenüsse aller Art ist ein zerfahrenes, genußsüchtiges Wesen, welches, da doch das Leben nicht immer Genüsse bringt, vielfach zu Weltschmerz und Weltekel führt. In der

römischen Kirche endet ein solches Weltleben häufig mit dem Kloster. In der protestantischen Kirche aber sind auf diesem Wege Viele zur Frage nach dem Evangelium gekommen. Aber dieser genußsüchtige Sinn, den sie im Weltleben gehabt haben, begleitet sie auch zum Christenthum. Sie suchen auch im Christenthum schöne Gefühle, geistreiche Anregungen, Kunstgenüsse, interessante Lektüre: kurz Geistesgenuß. Unter solchem Sonnenschein schießt der Halm ihres Christenthums schnell in die Höhe. Aber zur Frucht eines Glaubens, in dem der Sieg ist, kommt es nicht. Wenn Christus nicht im Sonnenschein, sondern im Wetter und Sturm kommt, fallen sie ab. Es gilt von ihnen das schreckliche Wort: Gewogen, gewogen und zu leicht erfunden. Sie haben auf Sand gebaut. Und darum zerbricht ihr Haus, wenn die Stürme wehen. Darum lasset uns das Christenthum ergreifen nicht wie eine Sache geistigen Genusses, sondern schweren Ernstes, indem wir mit Furcht und Zittern unsere Seligkeit schaffen.

Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen gingen mit auf und erstickten es. Was die Dornen sind, sagt uns der Herr. Es sind die Sorgen, Güter, Wollüste dieser Welt. Gott hat das menschliche Herz so angelegt, daß es nach dem Höchsten strebt, in ihm sein wahres Leben zu finden. Das soll Gott sein. Findet das Herz nicht in Gott sein Höchstes, so behält es doch damit dieß Streben nach einem höchsten Gute. Es findet aber dasselbe in der geschaffenen Welt. Es macht die Kreatur zu Gott. Darin besteht ja alle Leidenschaft, daß der Mensch in krankhafter Anspannung aller seiner Lebenskräfte nur irdische Güter begehrt. Gott aber und der Welt zugleich kann der Mensch nicht dienen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Sowenig wie der Acker Weizen und Dornen zugleich tragen kann, sowenig wie ein Magnet zugleich nach Norden und zugleich nach Süden gezogen sein kann, sowenig kann der Mensch zugleich in Gott und zugleich in der Welt sein Höchstes finden. Die also Gott und Welt in sich vereinigen wollen, die verlieren Gott und finden doch nicht, was sie in der Welt suchen.

Etliches aber fiel auf ein gutes Land, und es ging auf und trug hundertfältige Frucht. Das aber sind die das Wort hören und behalten in einem feinen guten Herzen und bringen Frucht in Geduld.

Gott richtet heute an dich die Frage, ob dein Herz ein guter Boden ist. Die Antwort liegt in unserem Texte. Dein Herz ist ein guter Boden, wenn es nicht ein hartgetretener Weg ist, dem das Christenthum nur eine Sache des äußeren Hörens, Bekennens, Wissens ist, nicht Herzenssache. Dein Herz ist ein guter Boden, wenn das Christenthum nicht Sache vorübergehender Begeisterung ist, sondern feste und tiefgehende Wurzeln in deiner ganzen Natur hat. Dein Herz ist ein guter Boden, wenn das Christenthum in dir nicht mit den Dornen dieser Welt verwachsen ist, sondern dir das Eine ist was noth. Dein Herz ist ein guter Boden, wenn durch das Wort Jesus Christus selbst in dich gepflanzet ist. Wie das Samenkorn die Pflanze erneuert, so sollen durch das Wort Alle in den Glauben, in das Bild Jesu Christi erneuert werden. Und wie das Samenkorn sterben muß, damit es viel Frucht bringe, so wird auch aus dem verwesenden Samenkorn unseres alten Menschen ein neuer Mensch erstehen, der ewiglich lebt. Amen.

Jesus der gute Hirte.

Predigt am Sonntag Invocavit, 18. Febr. 1877, über Joh. 10, 12—16.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit Euch Allen. Amen.

Durch das ganze Christenthum geht das Gesetz, daß nur das Leben das Leben erkennt. Wie soll der, welcher keine Liebe hat, Den erkennen, der die Liebe ist? Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht, denn Gott ist die Liebe (1 Joh. 4, 8.). Wer den Vater, den ihm Gott gegeben hat, es mag nun der leibliche oder geistliche Vater sein, nicht liebt, der kennt auch nicht Den, der der rechte Vater ist über Alles was Kinder heißt. Das ist die hohe Bedeutung der Ehe, daß der Mensch in der innigsten und treuesten Hingabe an Einen Menschen, Mann oder Weib, Innigkeit und Treue lernt in der Liebe zu seinen Brüdern. Viele kommen an diese Universität, von nah und fern, die einst Lehrer werden wollen. Wer aber keiner Hingabe fähig ist an Lehrer, die er für Lehrer der Wahrheit halten muß, der darf auch nicht Schüler zu finden hoffen, die für ihn Pietät haben. Recht Hören ist der Weg zum Lehren. Viele wißbegierige Seelen, die in einem Lehrer das Höchste suchten was ein Lehrer uns sein kann, haben Den gefunden, der sagen konnte: Einer ist euer Meister, Christus. Christus aber lehrt nicht unmittelbar, sondern durch Lehrer die er geordnet hat. Sie sind Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnet durch sie. Unter den Gemeinden des apostolischen Zeitalters erscheinen die Philipper ganz besonders im Evangelium gefördert. Wir haben den Grund wesentlich in der großen persönlichen Hingabe zu finden, die sie ihrem Apostel

Paulus erwiesen. Es ist Gottes Wille, daß die Gemeinden ihren Seelenhirten mit aller Liebe entgegenkommen, wenn sie eben treue Hirten sind an Christi Statt, des Erzhirten unserer Seele. Christus ist der Hirte aller Seelenhirten. Von ihm aber als dem Hirten handelt das heutige Evangelium, als des Sonntags Invocavit, aufgezeichnet

Joh. 10, 12—16.

Ich bin ein guter Hirte. Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Ein Miethling aber, der nicht Hirte ist, deß die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen, und verläßt die Schafe, und fliehet; und der Wolf erhaschet und zerstreuet die Schafe. Der Miethling aber fliehet; denn er ist ein Miethling, und achtet der Schafe nicht. Ich bin ein guter Hirte, und erkenne die Meinen, und bin bekannt den Meinen; wie mich mein Vater kennet, und ich kenne den Vater. Und ich lasse mein Leben für die Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle. Und dieselbigen muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird Eine Heerde und Ein Hirte werden.

Der Grundgedanke des vorgelesenen Textes

Jesus der gute Hirte

sei auch der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung.

Der gute Hirte ist Jesus **erstlich**, weil er göttlichen Beruf hatte; **zweitens**, weil er sein Leben für seine Heerde gelassen hat; **drittens**, weil er seine Heerde zum ewigen Leben weidet.

1.

Jesus ist ein guter Hirte, **erstlich weil er göttlichen Beruf hatte**.

Keinen Beruf zu haben oder seinen Beruf verfehlt zu haben, das ist ein schweres Loos. In den unteren Stellungen der menschlichen Gesellschaft, wo an der Arbeit das Brot hängt, wird dieser Irrthum mit Hunger und Kummer bezahlt. Wo das tägliche Brot gedeckt ist, da ist das Bewußtsein, nicht leisten zu können was man eigentlich erwartet, keinen Erfolg zu haben, keine Zukunft, eine schwere Last. In den höchsten Lebensstellungen, die nur der behaupten kann, welcher Ungewöhnliches leistet, giebt bloß das Bewußtsein seinem Berufe zu folgen Freudigkeit, es mit all' den Anfechtungen und Anfeindungen aufzunehmen, die mit solchen Stellungen nun einmal verbunden sind.

Wer aber ohne Beruf in einer solchen Stellung steht, kann sich und Anderen namenloses Elend bereiten. Seit der Hinrichtung Ludwig XVI hat Frankreich noch kein festes Regiment gefunden. Der unglückliche König stürzte sich und seinen Thron, weil er in dieser außerordentlichen Zeit seinem königlichen Berufe nicht gewachsen war. Es ist das einstimmige Urtheil aller wahren Protestanten, daß Gott Luther zum Reformator berufen hatte. Aber angesichts der Stürme, die seine Sache hervorrief, fand er nur in der Ueberzeugung Muth und Freudigkeit, daß er treibe, was er als ein berufener Lehrer treiben sollte, das Wort Gottes. Und so war das letzte Wort, das er auf dieser Welt sagte, ein deutliches Ja, in dem er sich zu seiner Sache bekannte. Heute ist sein Todestag. Ein solcher außerordentlicher Beruf, wie ihn Luther hatte, der Prophet der Deutschen, giebt uns einen Begriff von dem außerordentlichen Berufe, den die Propheten alten Bundes hatten. Ohne äußeren Beruf konnte Niemand im alten Bunde Priester oder König sein. Aber vielen Königen und vielen Priestern fehlte der innere Beruf. Prophet aber konnte nur sein, wen Gott unmittelbar und persönlich berufen hatte. Und das war zu ihrer Stellung durchaus nothwendig. Selbst ein solch' felsenhafter Charakter wie Mose sagte zu Gott, als er auf Sinai ihn berief: Mein Herr, sende welchen du senden willst. Ein Prophet, der schlechten Königen, verweltlichten und werkgerechten Priestern eines gefallenen Volkes das strafende Wort Gottes vorhalten sollte und sich sagen mußte, daß er ja selbst mit der Sünde seines Volkes behaftet sei, wie es Jesaja bei seiner Berufung auch aussprach, der bedurfte der außerordentlichen Gewißheit, von Gott gesendet zu sein, wenn er im Namen Gottes einer feindlichen Welt entgegentreten sollte. Was muß es einer so weichen, gefühlvollen, zur Nachgiebigkeit geneigten Natur wie Jeremia war gewesen sein, immer von Neuem sein Volk strafen zu müssen. Es kamen Zeiten, wo er den Tag seiner Geburt verwünschte. Aber Gott hatte ihn berufen und ihm verheißen, ihn zu einer eisernen Säule und zu einer ehernen Mauer gegen das ganze Land zu machen (Jer. 1, 8.). Was die Propheten aber selbst erfahren hatten, das sahen sie im Messias, den sie weissagten, zur höchsten Erscheinung kommen. Der prophetische Sänger des zweiten Psalms sieht in eine Welt tobender Völker und Fürsten,

die sich gegen den Herrn und seinen Gesalbten erheben: Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile. Der Gesalbte aber hält den tobenden Fürsten und Völkern siegesgewiß das berufende Wort Gottes zu ihm entgegen: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt.

Der Verheißene erschien. Jesus Christus vergleicht sein Reich einer Heerde, sich selbst aber zuerst der Thüre des Stalles und dann dem Hirten. Er ist zuerst die Thüre. Wie der rechte Weg in den Schafstall durch die Thüre geht, so soll Niemand Christi Heerde weiden, der nicht durch Jesum Christum berufen ist. Innern Beruf zum Hirtenamte in der Gemeinde Christi hat nur wer an Jesum Christum lebendig glaubt und wer Jesum Christum predigt. Alle wahren Diener der Gemeinde sind Pastoren d. h. Hirten, die ihr Amt von Christo, dem Erzhirten, zu Lehen tragen. Christus, die Thüre, ist auch der gute Hirte. Er, der seinen Dienern den wahren Beruf giebt, ist selbst in des Wortes einzigem Sinne berufen. Der eigentliche Hirte Israels war Jehova, der Herr. Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln; er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zu frischen Wassern. Könige und Propheten heißen Hirten, sofern sie im Dienste des himmlischen Hirten stehen. In Jesu Christo, dem Sohne Gottes, war das himmlische Hirtenamt, in Jesu Christo, dem Menschensohn, war das irdische Hirtenamt der Könige und Propheten erfüllt.

Jesus war des Menschen Sohn. Wir haben im Eingang gesehen, daß der Mensch als Mensch angewiesen ist, sich Eltern, Lehrern, Vorgesetzten, Fürsten, Meistern in Kunst und Wissenschaft anzuschließen. Alle diese Spitzen der Menschheit aber streben nach Einer Spitze hin. Und diese ist des Menschen Sohn d. h. die Blüthe, die Krone der Menschheit. Es ist aber der Mensch nicht gemacht, nur um Mensch zu sein, wie das Zeitalter der Humanität meinte. Der Mensch ist geschaffen, seine Wahrheit in Gott zu finden. Du hast uns gemacht für dich, darum ist unser Herz unruhig, bis es ruht in dir. Nicht dadurch erhebt sich der Mensch zu Gott, daß er unendlich nach dem Unendlichen strebt, sondern daß er das Unendliche in seinem Sohne in sich aufnimmt. Wer den Sohn des Menschen in sich aufnimmt, der nimmt in ihm den Sohn Gottes in sich auf, in dem Sohne Gottes

aber Gott selbst. Der Gott und Mensch zugleich ist, das ist der wahre Hirte. Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zu frischen Wassern.

2.

Jesus Christus ist der gute Hirte, weil er zweitens sein Leben für seine Gemeinde gelassen hat.

Wenn man die Art und Weise betrachtet, wie die Menschen ihren Beruf treiben, so kann man drei Klassen unterscheiden. Es giebt Menschen, die ihre Person und ihre persönlichen Interessen ihrem Berufe ganz opfern. Es giebt zweitens Menschen, welche ihren Beruf und den ihnen anvertrauten Lebenskreis ganz ihrer Person und ihren persönlichen Interessen opfern. Was ihnen anvertraut ist, stellen sie in den Dienst der Selbstsucht. Zwischen beiden steht eine dritte Klasse, welche ihren Beruf äußerlich so erfüllen, daß sich rechtlich nichts sagen läßt, in denselben aber nicht ihr Herz legen und ebendeshalb wo ihr Beruf und ihr persönliches Interesse auseinandergehen, der Selbstsucht folgen. Diese drei Klassen von Menschen treten uns in dem Gleichnisse vom Hirten in unserem Texte entgegen. Der gute Hirte ist Jesus Christus, der sein Leben für die Schafe gelassen hat. Der Wolf ist ein Gleichniß des schlechten Hirten, welcher die Heerde verschlingt. Zwischen dem guten und dem schlechten Hirten steht der Miethling, bei dem Amt und Person auseinander fallen und welcher deshalb in der Stunde der Gefahr flieht.

In der römischen Kirche betet man ohne Unterlaß für den obersten Hirten der Kirche, d. h. für den Papst. Es gehört zu dem Unreifen, was sich vielfach an den Protestantismus gedrängt hat, die Macht des Papstes, weil wir den Papst nicht anerkennen, für gering anzuschlagen. Die Kirchengemeinschaft, an deren Spitze er steht, zählt gegen 180 Millionen Seelen. Und dieser Kirchengemeinschaft, die noch einmal so groß ist als die des Protestantismus, ist der Papst der Nachfolger Petri, dessen Urtheil über Glauben und Leben der ihm unterstellten Christen entscheidet. Betrachten wir nun nach dem Richtmaß des Evangeliums die lange Kette von Päpsten, welche die römische Kirche geleitet haben, so finden wir ohne Zweifel unter ihnen treue

Hirten, die für die Gemeinde sich geopfert haben. Die geheimnißvollen Grüfte unter der Erde in Rom umschließen Päpste, welche den Märtyrertod gestorben sind. Und das gilt nicht bloß von den ältesten Päpsten. Der Papst, welcher vor hundert Jahren den Jesuitenorden aufhob, Klemens XIV aus der Familie Ganganelli, war ein tiefbegründeter Christ, aus dessen Briefen sich viele Protestanten erbaut haben. Aber nicht bloß wir Protestanten, sondern die treuesten Anhänger der römischen Kirche können nicht in Abrede stellen, daß es Päpste gegeben hat, die man in die Reihe der schlechtesten Menschen setzen muß. Es waren Wölfe, welche die Güter der ihnen anvertrauten Heerde verschlangen. Ein so treuer Zeuge der mittelalterlichen Kirche wie Dante hat eine Anzahl Päpste in seine Hölle gesetzt. Er spricht unter trüben Ahnungen über Rom's Zukunft von Hirten, welche gleich den Thieren, die sie weiden, wiederkäuen d. h. die Fleischeslüste theilen, die sie strafen sollen. Und auch an Miethlingen hat es nicht gefehlt, welche in der Stunde der Gefahr feig flohen, ja verleugneten.

Nur Einen Hirten hat es gegeben, in dem das Hirtenamt die Person fand, die es suchte. Ich bin der gute Hirte, spricht Jesus. Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Der Miethling aber fliehet, denn er ist ein Miethling und achtet der Schafe nicht.

Zum Berufe eines Soldaten gehört die Bereitwilligkeit, jeden Augenblick, wenn der Kriegsherr ruft, für das Vaterland zu sterben. Und diese Bereitwilligkeit, dem Vaterlande das Leben zu opfern, giebt diesem Stande die höchste Ehre. Nicht klein ist die Zahl von Königen und Helden, die freiwillig für's Vaterland in den Tod gegangen sind. Vieler Weisen gedenkt die Nachwelt, die für die Sache der Wahrheit und Tugend ihr Leben geopfert haben. Wir können aber die, welche sich für das Vaterland, für die Wahrheit, für die Tugend opfern, nicht auf gleiche Linie stellen. Es kommt auf ihre Person, auf die Freiheit ihres Entschlusses, auf das Gut an, wofür sie sich opfern. Jesus Christus, der Sohn Gottes, der Fürst des Lebens, der Gottmensch, war die höchste Persönlichkeit, die sich opfern konnte. Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub Gott gleich sein, sondern nahm Knechtsgestalt an, erniedrigte sich bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Und das that er

aus freiem Entschluß. Ich habe Macht, sagt er im Kapitel unseres Textes, mein Leben zu lassen und habe Macht es wieder zu nehmen (Joh. 10, 18.). Er konnte sich dem Tode, zu dem ihn die Oberen seines Volkes verurtheilten, entziehen. Aber er ging in den Tod, den schmachvollen und schmerzvollen Kreuzestod, um, ein treuer Hirte, die Seelen seiner Weide vom ewigen Tode zu erlösen. Nachdem aber der Hirte für seine Heerde sich geopfert hat, erkennt man das rechte Lamm der Weide Christi an der Freudigkeit, für seinen Hirten in den Tod zu gehen. Und diese Freudigkeit haben Tausende bewiesen. Die ersten Christen nannten sich überaus oft Soldaten, deren Schwert das Wort, deren Parole das Bekenntniß, deren Fahne das Kreuz war: Soldaten, die jeden Augenblick bereit waren, für ihren Kriegsherrn sich zu opfern. Und das thaten sie nicht in fanatischer Aufregung, nicht in stumpfer Lebensverachtung, nicht im dreisten Wagen, nicht im eitlen Trachten nach einem unsterblichen Namen. Ruhig, freudig, selbstlos, bestiegen sie den Scheiterhaufen, gaben sie den wilden Thieren sich preis. O daß er aufwachen wollte, dieser Geist der ersten Zeugen Christi.

3.

Jesus Christus ist der gute Hirte, weil er drittens seine Heerde zum ewigen Leben weidet.

Die Menschen aller Völker und Zungen vergleichen sich im Guten und im Bösen mit der Thierwelt. Es ist als ob Gott die Thierwelt geschaffen habe nicht bloß um dem Menschen zu gehorchen und zu dienen, sondern auch um dem Menschen einen Spiegel seiner sittlichen Zustände vorzuhalten. In unserm Text vergleicht Jesus Christus seine Jünger den Schafen, ihren Feind dem Wolf. In der That gehören die Schafe zu den Thieren, in denen noch etwas geblieben ist aus der sünden- und übelfreien Zeit des Paradieses. Sie haben eine so unschuldsvolle, sanfte Art, leben in so friedlicher Gemeinschaft, vertrauen sich so gern der menschlichen Leitung. Und so sind sie ein schönes Bild der wahren Jünger Christi, welche unschuldsvoll sein sollen wie er, sanft, in friedlicher Gemeinschaft unter einander, ihrem Hirten unterthan.

Unser Hirte ist Jesus Christus. Das aber ist er, sofern

er uns auf die Weide führt. Gott hat die Thiere so geschaffen, daß sie nur leben können, wenn sie Nahrung in sich aufnehmen. Die Schafe bedürfen der grünen Auen, sie bedürfen des frischen Wassers. Den Thieren gleicht der Mensch nach seinem Leibe, welcher nicht leben kann ohne Speise und Trank. Diese Bedürftigkeit des Leibes ist aber ein Abbild der Bedürftigkeit der Seele. Wessen aber bedarf die Seele? Als Martha Jesu Christo in Bethanien Speise bereitete, da sagte Christus zu ihr: Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe, Eines aber ist noth. Das Eine was noth ist, ist die Speise des ewigen Lebens. Diese Speise des ewigen Lebens ist Christus, das Brot, das vom Himmel gekommen ist. Und dieses Himmelsbrot begehrte Maria, als sie sich zu Jesu Füßen setzte. Jesus Christus wandelt nicht mehr auf Erden. Als ein himmlischer Hirte leitet er uns auf grüne Auen und zu frischen Wassern. Er hat uns zu dem Wasser der Taufe geführt, da wir noch keinen Schritt gehen konnten, damit wir aus Wasser und Geist zu Kindern Gottes wiedergeboren würden. Er hat uns zu den grünen Auen seiner Kirche geführt, damit wir dort durch Gottes Wort zum Leben unterwiesen würden. Und in dieser Gemeinschaft der Seinen hat er uns einen Tisch bereitet im heiligen Abendmahl.

Aber nicht bloß darin, daß er uns zur Weide des ewigen Lebens führt, sondern auch, daß er mit uns in persönliche Gemeinschaft tritt, ist Christus unser Hirt. Ich bin ein guter Hirt und erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen. Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen mir. Verliert sich eins seiner hundert Schafe, so läßt der Hirte neunundneunzig in der Wüste und sucht das verlorene so lange bis er es gefunden hat und trägt es auf seinen Schultern zu den übrigen. Und so weit reicht auch das seelische Leben dieser Thiere, daß sie eine gewisse Liebe zu ihrem Hirten haben, die sie ihm beweisen, indem sie sich gern seiner Leitung vertrauen. In Christo sucht der Christ zuerst den Retter seiner Seele. Eins ist noth. Aber der Retter der Seele ist Christus, indem er uns nicht bloß sein Verdienst giebt, sondern auch seine Person. Das ist eben das Allerheiligste im Christenthum: dieser Bund der Seele mit Christo für Zeit und Ewigkeit. Die Schattenseiten aller irdischen Liebe sind die Eifersucht, die den Gegenstand der Liebe nur für sich

haben will, die Furcht vor Untreue, der Schmerz über Mißverständnisse, die ihren letzten Grund in der Verschiedenheit der Persönlichkeiten haben. Wer Jesum Christum liebt, den vermag weder Leben noch Tod, weder Engel noch Fürstenthum, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Niedriges zu scheiden von seiner Liebe. Christus ist getreu nicht bloß bis in den Tod, sondern bis in der Ewigkeiten Ewigkeit. Und der Christ braucht nicht zu fürchten, daß Christus, weil er aller gläubigen Seelen Bräutigam ist, sich dem Einzelnen nicht so hingeben kann, als seine Liebe bedarf. Jeder wahre Christ steht in einer einzigen Weise mit Christo in Verbindung. Was kein Kind seinen Eltern, kein Freund seinem Freunde, kein Gatte seiner Gattin sagen kann, kannst du Christo sagen. Er weiß es doch. Aber das Lamm, welches sich seinem Hirten vertraut, darf nicht vergessen, daß er einer Heerde angehört.

Das ist das Letzte. In der Natur eines Hirten liegt, daß er eine Heerde weidet. Die Christen sind nicht eine Menge vereinzelter Seelen, sondern eine unter einem Hirten stehende Heerde. Sie sind Reben am Weinstock, Steine eines Hauses, Glieder eines Leibes. Der Weinstock aber, des Hauses Grundstein, des Leibes Haupt ist Christus. Mit äußeren Augen angesehen, gehen freilich die Christen in Konfessionen und Richtungen auseinander. Aber das Geistesauge sieht in der Geistesgemeinschaft der Gläubigen aller Konfessionen und Richtungen wie Einen Hirten so Eine Heerde. Auch zu uns Evangelischen sagt Jesus: Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle. Und dieselben muß ich herführen und sie werden meine Stimme hören und wird Eine Heerde und Ein Hirte werden.

Eine Heerde und Ein Hirt!
Wie wird dann dir sein, o Erde,
Wenn sein Tag erscheinen wird!
Freue dich, du kleine Heerde!
Mach' dich auf und werde Licht!
Jesus hält was er verspricht.

Der Weg des Christen durch die Welt.

Predigt am Sonntag Invocavit, den 22. Febr. 1874, über 2 Kor. 6, 1—10.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit Euch Allen. Amen.

Die Epistel des heutigen Sonntags als des ersten Fastensonntags ist aufgezeichnet

2 Kor. 6, 1—10.

Wir ermahnen aber euch, als Mithelfer, daß ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget. Denn er spricht: Ich habe dich in der angenehmen Zeit erhöret, und habe dir am Tage des Heils geholfen. Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils. Lasset uns aber niemand irgend ein Aergerniß geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde. Sondern in allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöthen, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten, in Keuschheit, in Erkenntniß, in Langmuth, in Freundlichkeit, in dem heiligen Geiste, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit, zur Rechten und zur Linken; durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte; als die Verführer, und doch wahrhaftig; als die Unbekannten, und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertödet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben, und doch alles haben.

Der Apostel ermahnt die korinthischen Christen als Mitarbeiter. Es ist ja jeder Christ ein Arbeiter in dem Weinberg des Herrn und somit ein Diener des Herrn des Weinbergs. Paulus nun ermahnt als Mitarbeiter die korinthischen Christen,

seinen Weg zu gehen. Dieser Weg ist aber ein Weg des Kreuzes, der durch Noth, Aengste, Schläge, Gefängnisse, Aufruhr führt; zweitens ein Weg des Gehorsams, der sich in Keuschheit, Erkenntniß, Freundlichkeit, Liebe beweist; drittens ein Weg des Kampfes mit der Welt, welche die Christen nicht nach dem Wesen, sondern nach dem Schein behandelt. Und so lasset uns denn auf Grund unseres Textes

den Weg des Christen durch die Welt

nach diesen drei Seiten betrachten.

1.

Ein Weg des Kreuzes ist der Weg des Christen durch die Welt.

Es hat zu allen Zeiten eine entgegengesetzte Art die Welt zu betrachten gegeben, die man in der Sprache der Bildung die optimistische und die pessimistische nennt. Jene sieht in der Welt ein Freudenthal, diese ein Jammerthal. Jene, Menschen von leichtem Blut, angeborner Lebensheiterkeit, aufgeklärter und weltförmiger Sinnesweise, halten diese Welt wie sie ist unter allen denkbaren für die beste. Wohl sei das Erdenleben nicht ohne Irrthum, nicht ohne Sünde, nicht ohne Kampf, nicht ohne Tod. Das Alles aber sei im letzten Grunde kein Uebel, sondern nur ein Weg zu höherem Glück. Man müsse irren, um die Wahrheit finden und schätzen zu lernen; sündigen, um durch den Gegensatz den himmlischen Werth des Guten zu erkennen; kämpfen, um siegen zu können; sterben, um das ewige Leben zu ererben. Darum bestehe die höchste Lebensweisheit darin, mit nie versiegender Lebensfreudigkeit durch gute und böse Tage hindurchzugehen, in guten nicht übermüthig, in bösen nicht verzagt, bis der Tod uns in das Land ewiger Freude führe. Dagegen hat gerade in der neuesten Zeit und zwar vertreten von einer Weltweisheit, welche das Räthsel des Daseins ohne Gott gelöst zu haben glaubt, die entgegengesetzte Ansicht, die pessimistische, sich geltend gemacht. Man sieht in der Welt nur Elend. Jedes Menschenleben liegt zwischen dem Schmerz der Geburt und dem Schmerz des Todes. Ohne Irrthum und Sünde sei kein Menschenleben denkbar. Jede Familie habe ihre Erbsünden, jeder Stand seine Standessünden, jede Nation

ihre Nationallaster. Auch der beste Mensch sei im Grunde ein Egoist. Was müssen sich die Menschen plagen, um nur das Leben durchzubringen, das den Vögeln des Himmels und den Fischen des Meeres so leicht dahingehe. Wer in großen Städten wie London und Paris nur einmal die Höhlen des Lasters und die Jammerstätten des Hungers und der Krankheit angesehen habe, der könne eigentlich nicht mehr recht froh werden, so lange er in den Menschen Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleische sehe. Ist das ohne Wahrheit? Nein. Wer da glaubt, daß der Mensch eigentlich von Natur gut und daher zum Glück bestimmt sei, der muß den Jammer dieses Lebens für unbegreiflich halten. Es liegt in dieser trüben Weltansicht mehr Tiefe als in jener heitern, die stets das Bekenntniß oberflächlicher Menschen war. Man mag ein Christ sein oder nicht: ein Kreuz muß man tragen auf dieser Erde. Die ersten Vertheidiger des Christenthums führten aus, daß die Kreuzesgestalt durch die ganze Natur hindurchgehe. Man sehe sie im Vögelflug, in der Gestalt des Menschen, wenn er die Arme ausbreite, in der Form des Pfluges, des Schiffes u. s. w. Wir könnten hinzufügen, daß auch der südliche Himmel das schöne Sternbild des Kreuzes hat. Aber das wahre Kreuz, das durch die Natur geht, ist das Gesetz des Kampfes und des Todes, das dort herrscht. Und wie die Natur ein ewiges Ringen zwischen Leben und Tod ist, so ist auch das Menschenleben ein ewiger Kampf zwischen Glück oder Unglück, Gutem und Bösem, Leben und Tod. Kurz, man mag wollen oder nicht: man muß auch als Mensch ein Kreuz tragen.

Was der Mensch als Mensch muß, sein Kreuz tragen, das soll der Christ freiwillig thun. Als Petrus das große Bekenntniß ausgesprochen hatte: Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes, da sprach Christus zu ihm: Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich (Matth. 16, 24.). Man kann Christum nicht annehmen, ohne sein Kreuz mit anzunehmen. Wundert euch deß nicht. Wir Alle theilen die Ueberzeugung, daß der Leib dem Geiste gehorchen müsse. Aber wir Alle wissen auch, daß nicht der Weg der Trägheit, Weichlichkeit, Genießlichkeit, Aufregung und Unordnung, sondern der Weg der Entsagung dahin führt. Alle Glieder dieser Universität suchen die Wahrheit auf dem Wege

der Wissenschaft. Aber, wie sehr sie auch sonst auseinander gehen mögen in ihren Standpunkten, darin sind alle Meister der Wissenschaft einig, daß die Wissenschaft nur dem die Palme der Wahrheit reicht, der viel gesucht, viel gearbeitet, viel gekämpft und oft sich selbst besiegt hat. Schon die Alten sagten, daß der viel geschwitzt haben müsse, der einst in den olympischen Spielen siegen wolle. Sie hielten dem Jüngling das Bild des Herkules am Scheidewege vor. Das Laster verspricht Lust, verschweigt aber, daß dieser Lust Ende Elend ist; die Tugend fordert Kampf, verheißt aber als des Kampfes Ende den Sieg. Ja der römische Weise Seneca sagt, daß Gott gerade diejenigen Menschen, die im besonderen Sinne seine Kinder seien, hart erzieht, da es für ihn kein erhabeneres Schauspiel gebe, als ein Mann, der mit dem Leiden wie ein Mann ringt. Wenn dieß ein heidnischer Weiser von den tugendhaften Kindern Gottes gesagt hat, so kann uns das Wort des Apostels: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er, nicht befremdlich sein. Auch wenn die Menschen nicht gesündigt hätten, würde der Weg zu dem Vater nur durch den Sohn gehen, durch, in und zu dem Alles gemacht ist. Aber der Sohn wäre uns nicht zum Heiland geworden, wenn nicht unsere Sünde ihn getrieben hätte, die Herrlichkeit beim Vater zu verlassen, Knechtsgestalt anzunehmen und gehorsam zu werden bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz, aufdaß wir seinen Tod ergreifend dem alten Adam abstürben, hinfort aber dem lebten, der für uns gestorben und auferstanden ist. O, welch' ein Geheimniß göttlicher Liebe. In Sünde und Tod mußten wir fallen, um die Liebe Gottes als rettende Gnade zu erfahren. Sterben müssen wir, damit Gott in Christo unser Leben werde. Nicht Engeln, sondern gefallenen Sündern, die Buße thun, theilt Jesus Christus seine ganze Person nach Gottheit und Menschheit mit. Und so kann das Leben des Christen kein anderes sein als ein stetes Mitsterben mit Christo, aufdaß er mehr und mehr unser Leben werde. Nur der Zug des Kreuzes führt zu Christo, Christus giebt sich uns im Kreuze, er legt uns für dieses Leben ein Kreuz auf. Der Weg des Christen ist der Weg des Kreuzes.

Was von jedem Christen gilt, gilt im Besonderen von einem Apostel. Viele waren Christen, Wenige Apostel. Zum Apostel

konnte man sich nicht aufwerfen, dazu mußte man berufen sein. Berufen aber waren die Apostel, durch ihr Wort die Kirche zu gründen. Sie waren die obersten Diener der Kirche. Von dieser Pflicht des Dienstes aber hatten alle Christen einen Theil. Und darum nennt, wie wir oben sahen, der Apostel die Christen seine Mithelfer, seine Mitarbeiter. Jeder Christ ist ein Glied am Leibe Christi, welches zugleich dem ganzen Leibe dienen soll. Das war in ganz besonderem Sinne im apostolischen Zeitalter der Fall. Wir haben kaum einen Begriff von dem Zeugengeist, in welchem die ersten Christen Jesum Christum bis zum Tode bekannten; von der Opferfreudigkeit, mit der sie Alles was sie waren und hatten in den Dienst der Gemeinde stellten: von der priesterlichen Weihe, mit welcher sie was der ganzen Kirche war auf sich nahmen. Und darum schreibt ihnen der Apostel auch die Leiden, all' den Gehorsam, all' den Kampf zu, die ihm verordnet waren. Lasset uns in allen Dingen beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöthen, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten. Das war die Kreuzesbahn des Apostels von dem Tage, da er von Damaskus berufen ward bis zu dem Tage, da er in Rom den Märtyrertod starb. Sein Lebensweg führte durch Wüsten, durch Meere, durch Straßen, durch Städte. In den Wüsten Hunger, auf dem Meere Schiffbruch, auf den Straßen Mörder, in den Städten falsche Brüder. Welche ungeheure Arbeit war einem Apostel auferlegt, der des Nachts sein Brot sich erarbeitete, bei Tage unaufhörlich predigte, Großes und Kleines in der Gemeinde bedenken, allen Anläufen der Einzelnen Stand halten mußte. Man darf nur von Pauli Briefen Anfang und Ende lesen, um sich einen Begriff zu machen, was auf dem Herzen eines solchen Apostels lag. Der apostolische Dienst des Wortes war kein leichtes Auswerfen von Saat auf einen empfänglichen Boden. Ehe der Apostel zu den Korinthern kam, da zitterte er, wie er in dieser hochgebildeten Stadt, welche geistreiche Gedanken in schöner Form suchte, den Gekreuzigten predigen solle, von dem er wußte, daß er den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit war. Er wußte, daß das Wort, welches er brachte, zum Schwert, zum Feuer werden würde. Nur muß man sich nicht vorstellen, daß die Apostel als Abenteurer

kamen, die sich etwa an die Straßenecken stellten, um da zu predigen. Das Evangelium verfährt geordnet. Paulus, ein jüdischer Schriftgelehrter, hatte ja das Recht in Synagogen zu lehren. Die regelmäßige Folge seiner Predigt war aber, daß während ein kleiner Theil der Juden für ihn war, die Masse sich gegen ihn erklärte, ihn aus der Synagoge warf und ihn von nun an auf das Leidenschaftlichste verfolgte. Von den Juden verworfen, wandte er sich dann zu den Heiden. Da fand er mehr Aufnahme, aber auch nicht wenig Gegensatz. Und so war es denn das Evangelium, welches ihm Gefängnisse, Schläge, Stäupungen, Steinigungen, Aufruhr brachte. Als er dieß den Korinthern schrieb, da lag vor ihm noch eine schwere Zeit, die nach schweren Kämpfen in Jerusalem ihm zwei Jahre Gefängniß in Cäsarea brachte, eine gefahrvolle Seereise nach Rom, dort zwei Jahre Bande, nach der Befreiung aus demselben ein letztes Gefängniß, aus dem ihn nur der Tod erlöste. Aus demselben schreibt er: Ich werde schon geopfert und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter geben wird; nicht mir aber allein, sondern auch Allen, die seine Erscheinung lieb haben (2 Tim. 4, 6—8.).

2.

Ein Weg des Gehorsams ist zweitens der Weg des Christen durch die Welt.

Im Mittelalter sind nahe zwei Jahrhunderte Fürsten und Völker unter der Losung: Gott will es! nach dem Morgenlande gezogen, das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Jetzt würde die Losung: Gott will es! weder Fürsten noch Völker zu irgend einer opfervollen That erwecken können. Nicht was Gott will, sondern was der Mensch will, ist die Frage unserer Zeit. Was aber der Mensch will, ist Freiheit. Die Bahnen, welche das wunderbare Geschick unserer Zeit durch Ebenen, Wüsten, Berge, Meere zieht, wollen die Fesseln der Natur lösen, dem Weltverkehr Raum schaffen, die menschlichen Interessen fördern. Kurz, aller dieser Bahnen Ziel ist Freiheit. Alle politische Parteien schreiben Freiheit auf ihre Fahnen. Was sie

scheidet, ist Art und Grad der Freiheit. Wie anders läßt es sich erklären, wie Menschen eine solche Neigung zum Wahne haben können, daß sie von Thieren stammen, als weil diese Weisheit des Fleisches sie von der Furcht Gottes und eines vergeltenden Jenseits befreit. Sie wähnen ohne Gott und ohne Ewigkeit freier zu sein. Entweder giebt es einen Gott, oder es giebt keinen. Giebt es einen: nun dann muß man mit dieser Ueberzeugung Ernst machen. Entweder giebt es ein Fortleben nach dem Tode, oder nicht. Ist die Seele unsterblich, nun da muß man dieß ernst nehmen. Es könnte ein furchtbares Erwachen nach dem Tode geben. Giebt es einen Gott, giebt es eine Unsterblichkeit: nun dann muß man doch sagen, daß die Freiheit des Geistes, mit der man dieß leugnet, ein zweischneidiges Schwert ist. War diese brandstiftende, mörderische, gegen das eigene Vaterland wüthende Freiheit, mit welcher Paris den Krieg von 1870 und 1871 schloß, nicht eine schreckliche Gestalt der Freiheit? Wie soll es werden, wenn jene Partei der Volksherrschaft, welche in der letzten Woche in ganz Deutschland eine so bedeutende Kraft entwickelt hat, den Sieg erhält? Aber wir brauchen nicht so weit zu greifen. Das tägliche Leben belehrt uns. Sind Familienvätern und Familienmüttern Dienstboten so sehr erwünscht, die nichts im Kopfe haben als sich mehr Rechte und Freiheiten zu erwerben? Wünscht sich ein Lehrer Schüler, die im Namen der Freiheit des Geistes Allem, was der Lehrer sagt, eine pietätslose, anmaßende Kritik entgegensetzen? Wer nicht selbst von Andern gelernt hat, von dem werden auch Andere nie etwas lernen. Wünscht sich ein Oberer in der Armee Soldaten, die erst prüfen ehe sie gehorchen und nach Befinden den Gehorsam verweigern? Wo dieß Grundsatz wird, ist es vorbei mit allem Heerwesen. Dasselbe gilt von Geschäftsherren, Oberbeamten u. s. w. Darin sind die Weisen aller Zeiten, Orte und Richtungen einverstanden, daß die wahre Freiheit nicht Willkür ist, sondern vernünftige Selbstbestimmung, welche ihre Gesetze und ihre Schranken in sich trägt. Man sagt oft rühmend von einem Menschen: Er ist der Sklave seines gegebenen Wortes. Er war frei, als er das Wort gab; nachdem er es gab, ist er gebunden. Ergreift der Mensch mit Freiheit das Wort Gottes, so ist er, nachdem er es ergriffen hat, an dasselbe gebunden.

Wir haben keinen Apostel, welcher diese wunderbare Mischung von Selbstbestimmung und Gesetz in der Freiheit so deutlich darstellt als Paulus. Er war einst ein Schriftgelehrter und ein Pharisäer, der durch das Gesetz gerecht werden wollte, und darum die Christen, die durch den Glauben selig werden wollten, bis auf's Blut verfolgte. Durch Christum aber bekehrt, ward er auf einmal der freieste aller Apostel, der einem Petrus seine Gebundenheit vorhalten mußte, und eben deshalb der Apostel der Heiden. Christus ist das Ende des Gesetzes, war seine Predigt. Das war ein Wort, das viele Christen, namentlich die aus der Beschneidung, nicht hören mochten. Und darum hatte sich Paulus so unaufhörlich zu vertheidigen. Er hatte nicht bloß mit Juden und Heiden, sondern auch mit Christen zu kämpfen. Und wie schwer muß es ihm gewesen sein, wenn er gegenüber den fanatischen Juden, die ihm allenthalben feindlich entgegentraten, sich sagen mußte: Sie thun, was ich einst selbst that. Es ist mein eigener alter Mensch, der den neuen in mir verfolgt.

Wenn Paulus predigt: Christus ist das Ende des Gesetzes, so heißt dieß nicht, daß der Christ nicht mehr an den Willen Gottes gebunden ist, sondern daß ihn nicht das Gesetz, sondern Christus vor Gott gerecht macht, und weil gerecht zu Gottes Kind und Erben. Wer ein Kind Gottes ist, der ist gebunden an Jesum Christum, und wer Christum hat, der hat den Geist Christi, der ihn treibt, Gottes Gebot zu thun. Durch diesen Wandel in Gottes Wegen wird der Mensch nicht gerecht, aber wer gerecht ist, muß in Gottes Wegen gehen. Das ist das Kennzeichen, daß du ein Kind Gottes bist, daß dich der Geist treibt, des Vaters Willen und des Sohnes Gebote zu erfüllen. Während das Gesetz nur sagen kann: Du sollst, giebt der Geist Christi zu dem, was man soll, die Kraft. Aus dem Geiste Christi kommen die Tugenden, von denen der Apostel in unserem Texte redet: Keuschheit, Erkenntniß, Langmuth, Freundlichkeit, ungefärbte Liebe. Wer Jesum Christum hat, in dem liegt der Lebenskeim aller dieser Tugenden. Aber die Keime müssen zu Blättern, Blüthen und Früchten werden. Das geschieht nur durch den Sonnenschein des Wortes, durch den Thau und Regen der Gnade, durch die Kräfte und Säfte der Kirche, in der wir wurzeln. Aber zur Heiligung soll der Mensch mitwirken.

Und das geschieht, wenn er sich Gottes Willen, den Christus durch den Geist ihm in's Herz geschrieben hat, zur Regel seines Lebens macht. Versuche es nur auf einige Tage, dir in Allem was du denkst und thust, die Regel des Willens Gottes vorzuhalten und du wirst sehen, daß das Gesetz des Fleisches, das Gesetz in den Gliedern noch eine große Macht in dir ist. Es giebt Momente, wo du nicht begreifen kannst, wie man nur noch etwas Anderes wollen kann als was Gott will, weil es das Siegel der Wahrheit, das Zeugniß des Lebens in sich trägt. Dann aber kommen wieder Momente, wo Gottes Wille uns als ein hartes kaltes Soll erscheint, das uns um das Glück des Lebens bringen will. Was die Schlange zu Eva sagt, sagt dir unaufhörlich das Fleisch: Folge mir, ich mache dich glücklich, ich mache dich frei, ich mache dich Gott gleich. Ja, es regt sich ein stolzer, trotziger Geist im Menschen, der sich erhebt gegen den Herrn und seinen Gesalbten: Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile. Sind die solches thun nicht frei, nicht kraftvoll? Es sind Sklaven, welche die Bande der Liebe, mit denen sie Gott zu sich ziehen will, für Ketten halten, die sie zerreißen wollen. Wenn der Sturm der Leidenschaft wird vorüber sein, wird ein anderer Geist erwachen und sprechen: Du wähntest doch frei zu sein, und warst nur der Sklave deiner Leidenschaften. Folge mir. Ich rede dich hart an und bin doch dein wahrer, dein alleiniger Freund. Ich binde dich, nur um dich frei zu machen. Ich erscheine dir als Zuchtmeister und mein Name ist Freiheit. Nicht jene Freiheit bin ich, welche die Buhlerin der Masse ist, sondern die aus dem Himmel gekommene Freiheit, nach welcher die Kreatur seufzt und die Menschheit ringt: die Freiheit der Kinder Gottes.

3.

Ein Weg des Kampfes mit der Welt ist endlich der Weg des Christen.

Bewaffnet mit dem Worte Gottes, ihrer Trutzwaffe, und mit der Gerechtigkeit, ihrer Schutzwaffe, gingen die Christen durch Ehre und Schande, durch gute und böse Gerüchte. Sie galten für Verführer und waren doch wahrhaftige Führer der Wahrheit Sie waren unscheinbar und unbedeutend nach dem Maß-

stab der Welt und doch konnte die Welt nicht umhin, auf sie fortwährend zu achten: sie waren die Unbekannten und doch bekannt. Sie, die auf Erden im Himmel wandelten und in der Zeit für die Ewigkeit lebten, erschienen den Menschen des Diesseits wie Sterbende. Paulus sagt von sich, daß er den Tod Christi an seinem Leibe herumtrage. Und doch hatte er eine Thatkraft, welche von Damaskus bis Spanien die Welt mit dem Evangelium erfüllen konnte. Wie schwer mußte es dem rastlos strebenden Manne sein, Jahre lang im Gefängniß sitzen zu müssen. Aber auch der Kerker setzte seiner Thatkraft keine Schranken. Wir sind die Gezüchtigten und doch nicht getödtet. Traurig mußte den heidnischen Weltkindern das Leben der Christen erscheinen, die es mit der Sünde so ernst nahmen, mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit schafften und mitten in der Welt nicht von der Welt waren. Aber die Welt wußte nicht, daß im Innern dieser ernsten Außenseite ein unaufhörliches Freudenfeuer loderte. Freuet euch in dem Herrn und abermals sage ich euch: Freuet euch. Sie waren ja erlöst von Sünde, Tod und Teufel, sie waren erfüllt mit der Liebe Gottes, sie gingen an Christi Hand durch's Leben, sie athmeten in der Zeit schon die Luft der Ewigkeit. Kurz, nach außen traurig, waren sie nach innen allezeit fröhlich. Arm an Leibesgütern und arm an Gütern menschlichen Geistes waren die Christen. Wer aber den Herrn Himmels und der Erde zum Vater, und den Sohn, in dem alles Heil, zum Bruder, und den heiligen Geist, den Geist der Weisheit, zum beständigen Eigenthum seines Geistes hat, der ist reich und mag Viele reich machen.

Jedes Menschenleben bewegt sich zwischen dem, was der Mensch nach innen und dem, was der Mensch nach außen ist. Viele scheinen mehr zu sein als sie sind, Viele sind mehr als sie zu sein scheinen. Die Christen waren nach dem Schein Verführer, nach dem Wesen Zeugen Gottes; nach dem Schein Unbekannte, nach dem Wesen Vielen bekannt; nach ihrem äußeren Leben Verfolgte, Gezüchtigte, Gebundene, nach ihrem inneren Leben freie Kinder Gottes; nach der Erscheinung gedrückte Menschen voll Trauer, nach dem Wesen allezeit fröhlich im Herrn; nach dem Maßstab der Welt arm an Leib und Seele, vor Gott reich an Gütern des ewigen Lebens.

Mehr als 1800 Jahre sind verflossen, seitdem der Apostel dieses schrieb. Aber diese Gegensätze sind geblieben. In den Augen der Welt sind die Christen noch immer geistesarme, einem Wahnglauben ergebene, dem Weltstrom widerstrebende, an dem Alten krankhaft haftende, einem trübseligen Zuge nach oben und nach drüben folgende, weltfeindliche Menschen. Der Apostel Paulus erlebte noch die furchtbare Verfolgung der Christen unter Nero. Das sittlich ganz gesunkene Rom, an seiner Spitze ein Kaiser, der eine Schmach der Menschen war, verfolgte die Christen um ihrer Unsittlichkeit willen. Der römische Geschichtsschreiber, der uns dieß berichtet, sagt, daß man den Christen nicht sowohl Verbrechen als Haß gegen die Menschheit zur Last legen könne. Was meint er mit diesem Haß gegen die Menschheit? Unstreitig den weltverleugnenden Sinn der Christen. Die Welt haßte die Christen, weil sie nicht von der Welt waren. Und dieser Haß wird dauern, so lange Menschen vom Fleische geboren Fleisch, und Christen vom Geiste geboren Geist sein werden. Nicht müde sollen die Christen werden, ihre Sache zu vertheidigen. Was aus dem Leben kommt, hat die Verheißung des Lebens in sich. Die alleinige Widerlegung aber der aus dem Fleische kommenden Einsprüche gegen das Christenthum ist die Bekehrung. So widerlegte Christus seinen grimmigsten Feind Paulus auf dem Wege nach Damaskus.

Wir wollen nicht müßige Betrachtungen anstellen, warum uns Gott gerade in dieß Zeitalter gesetzt hat. So zerrissen die Kirche nach außen ist, so stark, einig und lebendig ist doch das Zeugniß, welches sie von dem ewig Eingebornen hat. Dieses Zeugniß fest zu halten, sei unsere Losung. Was wir aber als Wahrheit festhalten, wollen wir im Leben als Geist und Leben beweisen. Wir wollen der Welt ein liebevolles Herz zeigen, aber dieser Liebe nicht unsern Glauben opfern. Man glaube nicht, daß man die Welt gewinnt, wenn man ihr gleich wird. Stellet euch nicht dieser Welt gleich. Verachtet euch die Welt, so achtet es euch zur großen Ehre, um Christi willen Schmach zu leiden. Der Weg des Christen ist nun einmal der Weg des Kreuzes. So kämpfet den guten Kampf des Glaubens und ergreifet das ewige Leben, wozu ihr berufen seid. Amen.

Die Betrachtung der Führungen Gottes soll uns zur wahren Weisheit leiten.

Predigt am Sonntag Oculi 1872 über Psalm 77, 8—14.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit Euch Allen. Amen.

Jede Zeit hat ihre Gegensätze: keine aber mehr als unsere. Auf der einen Seite ein tieferes Verständniß des Christenthums und ein mächtiges Streben nach dem Reiche Gottes, auf der andern eine ungeheure Herrschaft des bewußtesten Unglaubens, des rohesten Materialismus, einer gottentfremdeten Bildung. Auf der einen Seite viel Hingabe an die allgemeinen Interessen der Menschheit: an Vaterland, an Bildung, an Geistesziele, auf der andern Seite viel persönliches Treiben, viel Selbstschau, viel Selbstdarstellung. Auf der einen Seite eine große Neigung, die Zeiten der Vergangenheit geschichtlich zu betrachten, künstlerisch zu verwerthen, festlich zu begehen: auf der andern Seite ein unwiderstehlicher Drang, alle Banden, welche die Geschichte gewoben hat, zu zerreißen, Staat und Kirche, Schule und Christenthum, Bildung und Glauben zu trennen und einer inhaltlosen Freiheit, einem maßlosen Fortschritt nachzustreben. Dieser Gegensatz zeigt sich nun auch in der Art und Weise, den Gang des allgemeinen wie des persönlichen Lebens zu betrachten und zu beurtheilen. Auf der einen Seite ein Streben, Alles im Lichte Gottes zu erkennen und überall die Wunder der Vorsehung zu finden, auf der andern ein Haften an äußeren Thatsachen, welche Wunderbares im andern Sinne, d. h. Seltsames, Interessantes, Unterhaltendes sucht.

Davon eingehender zu reden fordert uns der alttestamentliche Text des heutigen Sonntags, als des Sonntags Oculi, auf, genommen aus

Psalm 77,

wo er vom 8—14. Verse also lautet:

Wird denn der Herr ewiglich verstoßen, und keine Gnade mehr erzeigen? Ist's denn ganz und gar aus mit seiner Güte? Und hat die Verheißung ein Ende? Hat denn Gott vergessen gnädig zu sein, und seine Barmherzigkeit vor Zorn verschlossen? Sela. Aber doch sprach ich: Ich muß das leiden; die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern. Darum gedenke ich an die Thaten des Herrn, ja ich gedenke an deine vorigen Wunder. Und rede von allen deinen Werken, und sage von deinem Thun: Gott, dein Weg ist heilig; wo ist so ein mächtiger Gott, als du, Gott, bist?

Assaph, der heilige Sänger, fragt aus großer Noth, ob es denn aus sei mit Gottes Güte, mit der Verheißung seiner Gnade. So fragt er, indem er auf sein Leben schaut. Aber er antwortet sich selbst: Ich will auf Gott schauen, seiner Gnadenführungen in der Vergangenheit gedenken, und darum hoffen, daß die Hand, die Solches über mich verhängt hat, auch Solches ändern kann.

Und so lasset uns heute unsere Andacht auf den Gedanken richten:

Die Betrachtung der Führungen Gottes soll uns zur wahren Weisheit leiten.

Diese Weisheit aber, zu welcher uns die Betrachtung der Lebensführungen unterweisen soll, ist erstlich Erkenntniß Gottes, zweitens Erkenntniß unserer selbst.

1.

Zur Erkenntniß Gottes also soll uns die Betrachtung der Führungen Gottes gedeihen.

Der Mann der Weisheit ist im alten Bunde Salomo. Er suchte Weisheit in der Natur. Er wußte alle Pflanzen von der Ceder bis zum Ysop. Er suchte Weisheit im Leben. Er zog aus den Erfahrungen seines Lebens Lebensregeln, die er in seine Sprüche niedergelegt hat. Er sang mehr als tausend Lieder und

hat in seinem hohen Liede die irdische Liebe als ein Abbild der himmlischen Liebe gefeiert. Er hat mit großer Weisheit sein Volk gerichtet, geordnet, geleitet. Seine Weisheit bestand aber darin, daß er in allen Erscheinungen der Welt und des Reiches Gottes` den Gedanken Gottes nachging. Alle Gottesgedanken aber sind Ausflüsse seiner Weisheit. Und so war denn diesem Könige der Weisheit die Weisheit Gottes die Mittlerin zwischen Gott und den Menschen. Was er aber von dieser Mittlerin gesagt hat, hat sich in dem alleinigen Mittler Jesu Christo erfüllt. Wollen wir Weisheit lernen, so müssen wir wie Salomo dem nachdenken, was Gott vorgedacht hat. Wir müssen insonderheit in den Lebensführungen die Gedanken Gottes zu finden suchen. Es kann nicht Jedermanns Aufgabe sein, dem weltgeschichtlichen Walten Gottes nachzugehen. Aber das Walten Gottes im alten Bunde soll jeder Christ kennen. Der Psalm, aus welchem unser Text genommen ist, schließt mit der Betrachtung der Wunderwege Gottes im alten Bunde. Du hast dein Volk erlöset gewaltig. Dein Weg war im Meer und dein Pfad in großen Wassern und man spürte doch deinen Fuß nicht. Du führtest dein Volk wie eine Heerde Schafe durch Mose und Aaron. Auf Wunderwegen hatte Gott sein Volk nach Egypten und dann wieder aus Egypten geführt. Die Lebensführung Joseph's ist in ganz besonderem Sinne ein Spiegel der Vorsehung.

Das Reich Gottes war ursprünglich eine Familie: die Familie Abraham's, Isaak's und Jakob's. Jakob hatte zwölf Söhne. War diese Zunahme der Familie ein Segen, so nahm doch in der Familie auch die Sünde zu. Jakob selbst war gewichen von dem gläubigen Gehorsam Abraham's und von der Einfalt und Treue Isaak's. Unter seinen Söhnen aber war das Verderben schon mächtig. Der Sohn seiner Liebe aber war Joseph. Und auch Gott hatte ihn vor seinen Brüdern ausgezeichnet durch die Gaben der Weisheit und Leitung. Und so setzte denn Jakob seinen Sohn Joseph zum Wächter seiner Brüder. Das geschah von Seiten Jakob's nicht ohne Schwäche und Mißtrauen, war für Joseph eine Versuchung zur Selbstüberhebung, regte aber die Brüder zu Unzufriedenheit und Neid an. Die Sünde siegte. Die Brüder warfen Joseph in eine Grube und verkauften ihn dann nach Egypten. Dort hob sich Joseph, aber um desto

tiefer wieder gestürzt zu werden. Seine Treue gegen Gottes Gebot brachte ihn in's Gefängniß. Als nun Joseph im Gefängniß war, mochten in seiner Seele Fragen aufsteigen, wie die in unserem Psalm: Ist es denn aus mit seiner Güte? Und hat die Verheißung ein Ende? Aber dieser Weg, der in die Grube und in's Gefängniß führte, war ihm nothwendig zur Demüthigung, zur Bewährung und Läuterung So spricht es Psalm 105, 17—19 aus: Joseph ward zum Knecht verkauft. Sie zwangen seine Füße in Stock, sein Leib mußte in Eisen liegen, bis daß Gottes Wort kam, und die Rede des Herrn ihn durchläuterte. Joseph bestand die Anfechtung. Und so ward denn das Wort: Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen (Jak. 1, 12.), schon in der Zeit an Joseph erfüllt. Die Gabe der Weisheit, einst durch jugendliches Selbstgefühl getrübt, war ihm im Gefängniß geblieben, durch das Gefängniß aber geläutert worden. Er deutete zwei egyptischen Hofbeamten, die in's Gefängniß waren geworfen worden, ihre Zukunft. Und wie er vorhergesagt, geschah es. Was er hier aber im Gefängniß bewiesen, bewies er vor dem Könige Pharao von Egypten. Dieser aber erhob ihn zu seinem Stellvertreter im Reiche. Und nun fand die Gabe der Weisheit und Leitung, die in der Ueberwachung seiner Brüder ihn in's Unglück gebracht hatte, gereinigt und geläutert durch dasselbe, eine Welt, größer als die kühnste Hoffnung es hatte denken können, sich in ihr segnend zu beweisen. Mittlerweile aber hatten seine Brüder die Früchte ihrer Sünde geerntet. Aller Sünde Grund ist das Streben des Menschen, sein Leben zu erhöhen. Die Söhne Jakob's hatten ihren Bruder geopfert, um eine lästige Schranke niederzuwerfen, die sie von ihrem Vater trennte. Der Sünde Strafe aber besteht darin, daß Gott dem Menschen das Leben, das er gegen Gottes Willen erhöhen will, nimmt. Verbittert durch den Tod seines Lieblings und wahrscheinlich nicht ohne Verdacht, daß hier ein Frevel geschehen, blieb Jakob seinen Söhnen entfremdet. Diese aber mußten in der nicht endenden Klage des Vaters die Stimme des Gewissens hören, das sie verklagte, und wo über sie Unglück kam, sich sagen: Das haben wir an unserem Bruder Joseph verschuldet. Zu dieser aus der Natur ihrer Sünde erwachsenen

Strafe fügte Gott noch besondere Strafen. Hungersnoth brach aus. Die Familie Jakob's war eine Hirtenfamilie, die aber nicht ganz im einfachen Naturzustande blieb, sondern an den Einflüssen der Bildung theilnahm. Da ist ja von Geld, von Handel und Wandel, von Siegel, von Städten u. s. w. die Rede. In dem Grade aber, in dem die Familie sich mehrte, reichten die einfachen Naturmittel des patriarchalischen Lebens nicht mehr aus. War doch schon die Ueberwachung der Brüder durch Joseph ein künstliches Mittel gewesen. Was aber Joseph dazu eignete, nämlich der Geist der Weisheit in ihm, das war ein Vorzeichen, daß die Familie selbst auf dem Punkte war, in eine Ordnung der Dinge einzutreten, in welcher sie im höheren Grade der Einflüsse der Bildung bedurfte. Aller wahren Bildung Grundlage ist der Ackerbau. Das uralte Bildungsland Egypten ruhte auf Ackerbau. Als sein Stern längst gesunken war, war es noch das Getreideland der alten Welt. Das sprach sich auch in dem Traume des Königs von den sieben fetten und den sieben dürren Aehren aus. Die sieben fetten Aehren bedeuteten sieben fruchtbare, die sieben dürren Aehren sieben unfruchtbare Jahre. In der klugen Benutzung aber der Jahre des Ueberflusses für die Jahre des Mangels bewies sich Joseph's Weisheit. Als nun die Hungerjahre kamen, da suchte die Hirtenfamilie Brot bei dem ackerbautreibenden Bildungsstaate Egypten. Und sie fanden dort in Folge der weisen Vorsorge ihres Bruders für Egypten auch Brot für sich. Da mußte in ihnen, die bereits zu siebenzig Seelen geworden waren, das Bewußtsein erwachen, wie gut es doch sei, an den Segnungen eines solchen Bildungsstaates theilzunehmen. Diese Lichtseite der Bildung stand ihnen in der lichten Gestalt Joseph's vor Augen. Sie kannten ihn nicht, er aber kannte sie. Dieser Mann, welcher die Wunderwege der Vorsehung an sich selbst ersehen hatte, hatte auch gelernt, im Sinne der erziehenden Weisheit Gottes die Dinge zu leiten. Als er seine Brüder sah, da sprach nicht mehr die Erinnerung des Frevels, den sie an ihm begangen, sondern nur die Liebe zu seiner Familie in seinem Herzen. Aber seine Weisheit sagte ihm, daß seine Brüder erst noch einer Prüfung bedurften, um ihre Sünde tiefer erkennen, seine Liebe aber höher würdigen zu können. Und so geschah es. Als die Verwickelung, die er ihnen

bereitet, am größten war, da löste er sie mit den Worten: Ich bin Joseph, euer Bruder, lebt mein Vater noch? Und nun zog die ganze Familie nach Egypten, wo sie in den Jahren der Noth Brot und in ihrem Bruder einen mächtigen Schutz fand. War Joseph auf dem Wege der Prüfung zur höchsten Höhe irdischen Segens gestiegen, so war seinen Brüdern die Strafe Gottes zur Erkenntniß ihrer Sünden, zur Läuterung und eben darum zur rechten Vorbereitung gediehen auf die Zeiten der Erquickung vom Angesicht des Herrn. Die ewige Vorsehung aber, welche also den Einzelnen erzog, wie ein Vater seinen Sohn ziehet, bereitete zugleich dem Reiche Gottes, welches damals in dieser Familie bestand, eine neue Entwickelung. Die Familie ward in Egypten zum Stamme, der im Lande Gosen in seiner Selbständigkeit blieb, und doch die Segnungen der egyptischen Bildung erfuhr. Dort blieben sie lange, bis das Land Egypten ihnen zum Druck ward. Der Gott aber, der auf Wunderwegen sie nach Egypten geführt hatte, erlöste sie auch auf Wunderwegen aus Egypten durch Moses, den die Weisheit Egyptens, in der er erzogen war, seinem himmlischen Berufe, durch das Gesetz diesen Stamm zu einem Volke, und zwar zu einem Volke Gottes zu machen, dienstbar machte.

Zum Verständniß der Vorsehung kommt man nicht durch allgemeine Betrachtungen, sondern durch Thatsachen der Erfahrung. Und so möge uns dieß leuchtende Beispiel sagen, was Vorsehung sei. Was man gegen die Vorsehung von jeher eingewendet hat, ist die ungeheure Macht des Uebels in der Welt. Aus dem Uebel in der Welt bereiteten die französischen Freigeister das Gift, in welches sie die Pfeile des Witzes tauchten, um sie gegen die Vorsehung zu richten. Da fand sich einer der größten Geister unseres Volkes, den man auch in Frankreich dafür gelten ließ, ein Kind unserer Stadt, Leibnitz, aufgefordert, eine Rechtfertigung der Vorsehung, Theodicee genannt, zu schreiben. Und die Resultate dieser Schrift werden für immer in Geltung bleiben. Alles Uebel, sagt er, hat seinen Grund theils in der Endlichkeit, theils in der Sünde, theils in der Erziehungsbedürftigkeit der Menschheit. Wir finden die Erläuterung dazu in der Geschichte Joseph's. Ein Theil der Uebel, die uns da entgegentreten, liegt in der Beschränktheit der

Familie, des Hirtenstandes, des Bodens u. s. w. Die Welt ist nun einmal endlich und was endlich ist, hat Schranken, Hindernisse, Uebel. Die Jugend hat nicht die Reife des Alters, das Alter nicht die Strebekraft der Jugend. Der Weg zum Brot ist Arbeit, der Weg zum Sieg ist Kampf. Der zweite Quell des Uebels, der Hauptquell, ist die Sünde. Es war die Sünde, die in Joseph's Leben ihr Leid brachte. Die Sünde warf ihn in die Grube, die Sünde warf ihn in's Gefängniß. Der Sünde Folge aber ist nach Gottes heiliger Ordnung die Strafe. Ein Staat, der nicht die Kraft hat, den Schlag, welchen die Sünde auf das Gesetz führt, in der Strafe zu erwiedern, kann nicht bestehen. Was aber vom Staate gilt, das gilt von der Welt überhaupt. Ist in der Welt die Sünde eine so ungeheure Macht, so muß auch die Strafe Gottes eine Macht sein. Das kann nicht anders sein. Drittens aber ist Leiden das Erziehungsmittel Gottes. Wir sahen, wie die Grube und das Gefängniß für Joseph zur Läuterung, die Prüfung aber, welche Gott über die Brüder verhängte, ihnen zur Erkenntniß, Reue und Besserung ward. Aber wäre es nicht schöner gewesen, wenn der Menschheit paradiesische Unschuld geblieben wäre? Schöner gewiß. Aber Gott würde nicht Sünde und Tod zugelassen haben, wenn er nicht einen seiner würdigen Zweck gehabt hätte. Und das spricht Leibnitz im Anfang seines Buches aus. Zur Weihnachtszeit, sagt er, singt man in Rom einen Vers: O selig die Schuld, die einen solchen Heiland uns erworben hat. Gott hat die Menschheit nicht hindern wollen, der Sünde und dem Tode zu verfallen, um desto herrlicher seine Gnade in Jesu Christo zu offenbaren. Größer als die Freude über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, ist die Freude über einen Sünder, der Buße thut. Der verlorne Sohn hat im Vaterhause mehr gefunden, als sein gerechter Bruder dort je erfahren hatte. Und so müssen denn selbst die Engel, die nie gesündigt haben, anbetend niederschauen auf das Geheimniß der Sünderrettung, das auf der Erde sich vollzieht.

Das Geheimniß der ewigen Vorsehung in der Leitung der Menschheit spricht Joseph in den einfachen Worten aus: Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen. Gott machte aus der Grube und dem Gefängnisse, die ihm die

Sünde bereitet hatte, einen Weg der Ehre. Er verschlingt den Tod in den Sieg. Dieses Geheimniß hat seine höchste Erfüllung in Jesu Christo gefunden. Gott hat das Kreuz, welches die Sünde dem Heiligen Gottes und dem Fürsten des Lebens bot, zur Erlösung aus den Banden der Sünde gemacht. Das aber verstanden die Jünger Jesu nicht, als Christus gestorben war. Sie sahen im Tode das Ende Jesu. Wir hofften, sagten die Jünger von Emmaus, er sollte Israel erlösen. So können auch wir die Wege der Vorsehung mitten in der Zeit, in welcher sie sich vollziehen, noch nicht übersehen. Wenn Joseph, da er im Gefängniß saß, hätte abschließend urtheilen wollen: würde er recht geurtheilt haben? Der heilige Sänger Assaph bekennt, daß er schier gestrauchelt hätte, da er sah, wie es den Gottlosen so wohl ging. Ich gedachte ihm nach, fährt er fort, daß ich es begreifen möchte, aber es war mir zu schwer, bis daß ich ging in das Heiligthum Gottes und merkte auf ihr Ende (Psalm 73.). Die Bahn des ersten Napoleon konnte man erst von dem Felsen von Helena aus übersehen, und die Bahn des zweiten von den Höhen von Kassel. Aber auch diese Höhen sind noch zu niedrig. Erst von Himmelshöhen aus wird man die Wege der Vorsehung übersehen können. Und wie die Alten sagten, daß die Sternenbahnen eine wunderbare Musik bildeten, die Sphärenmusik, so werden sich dann auch die auf Erden uns verworren dünkenden Bahnen des Lebens in eine wunderbare Harmonie auflösen.

2.

Die Weisheit, welche uns die Betrachtung der Führungen Gottes lehren soll, ist zweitens Selbsterkenntniß.

Betreten wir das Innerste der göttlichen Weisheit, so lesen wir dort die Inschrift: Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, kennen. Betreten wir aber das Innerste menschlicher Weisheit, so lesen wir da die Inschrift: Lerne dich selbst kennen.

Lerne dich selbst kennen. Damit haben die Weisen aller Zeiten sagen wollen, daß der Schlüssel aller wahren Erkenntniß in der Selbsterkenntniß ruhe. Unter Selbsterkenntniß aber verstehen sie die Erkenntniß der Kräfte und Ziele unseres Geistes.

Und sie haben Recht. Um zu verstehen, was die Menschen aller Zeiten, Völker, Stände, Richtungen in ihren öffentlichen wie in ihren persönlichen Verhältnissen treiben, muß man ein Mensch sein, der ein Herz für alles Menschliche hat. Das ist eben die hohe Gunst, die der Schöpfer dem nach seinem Bilde geschaffenen Einzelnen gewährt hat, daß er in seiner Person die Keime alles dessen trägt, was die Menschheit in ihrem großen, allgemeinen Leben treibt. Nur wer die Menschheit in sich gefunden hat, wird sie auch in ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung verstehen. Denn der Mensch versteht nur, was er selbst ist und hat. Und so wird denn der Mensch, welcher mit einem Herzen für sein Geschlecht das Walten der Vorsehung in der Menschheit betrachtet, zur wahren Erkenntniß dessen kommen, was Gott in ihn gelegt hat, zur wahren Selbsterkenntniß.

Lerne dich selbst kennen. Das soll nicht bloß heißen, daß du in dir die Menschheit erkennen sollst, sondern auch deinen persönlichen Beruf in der Menschheit. Erkenne das Recht, aber auch die Schranken und Schatten deiner Persönlichkeit, um das zu sein und zu werden, was du nach Gottes Willen sein und werden sollst. Das aber wirst du erkennen, wenn du auf Gottes Wege in deinem Leben achtest.

Die Alten glaubten an eine Vorsehung in den großen und allgemeinen Angelegenheiten, aber nicht im Kleinen und Einzelnen. Das ist ganz im Sinne des natürlichen Menschen, der auf das Augenfällige, Aeußere, Große zuerst den Blick richtet. Wer aber da anfangen will, die Wege der Vorsehung zu suchen, der kann sich leicht verirren. Es ist äußerst schwer, im Leben der Völker im Großen die Fußtapfen der Vorsehung nachzuweisen. Berge von zweifelnden Fragen werfen sich hier auf, die man schwer beantworten kann. Wenn in Christo allein Heil ist, warum erscheint er so spät in der Geschichte? Warum wandeln noch jetzt zwei volle Dritttheile der Menschheit, 800 Millionen, in Nacht und Todesschatten? Warum muß die Kirche so viel Irrgänge gehen? Warum ist sie in so viel Konfessionen und Richtungen zerschlagen? Warum zerreißen die Völker die Bande, die sie an Gott knüpfen? Warum treffen die furchtbaren Zerstörungen der Menschheit: Erdbeben, feuerspeiende Berge, Seuchen, Kriege, Revolutionen, Gerechte und Ungerechte? Warum ist die

Bahn der größten Wohlthäter der Menschheit von je eine Bahn des Kreuzes gewesen? So läßt sich noch lange fortfragen. Wie der Mensch, um die Menschheit zu erkennen, dieselbe zuerst in sich suchen, sich selbst erkennen muß, so muß er auch zuerst in seinem eigenen Leben die Vorsehung gefunden haben, um ihre Spuren im Leben der Völker zu erkennen. In seinem Leben aber kann Jeder das Walten der Vorsehung finden, wenn er sich nur die Mühe giebt, auf sein Leben zu achten. Jede ernste Mutter lebt der Ueberzeugung, daß wenn nicht ein himmlisches Auge über die Kinder wachte, auch die größte Sorgfalt sie nicht vor Todesgefahren behüten könnte. Wie Viele, die ihren Beruf gefunden haben, müssen bekennen, daß nicht ihre Ueberlegung, sondern eine wunderartige Führung sie in denselben gebracht hat. Und oft würden sie auf der Bahn desselben sich verirrt haben, wenn nicht eine höhere Hand sie geleitet hätte. Wie oft, wenn die Versuchung sich nahte, ist es eine wunderbare Warnung gewesen, die den Menschen behütet hat. In wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott über uns Flügel gebreitet. Ganz besonders treten die Spuren der Vorsehung in den Lebenswegen auserwählter Kinder Gottes hervor. Davon zeugt die ganze heilige Schrift, davon zeugt die Kirchengeschichte, davon zeugen die Lebensführungen frommer Christen. Man achtet nur zu wenig darauf. So ist die Erbauung des Halleschen Waisenhauses, welche uns der Erbauer August Hermann Francke in seiner Schrift: Segensvolle Fußtapfen des noch immer waltenden liebreichen und getreuen Gottes, selbst beschrieben hat, eine Kette von Vorsehungswundern. Solche Männer, welche das Walten der Vorsehung auf einem Punkte erfahren haben, die haben von diesem Heiligthum aus auch einen Blick in die Art und Weise, wie Gott die Welt regiert. Die wissen, was Gerhard's Worte bedeuten:

> Was ist sein ganzes werthes Reich
> Als lauter Wundersachen?

Die Kirche Christi, die durch Wunder gegründet ist, wird auch durch Wunder erhalten.

Lerne dich selbst kennen. Aber wie lernt man sich selbst kennen? Nicht wenn man sich in seinem eigenen Lichte, sondern wenn man sich im Lichte Gottes sieht. In deinem Lichte, heißt

es, sehen wir das Licht. Und so wirst du auch dein Leben nur dann recht verstehen, wenn du es im Lichte der Führungen Gottes betrachtest. Gott spricht zu dir in deiner Taufe, deiner Konfirmation, deiner Trauung, den Zeugnissen ernster Menschen, die in dein Leben traten, den Glockentönen des Leides und der Freude: Ich habe dich von je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Liebe. Er hat dich in eine besondere Familie, in einen besonderen Stand, in ein besonderes Vaterland, in besondere persönliche Verhältnisse gestellt, damit du in denselben dich als Christ beweisest. Besteht die wahre Lebensweisheit eines Christen darin, daß er den Willen Gottes in die Sprache seiner Lebensverhältnisse übersetzt, so besteht die wahre Gottesweisheit desselben darin, daß er versteht, was Gott in den Führungen seines Lebens ihm sagen will. Gott spricht zu jedem Christen eine besondere Sprache. Der Christ muß nur aufmerken. Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihres Herrn, wie die Augen der Mägde auf die Hände ihrer Frau sehen: also sehen unsere Augen auf den Herrn, unsern Gott. Dem Herren mußt du trauen, Wenn dir's soll wohl ergehn, Auf sein Werk mußt du schauen, Wenn dein Werk soll bestehn. Und so hat jeder Mensch ein Recht, Gott, den Gott und Vater aller Menschen, im besonderen Sinne seinen Gott, seinen Vater zu nennen. Wer aber den Gottesgedanken seines Lebens erfaßt hat, der hat auch die wahre Selbsterkenntniß gefunden.

Die Forderung der göttlichen Weisheit: Lerne Gott kennen, und die Forderung der menschlichen Weisheit: Lerne dich selbst kennen, fordern sich gegenseitig. Man lernt Gott nur kennen, wenn man ihn in's Herz aufgenommen und sein Walten im eigenen Leben erfahren hat. Man lernt aber sein eigenes Herz und sein eigenes Leben erst kennen, wenn man es im Lichte der Führungen Gottes betrachtet. Die Weisheit dieser Welt ist verwickelt und schwer. Die Weisheit von oben ist einfach. Man muß in allen Lagen des Lebens sagen können: Was Gott thut, das ist wohlgethan, und: In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen, und wie wir vorher sangen: Befiehl du deine Wege. Aber in diese einfältigen Sätze das ganze Herz legen, das ist schwer. Der treue Bote sagt: Zerbrich den Kopf

nicht allzusehr, Zerbrich den Willen, das ist mehr. Aber man kann noch eher Kopf und Willen zerbrechen, als das Herz. Einmal muß es aber brechen und dann müssen wir uns Gott unbedingt vertrauen. Warum sollen wir aber, was wir einst thun müssen, nicht in der Zeit thun? Es kann dann zu spät sein. Jetzt ist es Zeit. Wirf dich Gott ganz in die Arme. Du springst in keinen Abgrund, sondern in die Arme eines Vaters, der der rechte Vater ist über Alles was Kinder heißt. Bist du sein Kind, so kann dich weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Niederes scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Amen.

Wie wir uns in den dunkeln Führungen Gottes als Christen zu beweisen haben.

Predigt am Sonntag Oculi 1875 über Joh. 11, 1—16.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit Euch Allen. Amen.

Der für den heutigen Sonntag als der Sonntag Oculi verordnete Text ist aufgezeichnet

Joh. 11, 1—16.

Es lag aber einer krank, mit Namen Lazarus, von Bethania, in dem Flecken der Maria und ihrer Schwester Martha. (Maria aber war, die den Herrn gesalbet hatte mit Salben, und seine Füße getrocknet mit ihrem Haar, derselbigen Bruder Lazarus lag krank.) Da sandten seine Schwestern zu ihm, und ließen ihm sagen: Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank. Da Jesus das hörte, sprach er: Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehrt werde. Jesus aber hatte Martha lieb, und ihre Schwester, und Lazarum. Als er nun hörte, daß er krank war, blieb er zwei Tage an dem Orte, da er war. Darnach spricht er zu seinen Jüngern: Laßt uns wieder nach Judäa ziehen. Seine Jünger sprachen zu ihm: Meister, jenesmal wollten die Juden dich steinigen, und du willst wieder dahin ziehen? Jesus antwortete: Sind nicht des Tages zwölf Stunden? Wer des Tages wandelt, der stößt sich nicht; denn er siehet das Licht dieser Welt. Wer aber des Nachts wandelt, der stößt sich; denn es ist kein Licht in ihm. Solches sagte er, und darnach spricht er zu ihnen: Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke. Da sprachen seine Jünger: Herr, schläft er, so wird es besser mit ihm. Jesus aber sagte von seinem Tode; sie meinten aber, er redete vom leiblichen Schlaf. Da sagte es ihnen Jesus frei heraus: Lazarus ist gestorben; und ich bin froh um euretwillen, daß ich nicht dagewesen bin, auf daß ihr glaubet; aber laßt

uns zu ihm ziehen. Da sprach Thomas, der da genannt ist Zwilling, zu den Jüngern: Laßt uns mit ziehen, daß wir mit ihm sterben.

Jesus handelt in unserem Texte so, als wäre es seine besondere Absicht, die Jünger aus einer Verwunderung in die andere zu setzen. Die beiden Schwestern von Bethanien, Maria und Martha, in deren Hause sich der Herr wie nirgends wohl fühlte, lassen ihm durch Boten sagen: Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank. Das würden sie nicht gethan haben, wenn sie nicht die Krankheit ihres Bruders für sehr ernsthaft angesehen hätten. Und so war es. Es war eine Krankheit zum Tode. Jesus aber sagte: Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes. Er, der sonst dem gesunkensten Sünder seine hilfreiche Hand leiht, kommt seinem Freunde nicht zu Hilfe, sondern bleibt zwei Tage. Nach zwei Tagen aber sagt er: Laßt uns wieder nach Judäa ziehen. Das war ein gefährlicher Weg. Die Juden suchten seinen Tod. Und warum will Jesus diesen gefährlichen Weg gehen? Lazarus, sagt er, unser Freund schläft, aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke. Das verstehen wir leicht, weil wir die Auferweckung des Lazarus kennen. Die Jünger aber dachten an leiblichen Schlaf. Wer macht aber eine gefährliche Reise, um einen Kranken aus dem Schlafe zu wecken? Da sagt ihnen Jesus: Lazarus ist gestorben, laßt uns zu ihm ziehen. Als Lazarus krank war, blieb Jesus; als er todt war, brach er auf. Was konnte dem Todten sein Kommen helfen? Einen Sterbenden zu retten, konnte Jesus sein eigenes Leben preisgeben. Wer aber wagt sein Leben, um einen Todten zu sehen? Das mochte Thomas, der Zweifler, am wenigsten fassen. Aber er ist bereit, mit Jesu in den Tod zu gehen. Laßt uns mit ziehen, daß wir mit ihm sterben.

Wir sind Christen, weil wir bereit sind, dahin zu gehen, wohin Christus uns führt. Aber seine Führungen sind oft so dunkel, wie sie in unserem Texte den Jüngern erscheinen mußten. Wie haben wir uns in solchen dunkeln Führungen als Christen zu beweisen? Diese Frage zu beantworten, lasset uns unter Gottes Beistand heute versuchen. Lasset uns daher betrachten,

Wie wir uns in den dunkeln Führungen Gottes als Christen zu beweisen haben.

1.

Das Erste was wir in den dunkeln Führungen Gottes zu beweisen haben, ist Glaube: Glaube an die Weisheit und Güte der Wege Gottes.

Ich sah vor Kurzem in Leyden einen wüsten Platz, die Ruine genannt. Diese entstand am 12. Januar 1807 durch folgendes Ereigniß. Ein mit siebenzig Pulverfässern gefülltes Schiff entzündete sich. In einem Augenblick stürzten ganze Massen zusammen. Viele Hunderte von Menschen wurden lebendig begraben. Drei Schulhäuser, die mit Kindern gefüllt waren, wurden in die Luft geschleudert. Dazu kam noch eine Feuersbrunst, die über 800 Häuser zerstörte. Das Alles kam über Menschen aller Alter, über Gerechte und Ungerechte, über Gläubige und Ungläubige. Als im Jahr 1755 in dem Erdbeben von Lissabon in einigen Augenblicken viele Tausende von Menschen von der Erde verschlungen wurden, da gossen Voltaire und seine Genossen ihren Haß aus über den Glauben an die Vorsehung. Auf den Schlachtfeldern, wo das Recht der Gewalt unterliegt, steigen oft furchtbare Anschuldigungen gegen die Vorsehung auf: so furchtbar, daß man sie auf der Kanzel nicht wohl aussprechen kann. Das sind nun eben die dunkeln Führungen im Leben der Völker.

Was geschieht, ist eine Wirkung, die ihre Ursachen hat. Diese eherne Kette von Ursachen und Wirkungen, nach welcher Alles was geschieht mit Nothwendigkeit geschieht, nennt man Schicksal. Spricht man von einem Menschen, der eine schwere Erfahrung macht, so sagt man: Das war nun einmal sein Schicksal. Nach dem Glauben der Griechen standen selbst die Götter unter dem Schicksal. Und als der Glaube an die alten Götter fiel, da blieb Vielen, wie z. B. dem Spötter Lucian, nur der Glaube an ein dunkles, herzloses Schicksal übrig. Menschen, die ohne Glauben in die Dinge eingreifen, als wären sie selber Götter, können sich nicht verschweigen, daß sie ohnmächtig dastehen gegenüber jener dunkeln Nothwendigkeit, die zuletzt Alles entscheidet. Sie, die selbst ganz von Willkür beherrscht werden, können sich auch das Schicksal nur als eine willkürlich waltende Macht denken. Man erinnert sich, daß Napoleon in den Tagen seines Glückes an ein solches Schicksal glaubte.

Seines Sternes gewiß, sah er im Jahre 1812 unwiderstehlich das Schicksal über Rußland hereinbrechen. Aber das Schicksal brach über ihn herein. Und als es ihn an den Felsen von St. Helena gebunden hatte, da verwandelte sich ihm das Medusenbild des Schicksals in die Züge einer Vorsehung, die über das Große und das Kleine waltet.

Wohl vollziehen sich im Reiche der Natur Thatsachen, die durchaus unberechenbar sind: Erdbeben, Ausbrüche feuerspeiender Berge, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste u. s. w. Aber das Streben aller Naturwissenschaften geht doch dahin, einzelne Erscheinungen auf Regeln zurückzuführen. Wo aber Regeln sind, da sind Gedanken, und wo Gedanken sind, da muß eine Macht sein, die Gedanken erzeugt d. h. ein Geist. Niemand bestreitet, daß das Verhältniß der Planeten zur Sonne nach mathematischen Gesetzen geordnet ist. Gehört aber Verstand dazu, diese Gesetze zu begreifen, so muß doch vor Allem Verstand dazu gehören, diese Gesetze zu machen. Sie sind Ausflüsse des unendlichen Verstandes, der Himmel und Erde gemacht hat. Solch' eine Ordnung waltet in dem Sonnensystem, daß man auf Jahrtausende die Ereignisse desselben bis auf die Sekunde bestimmen kann. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündet seiner Hände Werk. Der Mensch versteht soviel von der Weisheit Gottes in der Natur, daß er auch da, wo er das Gesetz, das hier waltet, nicht finden kann, an dasselbe glauben muß. Wir kennen die Gesetze, nach denen die Planeten um die Sonne sich bewegen. Wie aber die Fixsterne sich zu einander verhalten, das können wir nicht sagen. Aber wir können nicht zweifeln, daß hier Gesetz und Ordnung waltet. Sonne, Mond und Sterne dienen einem höheren Zweck. Die Erde aber ist um des Menschen willen geschaffen. Hat Gott den Boden, auf dem das menschliche Leben sich bewegt, mit Weisheit geschaffen, um wieviel mehr wird er das menschliche Leben selbst mit Weisheit leiten. Der Wolken, Luft und Winden Giebt Wege, Lauf und Bahn, Der wird auch Wege finden, Wo dein Fuß gehen kann. Selbst durch die Religion der Heiden geht der Glaube an eine Vorsehung. Es liegt der Glaube an eine Vorsehung in der Natur der Religion. Alle Religion besteht doch darin, daß der Mensch sich zu Gott erhebe, damit Gott sich zu ihm herab-

lasse. Somit setzt alle Religion voraus, daß Gott sich um die Welt kümmert, den Einzelnen kennt, sich seiner annimmt. Ist die Welt durch den **Willen Gottes** entstanden, so kann auch ihr Bestand nur in dem Willen Gottes seinen Grund haben. Und so singen wir: Was unser Gott erschaffen hat, Das will er auch erhalten, Darüber will er früh und spat Mit seiner Gnade walten. Was aber den Menschen unaufhörlich treibt, zu Dem, der Himmel und Erde gemacht hat, flehende Hände emporzustrecken, das sind die Gefahren, mit denen das Leben umfangen ist. Es lauern ja hinter Feuer, Luft, Wasser und Erde finstere Geister, welche unaufhörlich das Menschenleben gefährden. Unser Lebensweg geht unaufhörlich an Abgründen hin. So lange die Seele an diesen Leib geknüpft ist, ist sie an eine Welt gefesselt, in der Sünde, Krankheit, Tod unaufhörlich den Menschen zu stürzen suchen. Wie könnte es der Mensch in dieser Welt aushalten, wenn er nicht den Pfeilen, welche ihn bedrohen, den Schild des Glaubens an eine Vorsehung entgegenhalten könnte. Kurz, wer Religion hat, wer an einen Gott glaubt, wer die Gefahren des Lebens kennt, der giebt sich dem Glauben an eine Vorsehung hin.

So gewiß der Glaube an eine Vorsehung in der religiösen Natur des Menschen begründet ist, so geben doch gerade in den Zeiten, wo man diesen Glauben am meisten braucht, Vernunftgründe nicht die feste Zuversicht, die der Boden des Lebens fordert. Gegen die Behauptung, welche man so oft aufgestellt hat, daß Gott wohl im Großen und Ganzen die Entwickelung der Menschheit leite, aber um das Kleine und Einzelne sich so wenig bekümmere, als ein Fürst um Küche und Keller, bietet uns das Wort des Herrn, daß kein Sperling vom Dache fällt und daß alle unsere Haare auf dem Haupte gezählt sind, einen festen Hort. Mit Vernunftgründen kann man für und gegen streiten. Hat aber die Menschheit nicht die große Erfahrung der Weltgeschichte? Mancher Jüngling geht an das Studium der Geschichte mit der Hoffnung: Wenn ich einst in den Gang des Völkerlebens also eingedrungen sein werde, daß mir nicht bloß die Thatsachen in klaren Gruppen vor Augen stehen werden, sondern auch die Lebensgeister, die in ihnen walten, zu mir sprechen werden, wie ein Geist zum andern spricht: dann werde

ich die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts erfaßt haben. Du hoffst vergebens. Was in der Welt geschehen ist, das kann man aus Quellen wissen, und was die Ursachen und Wirkungen des Geschehenen sind, das kann man durch richtige Schlüsse finden. Woher weißt du denn aber, was Gott gethan hat und was er noch thut? Das sieht man nur mit dem Auge des Glaubens. Wer Gott nicht in sich gefunden und erfahren hat, der findet und erfährt ihn auch nicht in der Welt. Man muß im persönlichen Leben Gott erkannt haben, wenn man im weltgeschichtlichen Leben seine Wege verstehen soll. Und selbst wer in einem festen Bund mit seinen Gott steht und einen Blick erworben hat für die Wunderwege Gottes, der kann auf viele Fragen nicht antworten. Oder weißt du es, warum Gott, zu dem wir im Vaterunser flehen: Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe, es jetzt geschehen läßt, daß die Völker mit soviel Kraft und soviel Erfolg das Christenthum aus allen Lebensgebieten hinausdrängen? Weißt du es, warum es Gott geschehen läßt, daß die nicht große Zahl treuer Zeugen, die er sich hat übrigbleiben lassen, noch unter einander durch Konfessionen, Richtungen, Zerwürfnisse zertrennt sind? Nur der Glaube spricht: Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben, und singt wie Luther: Ein' feste Burg ist unser Gott.

2.

Was wir zweitens in den dunkeln Lebensführungen Gottes beweisen sollen, ist unbedingtes Vertrauen.

Wie viele Bücher sind nicht über Religion geschrieben worden. Da finden sich denn Untersuchungen, ob die Religion ein Fühlen oder ein Wissen oder ein Wollen sei. Man handelt dann von der Art und Weise, wie sich die Religion sowohl im Einzelnen als in der Gemeinschaft äußert. Man spricht von dem Verhältnisse des Glaubens zum Wissen. Das Alles hat ja sein Recht. Aber die Hauptsache in der Religion ist doch der Bund des Menschen mit Gott. Da ist die erste Frage: Setzt die Religion den Menschen wirklich in einen Bund mit dem lebendigen Gott? Alle Menschen haben die Anlage der Religion in sich. Aber der Gott, dem mehr als drei Viertheile der

Menschheit dienen, ist nicht der wahre Gott. Es giebt keinen andern Weg zu dem allein wahren Gott, als der Sohn, der da ist Weg, Wahrheit und Leben. Wer im Sohne den Vater hat, der steht im Bunde mit dem lebendigen Gott. Dieses Bundes Ziel ist nur Eines: der Seelen Seligkeit. Wie aber jeder einzelne Mensch die Menschheit in eigenthümlicher Art darstellt, so ist auch jedes einzelnen Christen Ziel, in eigenthümlicher Weise den Sohn in sich darzustellen. In jedem Christen soll der Sohn in eigenthümlicher Weise Gestalt gewinnen. Und so geht Gott denn auch mit jedem Menschen einen eigenen Gang.

Dabei laßt uns einen Augenblick stillestehn. Ich sagte: Gott geht mit jedem Menschen einen eigenen Weg zu dem Ziele, dazu er ihn verordnet hat. Wenn man von einem Manne hört, daß er mit mehr als fünfzig Menschen in vertrautester Freundschaft stehe, hat man die gegründete Besorgniß, daß es diesen Freundschaften an Tiefe fehlen werde. Der Mensch soll auf dieser Erde nun einmal in engem Kreise Innigkeit und Treue der Hingabe lernen. Etwas Anderes ist es, wenn Jemand als Lehrer, als Seelsorger, als oberster Leiter eines Lebenskreises berufsgemäß an Viele gewiesen ist. Gott nur ist der rechte Vater über Alles was Kinder heißt, der beste Freund im Himmel, der allein wahre Seelsorger, der König der Könige und der Herr der Herren. In ihm suchen die Legionen des Himmels, in ihm suchen alle Gläubigen der Erde, in ihm suchen Lebendige und Todte das höchste Gut. Dieß ist nun aber das alles menschliche Denken übersteigende Wunder, daß der Gott, um den alle guten Geister im Himmel und auf Erden sich bewegen, sich jedem Einzelnen so hingiebt, als wäre er nur für ihn da. Auch dem besten Freunde auf Erden darf man nicht zu oft kommen. Zu Gott kann man Tag und Nacht kommen: er hört uns mit immer gleicher Liebe. Je öfter du kommst, desto mehr freut er sich. Du kannst ihm das Größte, du kannst ihm das Kleinste sagen. Je mehr du ihn liebst, desto mehr liebt er dich. Nur bedenke, daß das Verhältniß des Menschen zu dem Heiligen ein heiliges ist. Soll Gott wollen was du willst, so mußt du zuerst wollen was Gott will. Du sollst in jedem Augenblick immer fragen: wie denke, will und handle ich als ein Kind Gottes, dessen Speise ist, den Willen seines Vaters zu thun? Und dann lege

dich und dein Leben unbedingt in Gottes Hand. Sprich: Was mein Gott will, gescheh' allezeit, Sein Will' der ist der beste. Sprichst du unaufhörlich so, dann redet Gott auch zu dir in seinen Führungen eine Sprache, die du verstehen kannst, wenn du nur willst. Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren sehen, also sehen unsere Augen auf den Herrn, unsern Gott, bis er uns gnädig werde. Ein Christ, der in Gottes Führungen ganz lebt, der gewinnt nach und nach ein sehr deutliches Verständniß dessen, was Gott an ihm ausrichten will. Eine Grundbedingung aber dieses Verständnisses ist, daß der Mensch sehr genau die Fehler kennt, von denen ihn Gott reinigen will. Denn seine Kinder für das ewige Leben zu erziehen, das ist ja das Ende aller Wege, die Gott mit dem Einzelnen geht. Eine Rebe, die gereinigt werden soll, muß beschnitten werden. Und Gott schneidet wohl scharf und tief. Und dann klagen die Menschen. Es kommen Zeiten, wo die Wolken des Lebens das Sonnenlicht Gottes ganz verdunkeln. Davon spricht Paul Gerhard, der viel erfahren hat, in dem Liede, das wir vorher sangen: Er wird zwar eine Weile Mit seinem Trost verziehn Und thun an seinem Theile, Als hätt' in seinem Sinn Er deiner sich begeben, Und sollst du für und für In Noth und Aengsten schweben: Wird's aber sich erfinden, Daß du ihm treu verbleibst, So wird er dich entbinden, Da du's am wenigsten gläubst. Verliere nur nicht das Vertrauen. Harre, Herz, nur mit Geduld, Endlich wirst du Rosen brechen, O dein Vater ist voll Huld, Kindlich darfst du zu ihm sprechen: Er ist gütig und erquickt Jedes Herz, das Kummer drückt.

Drei Dinge sind es, die du meiden sollst: Klage nicht, Richte nicht, Vergleiche nicht.

Klage nicht. Gott hat dem Menschen in des Lebens Noth die Thräne gegeben. Aber deine Thräne sei nicht die Thräne der Verzagtheit. Unverzagt und ohne Grauen Muß der Christ Wo er ist Stets sich lassen schauen. So leicht denkt der Mensch, daß er allein leiden müsse. Bedenke aber doch, was Gott so Vielen auferlegt, die nicht unter dir stehen. Wisset, sagt Petrus, daß ebendieselben Leiden euren Brüdern in der Welt widerfahren. Also: klage nicht.

Richte nicht. Ein bekannter großer Denker hat gesagt, daß

es Keinen gebe, der nicht, wenn seines Nachbars Haus brenne, eine gewisse Freude darüber habe. Das will ich nicht untersuchen. Aber das ist gewiß, daß in uns Allen ein Geist wohnt, der, wenn es einem Andern besonders trüb' ergeht, uns sagt: Der mag es wohl auch besonders verdient haben; der hat es nicht anders haben wollen; der ist nun einmal stets im Elend. Und nun besitzen die Menschen unserer Tage ein außerordentliches Talent, die Menschen kritisch zu zersetzen. Fäulniß zu speisen, heißt eben hoher Geschmack. Aber vergiß nicht das alte Wort: Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen. Fahr' nicht zu hoch her, eitler Mann, Noch hast du's letzte Hemd nicht an. Also: richte nicht.

Vergleiche nicht. Es giebt viele Menschen, namentlich in der mittlern Bildungswelt, die da glauben, daß sie auf alle Güter dieser Erde Anspruch machen können. Sie können nicht sehen, daß ein Anderer ein Talent, ein besonderes Gut, ein ungewöhnliches Glück habe, ohne zu fragen: Warum wird es mir nicht? Aber, lieber Mensch, bilde dir doch nicht ein, daß du einen Freibrief auf alle Güter der Menschheit hast. Du hast den Weg zu gehen, in den dich Gott gesetzt hat. Denke nicht, daß du zu gut bist für diesen Weg. Was Gott dir zugedacht hat, das wird wohl das Beste sein. Was Gott thut, das ist wohlgethan. Auf dieser Erde wollen die Menschen so oft bedeutender sein als sie sind. Wenn aber Gott sie einmal jenseits fragen wird, wie sie ihr Pfund verwaltet haben, da werden sie Neigung haben, es als klein darzustellen. Darum siehe nicht scheel auf deinen Nächsten. Gott geht eben mit jedem Menschen einen eigenen Weg. Darum: vergleiche nicht.

Nicht klagen, nicht richten, nicht vergleichen wollen wir, sondern uns mit unbedingtem Vertrauen Gottes Güte vertrauen. Er sorgt für mich stets väterlich: Nicht was ich mir ersehe, Sein Wille nur geschehe.

3.

Das Dritte, was Christen in den dunkeln Führungen des Lebens beweisen sollen, ist Hoffnung.

Wenn man von dem Verhältniß Christi zu den drei Geschwistern in Bethanien nur das wüßte, was unser Text ent-

hält, so würde uns das Verhalten Christi unfaßbar sein. Er bleibt, wo er nach menschlichem Urtheil gehen mußte und er geht, wo er nach menschlichem Urtheil bleiben mußte. Aber Alles lichtet sich auf, wenn man von dem Ende ausgeht. Er wußte von Anfang an, daß Lazarus sterben mußte, um durch ihn auferweckt zu werden. Darum blieb er bei der Nachricht von des Lazarus Erkrankung und darum ging er nach dessen Tode. Lazarus mußte sterben, um durch ihn zu neuem Leben erweckt zu werden. Aus der Nacht der Gräber mußte das Licht göttlicher Herrlichkeit aufgehen.

So ist es auch in unserm Leben. Eine große Zahl von Menschen erfreut sich an romanhaften Darstellungen menschlicher Lebensführungen. Ich will es jetzt nicht loben, ich will es nicht tadeln: es ist so. Im laufenden Leben kehren uns die Menschen so oft und viel die gewöhnliche Seite zu. In jenen Büchern aber stehen sie vor unserm Geistesauge als ideale Gestalten. Und es ist natürlich leichter und angenehmer, von solchen Menschen zu lesen, als im Leben alle die Schattenseiten, die nun einmal uns anhaften, zu tragen. Das aber wird wohl Jeder sagen, daß man Charaktere und Lebensführungen solcher Bücherideale erst am Ende beurtheilen kann. Wer mitten im Buche stehen bleibt, hat kein Urtheil. So ist es aber auch im Leben. Man muß ein Menschenleben übersehen können, um die Führungen desselben verstehen zu können. Das ist die große Wahrheit, die uns der 73. Psalm sagt. Assaph strauchelte schier, da er sah, wie es dem Gottlosen so gut gehe, der Fromme aber geplagt werde. Ich konnte es nicht begreifen, bis daß ich in's Heiligthum ging und merkte auf das Ende. Nun giebt es in jedem längeren Leben Ruhepunkte, wo eine Vergangenheit sich abschließt und eine Zukunft sich aufthut. So schließt die Kindheit mit der Konfirmation, die Jugend mit der Trauung, die Amtswirksamkeit mit Wendepunkten nach Ort, Zeit, Art ab. Uebersieht man nun von solchen Ruhepunkten im Lichte Gottes die Straße, die hinter uns liegt, da preist man Gott, und nicht bloß für das was er gethan, sondern auch für das was er nicht gethan hat. Wie oft hat der Mensch auf das Leidenschaftlichste Güter erfleht, die, wenn sie Gott ihm gewährt hätte, sein Leben unglücklich gemacht hätten. Weißt du, wer in vielen Fällen dein größter Feind

ist? Das bist du. Und wie oft hat Gott, was du durch deine Thorheit böse gemacht hattest, durch seine Weisheit gut gemacht. Und wer hat dich am meisten gefördert? Die Zeiten der Ruhe, des Vergnügens, der äußeren Ehre? Nein, die Zeiten der Arbeit, des Kampfes, der Buße, der Gebete. Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünket uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein, aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind (Hebr. 12, 11.). Du lebst, so lange das Blut von dem Herzen ausströmt, um nach dem Herzen zurückzuströmen. Steht dieser Lebensstrom still, so endet das Leben. Im Herzen liegt das Leben. So ist es aber auch mit dem Geistesleben. Stillestehn muß der Lebensstrom des natürlichen Menschen, wenn Christus sein Leben werden soll. Von Christo muß der Strom des Geisteslebens ausgehen, um zu ihm zurückzukehren. Ich bin die Auferstehung und das Leben: Wer da glaubet an mich, wird leben, ob er gleich stirbt. Und wer da lebet und glaubet an mich, wird nimmermehr sterben. Darum sterbe im Geiste, ehe du am Leibe stirbst, aufdaß, wenn du einst dem Leibe nach stirbst, du ewig im Geiste Christi lebest. Ja, Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Erst der Boden der Ewigkeit ist der Ruhepunkt, von wo aus du dein Leben wahrhaft überschauen und beurtheilen kannst. Dort werd' ich das im Licht erkennen, Was ich auf Erden dunkel sah. Dort wunderbar und heilig nennen, Was unerforschlich hier geschah. Dort sieht mein Geist mit Preis und Dank Die Schickung im Zusammenhang.

Darum beweise in allen Führungen Hoffnung. Wir leben in einer Zeit, wo der Glaube an den lebendigen Gott sehr im Preise gesunken ist. Man achtet jetzt nur das, was man greifen, wo möglich essen und trinken kann. Um so mehr lasset uns unsere Ritterschaft beweisen in freudiger Hingabe an den lebendigen Gott. Spreche Jeder: Wenn Alle untreu werden, So bleib' ich dir doch treu. Die Sache der Wahrheit, jetzt verachtet, wird einst hervorbrechen wie das Morgenroth. Unser Leben ist mit Christus verborgen in Gott. Wenn Christus unser Leben wird offenbar werden, dann werden auch wir offenbar sein. Amen.

Das Christenthum steht und fällt mit Christi Auferstehung.

Predigt am ersten Osterfeiertage 1874 über 1 Kor. 15, 17—22 in der Stadtkirche zu Greiz gehalten.

Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten. Amen.

Als Jesus Christus, der in einem Garten vor den Thoren Jerusalems begraben worden war, auferstand, da war es Frühling. Und so feiert denn die Christenheit alle Jahre, wenn zu Frühlingsanfang der Vollmond gekommen ist, an demselben Wochentag, an dem Christus auferstanden ist, am Sonntag Ostern. Das Wiedererwachen neuen Lebens aus dem winterlichen Todesschlafe ist ja ein schönes Bild der Auferstehung Christi von den Todten, welche die Bürgschaft unserer eigenen Auferstehung ist. Seitdem der Erstling von Allen die da schlafen, auferstanden ist, ist ein Geistesfrühling angebrochen, in dem Tausende und aber Tausende geistlich auferweckt werden, bis Jesus Christus wiederkommen wird, Alle die in den Gräbern sind aufzuerwecken, es sei zur Auferstehung des Lebens, es sei zur Auferstehung des Gerichtes. Aber es giebt auch in der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden Zeiten geistlichen Todes und Zeiten geistlicher Auferstehung. So brach nach einer langen Zeit der Entfremdung vom Evangelium seit den siegreichen Kämpfen der Deutschen gegen Napoleon ein neues geistliches Leben an, aus dessen Fülle wir

noch immer schöpfen. Aber diesem Geistesfrühling folgte ein schwüler Sommer, in dem das Unkraut aufging mit dem Waizen. Wie dieser Sommer mit dem Gewitter einer Revolution, der Julirevolution 1830, begonnen hatte, so endete er auch mit einer Revolution, der Februarrevolution von 1848. Seitdem geht durch die Völker ein Streben, die Bande zu zerreißen, welche sie an das Reich Gottes knüpfen. Wir stehen in einer Zeit der Scheidung und Auflösung. Was seit mehr als einem Jahrtausend verbunden war, Familie und Christenthum, Schule und Evangelium, Kirche und Staat, der Geist der Bildung und der Geist Christi: es will sich scheiden. Und dieser Gegensatz kommt an jeden Einzelnen heran. Entweder für oder gegen Christus: das ist die Frage. Wer sich gegen Christus erklärt, der erklärt sich ebensomit für das Reich des Gegensatzes gegen Christum, für das Antichristenthum, welches in unserer Zeit eine wahrhaft grauenhafte Macht entwickelt. Sie kennen keinen Gott, keinen Geist, keine Unsterblichkeit mehr; sie wollen die unantastbaren Grundlagen aller Staaten: Eigenthum, Ehe, Recht, Sitte, Obrigkeit aufheben; sie wollen alle Völker in eine große Volksherrschaft auflösen. Aber die ewige Weisheit, die über den Sternen waltet, weiß auch aus Gift Arznei, aus dem Tode den Sieg zu bereiten. Und so sind denn die Zeiten, wo das Christenthum im Großen und Ganzen bekämpft wird, auch die Zeiten, wo sein Wesen im Großen und Ganzen tiefer erkannt wird. Von diesem ewigen Wesen des Christenthums möchte ich heute zu euch reden. Es ist ja die Auferstehung Christi von den Todten ein Glaubensartikel, mit dem das Christenthum steht und fällt.

Wir legen unserer Betrachtung zu Grunde aus dem 15. Kapitel des ersten Briefes Pauli an die Korinther, welches von der Auferstehung handelt, den Abschnitt von V. 17—22:

Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden; so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten, und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen. Sintemal durch Einen Menschen der Tod, und durch Einen Menschen die Auferstehung der Todten kommt, denn gleich wie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden.

In der korinthischen Gemeinde waren verschiedene Richtungen und Parteiungen. Eine derselben behauptete, daß die Leiber einst nicht auferstehen würden, weil der Leib ewigen Lebens nicht fähig sei. Gegen diese spricht nun der Apostel in dieser Stelle. Wer die Auferstehung der Leiber leugnet, der darf auch nicht glauben, daß Christi Leib auferstanden sei, da Christus der Erstling ist aller Auferstehenden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel, unser Heil ohne Grund, unsere Hoffnung auf das ewige Leben nichtig. Und so laßt uns denn auf Grund unseres Textes unsere Andacht um den Gedanken sammeln:

Das Christenthum steht und fällt mit Christi Auferstehung,

weil erstlich unser Glaube, zweitens unser Heil, drittens die Hoffnung auf das ewige Leben auf der Auferstehung Christi ruht.

1.

Zuerst also ruht unser Glaube auf der Auferstehung Christi von den Todten.

Das Allgemeinste, was man vom Christenthum aussagen kann, ist, daß es Religion ist. Wer nicht an Gott glaubt, hat keine Religion. Auch Derjenige, der in Sachen der Religion nur seiner Vernunft folgt, muß an den Gott, den seine Vernunft fordert, doch glauben. Nicht bloß alle Christen, sondern alle religiösen Menschen wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Der Zug des Glaubens ist unserer Seele eingepflanzt. Wie die Magnetnadel unruhig zitternd den Nordpol sucht, so sucht unsere unruhig bewegte Seele Gott. Der Kirchenlehrer Augustin sagt: Du hast uns gemacht zu dir, darum ist unser Herz unruhig, bis es ruht in dir. Der Glaube aber ist nach der Schrift eine feste Zuversicht dessen was man hofft und nicht siehet. Du glaubst an Gott? Gut. Du glaubst an ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe? Das ist noch besser. Worauf ruht nun die Zuversicht deines Glaubens? Du wirst antworten: Gott hat sich mir als Vater bezeugt, er hat mir von Kindesbeinen an unendlich viel Gutes gethan, er hat meine Gebete erhört, er hat mich oft wunderbar beschützt, er hat mir geistliche Güter bescheert, er ruft mich in den Glocken, er spricht zu

mir in seinem Worte, er weidet mich mit seinem Sakrament. Du glaubst also an Gott, weil er sich dir als Gott offenbart hat. Er hat sich aber dir als Vater offenbart, weil du ein Glied des Volkes der Offenbarung bist. Während Gott die heidnischen Völker ihre Wege gehen ließ, hat er sich dem Volke Israel durch Propheten offenbart. Alle Propheten aber weissagen nur Einen, in dem Gott alle seine Weissagungen erfüllen werde. Und dieser Eine, auf den zwei Jahrtausende gehofft hatten, erschien in der Erfüllung der Zeiten in Jesu Christo. Wer an Gott glaubt, ist noch kein Christ. Wie schon gesagt wurde: Heiden, Juden, Muhamedaner glauben auch an Gott. Ein Christ ist, wer an Gott glaubt, wie er sich in Jesu Christo offenbart hat. Der Christ kennt keinen andern Weg zu Gott als Jesum Christum, der da ist Weg, Wahrheit und Leben. Niemand kennt den Vater denn der Sohn und wem der Sohn es will offenbaren. Jesum Christum aber kann Niemand einen Herrn nennen, denn im heiligen Geist. Der Christ glaubt an Vater, Sohn und Geist. Auf Vater, Sohn und Geist bist du getauft; Vater, Sohn und Geist hast du in deiner Konfirmation bekannt; auf diesen Glauben sollst du leben und sterben. Den dreieinigen Gott bekennen die Christen aller Zeiten, aller Orte und aller Konfessionen. Fällt dieser Glaube, dann fällt mit ihm das Christenthum. Aber dieser Glaube kann nicht fallen. Himmel und Erde können fallen und werden fallen. Der dreieinige Gott aber bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Seinem Wesen nach also ist das Christenthum Glaube an den dreieinigen Gott.

Wer den dreieinigen Gott bekennt, bekennt seinen eingebornen Sohn, der um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden ist. So nothwendig gehört die Auferstehung Christi zu unserem Glauben, daß der Apostel Paulus in unserem Texte sagt: Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel. Man kann nicht sagen, daß das Christenthum auf diesem oder jenem Worte, auf dieser oder jener Wunderthat, auf dieser oder jener Erfahrung Christi ruhe. Vieles hat Jesus gesagt, gethan, erfahren, was wir nicht wissen. Wenn eins nach dem andern sollte geschrieben werden, achte ich — sagt Johannes — die Welt würde die Bücher nicht begreifen. Christi Tod aber und Christi Auferstehung sind Grundthatsachen, mit

denen das Evangelium steht und fällt. Die Auferstehung Christi steht in so nothwendigem Zusammenhang mit Christi Tod, daß wo der Gekreuzigte verkündet wird, auch der Auferstandene verkündet werden muß. Ein Apostel war wesentlich Zeuge der Auferstehung. Paulus sagt in unserm Kapitel, er habe zuvörderst verkündet, daß Christus gestorben sei nach der Schrift und daß er auferstanden sei nach der Schrift. Daß Christus auferstanden ist, das haben wir von Jugend an gehört. Das ist nun eben unsere Geistesträgheit, daß wir das so hinnehmen, als verstände es sich von selbst. Daß ein Gekreuzigter, der drei Tage im Grabe liegt, lebendig aus dem Grabe wieder hervorgeht, das ist das Wunder aller Wunder. In stärkerer Weise konnte sich Gott nicht für Jesu bekennen. Gestorben war Jesus Christus am Kreuze als ein Verbrecher. Die Ursache seines Todes hatte Pilatus in die Worte gefaßt: Jesus von Nazareth, der König der Juden. Wenn nun Gott den von seinem Volke Verurtheilten auferweckt, so bekennt er sich in dieser größten Wunderthat zu Christo als dem König der Juden. Er spricht in dieser That aus: Dieser ist wirklich Christus, der Juden König, mein Sohn. Darum sagt Paulus, daß Jesus ein Sohn David's sei nach dem Fleische, nach dem Geiste aber ein Sohn Gottes, seit der Zeit er auferstanden ist von den Todten (Röm. 1, 3. 4.). Wenn ein Ungläubiger dahin kommt, zuzugeben, daß Jesus von den Todten auferstanden ist, so muß er auch bekennen, daß Gott Jesum Christum als seinen Sohn bezeugt habe. Er muß sagen: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Er muß niederfallen mit Thomas und anbetend sagen: Mein Herr und Gott.

Weil das Christenthum wesentlich Glaube an den dreieinigen Gott ist, Jesus Christus aber, die zweite Person der Gottheit, wesentlich der Auferstandene ist, so steht und fällt unser Glaube mit der Auferstehung Christi. Das ist das Erste.

2.

Das Zweite ist, daß unser Heil auf der Auferstehung Christi ruht.

Erlaubt mir, andächtige Christen, einmal persönlich zu reden. Es sind nun 39 Jahre, seit ich nicht mehr in dieser meiner Vaterstadt wohne. Kehre ich nun von Zeit zu Zeit einmal

wieder, so ist das erste Gefühl, welches mich erfaßt, das der Wehmuth über den Wandel der Zeit. Viele, die meinem Herzen nahe standen, sind gestorben. Familien, die einst fest in dem Boden dieser Stadt eingewurzelt waren, sind entweder verschwunden, oder ohne Zukunft. In früheren Zeiten blühten in manchen Städten einzelne Familien fünf bis sechs Jahrhunderte. Aber solcher Dauer ist die Gegenwart nicht günstig. Durch diese einst stillen Thäler braust der Strom des Weltverkehrs, der Familien bringt und Familien nimmt, und die Grundlagen, auf denen der Wohlstand der Familien ruht, überaus schnell erschüttert. Jetzt dauern nicht leicht Familien auf die Länge. Frühere Geschlechter gingen ganz auf in die nächsten Verhältnisse, in die sie gestellt waren. Man lebte von den kleinen Begebenheiten, die das laufende Leben brachte. Größere Ereignisse, etwa ein Feuerunglück, eine Kriegsheimsuchung, ein nächtliches Verbrechen, überlieferte eine Generation der andern. Der Mensch der Gegenwart aber wird schon durch den Erwerb genöthigt, unaufhörlich auf die Wechselfälle des allgemeinen Lebens zu achten. Es gehört zur Bildung, ein Interesse zu haben für Alles, was die Welt bewegt. Der Mensch der Gegenwart ist ein Weltbürger. Das ist der Gang der Dinge, dem der Einzelne vergebens widerstrebt. Und so zeigt denn unsere Stadt dem Eintretenden aller Orten das Streben, durch Fabrikthätigkeit und Handel theilzunehmen an dem Güterverkehr der Welt. Wohin zielt aber dieser außerordentliche Kraftaufwand? Da muß man nun von nicht Wenigen sagen: Sie arbeiten um nur das Leben zu haben. Vielen aber ist das Leben nur werth, wenn es mit leiblichen Genüssen, mit rauschenden Lustbarkeiten, mit Prunk und Glanz ausgeschmückt ist. Anderer Streben ist auf Besitz gerichtet. In Geld den Schlüssel zu haben, welcher die Schätze dieser Welt öffnet, dünkt ihnen das Höchste. Und unsere Zeit hat ein merkwürdiges Geschick, ohne Arbeit durch reine Berechnung und gewagtes Unternehmen Geld zu erwerben. Nicht an sich Geld zu haben, sondern durch Geld ihren Familien Wohlstand, Ansehn und Dauer zu geben, ist das Trachten Anderer. Von nicht Wenigen muß man sagen, daß ihnen nichts über ihren Beruf geht. Das Arbeiten als solches ist ihnen Lust. Ist das nun an sich löblich, so muß man doch hinzufügen, daß sie außer-

dem nichts Höheres kennen. Von Vielen muß man sagen, daß sie, was ihnen ihr Beruf von Zeit und Kraft übrig läßt, den politischen Bestrebungen unserer Zeit widmen. Die großen Fragen der menschlichen Gesellschaft beschäftigen sie. Noch Andern endlich erscheint die fortschreitende Weltbildung das Höchste zu sein.

So ist es in Greiz, so ist es aller Orten. Wir sind aber hier versammelt, nicht nach dem zu fragen was ist, sondern was sein soll. Richtet aber selbst. Kann man wirklich sagen, daß das Leben durchzubringen, des Lebens höchstes Ziel ist? Jesus Christus sagt: Sorget nicht. Ihr seid ja mehr wie die Vögel des Himmels, die nicht säen und ernten. Gott sorgt. Besteht wirklich das Leben in weltlichen Genüssen? Der Apostel sagt: Habt nicht lieb die Welt. Die Welt vergeht mit ihrer Lust. Wer den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit. Ist Geld das höchste Gut? Ihr wißt Alle, wie nachdrücklich der Herr gegen Mammonsdienst warnt. Das ist ein treuloser Gott, der Mammon, der seine Diener schlecht lohnt. Das sagt uns keine Zeit mehr als die unsere. Welchen Schwankungen der Geldbesitz unterliegt, habe ich nicht nöthig auszuführen. Wer nichts Höheres kennt als den irdischen Beruf, der erniedrigt sich selbst zu einem bloßen Sklaven der Menschen herab. Der Herr sagt: Ihr seid theuer erkauft: werdet nicht der Menschen Knechte. Dagegen muß man von den Meisten, die sich den großen Bewegungen der menschlichen Gesellschaft, namentlich den politischen, in die Arme werfen, sagen, daß sie ohne Beruf sich Dingen hingeben, die nicht nur ohne sie entschieden werden, sondern auch ganz anders gehen als sie meinen. Mit welcher wahnsinnigen Begeisterung begann vor vier Jahren Frankreich den Krieg gegen Deutschland. Und wie stand es schon nach wenig Wochen? Der Tag von Sedan zerschlug ein Kaiserthum. So wandelbar ist Alles in den Staaten der Menschen. Bildung, Kunst, Wissenschaft sind hohe Ziele. Die Losung auf diesem Gebiete ist: Fortschritt. Wer aber schreitet denn fort? Die Menschheit. Der Fortschritt der Menschheit aber ist gleichgültig gegen das Glück des Einzelnen. Der Weg zu dem Ziele der Reichseinheit ging über die furchtbaren Schlachtfelder von Frankreich. Ganze Völker müssen untergehend die Straße bilden, über welche die

Menschheit fortschreitet. Was in aller Welt hilft es dir, in dem rastlos bewegten Meer der Menschheit eine Welle zu sein, die steigt, fällt, vergeht? Was hilft es dir, ein Stück Schiene zu sein, über welche der Wagen des Fortschritts geht?

Hier ist der Punkt, wo das Christenthum seine ganze Herrlichkeit offenbart. Das Christenthum sagt zu jedem einzelnen Menschen: Du hast eine unsterbliche Seele, die dir mehr werth sein soll, als die ganze Welt. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Laß dich nicht verführen durch die Weisen des Tages, welche dir vorreden, daß der Mensch nur ein höheres Thier sei, dessen Seele mit dem Leibe ende. Deine Seele hat einen unendlichen Werth. Sie ist für die Ewigkeit geschaffen. Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. Eins ist noth. Rette deine Seele. Rette sie durch den Glauben an Jesum Christum. Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name gegeben, darin sie sollen selig werden, denn der Name Christi. Merk auf, Himmel, vernimm, Erde, denn der Herr spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stirbt, und wer da lebet und glaubet an mich, wird nimmermehr sterben. Unsere Rettung ist Christus geworden durch seinen Tod. Damit die Menschheit nicht dem ewigen Tode verfalle, hat Christus für sie den Tod am Kreuze gelitten. Mit dem Tode mußte Christus ringen, um dem Tode die Macht zu nehmen über die Menschheit. Blieb er im Tode, so hatte der Tod gesiegt. Christus aber verschlang den Tod in den Sieg. Das Leben überwand den Tod in der Auferstehung. Ohne sie konnte Christi Tod uns nicht retten. Ist Christus nicht auferstanden, sagt der Apostel, so seid ihr noch in euren Sünden. Unser Heil ruht also auf Christi Auferstehung. Um unserer Sünden willen ist Christus getödtet und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt worden. Und so bekennen wir mit dem uralten Osterliede: Wäre er nicht erstanden, die Welt wäre vergangen. Weil er denn auferstanden ist, so laßt uns preisen Jesum Christ!

Weil also das Christenthum wesentlich Rettung der Seele oder Heil ist, das Heil aber auf der Auferstehung Christi ruht,

so steht und fällt das Christenthum mit der Auferstehung. Das war der zweite Punkt.

3.

Ich sagte zuerst: Das Christenthum ist Glaube an den dreieinigen Gott. Gott aber hat sich als Vater, Sohn und Geist offenbart, um die Welt zu retten. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, aufdaß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Das Christenthum ist also zweitens Heil. Das Dritte im Christenthum ist das Reich Gottes. Das Reich Gottes auf Erden ist die Kirche. Ich glaube an eine heilige allgemeine Kirche auf Erden. Das Reich Gottes auf Erden aber wird sich vollenden, wenn Christus einst wiederkehren wird. Dann erst wird das Reich Gottes wahrhaft kommen, wie wir im Vaterunser beten: Dein Reich komme! Die Hoffnung aber des ewigen Lebens gründet sich auf die Auferstehung Christi von den Todten. Das war der dritte Punkt.

Gott hat dem Menschen einen Zug zum Ewigen gegeben. Darum werden wir so schwermüthig gestimmt, wenn uns die fallenden Herbstblätter an die Vergänglichkeit erinnern; wenn uns die Gräber sagen, daß auch wir einst den Weg gehen müssen, von wannen man nicht zurückkehrt; wenn uns Trümmer an Stätten erinnern, die einst von Geist und Leben erfüllt waren. Wir sind vergänglich und sehnen uns doch unaufhörlich nach dem Unvergänglichen. Kein Mensch würde Schmerz haben über die Vergänglichkeit alles Irdischen, wenn er nicht, wie der Prediger Salomo sagt, die Ewigkeit im Herzen trüge. Viele unserer Seufzer nach Ruhe gehen nach der ewigen Ruhe hin. Eine stille Ahnung der ewigen Ruhe liegt in der Natur. Darum ist es dem Menschen eine Erquickung, aus dem unruhigen Treiben des städtischen Lebens zuweilen herauszugehen in die Natur, die ihren stillen ruhigen Gang geht. Was auch in diesen Thälern geschehen mag: die Berge blicken ruhig herab. Geschlechter kommen, Geschlechter gehen: die Natur wandelt ihre Gestalt nicht. Sollte einst nur noch ein großer Kirchhof hier sein: über den Gräbern wird es alle Frühlinge wieder grünen. Diese unerschöpfliche Lebenskraft der Natur ist eine Wirkung der Gottes-

kraft, welche die ganze Schöpfung durchdringt. Von dem dritten Schöpfungstage an, wo Gott der Erde gebot, Kraut und Gras aufgehen zu lassen, hört die Erde nicht auf Pflanzen zu erzeugen. So geht denn auch von dem dritten Tage, da Christus aus dem Grabe auferstand, ein Lebensgeist durch die Welt der Geister, der immer von Neuem die Todten auferweckt. Ich rede aber hier von den geistlich Todten. Geistlich todt sind alle Menschen, in denen der alte Mensch, nicht Christus herrscht. Darum wache auf, der du schläfst, so wird dich Christus erleuchten.

Wie aber werde ich geistlich auferweckt? fragst du. Durch den Geist Jesu Christi. Der Geist Jesu Christi wirkt durch Wort und Sakrament. Es ist hier in Greiz selbst in den Zeiten des fast allgemeinen Abfalls von dem evangelischen Glauben das Wort Gottes immer von treuen Zeugen verkündet worden. Laß ihr Wort auf dich wirken! Heute, so ihr seine Stimme höret, verstocket euer Herz nicht. Strecke nur die Hand nach Hilfe aus: der Helfer wird sie ergreifen. Man wird freilich nicht im Umsehen ein neuer Mensch. Aber dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. Getreu ist, der euch ruft, welcher wird's auch thun. Denke immer an Gott, den Gott deiner Väter; bete ohne Unterlaß; frage was Gott will, und trage was Gott will. In den Zeiten des alten Bundes sagte man: Heil dem Volke, das den Posaunenruf kennt. In den Zeiten des neuen Bundes muß man sagen: Heil dem Volke, das den Glockenruf versteht. Es ist ein Ruf aus der Ewigkeit zur Ewigkeit. Und suche das Sakrament des Altars. Denen, die im Glauben nahen, giebt Jesus in Brot und Wein seinen Leib und sein Blut zur Gemeinschaft des ewigen Lebens, zur Vergebung der Sünden, zur brüderlichen Liebe. Die Frucht vom heil'gen Abendmahl, Dem höchsten Gut im Thränenthal, Soll mit der herzliche Verein Der brüderlichen Liebe sein.

In der neueren Geschichte hat das Wort: Zu spät! eine furchtbare Bedeutung. Nach menschlichem Ermessen wäre durch rechtzeitiges Zugeständniß Schweres vermieden worden. Doch darüber läßt sich rechten. Eine ganz andere Gefahr entsteht, wenn es für die Rettung der Seele zu spät ist. Denk', o Mensch, an deinen Tod: säume nicht, denn Eins ist noth. Im Sterben beweist sich das Christenthum als eine Kraft Gottes,

selig zu machen. Der Friede, der auf dem Antlitz derer ruht, die in Christo sterben, ist ein Nachglanz der Auferstehung Christi und ein Vorzeichen unserer einstigen Auferstehung. Es kommt die Stunde, in welcher Alle die in den Gräbern sind werden die Stimme des Menschensohnes hören und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben zur Auferstehung des Lebens, die da Uebles gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts.

Ich schließe, womit ich anfing. Wir stehen in einer Zeit der Scheidung. Eine mächtige Zeitströmung drängt die Menschen zum Abfall hin, zum Antichristenthum. Darum halte dich fest an die Grundpfeiler des Christenthums. Glaube von ganzem Herzen an den dreieinigen Gott. Rette deine Seele durch den Glauben an Jesum Christum. Trachte zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit. Kämpfet den guten Kampf des Glaubens und ergreifet das ewige Leben, wozu ihr berufen seid. Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum. Amen.

Des Menschen Bitten und Gottes Erhören.

Predigt am Sonntag Rogate den 21. Mai 1876 über Matth. 7, 7—11.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit Euch Allen. Amen.

Die Sonntage Jubilate und Cantate rufen uns zu: Jubelt, Singet! Und selbst die Natur folgt diesem Rufe. Aus dem Wintergrabe neuerstanden verkündet sie mit ihren grünen Blättern, mit ihren lichten Blüthen, mit ihren fröhlichen Vogelstimmen: Der Geist göttlichen Lebens, der mich aus dem Wintergrabe auferweckt hat, der hat Jesum Christum aus dem Grabe auferweckt. Darum jubelt, darum singet, ihr Jünger des Herrn! Der Sonntag Jubilate hat seinen Namen vom 66. Psalm, der anhebt: Jauchzet Gott alle Lande, lobsinget zu Ehren seinem Namen, rühmet ihn herrlich. Der Sonntag Cantate aber ist also genannt nach dem 98. Psalm: Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er thut Wunder. Die Gemeinde Christi, die Braut Christi, jubelt und singet, denn sie steht noch in den vierzig Tagen, da Christus, der Bräutigam, auf Erden ist. Da spricht der Bräutigam zu seiner Braut, wie wir im Hohen Liede lesen: Stehe auf, meine Freundin, meine Schöne und komm her! Denn siehe, der Winter ist vorbeigegangen, der Regen ist weg und dahin; die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen und die Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande. Der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, die Weinstöcke haben Augen gewonnen und geben ihren Geruch. Stehe auf,

meine Freundin, und komm, meine Schöne (Hoheslied 2, 10 ff.). In dieser Woche aber kommt der Tag, da Christus zum Himmel auffährt. Und da hatte die alte Kirche das Gefühl, sich durch Gebete vorzubereiten auf des Herrn Scheiden. Man hielt am Montag, Dienstag und Mittwoch Bittgänge, um dem scheidenden Herrn Gebete zu übergeben, daß er sie hinauftrage zu seinem himmlischen Vater, vor dem er uns, ein ewiger Hohepriester, auf immer vertritt. Und darum empfing dieser Sonntag den Namen: Rogate, d. h. Bittet. Was wir aber im Namen Christi bitten, das will Gott erhören. Von Gottes Erhörung ist der künftige Sonntag Exaudi genannt, nach dem Psalmworte 27, 7: Herr, höre meine Stimme, wenn ich rufe; sei mir gnädig und erhöre mich. Unser Bitten aber und Gottes Erhören hält uns der Text des heutigen Sonntags, als des Sonntags Rogate vor, aufgezeichnet

Matthäus 7, 7—11.

Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopfet, dem wird aufgethan. Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brot, der ihm einen Stein biete? Oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben; wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten?

Was der Mensch thun soll und Gott thun will, das sagt uns unser Text. Der Mensch soll bitten, Gott aber will geben; der Mensch soll suchen, Gott aber will ihn finden lassen; der Mensch soll anklopfen, Gott aber will ihm aufthun. Und so lasset uns denn heute auf Grund unseres Textes von

des Menschen Bitten und Gottes Erhören

reden.

1.

Wir reden zuerst von des Menschen Bitten, indem wir betrachten, daß der Mensch bitten soll, wie er bitten soll und was er bitten soll.

Wer nur einigermaßen sein tägliches Brot hat, den gehen oft genug Arme mit Bitten um Gaben an. Man kann in

vielen Fällen nicht helfen. Aber ein mitleidiges Herz und den Grundsatz Christi: Dem der dich bittet gieb, soll ein Christ haben. Ist doch auch der, welcher sein tägliches Brot hat, oft genug in der Lage, Andere bitten zu müssen. Das wird freilich Menschen, die ungern Andern etwas verdanken, schwer. Aber die vergessen nur, wie unendlich viel sie ohne Unterlaß der Arbeit ihrer Mitmenschen verdanken. Wie viele Hände müssen für uns arbeiten, damit wir essen und trinken, uns kleiden, wohnen u. s. w. können. Ja, wendet Einer ein, dafür müssen wir auch für sie arbeiten. Wie aber würde bei Unzähligen die Rechnung ausfallen, wenn das, was sie brauchen, bemessen würde nach dem was sie leisten. Du also, der du deinen Mitmenschen so viel verdankst, habe auch ein Herz für die Bitten deiner Mitmenschen. Die meisten Bitten werden an die Fürsten gerichtet. Wir haben gewiß bei den meisten Fürsten anzunehmen, daß sie gern helfen. Das gilt jedenfalls vom deutschen Kaiser, das gilt jedenfalls von unserm König. Aber Jedermann weiß, was Psalm 146 sagt: Fürsten sind Menschen, sie können ja nicht helfen. Wenn ein Fürst einen Erlaß wollte ausgehn lassen, in dem er alle seine Unterthanen ermunterte, nur so oft wie möglich sich bittend an ihn zu wenden, der würde versprechen, was er nicht halten kann. Der einzige Fürst, der helfen kann, ist Gott. Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Dieser Fürst hat durch seinen Zeugen, durch seinen Sohn verkünden lassen, ihn so oft als möglich zu bitten: er werde helfen. Er spricht: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen. Bittet, so wird euch gegeben, spricht in unserm Text Jesus Christus. Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet, sagt der heilige Sänger. Du erhörest Gebete, sagt derselbe, darum kommt alles Fleisch zu dir. Selbst dann, wenn ein Fürst immer helfen könnte und wollte, würde ein edler Mensch Bedenken tragen ihn oft zu beschweren. Gott aber beschwert man nicht durch vieles Bitten. Er sieht, hört, leitet uns doch den ganzen Tag. Siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du Herr nicht alles wissest. Er, der alle deine Worte hört, der freut sich aller deiner Worte, die du an ihn richtest. Gott will, daß wir ihn bitten sollen und zwar in allen Anliegen.

Wie aber sollen wir ihn bitten? Wenn Jemand über viele Mittel zu verfügen hat und auch bereit ist, Bittenden soviel er kann zu geben, der richtet sich in der Auswahl derer, welchen er giebt, nach Bedürftigkeit und Würdigkeit. Bedürftig der göttlichen Hilfe sind Alle, die bittend zu ihm kommen. Von Natur sind alle Menschen unwürdig, vor Gott zu stehen und ihn zu bitten. Was ihnen allein das Recht giebt, vor Gott zu stehen und ihn zu bitten, ist der Glaube an Jesum Christum, durch welchen sie Kinder Gottes werden. In dem Glauben aber, durch welchen wir Kinder Gottes sind, sollen wir auch bitten. Soll unser Gebet erhört werden, so müssen wir glauben. Wer da bittet, sagt Jakobus, der bitte im Glauben und zweifle nicht; denn wer da zweifelt, der ist gleich der Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde. Also glaube und zweifle nicht, daß dich Gott wirklich hört; zweifle nicht, daß der Allmächtige, der helfen kann, auch der Gnädige und Barmherzige ist, der dich erhören will; zweifle nicht, daß nur von ihm die Hilfe kommt. Ich glaube, daß kaum Jemand hier ist, der dieß nicht für richtig hielte. Aber es ist im Leben doch anders. Eine nicht kleine Zahl von Christen steht so, daß sie halb glauben, daß Gott uns hört, halb nicht glauben; daß sie Hingabe an Gott für eine Art Versuch ansehen, den man ja machen kann, dessen Erfolg aber zweifelhaft ist; daß sie halb auf Gott, halb auf eigene Kraft rechnen. Das aber heißt nicht im Glauben bitten. Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht, welche ohne Wanken und Schwanken Alles allein auf Gott stellt. Ein im Glauben stehendes Kind Gottes hält die Welt, die man sieht, für das Ungewisse und Trügerische, Gott aber, den man nicht sieht, für das Gewisse. Man muß sich Gott unbedingt ergeben, wenn er sich auch uns ganz geben soll. Zu Gott kommt man nicht durch eigne Kraft, sondern allein durch Gott d. h. durch den Sohn. Er ist Weg, Wahrheit und Leben. Wer aber würdig bitten soll, der muß im Namen Jesu bitten. Was aber heißt im Namen Jesu bitten? Es heißt: Bitten an Gott richten, die wir nicht auf unsere Person gründen, sondern auf Christi Verdienst und Christi Leben in uns; Bitten an Gott richten, welche Jesus Christus, unser Fürsprecher, bei Gott ver-

treten kann. Von den Gebeten aber im Namen Jesu hat Jesus selbst gesagt: Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das werde ich thun (Joh. 14, 13. 14.), und abermals: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben (Joh. 16, 23 ff.). Im Glauben, im Namen Jesu Christi bitten, können wir aber nur kraft des Geistes Christi. Denn nur im Geiste können wir Christum einen Herrn nennen. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, sondern der Geist vertritt uns auf's Beste mit unaussprechlichem Seufzen (Röm. 8, 26.). Was mich dein Geist selbst bitten lehret, Das ist nach deinem Willen eingericht, Und wird gewiß von dir erhöret, Weil es im Namen deines Sohns geschicht. Im Glauben also an Jesum Christum, im Namen Jesu Christi, im Geiste Jesu Christi sollen wir bitten. Die dritte Frage ist aber, was wir bitten sollen.

Wäre es so, daß man es Gott nur zu sagen brauchte, wenn man die Güter dieser Erde, Essen und Trinken, Kleider und Schuhe, Haus und Hof, Weib und Kind haben wolle, da würde es viele Beter geben, des Lebens Ernst und Arbeit ganz verschwinden und das Reich Gottes zu einer Feenwelt werden. Nein, selbst das Paradies mußten die ersten Menschen im Stand ihrer Unschuld bebauen und bewachen. Der gefallene Mensch soll im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen, bis er zur Erde wird, von der er genommen ist. Auf dieser Erde muß man arbeiten, um zu besitzen, lernen, um zu wissen, suchen, um zu finden, kämpfen, um zu siegen, opfern, um zu gewinnen. Wenn Gott alle Gebete um irdische Güter erhören wollte, würden die Menschen in die irdischen Güter so aufgehen, daß sie zuletzt keinen Sinn mehr hätten für das höchste Gut. Es ist also eine Unmöglichkeit, daß Gott alle Gebete um irdische Güter erhört. Wenn wir uns Gott nahen, um zu ihm zu beten, da ergreift uns der Gedanke, daß das höchste Gut, um das wir Gott bitten können, Er selbst ist. Nicht um ein irdisch Gut der Zeit: Ich fleh' um deinen Geist, singen wir. Was wir also unaufhörlich erflehen sollen, ist das Heil unserer Seele. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Andere zufallen. Und darum hat uns Jesus im Vaterunser gelehrt, zu unserm Vater im Himmel zu flehen, daß sein Name

geheiligt werde, sein Reich komme, sein Wille geschehe, wir aber Vergebung der Sünden empfangen und von dem Bösen erlöst werden. Aller unserer Bittgebete Anfang, Mitte und Ende soll das Heil unserer Seele sein. Und das Gebet um das Heil unserer Seele hat die Verheißung der Erhörung. Wenn ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben, um wie viel mehr wird Gott seinen Geist geben Allen die ihn anflehen. Rettung unserer Seele vom Verderben: die sollen wir mit Furcht und Zittern schaffen. Das Furchtbarste, was diese Erde hat, ist doch die Sünde. Der Schmerz über die Sünde ist der größte Schmerz. Nur wer die Hölle der Sünde empfunden hat, der kennt auch den Himmel, der in den Worten liegt: Dir sind deine Sünden vergeben! Und diesen Himmel will dir Gott aufschließen, wenn du im Namen Jesu Christi flehst: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Aber wenn die Sünde uns vergeben ist, ist ihre Wurzel in uns noch nicht ausgerissen. Wir können nicht aus eigener Kraft alle Versuchungen überwinden, alle bösen Neigungen ausrotten, alle Angriffe Satan's niederschlagen. Das können wir nur in Kraft des heiligen Geistes. Und darum sollen wir ohne Unterlaß Gott anrufen, daß er uns durch seinen heiligen Geist heilige. Diesen Ernst der Heiligung aber sollen wir besonders beweisen in den Leiden dieser Erde. Als Jesus auf dem Oelberg mit dem Schmerze rang über den Kelch, der seiner harrete, und Gott bat: Ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe: da hat er uns einen Blick thun lassen in die Kreuzesbahn eines Christen, der seinem Gott gehorsam sein muß nicht bloß im Thun, sondern auch im Leiden. Der Weg dieser Erde durch die Gefahren, die uns unaufhörlich bedrohen, durch die Folter der Leibesschmerzen, durch die Trübungen der Seele, durch die ungerechten Urtheile der Menschen, durch die Niederlagen, welche unaufhörlich der böse Feind dem Reiche der Wahrheit bereitet: dieser Weg wäre nicht zu gehen, wenn wir nicht einen Gott hätten, der da hilft, wenn wir zu ihm beten. Menschen, die das Beten ganz verlernt haben, sinken nieder und schreien um Hülfe, wenn ein schweres Unglück hereinbricht. Und in solchen Nöthen haben Unzählige gelernt: Wir haben einen Gott, der da hilft und einen

Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Ich rief zum Herrn in meiner Noth: Ach Herr, vernimm mein Schrei'n: Da half mein Helfer mir vom Tod, Ließ Trost mir angedeihn. Haben wir ein Recht, Gott in allen Nöthen anzurufen, so haben wir auch ein Recht, Gott um alle Güter zu bitten, die auf der Bahn unseres Lebens liegen. Ein Christ lebt ja der Ueberzeugung, daß die Verhältnisse, in denen er steht, ihm von Gott bestimmt sind. Der Gott, der mir diese Familie, diesen Beruf, diesen Besitz, diese Freunde, diese Mitbürger, dieses Vaterland, dieß Zeitalter u. s. w. geschenkt hat, der will auch, daß ich auf dieser Bahn nach seinem Willen handle. Und so dürfen wir uns in allen Anliegen des Lebens bittend an ihn wenden. Nur soll in allen Bitten um irdische Güter unser stetes Wort sein: Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe.

2.

Wir haben von unserem Bitten geredet, indem wir betrachteten: daß, wie und was wir bitten. Das Zweite ist Gottes Erhören. Auch hier betrachten wir zuerst, daß Gott erhört, und wie er erhört.

Unmittelbar vor unserem Text ermahnt Jesus: Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben und eure Perlen nicht vor die Säue werfen. Wir sollen im Aussprechen unseres Herzensverhältnisses zu Gott keusch und vorsichtig sein, wenn wir nicht das Heiligste dem Gespötte der Welt preisgeben wollen. Wer zu einem Ungeweihten von wunderbaren Gebetserhörungen spricht, der kann die Antwort vernehmen: „Du siehst diese Sache nicht mit den Augen des Verstandes, sondern des Glaubens an. Und da glaubst du nun, daß das, was du erbeten hast, dir durch Gott geworden ist. Was dir aber geworden ist, hat seine natürliche Ursache. Alles was geschieht, ist Wirkung einer Kette von Ursachen, die man Schicksal nennt. Was nun in diesem Schicksal liegt, das muß geschehen. Da hilft kein Beten. Dieses Schicksal — so fahren sie fort — geht oft einen sehr grausamen Gang. Die aus natürlichen Gründen erklärbaren Ueberschwemmungen dieses Jahres haben namenloses Unglück gebracht. Ein Eisenbahnzug, der nothwendig aus den Geleisen gehen muß, bringt vielen Menschen einen furchtbaren Tod. Man vertraut

sich eigentlich, so oft man eine Eisenbahn oder ein Dampfschiff besteigt, einem unberechenbaren Schicksal an. Wie in gewissen Familien Erbkrankheiten sind, etwa Wahnsinn, die sich nicht beseitigen lassen wollen, so giebt es auch Familienfehler, die immer von Neuem ihre Opfer fordern. Wenn die Staaten zum Zusammenstoß kommen, da fragen sie nicht nach den vielen tausend Familien, die sie zerstören. Der fortschreitende Geist der Menschheit geht über Schlachtfelder seine Bahn. Nach dem Einzelnen wird hier nicht gefragt. Der Einzelne ist ein Bauer in dem ungeheuren Schachspiel, welches der Geist der Menschheit spielt." So denken, so reden Viele.

Tröstlich ist diese Schicksalslehre nicht. Vor der Februarrevolution 1848 las man in den Zeitungen öfter von einer Gesellschaft in Frankreich, die den Grundsatz an ihrer Stirne trug: Hilf dir selber und Gott wird dir helfen. Ein berühmter Staatsmann des Hauses Orleans gehörte zu dieser Gesellschaft. Und es war ein Grundsatz ganz im Sinne des Juliregimentes. Als nun bald darauf das Schicksal in Gestalt der Februarrevolution über dieses Haus hereinbrach: konnte da sich dieß Haus helfen? Nein. Dann aber durfte es sich nach jenem Grundsatz auch nicht wundern, daß Gott nicht half. Wie kann Jemand so frivol, ja so thöricht sein zu glauben, daß der Mensch auf des Lebens Bahn sich immer selber helfen kann! Siehe doch nur deinen Körper an, der zwar, wie wir singen, künstlich und fein bereitet, aber auch so zerbrechlich ist, daß ein kleines Gefäß, das im Gehirn zerspringt, dich um den Verstand, ja um das Leben bringt. Nicht bloß der Christ, nein, jeder Mensch muß sagen: Mitten wir im Leben sind vom Tod umfangen. Wer möchte es aushalten auf dieser Erde, wenn Alles nach der ehernen Nothwendigkeit eines herzlosen Schicksals sich vollzöge. Selbst die Heiden haben geglaubt, daß in Allem was geschieht göttliche Kräfte walten. Selbst die Heiden haben an eine Vorsehung geglaubt. Als Christen aber glauben wir, daß kein Haar vom Haupt, kein Vogel vom Dach fällt ohne Gott. Wie die Seele, die doch im Gehirn ihren besonderen Sitz hat, den ganzen Leib durchwaltet, so ist Gott, der seinen besonderen Sitz im Himmel hat, überall gegenwärtig. In jedem Punkt des Raumes ist Gott. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine

Wege. Wer aber dieß Geheimniß glaubt, der kann nicht zweifeln, daß Gott auch in Allem was geschieht wirkt. Der aber Alles in Allem wirkt, der erhört Gebete.

Daß Gott Gebete erhört, ist eine Thatsache, die sich nur aus Erfahrung wissen läßt. Erfahrung im Beten können natürlich nur die machen, welche überhaupt beten, nicht diejenigen, welche nicht beten. Die aber, welche nichts vom Beten wissen, wissen auch nichts vom Erhören. Was aber alle Propheten und Apostel, was die Christen aller Zeiten und Orte einstimmig bezeugen: das ist Wahrheit. Wir haben einen Gott, der da hilft und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet.

Die zweite Frage, die wir noch zu beantworten haben, ist, wie Gott Gebete erhört.

Zuerst ist gewiß, daß Gott nicht alle Gebete erhört. Das kann er nicht, weil zu Viele, die beten, nicht beten, wie sie beten sollen d. h. im Glauben, im Namen Christi, im Geiste Christi. Jesus Christus spricht in der Bergpredigt, aus der unser Text genommen ist, auf das Nachdrücklichste gegen das Gebetplappern der Heiden und gegen das heuchlerische Scheinbeten der Pharisäer. Nicht das Wort, nicht das äußere Werk des Beters gilt vor Gott, sondern die Gesinnung, aus der das Gebet kommt. Soll also dein Gebet von Gott erhört werden, so muß es aus dem rechten Herzen kommen. Aber Gott kann auch deshalb nicht alle Gebete erhören, weil Vieles, um welches der Mensch bittet, ihm nicht das ist, wofür der Mensch es hält, nämlich ein Gut. Das muß doch jeder Mensch, der auch nur dann und wann über sein vergangenes Leben nachgedacht hat, wissen, daß er oft mit leidenschaftlichem Verlangen Güter begehrt hat, die wenn sie Gott ihm gewährt hätte, ihm zum Verderben gewesen wären. Ist denn einem habsüchtigen Menschen Geld und Gut, einem eitlen Menschen Ruhm und Glanz, einem unfähigen und trägen Menschen ein hohes Amt u. s. w. gut? Wie Viele, die das höchste Glück in der Liebe finden, bestürmen Gott, ihnen zu geben was ihr Herz erwählt hat, denen Gott, wenn er sie erhören wollte, ein verunglücktes und verfehltes Leben bescheiden würde. Und auch ernsten Christen begegnet es, daß sie mit dem Namen Jesu ein Gut erzwingen wollen, das ihnen Gott nicht gewähren kann, weil es ihnen kein Gut sein würde. Weißt du denn,

o Mensch, der du mit Gewalt dein sterbendes Kind vom Tode in's Leben beten willst, daß es diesem Kinde gut wäre zu leben? Ich kannte das mit Gewalt vom Tode erbetene Kind eines Geistlichen, der ein einsamer Zeuge Christi war: es war wahnsinnig. Die Eltern konnten nur bitten: Nimm es zu dir.

Weiter erhört Gott in vielen Fällen nicht so wie wir es uns denken. Wir Alle, natürlich mehr oder weniger, müssen uns vorhalten, daß wir in unseren Bitten oft viel zu ungestüm sind. Die Erhörung soll womöglich gleich eintreten. Darauf aber kann Gott schon deshalb nicht eingehen, damit wir nicht gar zu anspruchsvoll werden und Geduld lernen. Gott läßt uns oft warten, damit wir im Warten uns die ganze Bedeutung dessen sagen, was wir bitten. Als das kananäische Weib Jesu nachschrie, war er ohne Zweifel geneigt ihr zu helfen. Aber er gab ihr eine scheinbar abweisende Antwort, damit ihr Glaube dadurch geprüft, bewährt, begründet wurde. Und dann sprach er: Dein Glaube ist groß. Dir geschehe wie du willst. Und nicht bloß der Zeit, sondern auch der Sache nach anders als wir bitten, erhört uns Gott. Was haben die evangelischen Zeugen des Mittelalters, ich meine die Waldenser, die Anhänger Wiclif's, Huß und die Seinen, was haben sie zu Gott geschrieen, daß er doch endlich der Verdunkelung seines heiligen Evangeliums ein Ende mache. Sie waren überzeugt, daß Gott dieß ausrichten müsse, da ja die Sache des Evangeliums seine Sache war. Aber ganz anders als sie dachten vollbrachte Gott das Werk der Reformation im 16. Jahrhundert. Von diesen Reformatoren vor der Reformation sollten wir Geduld lernen im Harren auf den Herrn. Es ist gewiß Gott wohlgefällig, wenn wir um die Bekehrung eines Menschen, den wir lieben, zu Gott flehen. Aber wir müssen nur nicht denken, daß derselbe schon am folgenden Tage, wie Paulus vor Damaskus, bekehrt wird. Gott hat verschiedene Wege, die Menschen zu sich zu ziehen. Er wird schon wissen, wann und wie er einen Menschen vom Tode errettet. Gott hat Zeiten wo er eilt und Zeiten wo er weilt. Und so sollten auch Christen, die die Werke der äußeren und inneren Mission und andere Gott wohlgefällige Werke treiben, nicht vergessen, daß auch ihnen gesagt ist: Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein. Wir stehen jetzt nicht in den Zeiten

der Wunder, wo vor den Trompetentönen unserer Gebete die Mauern von Jericho einstürzen. Was im Reiche Gottes gedeihen soll, muß den Weg des Kreuzes gehen.

Zwischen dem Sonntag Rogate, der da heißt Bittet, und dem Sonntag Exaudi, der da heißt Erhöre, liegt die Himmelfahrt Christi. Unseres Bittens und Gottes Erhörens Mitte ist Jesus Christus. Im Namen Jesu sollen wir bitten und kraft des Namens Jesu will uns der himmlische Vater erhören. Zwischen Bitten und Erhören bewegt sich unser ganzes Leben. Die Gebete, die wir im Namen Christi in allen Lagen des Lebens an den himmlischen Vater richten, kehren durch Christum vom Himmel wieder als Segnungen, die unser Leben verklären. Doch ist das ganze Leben auf Erden vorzugsweise die Zeit des Bittens, das jenseitige Leben aber die Zeit des Erhörens. Hier suchen wir, dort finden wir. Hier klopfen wir an, dort wird uns aufgethan. Wenn Christus, der unser Fürsprecher ist im Himmel, einst vom Himmel wiederkehren wird, dann wird das himmlische Exaudi anbrechen. Dann werden sich unsere Bittgebete in Lob- und Dankgebete verwandeln. Wenn der Herr die Gefangenen Zion's erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Aber lasset uns nicht vergessen, auch auf Erden schon recht dankbar zu sein. Es ist ja begreiflich, daß unsere Gebete meist Bittgebete sind. Ist doch das Gebet, das uns Jesus gelehrt hat, selbst ein Bittgebet. Aber ein dankbares Herz gefällt Gott wohl. Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten dein Gelübde. In dieser Woche aber sollen wir vorzugsweise bitten. Die Zeit, wo die Gemeinden Bittgänge hielten, ist längst vorüber. Aber so lange die Sonne auf diese Erde scheinen wird, wird die Gemeinde Gottes ohne Unterlaß den Vater bitten im Namen Jesu Christi und der Vater sie erhören durch Jesum Christum im heiligen Geiste. Amen.

Das Vaterunser.

Predigt am Sonntag Rogate 1871 über Luk. 11, 1—4.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit Euch Allen. Amen.

Der heutige Sonntag, Rogate, ruft uns zu: Betet. Bete und arbeite, war die Losung unserer Väter. Unsere Zeit ist im Arbeiten stark, im Beten schwach. Es hat Zeiten gegeben, die im Beten stark und im Arbeiten schwach waren, ich meine die Zeiten, wo die Menschen das Leben mit seinen Arbeiten und seinen Versuchungen verließen, um in der Einsamkeit der Klöster zu Gott zu beten. Aber ein Leben, das ganz in das Beten aufgeht, ist nicht was Gott gefällt. Jesus Christus betete in der Nacht auf einsamen Bergen, aber so lange es Tag war arbeitete er, bevor die Nacht kam, da Niemand wirken kann. Derselbe Apostel, der uns zuruft: Betet ohne Unterlaß, kann von sich sagen, daß er mehr als alle Apostel gearbeitet habe. Es ist schwer zu sagen, ob Luther im Beten oder im Arbeiten gewaltiger war. Recht gebetet, sagt er, ist halb gearbeitet. Wie aber betet man recht? Wenn man im Namen Jesu Christi betet. In dessen Namen aber betet man, wenn man im Glauben betet, daß Christus unser hoherpriesterlicher Fürsprecher bei Gott ist; im Geiste Christi, der uns vertritt mit unaussprechlichen Seufzern; endlich in Sachen, die Jesus Christus vor Gott vertreten kann. Jesus Christus hat uns gelehrt, daß wir beim Beten allen Schein, viele Worte, leeres Reden oder Plappern meiden sollen. Aus dem Herzen sollen wir zu Gottes Herzen reden. Darauf legen

wir Protestanten, die wir in Sachen des Glaubens immer von innen ausgehen, viel Werth. Wir haben keine Breviere, keine Paternoster, keine Rosenkränze. Aber man kann auch in der Innerlichkeit zu weit gehen. Es ist nicht gut, daß man nur dann betet, wenn man dazu einen besonderen Zug hat. Hast du einen besonderen Zug, so bete nur. Aber das schließt eine gewisse Ordnung nicht aus. Luther giebt uns im kleinen Katechismus die Weisung, daß und wie wir Morgens, Mittags und Abends beten sollen. Und wer nur einige Erfahrung hat, wird wissen, daß oft, wenn man ohne besondere Stimmung der Ordnung folgend anfängt, die Stimmung kommt. Aber man muß überhaupt auf die Stimmung nicht zu viel geben. Gewiß liegt im Gebet eine Freude, ein Trost und ein Frieden, ohne die ein Christ nicht athmen könnte. Aber man muß im Gebet nicht einen Geistesgenuß suchen. Das rechte Gebet muß eine Arbeit sein, wie die rechte Arbeit ein Gebet sein muß. Weil man ohne Unterlaß für gewisse Hauptgüter immer von neuem bitten muß, so ist es überaus gut, mit einer gewissen Ordnung für dieselben zu beten. Und das hat Jesus Christus gewollt, als er uns das Vaterunser gab. Von dem Vaterunser aber handelt unser heutiger Text, als am Sonntag Rogate, aufgezeichnet

Luk. 11, 1—4.

Und es begab sich, daß er war an einem Orte und betete. Und da er aufgehört hatte, sprach seiner Jünger einer zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrete. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ihr betet, so sprechet: Unser Vater im Himmel! Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Gieb uns unser täglich Brot immerdar. Und vergieb uns unsere Sünden; denn auch wir vergeben allen, die uns schuldig sind. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel.

Da unser Text das Vaterunser zum Inhalt hat, so will ich der Aufforderung, über das Vaterunser zu predigen, nicht aus dem Wege gehn, so schwer es ist, über das Erhabenste und doch zugleich das Bekannteste wieder zu reden. Dazu wolle Gott seinen Segen geben: mir recht zu reden, euch recht zu hören.

Unser Vater im Himmel, lautet die Anrede. Wie aller Religion ist aller Weisheit Anfang die Furcht Gottes. Was

fürchten wir? Wir fürchten Alles, das uns Gefahr, Verlust, Unehre, Krankheit, Tod bringen kann. Wir können es uns verschweigen, aber wir können es nicht leugnen, daß, wie einst Solon zu Krösus sagte, kein Mensch vor dem Tode glücklich zu preisen ist. So lange der Mensch im Leibe ist, steht er unter den unberechenbaren Mächten dieses Lebens. Aber diese unberechenbaren Mächte des Lebens stehen unter der Macht Gottes, der Himmel und Erde gemacht, und wie er uns in's Leben gerufen, uns einst auch aus demselben zurückrufen wird: Kommt wieder, Menschenkinder. Wir werden einst in seine Hand fallen, wenn wir diese Erde verlassen müssen. Darum sollen wir Gott fürchten. Der Herr der Herren, der König der Könige ist im Himmel. Himmel nennen wir den Raum über der Erde: diese blaue Ferne, aus welcher Sonne, Mond und Sterne niederleuchten. Aber diese blaue Ferne ist nur der Vorhang, welcher den eigentlichen Himmel bedeckt, den über die Sünde, den Jammer, die Vergänglichkeit erhabenen, vollkommensten, herrlichsten Raum, wo Gott in einem Lichte wohnt, da Niemand zukommen kann, umgeben von den Legionen des Himmels, die seinen Willen ausrichten. Niemand hat Gott je gesehen. Und wohl dir, sündhafter Mensch, daß du Gott nicht sehen kannst. Du, der es nicht ertragen könnte, wenn ein überirdischer Geist dir erschiene, du würdest vergehen, wenn du das Angesicht dessen schauen solltest, dem die Seraphim selbst mit bedecktem Antlitz dienen. Aber der Herr der Herren, vor dem wir Staub und Asche sind, ist in Christo Jesu unser Vater. Der Gott und Vater Jesu Christi ist auch unser Vater und zwar der rechte Vater über alles was Kinder heißt. Den, welchen wir fürchten sollen als unseren Herrn, können wir allein in Christo lieben. Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder, aufdaß wir getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten sollen, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater.

Geheiligt werde dein Name: lautet die erste Bitte. Wer Gott fürchtet und liebt, muß seine Furcht und Liebe auch beweisen in der Ehrfurcht, mit welcher er Gottes Namen ausspricht. Und das ist ein ernstes und heiliges Gebot Gottes: Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen oder unnütz führen.

Im alten Bunde sprach man den Namen des Gottes Israel, Jehova, welcher bedeutet: Er ist, mit der tiefsten Ehrfurcht und in den letzten Zeiten des alten Bundes gar nicht mehr aus, sondern brauchte dafür das Wort: der Herr. So hielt man den Heiligen Israel's in seinem Namen heilig. Heilig nennt man auf Erden, was ausgesondert ist vom Weltlichen, Gemeinen, Sündhaften, und Gott allein geweiht. Diese Versammlung ist heilig, weil sie keine gewöhnliche, sondern eine gottgeweihte ist; die Bibel ist heilig, weil sie kein weltliches Buch, sondern ein gottgegebenes und zu Gott führendes ist; jeder Christ ist heilig, weil ihn Gott aus der Welt zu seinem Kinde ausgesondert hat. Wir heiligen also den Namen Gottes, wenn wir ihn unterscheiden von allen anderen Namen und in ihm Gott selbst ehren. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen. Wie unzählige Male beten die Menschen: Geheiligt werde dein Name, und entweihen ihn durch leichtfertigen Gebrauch, zur Würze ihrer weltlichen Worte, zur Beglaubigung nichtssagender Versicherungen, zur Bekräftigung frivoler Aeußerungen, ja zur Tünche der Unwahrheit, zum Meineid. Man sage nicht: Das sind Reden, die man nicht wie Thaten beurtheilen muß. Es giebt eine Zungensünde, die Lästerung des heiligen Geistes, die weder in dieser noch in jener Welt vergeben wird. Darum prüfe Jeder seine Redeweise, daß sie mehr und mehr frei werde vom unehrerbietigen Gebrauch des Namen Gottes. Im weiteren Sinne ist Gottes Name die Offenbarung Gottes, das Wort Gottes. Und so schließt denn das Gebet: Dein Name werde geheiligt, ein, daß die Offenbarung Gottes, das Wort Gottes, mehr und mehr auf Erden erkannt, und wo erkannt geglaubt, und wo geglaubt gehalten werde. Der Name Gottes werde geheiligt in Dem, der da kommt im Namen des Herrn.

Dein Reich komme. Allen Menschen ist der Name Gottes in's Herz geschrieben. Auch die Heiden kennen Gott. Aber nicht Alle, die den Namen Gottes kennen, kennen das Reich Gottes. Es giebt selbst Christen, für die Gott, aber nicht das Reich Gottes vorhanden ist. Es giebt Christen, die einen recht innerlichen Zug zu Gott haben; ein Bedürfniß, wenn es irgend ihre Zeit zuläßt, sich mit Gott zu beschäftigen; und dann und wann Stunden, wo es ihnen ist, als müßten sie mit Allem im

Leben brechen, um nur allein Gott zu leben. Aber aus dieser Höhe der Verklärung gehen sie wieder in's Leben zurück und erscheinen nicht anders als die Kinder dieser Welt, die in das Leben ganz aufgehen. Sie fühlen es selbst und sagen, daß ihnen die Brücke fehle zwischen Gott und Welt. Sie vergessen ganz, daß es ein Reich Gottes auf Erden giebt. Das Reich Gottes aber ist die große Gemeinschaft des Heils, welche Gott im alten Bunde gegründet, in Christo erfüllt hat, um sie, wenn Christus einst wiederkommen wird zu vollenden. Jedes irdische Reich hat seine Stätten, von wo aus es regiert wird, seine Hauptstadt. Die Hauptstadt des Reiches Gottes aber ist nicht auf Erden, sondern im Himmel. Dort ist Gott, der Herr Himmels und der Erde, der Alles regiert; dort ist ihm zur Rechten Jesus Christus, das Haupt der Kirche; von dort geht der Geist aus, der Alles belebt, heiligt, eint; dort sind die Legionen der dienstbaren Geister, ausgesandt um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit; dort sind in Gottes Nähe die vollendeten Gerechten. Das ist Jerusalem, das droben ist. Diese Hauptstadt steht unter allen Kämpfen und Anfechtungen des Reiches Gottes in unerschütterter Herrlichkeit. Was auch die streitende Kirche auf Erden bringt: Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig sein samt ihrem Brünnlein, da die Wohnungen des Höchsten sind, denn der Herr ist mit ihr, darum wird sie wohl bleiben. Das ist die feste Burg auf Himmelshöhen, die nie bestürmt, nie erobert werden kann. Desto mehr Stürme aber ergehen über die streitende Kirche auf Erden. Vier Beinamen legt man der Kirche zu. Sie ist die Eine, die Heilige, die Apostolische, die Allgemeine oder Katholische. Aber die Eine Kirche ist in Konfessionen zerrissen, die untereinander in ewigem Hader stehen; die Apostolische Kirche, erbaut auf dem Grunde der Apostel, geleitet von dem apostolischen Wort, öffnet unevangelischem Wesen so oft und weit ihre Thore; in der Heiligen geht das Unkraut auf mit dem Weizen; die Allgemeine, welche die ganze Erde bedeckt und alle Völker in sich aufnehmen soll, hat etwa nur den vierten Theil der Menschheit unterwürfig gemacht. Wie Viele heißen Christen und wie Wenige sind Christen. Und so bitten wir im Vaterunser: Dein Reich komme! Es kommt die Zeit, wo das Evangelium alle Völker zu Christi Jüngern macht; es komme die Zeit, wo der Geist

Gottes im Reiche Gottes mehr und mehr alles unevangelische, unheilige, weltliche Wesen verzehrt; es komme die Zeit, wo die verborgene Herrlichkeit des Reiches Gottes hervorbricht wie die Morgenröthe; es komme die Zeit, wo das himmlische Jerusalem wie eine geschmückte Braut herniedersteigt auf Erden, eine Hütte Gottes unter den Menschen. Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Die erste Bitte: Dein Name werde geheiligt, zieht den weitesten Kreis. Nicht überall wo Gottes Name ist Gottes Reich. Enger aber noch als der Kreis des Reiches Gottes ist der Kreis, wo Gottes Wille geschieht. Er geschieht nur im Himmel, wo die Engel in unverbrüchlicher Heiligkeit Gottes Befehle ausrichten, unbedingt und ausnahmslos. Aber im Reiche Gottes auf Erden sind Viele berufen, Wenige auserwählt. Und auch diese Wenigen, die auserwählt sind, müssen ohne Unterlaß beten, wie wir weiter hören werden: Vergieb uns unsre Sünden, führe uns nicht in Versuchung, erlöse uns von dem Uebel. Nur die Natur gehorcht dem Willen Gottes ohne Widerspruch, aber auch ohne Willen; der Mensch aber, welcher die Freiheit hat, sich dem Willen Gottes zu entziehen, folgt diesen bösen Zügen nicht nur dann und wann, sondern hat eine angeborene Neigung dazu. Was darum Gott von den Menschen will, ist zuerst, daß sie das Heil ihrer Seele suchen. Gott will von den Menschen nicht einen Zweck, der außer ihrem persönlichen Interesse liegt, wie die Engel ihre Seligkeit darin finden, die Zwecke des Reiches Gottes auszurichten, sondern er will zuerst, daß der Mensch seinen höchsten Nutzen, sein höchstes Gut, seiner Seelen Seligkeit schaffe. Schafft er aber, daß er selig werde mit Furcht nnd Zittern, dann soll auch sein Trachten Tag und Nacht dahin gehen, Gottes Willen zu thun. Wie unser Leib uns nöthigt, ihm ohne Unterlaß Speise zu geben, so ist es eines gläubigen Christen Speise, den Willen seines himmlischen Vaters zu thun. Aber nicht bloß thun, sondern auch leiden sollen wir den Willen Gottes. Wie jeder Mensch den Willen Gottes auf seine persönlichen Verhältnisse anwenden muß, so muß er auch die persönlichen Verhältnisse, in denen er steht, für die Wege ansehen, in die ihn Gottes Wille gesetzt hat. Innerhalb dieser Familie, dieses Standes, dieses Lebenskreises, dieser äußeren und inneren

Zustände soll der einzelne Christ Gott dienen. Wo aber ist ein Menschenleben, welches nicht schwer zu tragen hat an dem, was ihm Gott auf seines Lebens Bahn legt? Wie es von Jesu Christo heißt: Er lernte von dem was er litt Gehorsam, so sollen auch wir Alles was uns Gott an Leiden auferlegt als eine Schule des Gehorsams ansehen. Dein Wille geschehe, sei unser Spruch in allen Versuchungen und Heimsuchungen des Lebens. Mit diesen Worten wollen wir alle Verluste an irdischen Gütern, alles Unrecht der Menschen, alle Schmerzen des Leibes und der Seele, allen Jammer unserer Lieben, und wenn er kommt auch den Tod hinnehmen. Und wie im Leben des einzelnen Menschen geht Gott im Leben der Völker seinen Wundergang, den kein Widerstreben der Menschen hindern kann. Was Gott ihm vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.

Das Vaterunser fängt mit dem an, was Gottes ist. Sein Name werde geheiligt, sein Reich komme, sein Wille geschehe. Es hebt im Himmel an, steigt im Namen Gottes herab auf die Erde, von der es heißt: Herr unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen! geht von dem weiten Kreis der Erde in den engen des Reiches Gottes, von diesem aber in den engeren derer, die Gottes Willen thun. Drei Bitten beziehen sich auf Gott. Drei ist in der ganzen heiligen Schrift die Zahl der Gottheit, weil Gott der Dreieinige ist. Vier dagegen ist die Zahl der Welt, weil die Erde vier Himmelsgegenden hat, vier Jahreszeiten u. s. w. hat. Und darum ist die Zahl der Bitten, die sich auf den Menschen beziehen, vier. Ist drei die Zahl Gottes, vier die Zahl der Welt, so ist drei und vier d. h. sieben die Zahl der Einheit von Gott und Welt d. h. des Bundes. Darum ist im ganzen alten Bunde sieben die Zahl, die alle heiligen Zeiten beherrscht. Es war im alten Bunde der je siebente Tag, der je siebente Monat, das je siebente Jahr, das je sieben mal siebente Jahr des Herrn heilig. Sieben Worte hat der Herr am Kreuze gesprochen. Und so hat denn auch im Vaterunser die Siebenzahl ihre Bedeutung. So einfach das Vaterunser ist, so wunderbar ist sein Bau. Aus Leib und Seele besteht der Mensch. So bezieht sich denn die vierte Bitte auf das was des Leibes ist, auf das tägliche Brot. Die drei folgenden aber beziehen sich

auf das was der Seele ist. Was sie aber für die Seele erbitten, ist erstlich Freiheit von den in der Vergangenheit vollbrachten Sünden: Vergieb uns unsre Schuld, zweitens Freiheit von der Gefahr, künftig in Sünde zu fallen: Führe uns nicht in Versuchung, endlich Freiheit von der Macht des Bösen überhaupt: Erlöse uns von dem Uebel. Und so steigen denn die vier Bitten des Vaterunsers, die sich auf uns beziehen, von der Erde, welcher der Leib angehört, zur Seele, von der Seele aber zu der endlichen Erlösung auf, welche kommen wird, wenn einst Christus das Reich des Bösen auf ewig überwinden wird.

Unser täglich Brot gieb uns heute. So lange wir im Leibe sind, brauchen wir die Güter, ohne die dieser Leib nicht bestehen kann Und diese Leibesgüter umfaßt das Wort: Täglich Brot, welches Luther gewiß richtig ausgelegt hat, wenn er es erklärt: Alles was zu Leibesnahrung und Nothdurft gehört, als Essen und Trinken, Kleider und Schuhe, Haus und Hof, Weib und Kind u. s. w. Als Gott die ersten Menschen aus dem Paradiese trieb, sagte er zu dem Mann: daß er im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen solle, bis er zur Erde werde, von der er genommen. An der Arbeit hängt das tägliche Brot. Die Arbeit aber, an der es hängt, ist doch oft über die Maßen schwer und drückt alles höhere Leben im Menschen nieder. Was bleibt den Bergleuten, den Straßenarbeitern, den zahllosen Fabrikarbeitern, Dienstboten u. s. w. von den Freuden und höheren Gütern dieses Lebens? Und auch wo die Arbeit nicht an sich so schwer ist, unterliegt der Erwerb so vielen Zufälligkeiten und Störungen, daß viele tausend Menschen aus den schwersten Sorgen nie herauskommen. Ach und Viele möchten arbeiten und finden keine Arbeit. Und was das Schrecklichste ist, Tausende betreten den Weg der Sünde, um Brot zu erwerben. Ich habe keinen Begriff davon, wie ein Mensch, der sein tägliches Brot reichlich hat, je vergessen kann, was Legionen seiner Brüder thun müssen, um ihr Brot zu haben. In diese nachtbedeckte Welt wirft das Christenthum ein Himmelslicht, indem es dem Bedürftigen das Recht giebt, sich an Gott mit der Bitte zu wenden: Unser täglich Brot gieb uns heute. In dieser Bitte giebt uns Gott die Vollmacht, in allen Nöthen des täglichen Brotes uns an ihn im Namen seines Sohnes zu wenden, und die Verheißung, daß er

solch' Gebet im Namen Christi erfüllen werde. Aber nicht in Ueberfülle und nicht auf viele Tage will Gott uns Brot geben, sondern das ausreichende Brot heute. Darum lerne du, der du nicht Mangel hast, genügsam sein in dem Genuß irdischer Güter, nicht vertrauen auf ihren Besitz, derer gedenken, die Mangel haben, und vor Allem das tägliche Brot, welches du hast, als ein täglich neues Geschenk anzusehen, für welches du Gott zu danken hast.

Vergieb uns unsre Schuld wie wir vergeben unsern Schuldigern. Auch ohne ein Christ zu sein, sagt sich der Mensch als Mensch, daß höher als die Güter des Leibes die Güter des Geistes stehen. Was helfen uns auch alle Leibesgüter ohne Zufriedenheit der Seele, ohne ein gutes Gewissen, ohne Verstand und Bildung, ohne höheres Interesse? Und so bitten auch Menschen, die auf dem Boden der natürlichen Religion stehen, um die Geistesgüter der Weisheit, der Tugend, der Bildung, der Liebe und Freundschaft. Von solchen Geistesgütern sagt das Vaterunser nichts. Das Eine Gut, auf welches sich die drei Gebete um Geistesgüter beziehen, ist Freiheit von der Sünde. Nun giebt auch der natürliche Mensch zu, daß die Sünde ein großes Uebel ist. Ein Leben, welches mit Ehebruch und Hurerei, mit Diebstahl und Betrug, mit Mord und Verrath bedeckt ist, sieht auch der natürliche Mensch für verloren an. Aber von solchen groben Verbrechen ist ja das Leben des gewöhnlichen Menschen frei. Aber ist darum das Herz des gewöhnlichen Menschen recht gerichtet? Das ist es nur dann, wenn es Gott über Alles und den Nächsten als sich selbst liebt. Gottes Wille muß unseres Willens stetes Ziel sein. Das ist der alleinige Weg zum höchsten Glück. Des Lebens höchstes Gut ist Friede mit Gott. Ist dem also, dann ist was diesen Frieden stört das größte Uebel. Was diesen Frieden stört, ist aber die Sünde. Was man Sünden nennt, die Uebertretungen der zehn Gebote, sind nur Aeußerungen und Erscheinungen der innern Sünde, welche in der Herrschaft der Selbstsucht besteht. Wenn du es aber nur versuchen willst, nichts Anderes im Auge zu haben, als Gottes Willen, dann wirst du sehen, welch' eine ungeheure Macht in dir die Selbstsucht ist, die nicht Gottes, sondern den eigenen Willen zu thun begehrt. Du wirst sehen, daß in dir stehende Neigungen zum Bösen sind,

welche die Außenwelt vielleicht wenig bemerkt, desto mehr aber der in's Verborgene sieht. Und wenn du dann dein ganzes Leben übersiehst, wirst du bekennen müssen, daß diese sündhaften Neigungen mächtiger sind, als deine Vorsätze. Eine Traurigkeit wird deine Seele ergreifen. Und in solcher Traurigkeit sagst du dann: Ach das größte Uebel auf dieser Erde ist doch die Sünde. Dieß Wort halte fest. Heil dem Menschen, der dahin gekommen ist, die Sünde für das größte Unglück zu halten. Ihm kann geholfen werden. Denn Solche zu erlösen ist Christus erschienen. Das ist ein theuer werthes Wort, daß Christus in die Welt gekommen ist, Sünder selig zu machen. Wer aber Barmherzigkeit empfangen hat, der beweist solche auch gegen seine Brüder. Nicht die Bedingung, aber das Zeichen, daß uns um Christi willen unsere Sünden vergeben sind, ist die Freudigkeit, denen zu vergeben, die sich an uns verschuldet haben. Man hat nun wohl Stunden, wo das Herz der Gnade Gottes so voll ist, daß jeder Groll aus unserer Seele verschwunden ist. Aber das soll nicht bloß in einzelnen Stunden, sondern immer sein. Man darf kein Vaterunser beten, so lange man noch etwas gegen einen Anderen hat, was man ihm nicht vergeben kann. Vergieb es ihm, Andere haben dir auch zu vergeben. Sage nicht: Dieser Mensch wird mir zu schwer. Du hast auch Seiten, die Anderen schwer werden. Du bist deinem Gott sehr schwer geworden. Um deinetwillen hat dein Herr am Kreuze das Furchtbarste erlitten. Und so bitte ohne Unterlaß: Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Erkennst du wirklich, daß die Sünde das größte Uebel und Sündenschmerz das größte Leid; ist in dir jene göttliche Traurigkeit, welche nach Gerechtigkeit hungert und dürstet: dann wird dir die Vergebung der Sünden eine selige Gabe des Himmels sein, und der Geist der Liebe, der dich treibt, auch dem Bruder zu vergeben, ein Zeichen und Pfand, daß Gott dir wirklich deine Sünden vergeben hat. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergiebt und reinigt uns von aller Untugend (1 Joh. 1, 8. 9.).

Führe uns nicht in Versuchung. Vergebung der Sünden, andächtige Christen, ist nicht Aufhebung der Straffolgen,

welche in der Natur der Sünden liegen. Ein Verschwender, der sich bessert, empfängt die Güter, die er vergeudet hat, nicht wieder; ein reuiger Sünder, der seinen Körper zerstört hat, wird nicht durch die Vergebung der Sünden gesund; ein ehrloser Mensch, der sich bessert, empfängt seine verlorene Ehre nicht wieder. Gott kann zwar überschwenglich thun über Alles, was wir bitten und verstehen. Aber in der Freiheit von der Schuld liegt nicht die Freiheit von ihrer naturgemäßen Straffolge. Und noch weniger hat, wer mit Gott versöhnt ist, in dem Frieden mit Gott einen Freibrief von den züchtigenden Auferlegungen Gottes. Selbst heidnische Weisheit hat das Wort ausgesprochen, daß Gott es gerade mit den Tugendhaften besonders streng nimmt. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Solch' eine Züchtigung ist aber immer auch eine Versuchung. Sich zu demüthigen unter der gewaltigen Hand Gottes, still zu halten, wenn er uns in das faule Fleisch schneidet, mit gebrochenem Herzen die höchsten Güter in seine Hand legen, das ist schwer. Hat Jesus Christus vor seinem Kreuzestode gesagt: Ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, und am Kreuz: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen: wie mag nicht ein schwaches, sündhaftes Menschenherz versucht werden, wenn die Hand Gottes schwer auf ihm liegt. Führe uns nicht in Versuchung, sondern mache der Versuchung ein Ende, daß wir es ertragen können. Versuchen heißt: Uns in die Gefahr bringen, fallen zu können. Gott bringt die Menschen in solche Lagen, um ihn zu bewähren; der Satan, um ihn zu verderben. Die Versuchung selbst kommt nicht von Gott: Gott versucht Niemanden. Was die Versuchung erzeugt, ist die sündhafte Lust, welche durch äußere Veranlassungen und Gelegenheiten leicht in Brand gesetzt wird. Gerechtsprechung von Sünden ist nicht Gerechtmachung. Auch der Gerechtfertigte trägt in sich noch das Fleisch, welches durch den Geist zwar gedämpft, aber nicht aufgehoben wird. Das Fleisch aber hat gar mannigfaltige Gestalten. Bei dem Einen ist es Wollust, bei dem Andern ist es Ehrgeiz, bei dem Dritten ist es Hochmuth, bei dem Vierten ist es Unzuverlässigkeit, bei dem Fünften Lieblosigkeit u. s. w. Da trägt Jeder seinen Feind in sich. Wie einst Jesus verrathen ward durch seinen Freund, und zwar durch einen Kuß, das Zeichen der Freundschaft, so ist der Geist, der

unserem natürlichen Menschen nach dem Munde spricht, indem er uns die höchsten Erdengüter verheißt, wenn wir ihm folgen, unser Verräther. Und solch' einen Feind in Freundesgestalt hat jeder Mensch in sich. Folge ihm nicht. Eine Festung ist verloren, wenn der Feind in ihr mächtige Freunde hat. So besteht auch die Kraft des bösen Feindes, der uns belagert, in den Geistern des Fleisches, die ihm das Wort reden. Des Feindes Kraft liegt in unsern Schwächen. Kennst du deine Schwächen, so wirst du wenigstens vorbereitet sein. Nichts aber ist gefährlicher als Sicherheit. Was ist es denn gewesen, was das Volk im Westen, das jetzt einen wahren Greuel der Verwüstung unseren Augen bietet, so gestürzt hat, als der Wahn, die unbesiegbare große Nation zu sein? Das ist das alte und immer neue Wort: Hochmuth kommt vor dem Fall. Darum hüte dich, du selbstsicherer, du selbstgerechter, du richterischer Mensch, der du so festgewurzelt dastehst, daß du nicht in eine Versuchung kommst, in der du fällst. Wer da steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle. Du aber, der du mit demüthigem Herzen sprichst: Gott sei mir Sünder gnädig, vertraue dich dem Herrn. Er wird dir in der Stunde der Versuchung den Helm des Heils und den Schild des Glaubens und das Schwert des Geistes reichen. O lasset uns in Furcht und Zittern beten: Führe uns nicht in Versuchung, sondern

Erlöse uns von dem Uebel. Auch der von Sünden Freigesprochene und aus der Versuchung Gerissene steht, so lange er noch auf der Erde ist, auf dem Boden des Uebels, über das der Fürst dieser Welt Gewalt hat. Wem heute die Sünde vergeben ist, der kann morgen einen Fall thun, welcher den Grund der Sündenvergebung aufhebt. Auch der, welcher wiedergeboren ist, im Glauben steht und den Geist der Heiligung in sich trägt, ist nicht sicher gegen Versuchung, die ihn fällen kann. Viele sind berufen, Wenige auserwählt. Welche aber auserwählt sind: das weiß nur Gott. Wer mit Sicherheit sagt: Ich bin für Zeit und Ewigkeit gerettet, erweckt den Verdacht, daß er es nicht ist. Denn wen der Herr ergriffen hat, der spricht mit Paulus: Nicht daß ich's schon ergriffen hätte. Nur wer so spricht, der darf sich des Wortes getrösten: Getreu ist der euch ruft, welcher wird's auch thun. Die Stunde der Erlösung von dem Uebel schlägt in

der Todesstunde. Wir Alle, wir können es nicht leugnen, denken mit Furcht der Stunde, wo der Fürst des Todes sein Anrecht wird geltend machen auf unseren Leib. Es kann leicht mit uns gehen. Und wir singen ja: Fein sanft, fein leicht, fein stille Geh' ich aus dieser Welt. Aber gewöhnlich geht es nicht so leicht. Und darum bitte, wenn du an deinen Tod denkst: Ach Gott, ich bitt' um Christi Blut, Mach's doch mit meinem Ende gut. Möge die Stunde, die dich von dem Leibe der Sünde und des Leides erlöst, auch die Stunde der Erlösung von der Herrschaft des Bösen sein und dich führen in ein Land, wo keine Sünde, keine Versuchung, kein Uebel mehr ist, sondern Der herrscht, zu dem wir sprechen: Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Das ewige Evangelium.

Predigt gehalten am Montag nach Exaudi den 14. Mai 1877 im Dome zu Meißen über Offenbarung 14, 6.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit uns. Amen.

Als Jesus Christus seinen Einzug in Jerusalem hielt, vom Volke mit dem Jubelrufe begrüßt: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn, die neidischen Pharisäer aber sprachen: Meister, strafe doch deine Jünger, da sprach Jesus: Ich sage euch, wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien. Noch immer hält Jesus Christus in seiner Kirche seinen Einzug in die Welt. In der Vergangenheit derselben hat es Zeiten gegeben, wo die Stimmen des Glaubens recht schwach wurden. Ein edler Zeuge Christi am Ende des vorigen Jahrhunderts singt: Von Liebe nur durchdrungen Hast du so viel gethan. Und doch bist du verklungen Und Keiner denkt daran. In solchen Zeiten haben die Steine geschrieen. Welche Steine ich meine, kann an dieser Stelle nicht zweifelhaft sein. Diese hohen, ehrwürdigen Räume haben Christum gepredigt. Und sie predigen ihn noch. Die mit Steinen bedeckten Gräber der Bischöfe und Domherren von Meißen sagen uns, daß auch uns die Erde früher oder später bedecken werde. Wohin aber unsere Seele strebt, das sagen uns diese himmelstrebenden Säulen. Unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes, unseres Herrn. Das Schiff der Kirche, in dem wir jetzt sind, ist die Stätte der streitenden Kirche. Die Stätte aber, nach welcher die Säulen des Schiffes hinstreben, der hohe Chor, ist ein

Gleichniß der triumphirenden Kirche, welche anbrechen wird, wenn Christus unser Leben wird offenbar werden. Vom hohen Chor aus, der Stätte der Priester, erschollen einst in den Horen Gesänge und Gebete. An den Altären wurden ohne Unterlaß Meßopfer gebracht für Lebende und Todte zur Vergebung der Sünden. Bilder und Reliquien zeugten von der Vergangenheit der Kirche. Aber der große Umschwung der Zeiten im 16. Jahrhundert ergriff auch dieß Gotteshaus. Priester, Altäre, Horen, Reliquien verschwanden. Von der Kanzel erscholl nun das lautere Evangelium und vom Altare stiegen Gebete empor im Geist und in der Wahrheit. Das Wort ist dasselbe geblieben. Die Predigtweise aber hat sich geändert. Dieses Gotteshaus also bezeugt, daß auch die Kirche ihre äußere Gestalt wandelt. Aber unberührt vom Wandel der Zeiten steht das Evangelium. Davon aber möchte ich, indem ich Gottes Beistand erflehe, zu euch reden. Der Text, den wir unserer Betrachtung zu Grunde legen, ist aufgezeichnet

Offenbarung 14, 6.

Und ich sahe einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium, zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern.

Zwei Reiche stehen sich in der Offenbarung des Johannes gegenüber: das Reich der 144,000 Auserwählten aus den zwölf Stämmen Israel auf Zion unter Führung des Lammes und das christusfeinde Weltreich, das seinen Sitz in Babylon hat d. h. Rom. Ehe es aber zum letztentscheidenden Kampf kommt, soll das ewige Evangelium den Heidenvölkern gepredigt werden. Wir betrachten unter Gottes Beistand, den wir erflehen,

das ewige Evangelium,

indem wir zuerst von der ewigen Wahrheit sprechen, die es enthält, und zweitens von dem ewigen Leben, welches es wirkt.

1.

Zuerst also sei die ewige Wahrheit des Evangeliums Gegenstand unserer Betrachtung.

Den Dom von Meißen hat Otto I gestiftet, der erste deutsche König, der die Kaiserkrone trug. Ihm lag nicht an der Mehrung seiner Hausmacht, sondern an der Hebung des deutschen Reiches, welches er Hand in Hand gehen sah mit dem Reiche Gottes. Damals wohnten bis an die Saale und Elbe die heidnischen Slaven. Diese aber sollten durch Markgrafen dem deutschen Reiche, durch Bischöfe dem Reiche Christi gewonnen werden. Meißen war der Sitz eines Markgrafen und der Sitz eines Bischofs. Unser Dom grenzt unmittelbar an die Albrechtsburg. Das ist ein Ausdruck, daß die weltliche Gewalt mit der geistlichen Gewalt mit vereinigten Kräften zur Förderung des Reiches Gottes und des deutschen Reiches zusammenwirken sollen. Nun war die Bekehrung der slavischen Stämme gewiß oft eine äußerliche, ja eine gewaltsame. Aber es kam doch zu ihnen die Botschaft, daß in Jesu Christo allein Heil sei. Sie nahmen den Glauben an Vater, Sohn und Geist in sich auf. Und wer mag sagen, daß das Wort vom Heil ohne Frucht an ihrem Herzen und Wandel geblieben sei. Daß in der Kirche aber die Kraft lag, Lehre und Leben zu reinigen von dem unevangelischen Wesen der mittelalterlichen Kirche, bewies die Reformation. Seitdem bekennt sich der Dom zu Meißen zum lauteren Evangelium.

Aber eine andere Frage ist, ob diesem lauteren Bekenntnisse unsere kirchlichen Zustände entsprechen. Eine große Zahl von Menschen der Gegenwart läßt, ohne die Wahrheiten der Religion zu bestreiten, die Religion überhaupt auf sich beruhen. Sie haben gar kein Interesse für Religion. Gott und sein Reich ist für sie so gut wie nicht vorhanden. Sie gehen in Handel und Wandel, in leibliche und geistige Genüsse, in Tages- und Bildungsinteressen so ganz auf, daß sie keine Zeit finden an Religion zu denken. An solcher Gleichgültigkeit gegen Religion hat es natürlich im Mittelalter auch nicht gefehlt. Luther braucht in dem Vorwort zum kleinen Katechismus die stärksten Worte für die Unwissenheit des gemeinen Mannes in den Grundwahrheiten des Heils: wie das Vieh, wie die Säue lebten sie hin. Die Freiheit aber, auf die sie sich beriefen, zu mißbrauchen, das verständen sie meisterlich. Es war ein erschrecklicher Wahn, daß sie Vergebung der Sünden für Geld erkaufen wollten. Aber man hielt damals Vergebung der Sünden wenigstens noch für

ein Gut, für das man Geldopfer bringen konnte. Jetzt mögen Viele Vergebung der Sünden nicht umsonst haben. Sie ist ihnen völlig gleichgültig.

Von Anderen muß man sagen, daß sie ein religiöses Interesse haben. Sie denken über Gott und göttliche Dinge nach, beten von Zeit zu Zeit und halten auch darauf, im Zusammenhang mit der Kirche zu bleiben. Aber das eigenthümlich Christliche in der Religion wird ihnen schwer. An Einen Gott glauben sie. Daß aber in dem Einen Gott drei Personen sind: Vater, Sohn und Geist, das mögen sie nicht hören. Eine religiöse Persönlichkeit ohne Gleichen in der Geschichte ist ihnen Jesus. Daß er aber von Ewigkeit bei Gott und Gott war, ist ihnen undenkbar. Ein Beweis seiner Opferfreudigkeit ist ihnen Christi Tod. Daß er aber ein Opfer war für die Sünde der Welt, lautet ihnen fremd. Es wird ihnen schwer, mit Luther im Kleinen Katechismus zu bekennen: Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der heilige Geist hat mich berufen u. s. w. Sie sind geneigt, an Unsterblichkeit der Seele zu glauben. Aber von Auferstehung des Fleisches und Gericht hören sie ungern.

Zunächst wollen wir Eins feststellen. Der Glaube an einen dreieinigen Gott, an die Gottheit Christi, an den Opfertod desselben, an die wiedergebärende und heiligende Kraft des heiligen Geistes ist nicht etwa die Aufstellung einiger zum Alten geneigten Theologen, sondern das Bekenntniß der Christen aller Zeiten und Orte, welches sich auf die heilige Schrift gründet. Darin sind die vier großen Konfessionen der Erde: die morgenländische, die römische, die lutherische und die reformirte einig. Hier gilt was wir singen: Die ganze Christenheit auf Erden Hält in Einem Sinn gar eben.

Das leugnen auch sachkundige Männer dieser Richtung nicht. Ja, sagen sie, so haben allerdings die Christen einst geglaubt, die Kirchenlehrer früherer Zeiten gelehrt. Aber der Glaube früherer Zeiten bindet nicht den Glauben späterer Zeiten. Wie in der Menschheit überhaupt ist auch in der Religion ein steter Fortschritt. Dafür legt ja, wie vorhin gesagt wurde, auch dieses Haus Zeugniß ab, in welchem einst der mittelalterliche, dann der

reformatorische Glaube gelehrt ward. Auch in der Kirche ist Bewegung, Wandel, Fortschritt.

Gewiß ist in der Menschheit ein steter Fortschritt. Unsere Zeit erfreut sich besonders der großen Fortschritte, welche die Naturwissenschaften und die Künste der Naturbenutzung gemacht haben. Und in der That hat unsere Zeit Dinge möglich gemacht, die selbst dem hinter uns liegenden Zeitalter der Aufklärung, wenn man es ihm hätte sagen können, wie ein Märchen gelautet haben würde. Daß man durch die Alpen Bahnen zieht, daß man in Sekunden über den Ocean mit Amerika spricht: das ist bewundernswürdig. Unsere Kenntniß der Natur also schreitet fort. Die Natur selbst aber bleibt dieselbe. Zwar ist nicht zu bezweifeln, daß auch die Erde eine Geschichte hinter sich liegen hat. Aber das Wort: So lange die Erde steht soll nicht aufhören Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht, bleibt in Kraft. Der blaue Himmel, der unbewegt über den Wolken bleibt, die kommen und gehen; das Sternenlicht, das in unwandelbarer Klarheit in das Dunkel der Erde niederleuchtet: sie sind Zeichen und Zeugnisse des Dauernden in der Natur. Und doch ist auch das Sternenlicht veränderlich gegenüber dem allein Unveränderlichen. Das aber ist Gott. Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben her von dem Vater des Lichtes, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichtes und der Finsterniß. Gott verändert sich nicht. Er nimmt nicht zu, er nimmt nicht ab. Was allein abnimmt nnd zunimmt ist unsere Erkenntniß Gottes.

Woher kennen wir denn Gott? Aus seiner Offenbarung. Denn daß man weiß, daß ein Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbart. Damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Macht und Gottheit, wird ersehen aus den Werken der Welt, also daß sie keine Entschuldigung haben (Röm. 1, 19 ff.). Wenn aber Gott sich in den Werken der Welt offenbart hat, so muß er sich doch offenbart haben, wie er ist. Diese Selbstoffenbarung Gottes heißt sein Name. Wir beten im Vaterunser: Geheiligt werde dein Name. Gottes Name ist Jehova d. h. Er ist. Gott ist eine unendliche Person, ein unendlicher Geist. Und so spricht Christus: Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der

Wahrheit anbeten. Gott war unendlicher Geist, ehe er die Welt schuf, und wird es sein, wenn einst diese Welt vergangen sein wird. Er verändert sich nicht. Was sich allein verändern könnte, wäre unsere Erkenntniß von ihm. Allein wenn Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit der unendliche Geist ist, so kann sich auch unsere Erkenntniß, daß er ein Geist ist, nicht ändern. Was wir als Kinder im Vaterhause, in der Schule, in der Kirche gehört haben, bekennen wir jetzt als Männer mit derselben Freudigkeit: Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Aber Gott hat sich nicht allein in den Werken der Welt offenbart, sondern auch in besonderer und außerordentlicher Weise in den Propheten, deren Weissagung ihre Erfüllung gefunden hat in dem Propheten der Propheten, das ist, im Sohne Gottes. Darin besteht eben das Eigenartige des Christenthums, daß der Christ an Gott glaubt, wie er sich durch seinen Sohn im heiligen Geiste offenbart hat. Die Kirche Christi ertheilt ihre Gliedschaft in der Taufe nur Denen, welche sich zu Vater, Sohn und Geist, es sei selbst, es sei in ihren Pathen, bekennen. Das Christenthum bezeugt in dem Schriftwort und in dem einmüthigen Bekenntnisse der Kirche aller Zeiten, daß in dem Einen Gott drei Personen sind: Vater, Sohn und Geist. Mit diesem Artikel steht und fällt das Christenthum. Fällt dieser Artikel, so fällt das Christenthum. Aber er kann nicht fallen. Das Evangelium von Vater, Sohn und Geist ist ein ewiges Evangelium.

Der Glaube an den dreieinigen Gott kann sich nicht ändern, weil der dreieinige Gott selbst sich nicht ändert. Was wir jetzt in diesen ehrwürdigen Räumen bekennen: Ich glaube an Vater, Sohn und Geist, werden wir einst bekennen, wenn Christus, unser Leben, offenbar werden wird. Mit diesem Bekenntniß werden wir bestehen am jüngsten Tage. Aber die Festigkeit des Glaubens schließt das Wachsthum der Erkenntniß nicht aus. Unser Leib verliert nicht seine alten Glieder und gewinnt nicht neue, sondern bleibt bei aller Entwickelung derselbe. Aber seine Glieder nehmen in den Entwickelungsjahren an Größe und Kraft zu. Demjenigen Menschen schreiben wir eine gesunde Geistesentwickelung zu, der mit der Festigkeit des Charakters zunehmendes

Streben nach dem Wahren und Guten verbindet. So ist es auch im Reiche Christi auf Erden. Wir sollen, wie der Apostel Paulus Epheser 4, 13 sagt, alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werden, der da sei in der Maße des vollkommenen Alters Christi. Grund und Ziel aller fortschreitenden Erkenntniß der Kirche ist Jesus Christus. Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.

Was viele Wanderer von nah und fern in diesen Dom zieht, ist der Anhauch der Vergangenheit, der uns aus diesem Denkmal der mittelalterlichen Kirche anweht. Diese Säulen, welche jetzt über uns segnend ihre Arme ausbreiten, haben schon so manche Generation bedeckt und werden wohl, so weit Menschen sehen, noch manche Generation bedecken. Wir fühlen unter den Jahrhunderten, die auf uns herabblicken, wie schnell ein Menschenleben vorübergeht. Das erfüllt uns mit Schmerz. Dieser Schmerz aber hat seinen letzten Grund in dem Bewußtsein, daß wir für die Ewigkeit sind. Und so laßt uns in der Spanne Zeit, die uns zugemessen ist, das ewige Evangelium ergreifen.

2.

Ewig in dem Evangelium von Christo ist zweitens das Leben, welches es wirkt.

Die Kette von Bisthümern, welche von Norden nach Süden gegründet wurde: Havelberg, Brandenburg, Magdeburg, Merseburg, Meißen, hatten den Zweck, die slavischen Völker zu bekehren. Und diesen Zweck haben sie erreicht. Die slavischen Völker sind dem Reiche Christi und dem deutschen Reiche gewonnen worden. Unser sächsisches Volk ist eine Mischbildung aus deutschen und slavischen Eigenthümlichkeiten, die sich nicht mehr in ihre Urstoffe auflösen läßt. Was Gott verbunden hat, sollen die Menschen nicht scheiden. Für die Bekehrung aber dieser slavischen Völker war es äußerst förderlich, daß sie an diesen Bisthümern einen festen Halt hatten. Denn solcher Stützen bedurften solche sinnliche Völker. Als einst ein Priester in höchst unscheinbarer Gestalt zu den heidnischen Pommern kam, ihnen im Namen des Schöpfers Himmels und der Erde das Wort zu verkünden, wiesen die Pommern ihn unter Hohngelächter zurück. Solche bettelhafte

Gesandte schicke der Schöpfer Himmels und der Erde nicht. Als aber Otto von Bamberg in der Ehrfurcht gebietenden Gestalt eines deutschen Bischofs und mit der Würde eines Reichsfürsten kam, da nahmen ihn die Pommern gern auf. Das Evangelium kam zu diesen sinnlichen, ungebildeten Völkern in einer ihren Bedürfnissen entsprechenden Gestalt. Dieser Dom auf einem Berge, dessen Fuß die Wogen der Elbe umspülen, war ihnen ein Bild jenes auf dem Felsengrunde des Glaubens ruhenden Hauses (Matth. 7, 24 ff.), welches Platzregen, Gewässer und Winde nicht erschüttern konnten. Und wenn sie nun in dieß Haus traten und es zogen die Priester unter den Tönen der Glocken in feierlichen Gewändern, mit Kreuzen, Fahnen und Lichtern durch diese hohen Hallen, Jubellieder singend dem dreieinigen Gott, da war es ihnen wie einst Jakob, als er sprach: Wie heilig ist diese Stätte. Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels (1 Mos. 28, 17.). Und bald genug verschwisterte sich die Kirche mit ihrem ganzen Volksleben. Sie freuten sich, wenn mitten im Winter die lichten Weihnachten kamen mit ihren Gaben und nach der ernsten Zeit der Fasten die ersten Frühlingsblüthen verkündeten: Christus ist erstanden von der Marter all' und zu Pfingsten die Lehnsleute sich am Hofe ihres Lehnsherrn sammelten, um in feierlichem Zuge nach dem hohen Dom zu wallen, diesem steinernen Wald, durch dessen himmelhohe Zweige die Töne der Orgel brausten, der Laut der ganzen Natur zur Ehre Gottes. Und nicht bloß geistige Gaben bot die Kirche. Sie war die Lehrerin und Erzieherin der deutschen Völker, die mit dem Evangelium Bildung und Gesittung brachte. Eine große Vergangenheit bezeugt dieser Dom den Menschen der Gegenwart. Und so können wir es uns nur zur Ehre und Freude achten, wenn wir das Amt haben, dieß Heiligthum zu pflegen.

Jetzt wird in diesem Dome das Evangelium nach dem Bekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche gepredigt: Was dieses Wort wirkt, das weiß nur der Herzenskündiger. Nur das wissen wir, daß dieß Wort nicht leer ausgeht. In der apostolischen und nachapostolischen Zeit gab Gott dem Evangelium das Zeugniß der Wunder. Damals erfüllte sich, was Jesus Christus in den letzten Worten des Evangeliums Marci verheißen hatte: In

meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden (Mc. 16, 17. 18.). Für die Thatsächlichkeit dieser Wunderzeichen stehen die Lehrer dieser Zeit ein, welche bezeugten, was sie sahen. Aber die Zeit der Wunder ist längst vorüber. Nicht einmal die Reformatoren, die doch das Werk Gottes trieben, sind durch Wunder bezeugt worden. Nicht Wunder, aber wunderbare Wirkungen übt noch immer das ewige Evangelium.

Solch' eine Wunderwirkung ist zuerst der Glaube. Wenn es dem Einzelnen überlassen wäre, sich einen religiösen Standpunkt zu wählen: was für eine Aufgabe wäre es, in diesem unermeßlichen Gewirr religiöser Standpunkte sich für den rechten zu entscheiden. Bei der geistigen Beweglichkeit unserer Zeit würde es nicht Wenige geben, die durch jedes Buch dieses Inhalts aus den Fugen ihres Glaubens gehoben würden. Aber, wendet man ein, kann man denn nicht Festigkeit haben im Glauben? Dann, antworte ich, wenn die Sache, die man glaubt, selbst fest ist. Und das sind eben solche menschliche Standpunkte nicht. Ja und wenn das Leben eine Lustreise wäre, wo man heute diese, morgen jene Rolle spielen könnte. Wenn aber schwere Schickungen, wenn Krankheiten, wenn der Tod kommt: da kann man sich nicht trösten wie man will, sondern wie man kann. Und in solchen Zeiten haben Tausende erfahren, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen die daran glauben. Herzog Georg von Sachsen, der in der Fürstenkapelle ruht, war ein ehrenhafter, gerader Herr, aber ein großer Gegner der Reformation. Sein Priester wies den Sterbenden an den Apostel Jakobus, seinen Schutzheiligen. Sein Leibarzt aber, Roth, sagte, wie man berichtet, zu ihm: Gnädiger Herr, ihr habt immer gesagt: Geradezu macht gute Renner. Richtet euch geradezu auf den gekreuzigten Christus. Da sagte Georg: Ei so hilf, du treuer Heiland, Jesu Christe, erbarme dich über mich und mache mich selig durch dein bitteres Leiden und Sterben. Mit diesen Worten starb er.

Eine Wunderwirkung des Evangeliums ist, die Erneuerung des Menschen in das Bild Gottes. Da vernimmt man nun

freilich den Einwand, daß man bei so Vielen, die sich im besonderen Sinne Christen nennen, gar nicht sieht, daß sie sittlich neu geworden sind. Es ist mit dieser Erneuerung des Menschen wie mit der Natur in den ersten Monaten des Jahres. Die Bäume stehen in winterlicher Gestalt da. Aber wir wissen doch, daß unsichtbar in ihnen schon die Kräfte neuen Lebens walten. Es liegt ein Kranker auf seinem Bette, in einem Zustande, der nur an Tod denken läßt. Aber ein sachkundiger Arzt sieht schon an einem unscheinbaren Zeichen, daß eine Wendung zur Besserung eingetreten ist. So ist's auch im Christenthum. Der himmlische Arzt Jesus Christus schont das zerstoßene Rohr und das glimmende Docht (Matth. 12, 20.). Es liegt in dem Gläubigen eine Himmelskraft, in welcher der Sieg des neuen Menschen über den alten liegt.

Endlich ist der Friede Gottes eine Wunderwirkung des Evangeliums. Deine Seele ist voll Sorge, Angst, Schwermuth. Du betest zu Gott im Namen Jesu Christi. Da zieht in dich ein wunderbarer Geist ein: ein Geist des Friedens mit Gott, der Liebe zu den Brüdern, eines seligen Trachtens nach oben. Das ist der heilige Geist, welcher den Menschen, in den er zieht, mit den Kräften der zukünftigen Welt erfüllt. Und wer diesen Geist in sich trägt, der hat die Bürgschaft des ewigen Lebens in sich. Das Evangelium ist ein ewiges Evangelium, weil es das Evangelium des ewigen Lebens ist.

Nach Wahrheit, nach Leben streben wir Alle. Nur suchen wir so oft Wahrheit und Leben in den vergänglichen Dingen dieser Welt. Da gilt das Wort Augustin's: Sucht nur was ihr sucht, aber nicht da, wo ihr es sucht. Wahr aber ist nach der Sprache alten Bundes nur was fest ist, was dauert. Ewig muß sein was wahr ist. Und auch nur das ist das wahre Leben, welches ewig währt. Die ewige Wahrheit und das ewige Leben sind in Christo vereint, welcher Weg, Wahrheit und Leben ist. Das Evangelium von Christo ist das ewige Evangelium.

Wie lange dieser Dom noch stehen wird? Wer mag es sagen. Nach menschlichem Urtheil kann er noch manche Generation überdauern. Wenn wir längst nicht mehr auf dieser Erde wandeln werden, wird er vielleicht noch stehen. Aber fallen wird

einst auch er. Denn nichts Irdisches besteht. Was er aber bedeutet, das Haus Gottes im Himmel, das himmlische Jerusalem, das wird einst niedersteigen vom Himmel auf die Erde wie eine geschmückte Braut. Und dann werden sich diese Gräber aufthun und alle, die den Herrn bekannt haben im wahren Glauben, werden ihn empfangen mit dem Jubelrufe: Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn. Amen.

Des heiligen Geistes göttliches Wesen und Wirken.

Predigt zu Pfingsten 1875 über Apostelgeschichte 2, 1—13.

Die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit Euch Allen. Amen.

Was Pfingsten zu bedeuten hat, das ist Vielen nur der äußeren Erscheinung nach bekannt. Sie wissen, daß am Tage der Pfingsten der heilige Geist unter Sturm und Feuer über die Jünger ausgegossen ward. Was ihnen dieß Fest lieb macht, ist die Naturseite desselben. Der blaue Frühlingshimmel, die grünende Erde, die blühenden Bäume, die singenden Vögel, die duftenden Maien verkündigen ihnen die Botschaft des Lebens und der Freude. Was aber der heilige Geist ist, vermögen sie nur in dunkeln Worten auszudrücken. Er scheint ihnen die Lebenskraft zu sein, die Alles erfüllt. Und so möge wohl auch bei der Ausgießung des heiligen Geistes an eine gesteigerte Lebenskraft zu denken sein. Andere meinen, daß man unter dem heiligen Geiste wohl die ja in der That geheimnißvolle Kraft zu verstehen habe, welche in den Menschen Begeisterung wirkt. Sagen doch selbst heidnische Schriftsteller, daß ohne eine himmlische Begeisterung nie etwas Großes in der Menschheit geschehen sei. Andere endlich meinen, daß der Geist Gottes wohl der höhere Zug im Menschen sei, der ihn zum Wahren, Guten, Schönen führe. Es sind über achtzehnhundert Jahre verflossen, seitdem der Geist ausgegossen worden ist, aber das Geheimniß, das über seiner ersten Erscheinung schwebte, ist noch nicht ge-

hoben. Lasset uns darum im ernsten Streben nach Wahrheit noch einmal die Botschaft von der Ausgießung des Geistes vernehmen. Sie ist aufgezeichnet

Apostelgeschichte 2, 1—13.

Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmüthig bei einander. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllete das ganze Haus, da sie saßen. Und man sah an ihnen die Zungen zertheilet, als wären sie feurig. Und es setzte sich auf einen Jeglichen unter ihnen; und wurden alle voll des heiligen Geistes, und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen. Es waren aber Juden zu Jerusalem wohnend, die waren gottesfürchtige Männer, aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. Da nun diese Stimme geschah, kam die Menge zusammen, und wurden bestürzt; denn es hörete ein Jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten. Sie entsetzten sich aber alle, verwunderten sich und sprachen untereinander: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn ein Jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind? Parther, und Meder, und Elamiter, und die wir wohnen in Mesopotamien, und in Judäa, und Kappadocien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Egypten, und an den Enden der Libyen bei Kyrene, und Ausländer vom Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber; wir hören sie mit unseren Zungen die großen Thaten Gottes reden. Sie entsetzten sich aber alle, und wurden irre, und sprachen einer zu dem andern: Was will das werden? Die andern aber hatten es ihren Spott und sprachen: Sie sind voll süßen Weins.

Der erste Eindruck, den die Geschichte, welche wir eben vernommen, auf Jeden macht, ist, daß eine geheimnißnißvolle Gotteskraft in die Jünger Jesu eingetreten sei. Der Wind, das bewegte Leben der Luft, ist im alten und neuen Bunde ein Gleichniß der wunderbar wirkenden Kraft des Geistes Gottes. Jesus sagt zu Nicodemus: Der Wind bläset wo er will und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist. Und wie der Wind so ist das Feuer im alten und neuen Bunde ein Bild des Geistes Gottes. Wie das Feuer nur brennt, indem es den irdischen Stoff verzehrt, so vermag auch der Geist Gottes nur, indem er den alten Menschen in uns verzehrt, ein neues Leben hervorzubringen. Das Feuer leuchtet, wärmt, lodert nach oben. So erleuchtet der Geist Gottes unsere Erkenntniß; er gießt in das erkaltete Herz ein neues Leben der

Liebe; er zieht uns himmelan, wo Christus ist zur Rechten Gottes des Vaters. Die feurigen Zungen aber bedeuten die wunderbare Gabe, in allen Sprachen der Fremde die großen Thaten Gottes in Christo zu verkündigen. Der Wind und die feurigen Zungen sollen den Jüngern ein Zeichen und eine Bürgschaft sein, daß die Kraft, welche einem Sturme gleich alle ihre Lebensgeister durchschüttert, die Kraft, welche gleich dem Feuer ihre Seele mit neuem Leben durchglüht, der verheißene Geist Gottes ist. Das stärkste Zeichen aber, daß die Bewegung die sie erfüllt nicht eine Erregung ihrer menschlichen Kraft ist, ist die Gabe, in fremden Zungen zu reden, die auf einmal über sie kommt. Solch' eine Wundergabe konnte nur Gott durch seinen Geist in ihnen wirken. Dieß Wunder erregte am meisten die Verwunderung der Herbeiströmenden. Sie entsetzten sich aber Alle, verwunderten sich und sprachen untereinander: Sind diese nicht Alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn ein Jeglicher seine Sprache, darin wir geboren sind? Was am Tage der Pfingsten der heilige Geist durch ein Wunder wirkte, das hat er seitdem durch die Kraft heiliger Begeisterung in den Boten des Evangeliums ausgerichtet. In allen Zungen verkünden die Jünger Christi das Wort vom Kreuz. Aus dem aber, was der Geist Gottes gewirkt hat und noch wirkt, schließen wir auf sein Wesen. Davon möchte ich heute zu euch reden.

Lasset uns die heutige Pfingstbotschaft ein Aufruf sein,

des heiligen Geistes göttliches Wesen und Wirken zu erkennen.

1.

Zuerst also lehrt uns das Pfingstevangelium des heiligen Geistes Wesen erkennen.

Wir vernahmen vorhin die Meinung, daß der heilige Geist die Alles durchwaltende göttliche Lebenskraft sei. In der That lehrt uns die Schrift, daß der Geist Gottes, der in der Schöpfung über den Wassern schwebte, der Erde göttliche Kräfte einhauchte. Sie lehrt, daß Länge und Kürze des Lebens vom Geiste Gottes abhänge. Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, du erneuerst die Gestalt der Erde. Es ist in dem wunderbaren Gesicht des Ezechiel der von den vier Himmelsgegenden wehende Lebensgeist, der die Gebeine des Volkes Israel lebendig macht.

Es ist der Geist Gottes, durch den Gott die Todten auferweckt. In ihm leben, weben und sind wir. Das soll nicht heißen, daß Alles was lebt in der Natur das Leben Gottes ist. Was in den Sternen leuchtet, was in der Erde sich bewegt, was im Feuer brennt, was in der Pflanze Blüthen treibt, was in den Thieren empfindet und begehrt, das ist nicht unmittelbar der Geist Gottes. Das hieße ja den Schöpfer mit dem Geschöpfe vermischen. Gott hat der Natur Lebenskräfte und Lebensgesetze gegeben, kraft derer sie den ihr bestimmten Weg von selbst geht. Wenn ein Baum abstirbt, schafft Gott nicht an seiner Statt einen neuen Baum, sondern er hat dem Samen, den der Baum in sich trägt, die Kraft gegeben, sich zu einem neuen Baum zu entfalten. Das aber vermag die Natur nicht allein aus eigener Kraft, sondern vermittelst der göttlichen Kräfte des heiligen Geistes, die Alles bedingen und durchwalten. Ohne Gottes Geist entsteht, lebt und stirbt kein Mensch. In ihm leben, weben und sind wir.

Wer aber nur erkannt hat, daß der Geist Gottes die Alles erfüllende Lebenskraft ist, der hat ihn noch nicht als heiligen Geist erkannt. Er heißt heilig, weil er eine sittlich wirkende Gotteskraft ist. Da vernahmen wir nun vorhin die Meinung, daß der heilige Geist der im Menschen waltende Zug zum Wahren, Guten, Schönen sei. In der That kann der Mensch kein Urtheil fällen, ohne daß eine Stimme ihm sagt: Urtheile nach der Wahrheit. Der Mensch kann nicht wollen und handeln, ohne daß ein Geist ihm sagt: Handle recht. Der Mensch steht in keinem Verhältnisse, an das nicht der bessere Mensch in ihm einen höheren Maßstab anlegt. Aber dieser Geist, der den Menschen zum Wahren, Guten, Schönen zieht, ist nicht der heilige Geist. Dieser Geist war in den Aposteln, noch ehe der Geist am Tage der Pfingsten über sie gekommen war. Diesen Geist hatte der heidnische Hauptmann Cornelius in Cäsarea, noch ehe er von Christo gehört hatte. Erst als Petrus ihm das Wort vom Heil verkündet hatte, kam über Cornelius und sein Haus der Geist. Jener gute Geist in Cornelius war die Voraussetzung des heiligen Geistes, aber nicht der Geist selbst. Nicht eine Eigenschaft, nicht ein Erzeugniß, nicht eine Leistung der menschlichen Natur ist der heilige Geist, sondern eine Gotteskraft, die von oben in geheimnißvoller Weise in den Menschen einzieht.

So ist wohl, hörten wir Andere schon sagen, der heilige Geist das, was man Begeisterung nennt? Denn darunter versteht man einen erhöhten Zustand, in welchem der Mensch gewissermaßen das Werkzeug eines höheren Geistes ist. Solchen Zustand schreibt man Dichtern, Rednern, Propheten zu. Wie hätten, sagt man, bei der Geistesausgießung die Leute sagen können: Sie sind voll süßen Weines, wenn die Jünger nicht in einem gewissen Zustand der Aufregung gewesen wären? Was man im Leben Begeisterung nennt, das ist in der That oft ein Geistesrausch. Die Menschen fühlen sich wohl, wenn alle ihre Lebensgeister aufgeregt sind. Da flammen dann feurige Gefühle, kühne Gedanken, glänzende Phantasiebilder auf, welche ebenso schnell vergehen, als sie entstanden sind. Mit Recht nennt man solche Begeisterung, welche die Probe des Lebens nicht besteht, Strohfeuer. Menschen und Völker, in denen wenig sittliches Metall ist, begeistern sich leicht für das Verschiedenartigste, ja Entgegengesetzte. So treten uns im Neuen Testamente die Griechen entgegen. Die Epheser schreien zwei Stunden: Groß ist die Diana der Epheser, ohne eigentlich recht zu wissen, warum. Die Einwohner von Lystra wollen Paulus und Barnabas erst anbeten und dann steinigen sie dieselben zum Thore hinaus. Auch die religiöse Begeisterung ist oft nicht frei von unreinen Bestandtheilen. Da ließe sich viel reden von krankhaften Zuständen, die man für prophetische ausgiebt, wie wir es im Zeitalter der Reformation bei den s. g. Schwarmgeistern finden; von der religiösen Leidenschaft der Fanatiker, welche im Namen Gottes die Gebote Gottes mit Füßen treten und zur Ehre Gottes Menschen opfern; von der fieberhaften Gluth, mit der Menschen für religiöse Wahngedanken eifern können. Aber auch der religiösen Begeisterung Mancher, die es sonst gut meinen, geht oft Wahrheit, Tiefe und Lebensnachdruck ab. Heilig ist die Begeisterung nur dann, wenn sie eine Wirkung des heiligen Geistes ist.

Blicken wir noch einmal zurück. Der Geist Gottes, wurde gesagt, ist die Alles beseelende Kraft. Wir sehen aber, daß der Geist Gottes verschieden ist vom Leben der Natur, wohl aber der Quell ist, aus dem Alles was lebt Leben schöpft. Der Geist Gottes, wurde gesagt, ist die Kraft, die dem Menschen zum Wahren, Guten, Schönen zieht. Nein, antworteten wir, der heilige Geist

kommt von oben und wirkt ein Höheres als das menschliche Wahre, Gute und Schöne. Aber er ist ein Geist der Wahrheit, der Heiligung, des Friedens. Der heilige Geist, wurde gesagt, ist der Quell menschlicher Begeisterung. Nein, erwiderten wir, die Begeisterung, welche der Geist Gottes wirkt, hat einen höheren Charakter.

Was aber ist die Einheit dieser Gegensätze? Wir haben uns jetzt in dem Vorhofe verweilt. Lasset uns nun in's Heiligthum treten. Als Jesus Christus, ehe er in den Tod ging, zu den Seinen tröstend sprach, da verhieß er ihnen einen Tröster, einen persönlichen Beistand. Wenn Jener kommen wird, der Geist der Wahrheit, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Er bezeichnet also den heiligen Geist in Worten, die keine andere Deutung zulassen, als eine göttliche Person. Nennt er sich selbst einen Tröster, so muß auch der andere Tröster, den er verheißt, eine göttliche Person sein. Das letzte Gebot aber, das er den Seinen gab: Taufet auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes, fordert unwidersprechlich eine göttliche Person. Eine göttliche Persönlichkeit ist der heilige Geist. Das hat die Kirche aller Orten, Zeiten und Richtungen nicht nur bekannt, sondern es auch mit der That bezeugt, indem sie den heiligen Geist angerufen und angebetet hat. Die ganze Christenheit betet in dieser Pfingstzeit zu dem heiligen Geiste als zu einer göttlichen Person. Wir haben heute gesungen: O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein Und laß uns deine Wohnung sein. Von diesem Geheimnisse hat die Vernunft keine Ahnung. Sie kann höchstens sagen, daß das wunderbare Gesetz der Dreiheit, welches durch Natur und Geist geht, auf eine geheimnißvolle Dreiheit in Gott deutet. Nur aus Offenbarung wissen wir, daß aus dem Vater, ehe der Welt Grund gelegt war, in geheimnißvoller Weise der Sohn geboren und der heilige Geist ausgegangen ist. Wie dieß geschehen konnte, das geht über unsere menschliche Fassung weit hinaus. Wir vermögen ja nicht einmal in's Innere unseres eigenen Geistes einzudringen: wie sollen wir in die Geheimnisse des unendlichen Geistes eindringen können? In der langen Kette der Wahrheitszeugen aber, die an die Erkenntniß der Schriftoffenbarung von der Dreieinigkeit ihre edelsten Kräfte gesetzt haben, sind vielleicht die der Wahrheit am nächsten gekommen, welche im

heiligen Geiste die Persönlichkeit sehen, welche Vater und Sohn in geheimnißvoller Weise verbindet.

So schweigsam die Schrift über das geheimnißvolle Verhältniß ist, in dem die göttliche Persönlichkeit des heiligen Geistes zu Vater und Sohn steht, so klar spricht sie von dem Wirken des heiligen Geistes. Der Geist Gottes erscheint in unserem Pfingstevangelium unter einem Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes, unter feurigen Zungen. Wind und Feuer, das sahen wir, sind die Zeichen des Lebens. Der Geist Gottes ist die göttliche Persönlichkeit, welche Leben erzeugt, Leben erhält, Leben leitet. Er ist zuerst der Geist des Lebens. Der Mensch aber hat nicht das Leben empfangen, um nur zu leben, sondern um lebend das ewige Leben in Gott zu erlangen. Auch der natürliche Mensch sagt ja, daß der Mensch nach dem Guten, Wahren, Schönen trachten müsse. Was aber ist Streben nach Wahrheit, wenn es nicht zu Gott führt, der die Wahrheit selbst ist? Was ist das Gute, wenn es nicht seine Wahrheit in Dem findet, der allein gut ist? Was ist das Schöne, wenn es nicht sein Ziel in dem allein seligen Gott findet? Gott ist des Menschen Ziel. Was aber heißt das? Soll das etwa heißen, daß der Mensch zuletzt Gott gleich wird? Nie und nimmer kann ein Geschöpf Gott, nie und nimmer ein Sünder der Heilige Israel's werden. Aber es giebt ein Leben in Gott, welches der Mensch in sich aufnehmen kann. Und das ist das Leben, welches der heilige Geist mittheilt. Dieß Leben aber, welches der heilige Geist mittheilt, ist für den durch die Sünde von Gott getrennten Menschen zuerst das Heil. Das in Christo erschienene Heil wird durch den Geist Gottes uns zugeeignet. Der Geist Gottes ist zweitens der Geist des Heils. Dieser Geist kam über die Jünger am Tage der Pfingsten. Sie wurden mit dem heiligen Geiste getauft. In die Seelen der Jünger, in der Sünde und Tod ihr Recht hatten, drang ein neues Leben, das sie mit Glauben, mit Heiligkeit, mit himmlischer Kraft erfüllte. Eine himmlische Begeisterung durchzog sie. Diese Begeisterung aber bewies sich in der Gabe, in fremden Zungen zu reden. Sie verkündeten die großen Thaten Gottes. Der heilige Geist ist drittens der Geist der Gaben, welcher die Gemeinde erbaut und leitet.

Eine göttliche Persönlichkeit ist der heilige Geist, welche zuerst Leben, dann Heil, endlich Gaben wirkt. Von der Heilswirksamkeit aber des heiligen Geistes zu reden ist unsere zweite Aufgabe.

2.

Lasset uns unser Pfingstevangelium ein Aufruf sein, die göttliche Heilswirksamkeit des heiligen Geistes in uns zu betrachten.

Was uns nun in unserem Pfingstevangelium zunächst entgegentritt, ist daß der heilige Geist die versammelten Jünger zu Zeugen des Wortes macht, um durch ihr Wort Glauben zu erwecken. Der heilige Geist wirkt das Heil durch das Wort. Wenn heute an diesem Pfingstsonntag der heilige Geist in außerordentlicher Weise, wie man nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge kaum erwarten kann, sein Werk an den hier Versammelten ausrichtete, so würde man dieß äußerlich wenig wahrnehmen. Nur der Herzenskündiger weiß, was der heilige Geist in den Herzen ausrichtet. An dem ersten Pfingsttage aber sollten auch die Draußenstehenden erfahren, daß der Geist Gottes über die Jünger gekommen sei, um aus ihnen sich eine Kirche zu bereiten. Das Geisteswunder mußte sich darum auch in Wundererscheinungen als ein Gotteswunder bezeugen. Darum mußte ein Brausen vom Himmel gehen als eines gewaltigen Windes, darum mußten Feuerzungen über Aller Häupter schweben, darum mußten diese armen ungebildeten Galiläer in allen Sprachen der Fremde reden. Nur wenn unter solchen Wunderzeichen der Geist sich offenbarte, konnte Petrus hier den Draußenstehenden verkünden, daß Israel's Weissagung erfüllt sei: Darnach will ich von meinem Geist ausgießen auf alles Fleisch und eure Söhne und Töchter sollen weissagen und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen und eure Aeltesten sollen Träume haben und auf meine Knechte und meine Mägde will ich an demselben Tage von meinem Geiste ausgießen und sie sollen weissagen. Der prophetische Geist, der im alten Bunde nur über einzelne Auserwählte kam, der wird jetzt über alle Söhne und Töchter, über Knechte und Mägde ausgegossen. Alle, die durch den heiligen Geist getauft werden, sind Propheten, die den Beruf haben, das Wort zu verkündigen. Der Geist

aber, der ihnen das Wort in fremden Zungen auf die Lippen legte, der gab ihnen eben die Weisung, in allen Zungen zu verkündigen, daß Jesus der Herr sei. Das Wort, welches sie verkündigen, ist ein einziges Wort: Christus. Der Jesus, den eure Oberen an's Kreuz geschlagen haben, den hat Gott zu einem Herrn und Christus gemacht. Jesus ist Christus: das ist die Summe der evangelischen Botschaft. Das Wort von einem gekreuzigten Mann aus dem verachteten Nazareth, der jedem seiner Jünger ein Kreuz auferlegt, das war wahrlich kein Wort, die Massen des römischen Reiches anzuziehen. Und doch war es dieß Wort, das nach dreihundert Jahren die Bildungsvölker der alten Welt vom fernen Osten bis zur Grenze des Unterganges zu Jüngern Christi machte. Man muß die Betrachtungen lesen, welche ungläubige Geschichtsschreiber über diesen Siegeslauf des Christenthums anstellen, um sich zu überzeugen, wie ohnmächtig alle menschlichen Erklärungsgründe gegenüber diesem weltgeschichtlichen Wunder dastehen. Da machen sie viel Worte von der Verbreitung der griechischen Sprache, von der Einheit des römischen Reiches, von dem regen Weltverkehr, von den vielen Straßen und Brücken u. s. w. Jener Weltverkehr kommt ja gar nicht in Betracht neben dem Weltverkehr, der jetzt die Menschen aller Welttheile verbindet. Wer ist es denn aber, der die Telegraphendrähte beherrscht? Gott oder der Mammon? Der heilige Geist oder der Weltgeist? Nur der Geist Gottes gab dem apostolischen Worte die Kraft, die Völker der alten Welt zu bekehren. Der heilige Geist wirkt durch das Wort.

Was der heilige Geist aber durch das Wort wirkt, ist das Heil. Davon laßt uns nun reden.

Seit Jahr und Tag spricht man in öffentlichen Kreisen viel von den außerordentlichen Erweckungen, welche besonders zwei Männer, Moody und Sankey, in Amerika, Schottland und England hervorgerufen haben. Was man auch von diesen Massenwirkungen halten mag, jedenfalls können sie uns an die Zeiten erinnern, wo die Predigten apostolischer Männer machtvoll in die Herzen der Völker griffen. Was uns dabei nur bedenklich erscheint, ist die sturmvolle Art, mit welcher man in einem Moment aus Kindern der Welt Kinder Gottes machen will. In Deutschland denkt man bei solchen Bewegungen an die Zeiten

des Pietismus, der Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts in Kraft war. Aber zwei Häupter dieser Richtung, Spener und Zinzendorf, haben sich nicht plötzlich von der Welt zu Gott gewandt, sondern sind stetig auf der Bahn fortgeschritten, in die sie schon von Kindheit auf getreten waren. Nur August Hermann Francke, der Gründer des Halleschen Waisenhauses, bezeugt uns selbst, daß er an einem Sonntag als ein Mensch zum Beten gegangen sei, der nicht an Gott glaubte, am andern Tage aber aufgestanden sei mit einer Glaubensfreudigkeit, daß er für seinen Glauben hätte sein Blut vergießen können. Mir war als wäre ich todt gewesen und nun war ich lebendig. Das war eine plötzliche Bekehrung, die sich durch ein Leben und Wirken von wunderbarem Segen als ein Werk des heiligen Geistes ausgewiesen hat. Nur ist es falsch, den Weg, den Gott in diesem außerordentlichen Fall eingeschlagen hat, zum allgemeinen Weg zu machen. Was der Geist Gottes durch ein Wunder vollbringt, das soll der Mensch nicht durch krankhafte Aufregung erzwingen wollen. Wer sein Christenthum auf gelehrte Beweise, auf Kunstrührungen, auf geistreiche Gedanken, auf feurige Gefühle gründet, der gründet es auf Sand. Aber auch wer es auf ungeheure Seelenerschütterungen gründen will, der gründet es auf Sand. Gerade dann, wenn der Mensch in gebrochener Kraft daliegt, hat sich das Christenthum als eine Kraft Gottes zu beweisen.

Laß vergehen das Gesicht,
Hören, Schmecken, Fühlen weichen,
Laß das letzte Tageslicht
Mich auf dieser Welt erreichen,
Wenn das Herz im Tode bricht:
Meinen Jesum laß ich nicht.

Was der Mensch in dem Augenblick, wo Alles wankt, mit göttlicher Hand hält, das ist eben ein Werk des heiligen Geistes.

Der heilige Geist endlich, der in dem Einzelnen das Heil wirkt, ist es endlich auch, der das Reich des Heils, das ist die Kirche, erhält und leitet.

Bis auf den Tag der Pfingsten gab es nur einzelne Jünger Christi, die zusammenhielten. Aus diesem Häuflein bereitete erst der heilige Geist am Tage seiner Ausgießung eine Gemeinde.

Aus dieser ersten Gemeinde in Jerusalem ist die Kirche Jesu Christi auf Erden erwachsen, von der wir bekennen, daß sie bleiben wird, bis der Herr einst wiederkommen wird, sie in seinem Reiche zu erfüllen. Nach außen angesehen ist die Kirche eine Menge einzelner Gemeinden, die in Konfessionen zerfallen, nach innen ist sie Ein Leib und Ein Geist. Nach außen ist sie aus Gläubigen und Ungläubigen gemischt, nach innen ist sie die Gemeinschaft der Gläubigen, der Leib Christi, ein geistliches Volk. Nach außen angesehen hegt sie viel unevangelisches Wesen in sich, nach innen ist sie die Säule der Wahrheit, das Reich des Geistes, der in alle Wahrheit leitet. Nach außen angesehen steht sie im ewigen Kampfe mit den Weltmächten, nach innen hat sie den Herrn der Welt zum Haupt und den Geist des Lebens, des Heils, der Gaben und Kräfte zu ihrem Beistand. Darum wird sie wohl bleiben.

Der heilige Geist ist eine göttliche Persönlichkeit, die im Himmel ist, wo der Vater ist und zu seiner Rechten der Sohn. Vom Himmel aber geht er aus, um von dem Himmel es der Erde mitzutheilen. Wie die Sonne am Himmel ist und doch in ihrem Strahl auf Erden gegenwärtig, so ist der Geist Gottes im Himmel und doch nicht fern von einem Jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir. Er hat in jedem gläubigen Herzen seine Wohnung. So lasset uns seine Priester sein und ihn fleißig anrufen und anbeten, daß sein heiliges Feuer in uns nicht verlösche. Er wirket sein Heil durch das Wort. So suchet das Wort fleißig, damit der heilige Geist euch durch sein Wort in alle Wahrheit leite, euch von den Irrgängen des Lebens auf die rechte Bahn führe und unter den Leiden und Kämpfen dieses Lebens mit seinem Himmelsfrieden anhauche. Er ist der Geist der Wahrheit, der Heiligkeit, des Friedens. Höret nicht auf das, was der Geist des Fleisches und der Welt euch sagt, sondern was der Geist Gottes zu euch spricht. In dem Grade, in dem ihr auf den heiligen Geist höret, in dem Grade wird seine Stimme euch vernehmlicher werden. Betrübet nicht den heiligen Geist, mit dem ihr versiegelt seid. Trachtet aber zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Lasset euch nicht einschüchtern durch die Interessen des Staubes, durch die Gelüste der Massen, durch den Geistesschimmer der Weltbildung. Das

Wesen dieser Welt vergehet. Das Reich, in dem der Geist Gottes waltet, muß zuletzt doch siegen. Das Reich Gottes muß uns bleiben.

Komm, heiliger Geist,
Erfülle die Herzen deiner Gläubigen
Und entzünd' in ihnen das Feuer
Deiner göttlichen Liebe!
Der du durch Mannigfaltigkeit der Zungen
Die Völker der ganzen Welt versammelt hast
In Einigkeit des Glaubens.
Halleluja.

Die heilige Schrift das wahre Volksbuch.

Predigt am Jahresfeste der Leipziger Bibelgesellschaft den 23. Juni 1872 über 2 Tim. 3, 15.

Heilige uns in deiner Wahrheit: dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

Wie an Vereinen überhaupt ist die Stadt Leipzig auch an christlichen Vereinen reich. Eine große Missionsgesellschaft und der Gustav-Adolph-Verein haben hier ihren Mittelpunkt. Eine Anzahl Gesellschaften für Zwecke der innern Mission entwickeln eine ungewöhnliche Thätigkeit. Man kommt in Leipzig gern zusammen, um sich in Sachen des Reiches Gottes zu berathen. Zu den Vereinen aber, die seit lange hier wirken, gehört auch der Verein zur Verbreitung der heiligen Schrift, der heute sein Jahresfest feiert.

Daß Alle, welche überhaupt vom Reiche Gottes nicht gern hören, auch diese Vereine nicht mögen, begreift sich. Aber auch ernste Stimmen, die vom Standpunkte der Kirche ausgehen, haben sich gegen dieß Vereinswesen erklärt.

Dieß Vereinswesen, sagt man, mit seinen Ausschüssen, Sitzungen, Berichten, Jahresfesten ist ein rechter Ausdruck der eisenbahnartigen Unruhe, die sich nach außen wirft, statt das innere Glaubensleben durch Gebet, Betrachtung und Erfahrung zu pflegen. Daher so wenig Innerlichkeit, Stille und Tiefe in unserem Christenleben. Diese Vereine, sagt man ferner, erinnern so stark an die vielen politischen Vereine, in denen doch mehr und weniger ein Streben liegt, sich der Auktorität des Staates

zu entziehen. Sie wollen das Reich Gottes auf selbstgemachten Wegen fördern und haben eine starke Neigung, sich nicht unter das gottgeordnete Amt des Wortes und der Sakramente zu stellen. Diese Vereine, sagt man endlich, durchbrechen kühn die Schranken, welche Geschichte und Bekenntniß gezogen haben, um in Liebe zu verbinden, was Gott durch den Glauben getrennt hat.

Diese Einsprüche sind nicht ohne Grund und drücken jedenfalls Gefahren aus, die in dem Vereinswesen der kirchlichen Gegenwart liegen. Aber die entscheidende Frage ist doch: Sind diese Vereine die rechten Mittel zu rechten Zwecken? Niemand wird in Abrede stellen, daß Ausbreitung des Evangeliums unter Heiden und Juden, die Unterstützung hülfsbedürftiger Glaubensgenossen, die Zurückführung der gottentfremdeten Massen zum Evangelium, die Verbreitung der heiligen Schrift unter dem Volke und unter den Völkern Zwecke sind, die Gott will. Sie sind nicht bloß gotteswürdig, sondern nothwendig. Die Kirche muß sie leisten, wenn sie Gottes Willen ausrichten soll. Nichts ist aber äußerlicher und trotz aller Worte von Kirchlichkeit unkirchlicher als zu glauben, daß nur das kirchlich sei, was von den Kirchenbehörden ausgeht. Wir haben in diesen Tagen so viel gehört, daß in unserer Stadt bei der Größe unserer Parochien die verhältnißmäßig wenigen Geistlichen nicht im Stande sind, auch nur annähernd die Pflichten auszurichten, welche unmittelbar in ihrem Berufe liegen. Das muß sich ja Jeder sagen, der nur einige Minuten darüber nachdenkt, daß 40,000 Seelen nicht von einigen Geistlichen geistlich gepflegt werden können. Wie soll man von diesen schwerbelasteten Männern verlangen, daß sie Missionsstationen in der Heidenwelt gründen, Geldsummen für arme Protestanten aufbringen, Bibeln drucken lassen und für ihre Ausbreitung sorgen. Wenn die Gemeinden wären wie sie sein sollten und wie sie im apostolischen Zeitalter waren, nämlich lebendigen Glaubens und brennender Liebe, müßte eigentlich jeder gläubige Christ nach der ihm gewordenen Gabe einen Dienst zur Erbauung der Gemeinde haben. So aber ist es nicht und kann es bei unseren Massenkirchen nicht sein. Naturgemäß aber und nothwendig ist es, daß die lebendigen Christen einer Gemeinde sich aufgefordert finden, mit vereinten Kräften zu leisten, was der Kirche Pflicht ist. Daß dieß aber

geschehen kann, ohne dem Bekenntniß, ohne dem geistlichen Amte, ohne der Einheit der Kirche sich zu entfremden, haben wohl die meisten dieser Vereine bewiesen: jedenfalls der, welcher heute sein Jahresfest feiert, die Leipziger Bibelgesellschaft.

Die allgemeine Bibelgesellschaft besteht schon so lange, hat eine solche Ausdehnung gewonnen, und verfolgt ein Ziel, über dessen Nothwendigkeit unter Evangelischen nur Eine Stimme sein kann, mit einem solchen bewundernswürdigen Erfolg, daß sie am wenigsten der Vertheidigung bedarf. Wir können uns nur zurufen: Seid stark und unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn (1 Kor. 15, 58.).

Wir legen unserer Betrachtung ein Wort Pauli an Timotheus zu Grunde, aufgezeichnet im zweiten Briefe an denselben im 15. Verse des 3. Kapitels:

> Dieweil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum.

Die Schrift, von welcher hier die Rede ist, ist das Alte Testament. Es war das Lehrbuch, in dem alle wahren Israeliten unterwiesen und erzogen wurden. Und doch war es nicht ein Buch bloßer Lehre, sondern ein Buch des Lebens, in welchem alle wahren Israeliten das Leben ausgesprochen fanden, was sie suchten. Und weil es ein Buch des Lebens war, war es auch ein Buch des Heils, dessen Israel harrete. Das Alte Testament war das wahre Volksbuch Israels. Was aber von dem Alten Testament gilt, gilt auch vom Neuen, und so lasset uns denn unter Gottes Beistand im Anschluß an unseren Text heute den Gedanken festhalten:

Die heilige Schrift das wahre Volksbuch.

Das aber ist die Schrift, weil sie erstlich das wahre Lehrbuch, zweitens das wahre Lebensbuch, drittens das wahre Heilsbuch unseres Volkes ist.

1.

Zuerst also die heilige Schrift das wahre Lehrbuch unseres Volkes.

Was Paulus zu Timotheus sagt: Dieweil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, das konnte er auch von sich sagen. Das Alte Testament war das Lehrbuch Israels, in dem jeder wahre Israelit erzogen wurde.

Da fanden die Israeliten ihre Geschichte. Sie fanden in den Zeiten der Erzväter ein liebliches Familienleben, in den Zeiten der egyptischen Fremde eine schwere Zuchtzeit, in den Zeiten des Zuges durch die Wüste versuchungsvolle Wanderjahre, in den Zeiten Josua's und der Richter ein Heldenalter, in den Zeiten David's und Salomo's den Höhepunkt nationaler Kraft, nach der Theilung schwere Verwickelungen mit den weltgeschichtlichen Völkern, bis endlich Israel von ihnen verschlungen ward. Was im Volke Recht und Brauch war, das war im Gesetze ausgesprochen. Israels Weisen waren Lehrer des Gesetzes. Was aber ein Gemüth, das in der Furcht Gottes lebte, erfuhr, das sprechen die Psalmen so herrlich aus. Zwischen Freude über den himmlischen König und sein unerschütterliches Reich und Harm und Schmerz über des Volkes Sünde und Strafe wogte das Herz eines wahren Israeliten. Die Lösung aber dieses Zwiespaltes sahen die Propheten in der Zeit, wo der Messias kommen werde. Das Alte Testament war das heilige Volksbuch Israels.

Aber die Schrift, das Volksbuch Israels, ist auch das Volksbuch des christlichen Deutschlands. Was der Apostel an Timotheus schreibt: Dieweil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, das gilt auch von unserm Volke, welches, da es noch ein junges, unentwickeltes, ungebildetes Volk war, mit dem Christenthum die heilige Schrift empfing. Unser Volk hatte wohl eine Volkssprache, aber keine Schrift. Das Christenthum aber brachte mit der heiligen Schrift die Nothwendigkeit einer Schriftsprache, um in dieselbe die Schrift übersetzen zu können. Das Christenthum, von den überbildeten Weisen der alten Welt als eine Thorheit verachtet, wie es jetzt von vielen übersättigten Bildungsmenschen mißachtet wird, hat unseren Vätern mit dem Worte vom Kreuze auch die Anfänge aller Bildung gebracht. Die Kirche ist die Erzieherin und Lehrerin unseres Volkes gewesen. Sie brachte eine heilige Schrift, welche gelesen werden mußte, sie brachte Schriften von Kirchenlehrern, die verstanden werden

mußten, sie gründete in Klöstern Schulen, sie unterwies in den Künsten des Friedens, sie schrieb die Geschichte Deutschlands nieder, sie vertrat die Bildung, ohne die kein Staat geleitet werden kann. Und als nach einem Jahrtausend der Zucht das deutsche Volk die römische Form zerschlug, in welcher das Christenthum zu ihm gekommen war, da ging das große Werk der Reformation von der Schrift aus. Kein Schriftwerk, welches der deutsche Geist geschafft hat, läßt sich der Bibelübersetzung Luther's vergleichen, welche die Grundlage der neuen Schriftsprache geworden ist.

Dieweil du von Kind auf die Schrift weißt: das gilt von uns Allen. Die heilige Schrift ist das Buch, an dem sich unser jugendlicher Geist genährt hat. In den kindlichen Sinn für alles Geschichtliche sind die biblischen Geschichten eingesenkt worden. Bekannter als Deutschlands Berge, Flüsse und Seen sind uns von Jugend auf der Sinai und Golgatha, der Jordan, der See Genesareth. Von den Egyptern, Assyrern, Babyloniern, Persern, Griechen und Römern, also von den weltgeschichtlichen Bildungsvölkern, haben wir zuerst in der Schrift gelesen. Was gut und was böse ist, das sagt uns freilich das Gewissen. Aber das Gewissen in uns bedarf, wie jede Geisteskraft, der Erziehung und Pflege. Nicht durch Wissen, sondern durch Thun pflegt man das Gewissen. Folgst du ihm, bist du gewissenhaft, dann wird auch das Gewissen in dir rein, klar, mächtig, kräftig. Es giebt aber keine bessere Unterweisung zum rechten Handeln als das Handeln Anderer: das Beispiel. Solche Beispiele aber hat uns von Jugend auf die heilige Schrift vorgehalten. Was Glaubenstreue ist, hat uns Abraham; was Gesetzesernst ist, hat uns Moses; was Heldenkraft im Dienste des Reiches Gottes ist, hat uns Gideon; was Feuereifer ist für das Haus des Herrn, hat uns Elias; was unter allen Versuchungen und Kämpfen des Lebens ein frommes Herz ist, hat uns David; wie Männer handeln, die in einer Welt des Abfalls fest und treu zur Wahrheit stehen, das haben uns die Propheten; was Buße ist, das hat uns Johannes der Täufer gesagt. Was aber diese Männer Gottes nur im Einzelnen und auch das nur unvollkommen sind, das ist Jesus Christus, von dem Alle zeugen, in göttlicher Fülle. Darum hat ein alter Kirchenlehrer die heilige Schrift dem Berge

der Verklärung verglichen, wo sowohl Moses und Elias, die beiden großen Zeugen alten Bundes, als Petrus, Johannes und Jakobus, die Zeugen neuen Bundes, im Lichte Christi leuchten. Wir können den leuchtenden Herrn nicht sehen, ohne in seinem Glanze unserer Finsterniß inne zu werden. Wir sind Sünder. Die Freudigkeit aber, nach seiner Gnadenhand unsere Glaubenshand auszustrecken, empfangen wir durch sein Gleichniß vom verlorenen Sohne, durch den Schächer, dem er am Kreuze das Paradies verhieß, durch Paulus, der von sich sagte, er sei der vornehmste von allen Sündern gewesen und doch zugleich, daß die Gnade Gottes in ihm mehr ausgerichtet habe als in den Anderen. Was zuvor geschrieben ist, das ist auf uns geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben.

Man kann nicht sagen, daß unser Volk an Begabung, an Weltbildung, an Staatsweisheit, an Thatkraft die erste Stelle einnimmt. Seine Kraft lag immer in einem sittlichen Ernst, einem Wahrheitssinn und einer Tiefe, die es nach etwas Höherem trachten ließen als nach einem glänzenden Volksthum. Nicht wenn es nach einem mächtigen Kaiserthum, sondern wenn es zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachtet, wird es seine Sendung verstehen. Die Unterweisung aber zum Trachten nach dem Reiche Gottes wird es in der Schrift finden, dem Buche des Reiches Gottes. Die heilige Schrift ist das wahre Volksbuch Deutschlands, weil es sein wahres Lehrbuch ist.

2.

Ein Lehrbuch ist die heilige Schrift und zwar ein Lehrbuch des Reiches Gottes. Das Reich Gottes aber ist kein todter Begriff, sondern Geist und Leben. Und so ist denn zweitens die Schrift ein Buch des Lebens.

Jedes Bildungsvolk freut und rühmt sich seiner Nationalliteratur, weil sie nicht bloß ein Werk der dichtenden Phantasie, sondern ein schöner Spiegel des Volksgeistes ist. Ich habe nicht nöthig zu sagen, wie Viele sich von dieser Geisteswelt nähren. Aus den Lasten des Berufes und dem Druck der Verhältnisse flüchten Viele in diese ideale Welt, um erfrischt und geistig be-

reichert in das Leben zurückzukehren, wo die Pflicht herrscht. Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.

Wir sind entfernt dagegen sprechen zu wollen. Die Gabe der Dichtkunst hat Gott in den menschlichen Geist gelegt. Was die Menschen Menschliches, die Welt Weltliches dazuthun, kann die Gottesgabe selber nicht verkümmern. Gott hat ja ihr Recht in der heiligen Schrift selbst bezeugt. Die Psalmen, die Sprüche und das hohe Lied Salomo's und das Buch Hiob sind ja heilige Dichtungen. Und wie diese Dichtungen in Kraft des heiligen Geistes aus dem Glauben entsprungen sind, so haben sie unter den christlichen Völkern wieder den Glauben zu christlichen Dichtungen begeistert. Zu den schönsten Denkmälern der altdeutschen Literatur gehören die dichterischen Darstellungen des Lebens Jesu: der Heliand oder Heiland und der Christ. Was sind die Kirchenlieder, der Schatz der lutherischen Kirche, anders als ein lieblicher Wiederklang der Psalmen aus dem Herzen des deutschevangelischen Volkes? Es war ein schönes Zeichen der religiösen Innigkeit unseres Volkes, daß die neue Wendung, welche die deutsche Literatur im vorigen Jahrhundert nahm, mit einem Gedicht anhob, welches den Messias feiert. Und auch die größten Meister der weltlichen Dichtkunst haben den Einfluß der heiligen Schrift nicht verleugnet. Während der Eine sich der wahrhaft natürlichen, schön menschlichen, innerlich nothwendigen Entwickelung der Dinge im alten Bunde freute, hat der Andere seine jugendliche Phantasie an den gewaltigen Prophetenbildern genährt.

Indem wir nun dieser Literatur ihr Recht zuerkennen, müssen wir uns fragen, ob dieselbe wirklich die Befriedigung gewährt, die Viele in ihr suchen.

Zunächst steht fest, daß diese Geisteswelt doch eigentlich nur für die Gebildeten ist. Und selbst von diesen sind Viele nicht im Stande, ein rechtes Urtheil hierüber zu fällen. Wahre Volksbücher aber müssen dem ganzen Volke zugänglich sein. Und ist denn diesen, die an den Lasten des Lebens sehr schwer tragen, nicht auch eine Geisteserquickung zu gönnen?

Weiter wandelt sich in den Altern, welche das Menschenleben durchschreitet, das Verhältniß zu diesen Büchern. Das Kind erfreut sich an Märchen, Sagen, Abenteuern; der feurige, that-

kräftige Jüngling liebt die Bücher, in denen Leidenschaften und Verhältnisse zum Zusammenstoß kommen; der Mann sucht Bücher, die ihn gründlich belehren; der Greis aber giebt sich der Betrachtung hin. Es kann wohl ein Mann eine Schrift wieder lesen, die seine Jugend erquickte, aber nur um sich einer schönen Erinnerung hinzugeben, nicht um sie zur eigentlichen Geistesnahrung zu machen. Und wie es im Einzelnen ist, so ist es in der Menschheit. Bücher, in denen ein Zeitalter das Höchste fand, sind dem folgenden Zeitalter ungenießbar. Anderseits finden Schriften, auf welche ein Zeitalter verächtlich herabsah, im folgenden ihre wahre Würdigung. So unterliegen viele Bücher dem Wandel der Zeiten.

Aber auch diejenigen Bücher, welche die Feuerprobe der Zeit bestanden haben, vermögen nicht das Herz wahrhaft zu befriedigen. Wie man nicht mit jedem Menschen umgehen kann, so kann man sich auch nicht mit jedem Buche vertraut machen. Viele Bücher lassen uns kalt. Fassen sie uns aber nicht, so sind sie auch wirkungslos. Andere aber versetzen uns in eine leidenschaftliche Spannung. Dann aber sind wir nicht wie wir sein sollen. Es fehlt uns das richtige Gleichmaß, der ernste Blick für die Wirklichkeit, der Geistesfrieden. Aber auch solche Bücher, welche uns ruhig und ernst belehren, erfassen nur Eine Seite unseres Geistes, welche andere nicht zu ihrem Recht kommen läßt. Man nimmt eine Reihe Gedanken in sich auf, die nicht unser wahres Eigenthum sind und daher die Ursprünglichkeit, Wahrheit und Freiheit unseres Denkens trüben.

Und nun lasset mich von der Schrift reden.

Sie ist nicht bloß ein Buch der Gebildeten, sondern das Buch aller Stände. Ihre Geschichten, ihre Lieder, ihre Grundlehren kann Jeder verstehen. Sie ist, wie man gesagt hat, ein Wasser, in dem der Elephant watet und das Lamm nicht ertrinkt. Auch ist ja Jeder von Kind auf zu ihrem Verständniß angeleitet worden. Ihm sind die Grundlehren des Heils in ihren Sprüchen eingeprägt worden und wenn dann ein Spruch, den unser Gedächtniß bewahrt, uns wie ein alter Freund wieder begrüßt, erneuert sich das Gedächtniß dessen, was wir über denselben in Haus, Schule und Kirche gehört haben. Es giebt Gemeinden, aus Bauern und kleinen Bürgern bestehend, in denen eine Schrift-

kenntniß ist, die manchen Geistlichen mit aller seiner theologischen Bildung schon beschämt hat. Ich kann mich erinnern, daß mir einst ein Geistlicher sagte, daß er seine ganze Schriftkenntniß seiner Gemeinde verdanke. Und wie alle Stände finden alle Alter der Menschen ihre Nahrung in derselben. Wenn unter dem Weihnachtsbaum die Geschichte der Geburt Christi gelesen wird, vernimmt sie ein Kind von sieben Jahren und ein Greis von siebenzig Jahren mit gleicher Freude. Und in der Schrift findet dann wieder jedes Alter, was ihm besonders zusagt. Die Kinder halten sich in der Schrift besonders an die Geschichten; der Jüngling kann sich schon zum Verständniß der heiligen Geschichte im Ganzen erheben; der gereifte Mann dringt in das Verständniß der Propheten und Apostel ein. Die Schrift gleicht dem Sternenhimmel, der den einfachen Menschen mit einem Schauer der göttlichen Herrlichkeit erfüllt und dem Astronomen eine Welt göttlicher Weisheit aufthut, in die kein geschaffener Geist dringt. Die Probe, daß ein Buch gut ist, besteht darin, daß wenn es immer von neuem gelesen wird, es sich bewährt. Allein oft können wir auch das Schönste und Tiefste nicht lesen, wenn es uns nicht ermüden soll. Anders die Schrift. Friedrich der Weise von Sachsen sagte einst zu Johann von Staupitz, Luther's väterlichem Freunde: „Alle Predigten, die aus Scharfsinn und menschlicher Ueberlieferung kommen, lassen kalt und sind unvermögend eine Ueberzeugung zu bewirken. Es kann nichts so Scharfes aufgestellt werden, was nicht durch einen größeren Scharfsinn überwunden werden kann. Die Schrift ist allein heilig und von solcher Majestät, daß sie, nachdem sie alle Künste menschlicher Weisheit niedergeschlagen hat, zu sagen nöthigt: Niemals hat ein Mensch so geredet. Der lehrt nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern wie Einer der Gewalt hat." Im Zeitalter Friedrich des Weisen glaubte Jeder, der auf höhere Bildung Anspruch machte, die geistreichen Schriften des Erasmus von Rotterdam lesen zu müssen. Der Kurfürst kannte sie sehr genau. Er sagte aber einmal zu Spalatin: Wenn man des Erasmus Schriften lange liest, weiß man nicht wie man sein warten soll. Ja, sagte Spalatin, da ist nichts Gewisses, worauf man leben und sterben kann. Das gilt von der ganzen schönen Literatur. Es sind schöne Gärten mit Zierpflanzen, an denen

man sich, wenn man sonst sein Brot hat, erfreuen kann. Aber leben kann man nicht von ihnen. Wenn man in den Zuständen ist, welche unsere Dichter so schön schildern können, nämlich in Versuchungen, Kämpfen, Stürmen, da kann man diese dichterischen Darstellungen am wenigsten brauchen. Das Buch, welches für alle Stände, für alle Alter, für alle Lebenslagen, für Leben und Sterben ist, das ist die heilige Schrift. Sie ist das wahre Lebensbuch des Volkes.

3.

Das wahre Volksbuch ist drittens die Schrift, weil sie uns durch den Glauben an Jesum Christum zur Seligkeit unterweist, also das wahre Heilsbuch ist.

Nur die Bücher kann man Volksbücher nennen, welche dem Volke nützlich sind. Zu diesem Nutzen mag man auch Unterhaltung zählen, wenn sie nur wahrer Art ist. Viele aber, die dem Volke solche Unterhaltung bieten, suchen den eigenen, nicht des Volkes Nutzen. Und was sie bieten, ist so oft nicht bloß leicht, sondern verderblich. Eine große Zahl von Zeit- und Flugschriften stellt dem Volke als das höchste Gut eine Freiheit vor, welche kühn über alle Auktoritäten und Ordnungen hinwegschreitet. Dergleichen Blitze aber sind seit hundert Jahren so oft in's Volk geschleudert worden, daß sie von ihrer Kraft viel verloren haben. Daß aber eine Richtung, welche alle religiösen, sittlichen und rechtlichen Grundlagen der Menschen systematisch zerstören will, über furchtbare Massen zu verfügen hat, das hat die Erfahrung des vorigen Jahres in Frankreich bewiesen. Was stellt man solchen dämonischen Kräften entgegen? Wahre Bildung, sagt man. Und so glauben denn Viele des Volkes wahres Wohl zu erzielen, wenn sie Bildung verbreiten. Aber wir haben in Frankreich gesehen, daß eine glänzende Geschichte, reiche Mittel, kriegerische Begeisterung, allbewunderte Weltbildung kein Volk erhöhen. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Gerechtigkeit aber gedeiht nur, wo Furcht Gottes ist. Wollten die großen schriftstellerischen Talente unserer Bildungsvölker dahin streben, daß Furcht Gottes und Gerechtigkeit gepflanzt und gepflegt würden, dann würden sie wahre Volksfreunde sein und ihre Bücher wahre Volksbücher. Man

kann einem Volke nichts Heilvolleres bieten, als das Heil selbst. Es ist aber in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name gegeben, darin sie sollen selig werden, als der Name Christi. Das Buch der Bücher aber, die von Christo zeugen, ist die Schrift. Sie ist das Buch des Heils und darum auch das wahre Volksbuch.

Die Bibelgesellschaft hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Bibel dadurch, daß sie dieselbe unter alle Stände verbreitet, zu dem zu machen, was sie ihrer Bestimmung nach ist, zu einem Volksbuch. Sie weiß natürlich, daß wenn die Bibel in einem Hause ist, sie noch nicht im Herzen ist. Sie weiß, daß ein Volk, welches reichlich mit Bibeln versorgt ist, deshalb noch nicht bekehrt ist. Aber der Glaube kommt aus dem Worte Gottes. Wo das Bibelbuch in einem Hause ist, da ist auch das Mittel gegeben, das Wort Gottes in das Herz aufzunehmen. Denn dazu hat Gott die Schrift durch Propheten und Apostel schreiben lassen, daß sie von Christo zeuge, durch ihr Zeugniß aber zu Christo führe. Und der Kirche Pflicht ist das Ihrige zu thun, daß das Wort Gottes laufe. Dazu Handreichung zu thun, ist der Bibelgesellschaft Zweck. Die sich nun zu diesem Zweck verbunden haben, wollen keine Kirche in der Kirche sein, sondern eine Hilfsschaar der Kirche. Sie wollen nicht predigen, sondern nur dem Laufe des Bibelwortes den Weg bereiten, damit Christus durch sein Wort in die Herzen einziehe. Amen.

Das Zeugniß des Vaters über den Sohn.

Predigt am 3. Sonntag nach Trinitatis 1876 über Joh. 5, 39—44.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit Euch Allen. Amen.

Wenn man einem Menschen Weisheit, Gerechtigkeit und Seelenfrieden zuschreibt, so versteht sich von selbst, daß dieß nur in begrenzter und bedingter Weise ihm zukommt. Ein Geistlicher, der am Grabe eines Solchen sagen wollte: Er war weise, gerecht und in sich befriedigt wie Gott weise, gerecht und selig ist, würde ein Gefühl des Entsetzens in seinen Hörern hervorrufen. Das heißt Gott zum Menschen, den Menschen zu Gott machen. Aller Weisheit Anfang ist die Furcht Gottes, welche zu Gott spricht wie Abraham: Ich bin Staub und Asche. Im fünften Kapitel des Evangeliums Johannis stellt sich Jesus Christus dem Vater gleich. Mein Vater wirket bis hieher und ich wirke auch. Wie der Vater die Todten auferweckt und macht lebendig, also auch der Sohn macht lebendig welche er will. Der Vater hat alles Gericht dem Sohn gegeben, auf daß sie Alle den Sohn ehren wie sie den Vater ehren. Das waren Worte, welche die Juden, die in Christo einen bloßen Menschen sahen, in dem Beschluß bestärkten ihn zu tödten, weil er sich Gott gleich machte, diejenigen aber, welche ahneten, daß er eine göttliche Persönlichkeit sei, in ihrem Glauben befestigten. Die Zeit, wo Jesus diese Worte sprach, war ein Augenblick. Das Evangelium aber trägt dieß Wort auf seinen Flügeln seit mehr als achtzehn Jahrhunderten

von Geschlecht zu Geschlecht. Und noch immer hat dieß Wort seine schneidende und scheidende Kraft. Diejenigen, welche in Jesu Christo einen bloßen Menschen sehen, dessen Göttlichkeit in seiner Frömmigkeit, Weisheit, Heiligkeit lag, müssen zugestehen, daß diese Worte, von einem Menschen gesprochen, und wäre er auch der vollkommenste Mensch, die Grenzen der Frömmigkeit, Weisheit und Heiligkeit überschreiten. Ist Jesus, wie sie sagen, das Urbild der Menschheit, so muß er auch das Vorbild derselben sein. So aber darf kein Mensch Gott gegenüber von sich sprechen. War Jesus Christus bloßer Mensch, so war er, wenn er Solches gesprochen, kein wahrhaft frommer, weiser und heiliger Mensch. Jesus Christus aber gründet sein Recht, also zu reden, auf das Zeugniß Gottes. Davon aber handelt unser heutiger Text, aufgezeichnet

Joh. 5, 39—44.

Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget. Und ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet. Ich nehme nicht Ehre von Menschen. Aber ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habt. Ich bin gekommen in meines Vaters Namen, und ihr nehmet mich nicht an. So ein Anderer wird in seinem eigenen Namen kommen, den werdet ihr annehmen. Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet? Und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht.

Was kein Mensch, der nur Mensch ist, sich zuschreiben darf, das schreibt sich Jesus Christus in diesem Kapitel zu. Er versichert aber nicht bloß, sondern er begründet was er sagt. So ich von mir selber zeuge, so ist mein Zeugniß nicht wahr. Ein Anderer ist, der von mir zeuget und ich weiß, daß das Zeugniß wahr ist, das er von mir zeuget. Jesus Christus, der, seiner äußeren Erscheinung nach ein Mensch, sich die Kräfte und Werke des Vaters zuschreibt, beruft sich auch auf das Zeugniß des Vaters. Der Vater, welcher Solches mir gegeben hat, ist auch mein Zeuge. Und so laßt uns denn heute, indem wir Gott um seinen Beistand anrufen,

das Zeugniß des Vaters über den Sohn

betrachten. Es zeugt aber der Vater über den Sohn zuerst in der Schrift.

1.

Wir verstehen unter **Schrift** die Bücher alten und neuen Bundes. Als Jesus Christus noch auf Erden wandelte, waren die Bücher neuen Bundes natürlich noch nicht vorhanden. Die Evangelien und Briefe sind von Aposteln und apostolischen Männern nach Christi Hingang geschrieben. Es verging mehr als ein Jahrhundert, ehe die neutestamentlichen Schriften zu einem Ganzen verbunden wurden. Wo also im Neuen Testamente von der Schrift die Rede ist, ist allemal das Alte Testament gemeint. Aber auch das entstand nicht auf einmal. Ein Jahrtausend hat an dem Gesetz, den Propheten und den anderen heiligen Schriften geschrieben. Zur Zeit Christi aber war die Schrift alten Bundes ein abgeschlossenes Ganzes. So heilig als den Juden die Schrift war, war sie auch Jesu und den Aposteln. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch Ein Tittel vom Gesetz, bis daß Alles geschehe (Mt. 5, 17. 18.). Paulus bekennt vor Felix, daß er Allem glaube was geschrieben stehe im Gesetz und in den Propheten. Ihm war alle Schrift, von Gott eingegeben, nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Wie die Juden, also bekennen sich die Christen zu den heiligen Schriften alten Bundes.

Noch jetzt erkennen die Juden in den Schriften alten Bundes das Zeugniß göttlicher Offenbarung. Es mögen sechs Millionen Juden sein, die unter allen Bildungsvölkern der Erde zerstreut leben. Wo man auch hinkommt, man begegnet Juden. Sie sprechen alle Sprachen und gehen auf alle Interessen der verschiedenen Völker ein. Aber sie gehen nicht auf in die Völker. Wie sie dieselben Familienzüge bewahren, die sie schon vor Jahrtausenden hatten, so bewahren sie auch eine unterscheidende Volkseigenthümlichkeit, die sie verhindert, in die Völker sich aufzulösen. Diese aber hat ihren letzten Grund in ihrem religiösen Glauben. Sie bekennen sich zu dem Gesetz und den Propheten, erkennen also den, von welchem Gesetz und Propheten zeugen,

nicht an. Sie bekennen sich zur Weissagung, aber nicht zur Erfüllung in Jesu Christo. Sie forschen in der Schrift, weil sie glauben in ihr das Leben zu haben, aber sie kommen nicht zum Leben, weil sie Den nicht erkennen, der Weg, Wahrheit und Leben ist. Aber auch in dieser Abkehr von der Wahrheit haben sie, durch alle Völker rastlos pilgernd, eine Botschaft Gottes an die Völker auszurichten. Sie sagen den Völkern, indem sie auf die Schriften alten Bundes hinweisen: Von Abraham bis auf die Zerstörung von Jerusalem, also über zwei Jahrtausende, waren unsere Väter ein Volk, das von den Offenbarungen Gottes lebte. Dieser Offenbarungen Zielpunkt aber war die Erscheinung Gottes in dem Messias. Wir waren ein Volk der Hoffnung, der Zukunft, der Vorbereitung, der Weissagung. Aber seit der Zerstörung von Jerusalem haben wir aufgehört ein Volk zu sein. Wir bekennen uns zum Gesetz, aber wir können das Gesetz nicht halten, weil uns der Boden des heiligen Landes, das Volksthum, das Opfer fehlt. Wir leben von einer Vergangenheit, die vergangen ist, und sehen die Zukunft, welche unsere Propheten weissagen, nicht kommen. Wir glauben an einen Gott der Offenbarung, aber kein Prophet steht mehr unter uns auf. Wir haben allenthalben Synagogen, aber der Tempel auf Moria mit seinem Priesterthum und seinem Opfer ist dahin. Wir pilgern rastlos durch die Völker, finden aber in Jerusalem nur Gräber.

Der große Wendepunkt in der Geschichte des jüdischen Volkes ist die Zerstörung von Jerusalem. Bis dahin war Israel noch ein Volk. Von da an hat es aufgehört ein Volk zu sein. Wann wurde doch Jerusalem zerstört? Siebzig Jahre nach Christi Geburt. Dieselbe Generation, die Christum an's Kreuz schlug, mußte die furchtbare Zerstörung Jerusalems erfahren. Die Zerstörung Jerusalems aber hatte Jesus vorausgesagt, darum daß dieß Volk, als er kam es zu retten, den Tag seiner Heimsuchung nicht verstand.

Ist es ein geschichtliches Wunder, daß zweitausend Jahre hindurch, während die Bildungsvölker der alten Welt den Wahngebilden ihrer Phantasie huldigen, ein von dem wahren Gott geleitetes Volk auf Grund prophetischer Geistesworte in immer bestimmterer Gestalt eine Verheißung kommen sieht, so ist es das Wunder aller Wunder, daß aus diesem Volke wirklich, als die

Zeit erfüllet ist, Einer hervorgeht, in dem bis in das Einzelnste jene Weissagungen sich erfüllen. Er ist wirklich Immanuel, der Sohn der Jungfrau, von dem Jesaja gezeugt hat; geboren in Bethlehem Ephrata, wie Micha verkündet hat; erzogen in dem Lande Sebulon und Naphthali am See, das durch ihn zu Ehren gekommen ist; zur Tochter Zion auf dem Esel gekommen, wie Sacharja gesehen hat; um unserer Sünde willen verwundet und um unserer Missethat willen geschlagen, wie Jesaja gesprochen hat; nach der Schrift vom Tode auferstanden; aufgefahren zum Himmel, auszugießen seinen Geist über alles Fleisch, wie Joel verkündet hat. Durch das ganze Alte Testament geht die Weissagung, daß die Offenbarung Gottes in einem Sohne Gottes sich erfüllen werde, zu dem Gott spricht: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich lege alle deine Feinde zum Schemel deiner Füße. Und so ist es geschehen. Der Brief an die Hebräer beginnt: Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und mancherlei Weise geredet hat durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen geredet durch den Sohn, welchen er gesetzet hat zum Erben über Alles (1, 1.) Durch das ganze Alte Testament geht die Sehnsucht nach der Rettung der Einzelnen durch Einen, in dem alle Mittlerämter sich erfüllen werden. Und so geschah es in dem neuen Bunde, den Christus, der ewige Hohepriester, in seinem Blute schloß, dem Opfer aller Opfer, und im heiligen Abendmahl versiegelte, da er sprach: Das ist der neue Bund in meinem Blute. Ja die ganze Schrift alten Bundes zeugt von Christo. Sie ist nicht das Leben selbst, sondern nur das Zeugniß vom Leben. So lasset uns denn forschen in der Schrift, nicht um in ihr, sondern um durch sie das Leben zu finden, das in Christo erschienen ist. Wir haben ein festes prophetisches Wort und ihr thut wohl, so ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunkeln Ort bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen.

2.

Der Vater zeugt über den Sohn in den **Werken** desselben. Das ist das Zweite.

Die Propheten vor Johannes dem Täufer haben geweissagt, **daß** der Messias kommen werde und **wie** er kommen werde.

Die Sendung aber Johannes des Täufers war nicht nur, den Weg zu bereiten durch die Predigt der Buße und die Weissagung der nahen Ankunft des Verheißenen, sondern über den Gekommenen die Weihe des alten Bundes auszusprechen. Er bezeugte im Namen Gottes: Dieser Jesus ist der Messias. Er war gekommen, sagt das vierte Evangelium, daß er zeugete. Daß Johannes ein von Gott gesandter Prophet war und sein Wort göttliche Wahrheit, bezweifelte Niemand. Die es bezweifelten, durften es wenigstens nicht sagen. Sie hatten das Volk zu fürchten, das ihn für einen Propheten hielt. Sprach Johannes aber als Prophet im Namen Gottes, so war auch sein Zeugniß über Christum wahr. Auf dieses beruft sich Jesus. Ihr schicktet zu Johannes und er zeugte von der Wahrheit. Ich nehme nicht Zeugniß von Menschen. Jesus, der Sohn Gottes, bedarf für seine Person nicht des Zeugnisses eines Menschen. Aber um des Volkes willen, das an Johannes glaubte, beruft er sich auf sein Zeugniß. Ich aber habe ein größeres Zeugniß denn Johannes Zeugniß: die Werke, die mir der Vater gegeben hat, daß ich sie vollende, dieselben Werke, die ich thue, zeugen von mir, daß mich der Vater gesandt hat. Der Vater aber zeugt über den Sohn in den Werken, welche er durch den Sohn vollbringt.

Die Grundlage aller messianischen Werke Christi ist seine Persönlichkeit, wie sie sich der Welt darstellte. Ohne Sünde war Jesus. Er konnte fragen: Wer kann mich einer Sünde zeihen? Wer die Schwäche des menschlichen Willens kennt, die Versuchungen, die aus unserer Natur immer von neuem aufsteigen, die ungeheure Macht der Selbstsucht, die den Menschen nie dahin kommen läßt, Gott von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüthe und seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben: der muß einen Menschen, der nie gesündigt, für ein Wunder ohne Gleichen halten. Es giebt Menschen, denen man nichts nachsagen kann: sie handeln und wandeln immer nach den Normen des Gesetzes. Aber man kann sie nicht lieben. Es sind kalte, selbstgerechte, legale, nach Ehre vor Menschen trachtende Heilige. Jesus war ohne Sünde, und doch sanftmüthig und von Herzen demüthig. Versucht wie wir, hatte er Mitleiden mit den Sünden der Menschheit. Und so ging der Heilige der Menschheit mit den Zöllnern und Sündern um, liebte die stillen,

geistlich armen, nach Gerechtigkeit hungernden Seelen und suchte die Stätten der Armuth, der Noth, der Krankheit, des Todes auf. Welche Weihe auf seiner ganzen Persönlichkeit liegen mußte, das läßt sich nur ahnen, nicht aussprechen.

Christi Amt war zu lehren. Es giebt Menschen, die durch die Fülle ihrer Gedanken, die schlagende Kraft ihres Urtheils, die Schönheit ihrer Darstellung eine merkwürdige Macht über Geister üben, auch da wo sie der Unwahrheit dienen. An Volksrednern, die das Volk irre leiten, hat unsere Zeit keinen Mangel. Man muß erstaunen, daß Menschen, die nicht einmal die gewöhnlichen Bildungsmittel genossen haben, solche Beredtsamkeit entwickeln. Jesus Christus sprach nicht wie die Gelehrten seines Volkes. Er predigte nicht wie die Schriftgelehrten. Von Wissenschaft und geschulter Beredtsamkeit keine Spur. Aber er predigte gewaltig, d. h. wie Einer der Macht über die Geister hatte. Die Diener der Pharisäer, ausgesandt Jesum zu prüfen, mußten bekennen: Es hat nie ein Mensch also geredet, wie dieser Mensch. Es war die Macht göttlichen Geistes in ihm, die unwiderstehlich in die Seele drang, um sie an seine Persönlichkeit zu fesseln. Man erzählt von dem heiligen Bernhard von Clairvaux, daß Viele, die kein Wort von seinen lateinischen Reden verstanden, in Thränen ausbrachen, wenn sie ihn nur hörten. Es war seine Person, die predigte. Was aus dem Munde des bekannten Predigers Harms in Hermannsburg so unwiderstehlich Jeden erfaßte, war nicht seine Schriftgelehrsamkeit, seine Kunst, sein Geist, sondern die Macht einer Gott ganz geopferten Persönlichkeit, deren Worte wie Pfeile in die Seele drangen. Man ahnt an solchen Beispielen die Macht der göttlichen Persönlichkeit, welche durch Christi Worte, die Geist und Leben waren, in die Geister drang.

Das stärkste Zeugniß aber, welches Gott über seinen Sohn aussprach, waren die Wunder, die Gott durch ihn ausrichtete. Jesus war nicht der Erste, der Wunder that. Schon im alten Bunde haben Moses, Elias, Elisa, Jesaia Wunder vollbracht. Paulus sagt mit dürren Worten von sich, daß er eines Apostels Zeichen vollbracht habe. Ja, bis Mitte des 3. Jahrhundert herrschte noch die Gabe der Wunder in der Kirche. Fast allgemein in der Christenheit jener Zeit war die Macht über die bösen Geister. Wunder sind außerordentliche Wirkungen, die

nur aus göttlichen Kräften sich erklären lassen und im Dienste des Reiches Gottes stehen. Wo wahre Wunder walten, da bezeugt sich Gott. Darum heißen sie Zeichen. Jesus Christus vollbrachte Wunder, wie Keiner vor und nach ihm. Auf Grund derselben urtheilte Nicodemus: Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen, denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm. Wenn Jesus mit seinem Worte Blinde sehend, Lahme gehend, Aussätzige rein, Todte lebend machte, da erfaßte eine Furcht Alle die es sahen und sie priesen Gott: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden. Ein Schauer mußte Alle erfassen, als Jesus zum Sturm sprach: Still! und es still ward. Die Herrlichkeit Gottes that sich auf, als Lazarus, den schon die Verwesung ergriffen hatte, auf Christi Wort aus dem Grabe stieg. Und als Jesus selbst, von seinem Volke getödtet, nach drei Tagen aus dem Grabe aufstand, da war dieß das stärkste Thatzeugniß, das Gott über ihn ablegen konnte. In der Auferweckung Christi von den Todten verwandelt Gott die Anklage: Er ist des Todes schuldig, denn er hat sich Gottes Sohn genannt, in die Rechtfertigung desselben als seines Sohnes. Christi Person, Christi Lehre, Christi Wunder bezeugen ihn als den Sohn Gottes.

3.

Endlich bezeugt der Vater den Sohn in dem Leben, welches der Sohn in Allen wirkt, die an ihn glauben.

Ehe Christus erschien, hatte der Vater von ihm gezeugt in den heiligen Schriften alten Bundes. Als Jesus erschien, zeugte der Vater vom Sohne in den Werken, die er durch ihn vollbrachte. Es zeugte aber der Vater vom Sohne, damit Alle auf Grund dieses Zeugnisses an ihn glaubten, glaubend aber das ewige Leben hätten.

Mag man zum Christenthum stehen wie man will: das muß man bekennen, daß dasselbe in der Menschheit ein außerordentliches Leben entfaltet hat. Eine Religion, für welche viele Tausende mit Begeisterung in den Tod gegangen sind, muß doch eine Kraft des Lebens in sich tragen. Ja, antwortet man, das war in früheren Zeiten. Jetzt aber ist das Christenthum ein überschrittener Standpunkt, eine ausgelebte Gestalt der Religion.

Nicht Wenige aber, die so reden, mögen überhaupt von Religion nichts mehr hören. Selbst der Glaube an einen persönlichen Gott und ein Fortleben der Seele nach dem Tode ist ihnen Aberglaube. Ihr Gott ist die Natur und der Menschengeist: sie erheben das Geschöpf zum Schöpfer. Diese Religionslosigkeit führt aber nicht zur Vergöttlichung, sondern zur Verthierung der Menschheit. Mit der Religion fällt im persönlichen Leben die Sittlichkeit, im bürgerlichen Leben Treue und Glaube, in der Wissenschaft und Kunst alle Höhen und Tiefen, in dem Reiche der Bildung alle wahre Humanität. Andere meinen, daß an die Stelle des Christenthums eine andere Religion treten müsse. Fragt man aber: welche? so hört man soviel Religionen als Antworten. Jeder hat eine besondere Religion. Gesetzt aber, was kein Sachkundiger glaubt, daß die Weisen der Erde sich je in Einer Religion vereinigen sollten, so ist doch etwas Anderes eine Religion aufstellen, etwas Anderes sie durchführen. Es ist eine vollendete Unmöglichkeit, daß die Bildungsvölker der Welt sich gemeinsam zu einer neuen Religion bekennen. Wenn man aber wirklich einst sich im Streben vereinigen sollte, das Christenthum zu beseitigen, dann würde man erst erkennen, wie tief unser häusliches und bürgerliches Leben mit dem Christenthum verwachsen ist. Was wäre die Woche ohne den Tag der Ruhe und der Erhebung zu Gott? Was wäre der Winter ohne Weihnachten, der erste Frühling ohne Ostern, der spätere Frühling ohne Pfingsten? Was wäre das Familienleben ohne die Taufe, die Konfirmation, die Trauung, das christliche Begräbniß? Und ist es nicht der Glaube gewesen, welcher allenthalben in den Städten Hospitäler, Armenhäuser, Waisenhäuser gegründet hat? Wenn dieser Glaube erlöschen sollte, würden die Armen das in erschrecklicher Weise empfinden. Die Universität Leipzig ist überaus reich an Unterstützungen für würdige und bedürftige Studirende. Die bei Weitem meisten aber dieser Unterstützungen sind aus christlicher Gesinnung hervorgegangen. Selbst Gestalten des Christenthums, die demselben nicht wesentlich sind, haben sich auf das Tiefste in unser ganzes Volksleben eingewurzelt. Unser Dichter konnte das ganze Leben um die Glocke legen, die ja wirklich in Freud' und Leid, im Leben und im Sterben, in Krieg und Frieden das Leben begleitet: eine Stimme aus der Ewigkeit in die Zeit.

Wer die Geschichte der Kirche übersieht, der muß bekennen, daß das Christenthum das stärkste Zeugniß für den Auferstandenen, den es bekennt, in der Auferstehungskraft hat, die es in sich trägt. Es liegt eine unbesiegbare Lebenskraft im Evangelium. Es wird verfolgt und seine Liebe ist stärker als der Tod. Es wird mit weltlichen Gütern überhäuft und verliert doch nicht seine himmlische Feuerkraft. Sein evangelischer Grund wird mit Stoppeln und Heu bedeckt und bricht doch in Kraft herfür und wird zum Eckstein, an dem die Macht der Unwahrheit zerschellt und auf den das Reich der Wahrheit sich gründet. Das Christenthum wird bekämpft, verhöhnt, verlacht: aber die Gegner vergehen wie Spreu, das Evangelium aber bleibt. Man möchte das Christenthum todtschweigen, aber es kommt die Zeit, wo, was man in Kammern redet, von den Dächern verkündet wird. Das Christenthum wandelt unaufhörlich seine Formen nach den Bedürfnissen der Zeiten und Völker, aber Christus bleibt Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Der stärkste Beweis aber, daß Jesus das Leben ist, ist das Leben, das er in uns wirkt. Ich verstehe einen Menschen, wenn ich von dem Leben, das in ihm ist, in mir habe. Ich verstehe ein Buch, wenn ich im Geiste des Verfassers denken kann. Nur das Leben versteht das Leben, nur der Geist versteht den Geist. Darum kann Niemand Jesum einen Herrn nennen, der seinen Geist nicht hat. Wer aber Jesum Christum im Glauben erfaßt, der nimmt nicht bloß seine Lehre, nicht bloß sein Beispiel, sondern seine himmlische Persönlichkeit in sich auf. In Person macht Jesus im Christen Wohnung. Er wird die Sonne unseres Geistes, von der Licht und Wärme ausströmt. Er wirkt durch seinen Geist, das Alte zerstörend, das Neue belebend, bis er Gestalt in uns gewinnt und wir in sein Bild verklärt werden. In diesem Leben aus Christo aber liegt die Bürgschaft des ewigen Lebens. Er ist die Auferstehung und das Leben. Wer da glaubet an ihn, wird leben ob er gleich stirbt und wer da lebet und glaubet an ihn, wird nimmermehr sterben. Was dieß Leben aus Christo in uns bezeugt, das kann nicht Irrthum sein, da die Christen aller Zeiten und Orte dasselbe bezeugen. Der Geist ist es, der da zeuget, weil der Geist die Wahrheit ist.

Der Vater zeugt vom Sohn in der Schrift, in Christi Werken,

in dem Leben aus Christo. So lasset uns achten auf dieß Zeugniß des Vaters über den Sohn, damit der Sohn nicht einst gegen uns zeugt, wenn er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.

Zieh' mich, o Vater, zu dem Sohne,
Damit dein Sohn mich wieder zieh' zu Dir.
Dein Geist in meinem Herzen wohne
Und meine Sinnen und Verstand regier',
Daß ich den Frieden Gottes schmeck' und fühl'
Und dir darob von Herzen sing' und spiel'.

Amen.

Das Richten der Christen.

Predigt am 4. Sonntag nach Trinitatis 1877 über Luk. 6, 36—42.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit Euch Allen. Amen.

Es ist heute der Tag Johannes des Täufers. Einige Tage vor Weihnachten steigt die Sonne aus der Tiefe wieder in die Höhe, einige Tage aber vor Johannis steigt die Sonne aus der Höhe wieder herab in die Tiefe. Das ist ein schönes Gleichniß des Wortes des Johannes: Er muß wachsen, ich muß abnehmen (Joh. 3, 30.). Johannes war gesandt, durch die Predigt der Buße vorzubereiten auf den der da kommen sollte, über den Gekommenen aber das Zeugniß des alten Bundes auszusprechen. Alle Propheten hatten den Beruf, gegen den Abfall ihres Volkes zu zeugen. Johannes der Täufer aber war der Bußprediger vorzugsweise. Allen Ständen hielt er schonungslos ihre Sünden vor. Er nannte die Pharisäer und Sadducäer Otterngezüchte; er gebot den Kriegsleuten, Niemandem Gewalt anzuthun; er sagte dem Herodes: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast. Es war sein Beruf, seines Volkes Sünden zu richten. Und dieser Weg führte ihn in den Tod. Etwas Anderes aber als dieses Richten eines Propheten ist das Richten der Menschen. Von diesem aber spricht unser Herr in dem heutigen Evangelium, aufgezeichnet

Luk. 6, 36—42.

Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet ihr

auch nicht verdammet. Vergebet, so wird euch vergeben. Gebet, so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schoß geben: denn eben mit dem Maß da ihr messet, wird man euch wieder messen. Und er sagte ihnen ein Gleichniß: Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen? Der Jünger ist nicht über seinen Meister; wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen. Was siehest du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr? Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt stille, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen; und du siehest selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge; und besiehe dann, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.

Richten sollen wir und nicht richten. Richten sollen wir uns selbst, nicht richten sollen wir unsere Brüder. Wir sollen zuvor den Balken in unserem Auge sehen und dann den Splitter in unseres Bruders Auge, nicht um uns dessen zu freuen, sondern um ihn aus des Bruders Auge zu ziehen. Und so lasset uns denn heute unter Gottes Beistand auf Grund unseres Textes von

dem Richten der Christen

reden.

1.

Das Erste ist, daß die Christen sich selbst richten.

Liest man in jüngeren Jahren die Geschichten vergangener Zeiten, so freut man sich großer Thaten, wunderbarer Lebensverwickelungen, gewaltiger Persönlichkeiten. Kommt man aber in die Jahre der Reife, so dringt man von den äußeren Thatsachen in das innere Leben ein, dem sie entsprungen sind, und erhebt das, was große Männer erstrebt haben, in Gedanken. Und man wird bekennen müssen, daß unser Zeitalter eine große Gabe besitzt, das innere Getriebe des persönlichen Lebens zu entfalten. Und das gilt nicht bloß von der Vergangenheit, sondern auch von der Gegenwart. Wie verstehen es die Blätter des Tages, unsere bedeutenden Männer zu charakterisiren. Wenn nur nicht diejenigen, die dergleichen Schilderungen von sich lesen, in Gefahr kämen, von sich zu viel zu halten, zu sehr sich ihrer Bedeutung bewußt zu werden. Solche Selbstschau ist dem Menschen

nicht gut. Er kommt um seine Einfalt, um seine Natur. Selbstbespiegelung ist nicht der Weg zur Selbsterkenntniß.

Nicht im Spiegel unserer Eitelkeit, sondern im Spiegel des Wortes Gottes sollen wir uns anschauen. Nicht was die Welt von uns erwartet, sondern was Gott von uns erwartet, soll unsere Frage sein. Nicht der Welt zu gefallen, sondern Gott zu gefallen, soll unser Ziel sein.

Wenn wir wären wie wir sein sollten, müßte eigentlich all' unser Denken, Wollen, Thun von Gott ausgehen. Wir müßten mit Christo sagen können: Meine Speise ist, daß ich thue den Willen Gottes und vollende sein Werk. Gottes Wille, Christi Gebot, des heiligen Geistes Trieb müßte uns unaufhörlich beseelen. Und das ist nicht etwa ein Ideal, das nur im Reiche der Phantasie heimisch ist, sondern dahin geht das Streben aller wahren Christen. Was Gott von seinen Kindern fordert, muß doch nicht etwas absolut Unmögliches sein.

Legen wir den Willen Gottes als Maßstab an unser Denken, Wollen, Thun an, so entsteht uns nothwendig die Erkenntniß, wie mächtig in uns der Geist ist, der dem Willen Gottes widerstrebt, der Geist der Selbstsucht, das was die Schrift das Fleisch nennt. Was der Apostel Paulus bekennt: Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht: wir müssen es Alle von uns bekennen. Wir begehen ja auch Sünden, die nicht eigentlich aus unserer Natur kommen, sondern aus Unwissenheit, aus Uebereilung, aus Ueberredung, aus der Einwirkung verführerischer Umstände und Verhältnisse. Man darf wohl von Manchen sagen, daß sie besser sind als sie zu sein scheinen. Wer aber nur einige Erfahrung in der Selbstprüfung hat, wird wissen, daß die eigentlich gefährlichen Sünden diejenigen sind, die aus sündhaften Neigungen in uns hervorgehen. Auch ein sonst wahrheitliebender Mensch kann eine Unwahrheit aussprechen. Etwas ganz Anderes aber als einzelne Unwahrheiten ist eine Neigung zur Unwahrheit, Lügenhaftigkeit.

Jedem Menschen geht fortwährend ein Geist nach, der ihm vorredet, doch des Lebens höchstes Glück in sinnlichen Genüssen und Leidenschaften, in Reichthum und Weltglanz, in Einfluß und Ansehen: kurz in Sinnlichkeit, Selbstsucht und Weltlust zu suchen. Diesen

Lockungen des Fleisches widerspricht aber der gute Geist in uns: Sinnlichkeit soll des Lebens höchstes Glück sein? Was sind die unzweifelhaften Folgen der Sinnlichkeit? Ein siecher Leib, zerrüttetes Vermögen, schreckliche Menschenopfer, Verachtung aller Besseren, ein Ende wie das des reichen Mannes. Hüte dich, auf jenen Geist zu hören, der dich zu sinnlicher Leidenschaft treibt. Es ist nicht bloß Fleisch und Blut, es ist der böse Feind, der dich versucht.

Wie aber werde ich frei von der Leidenschaft? fragt der Mensch. Da kommt nun die Lebensklugheit, die sich gern Lebensweisheit nennt, mit ihren Regeln. Die erste Regel lautet: Arbeite tüchtig. Dann wird dir die sündige Lust vergehen. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Die zweite Regel lautet: Fliehe den Anblick des Gegenstandes der Leidenschaft. Wer den Ort ändert, ändert oft den Sinn. Wer sich aber in Gefahr begiebt, kommt darin um. Die dritte Regel lautet: Richte deinen Sinn auf andere Dinge, interessire dich für Anderes, suche Menschen auf, lerne die Welt kennen u. s. w. Das sind so die Rathschläge menschlicher Klugheit. Was aber vermögen so kühle Lebensregeln gegenüber der Gluth menschlicher Leidenschaft? Das heißt die Ausbrüche eines Vulkans mit Wasser dämpfen wollen. Das ist ja eben die furchtbare Macht der Leidenschaft, daß sie die Erkenntniß des Guten verfinstert und den Willen des Guten schwächt. Das ist die List des bösen Feindes, daß er den Feldherrn, der die Festung vertheidigen soll, so verblendet, daß derselbe zuletzt glaubt, er handle ehrenvoll, wenn er den Feind mit klingendem Spiel einziehen heißt. Nein, wenn Jemand auf dem Punkte ist, durch Hingabe an sinnliche Leidenschaft für diese und jene Welt verloren zu gehen, der muß vor allen Dingen die Sünde als Sünde erkennen und vor Gott den Entschluß fassen, ihr zu widerstreben.

Da denkt nun Mancher: Es kommt nur darauf an, einen ernsten Entschluß zu fassen. Alles vermöge ein Mensch, der ernstlich wolle. Und so gelobt sich denn der Mensch: Ich dulde von nun an keinen eitlen Gedanken in mir. Nie darf ein Bild der Wollust mehr in meiner Phantasie aufsteigen. Ich werde jeder Leidenschaft einen unbewegten Willen entgegensetzen. Solch'

einen Entschluß zu fassen, das erhebt den Menschen. Aber ihn durchzuführen, das ist ein Anderes.

Es wird dem Menschen vielleicht oft gelingen, aufsteigende Versuchungen zu unterdrücken und sündhafte Gedanken nicht zu Thaten werden zu lassen. Damit aber, daß man einzelne Gedanken und Thaten unterdrückt, macht man den Boden, aus dem sie aufsteigen, noch nicht rein. Mag man in der Umgebung von Leipzig noch so viele einzelne Sumpfpflanzen herausreißen: aus dem Sumpfboden werden sie immer von Neuem sich erzeugen. Der Entschluß des Menschen, dem Fleische zu widerstehen, hat nur Erfolg, wenn mit dem Willen eine Kraft Gottes verbunden ist, den alten Menschen zu tödten und einen neuen Menschen zu erzeugen, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit Gott ewiglich lebt. Und das ist die Kraft des heiligen Geistes. Wohnt der Geist Gottes in uns, so leitet er uns in alle Wahrheit, so treibt er uns unaufhörlich zum Guten, so giebt er uns den Frieden, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann. Aber er richtet uns auch ohne Unterlaß. Sagt doch selbst der heidnische Philosoph Seneca: Es sitzt in uns ein heiliger Geist, Wächter und Beobachter unserer Thaten, der uns so behandelt wie wir ihn behandeln. Damit meint er das Gewissen. Im Christen aber sitzt auf dem Stuhle des Gewissens der heilige Geist. Und der richtet uns. Vom Geiste Gottes aber sich richten lassen, das ist wahre Weisheit. Was hilft es dir, wenn du Alles wüßtest im Himmel und auf Erden und Alles der Bewunderung deiner Wissenschaft voll wäre, wenn du dein eigenes Herz nicht kenntest.

Wir erinnern uns einer Geschichte, die wir in unserer Jugend in Gellert's Fabeln gelesen haben. Zwei Schatten kommen in der Unterwelt an, um von Charon, dem Fährmann, in jene Welt übergeschifft zu werden. Wer bist du, fragt Charon. Ein Polyhistor d. h. ein gelehrter Vielwisser, vor dem die Schulen Ehrfurcht hatten. Und wer bist du, fragt Charon den Anderen. Auch ein Polyhistor? Ach nein, antwortet derselbe. Ich habe nur mein Herz kennen zu lernen gesucht: mein Herz, das mich so oft verführt, um Ruhe zu finden. Ich habe es aber nicht weit gebracht. Stolz will der Vielwisser in den Kahn steigen. Weg! ruft der Fährmann. Solch' Einer, wie dieser, kommt

kaum nach hundert Jahren. An stolzen Vielwissern habe ich mich halb lahm gefahren.

Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben, darnach das Gericht. Wornach wird uns aber Gott richten? Nach hoher Geburt? Nach unserem Stammbaum? Wir stammen Alle von Adam, haben aber von ihm nur die Sünde geerbt. Nach dem Vermögen, das wir ererbt oder erworben haben? Wir haben nichts in die Welt gebracht und werden auch nichts hinausbringen. Nicht ob wir Vermögen gehabt haben, sondern wie wir es verwaltet haben, wird Gott einst fragen. Wird er uns richten nach dem Namen, den wir in der Welt haben? Vieles was auf der Welt glänzt, wird dort nicht nur nicht gelten, sondern uns verklagen. Nach unserer Kunst und Wissenschaft? Selig sind die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer. Gott wird uns richten nach dem, was wir sittlich vor ihm sind. Wir müssen Alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi, daß ein Jeder empfange nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei böse oder gut. Das Handeln, das dort gilt, sind nicht die guten Werke. Die haben oft nicht großen Werth. Ein reicher Mann ist es seiner Stellung schuldig, Vieles zu geben, was gar nicht reine Gabe eines reinen Herzens ist. Und wie viele gute Werke er auch in die Wagschale legen wird: werden sie nicht aufgewogen durch die Wagschale seiner Sünden? Wenn wir einst durch die Pforte des Todes hindurchgegangen, vor dem Allheiligen stehen werden, da wird uns allein Christi Blut und Gerechtigkeit retten, im Glauben ergriffen. Der wahre aber der lebendige Glaube besteht nur, wo Erkenntniß der Sünde und Streben nach Heiligung ist. Nur denen, die ihre Sünde bereuen, an Jesum Christum glauben und den guten ernstlichen Vorsatz haben, ihr sündliches Leben zu bessern, wird Vergebung der Sünden verkündigt. Willst du also einst in der Ewigkeit nicht gerichtet werden, so richte dich selbst in der Zeit. So wir uns selbst richteten, würden wir nicht gerichtet (1 Kor. 11, 32.).

Richte dich selbst, aufdaß du nicht gerichtet werdest. Soll aber dein Selbstgericht einst vor dem Richter der Lebendigen und der Todten bestehen, so schone dich nicht. Wenn du siehst, daß aus deinem Herzen immer von Neuem gewisse sündhafte Neigungen aufsteigen, so sage dir: Ich bin geneigt zu Eitelkeit,

Hochmuth, Sinnengenuß, Selbstgerechtigkeit, Habsucht u. s. w. Thue nicht, als ob dein Herz ein Heiligthum wäre, in welches gar nichts Unreines eingehen könnte. Jesus Christus, der allein ein reines Herz hatte, hat gesagt: Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei. Prüfe dein Herz, du wirst erkennen, daß mit seiner Eigenthümlichkeit, die ja an sich ihr Recht hat, sündhafte Neigungen so eng verbunden sind wie mit dem Licht der Schatten. Solche Neigungen mit einem Entschluß zu beseitigen, ist eine Unmöglichkeit. Selbst ein Paulus mußte bekennen: Nicht daß ich's schon ergriffen hätte. Aber in der Entschiedenheit, mit welcher wir unsere Nachtseiten erkennen, in dem Schmerze, mit dem wir sie immer von Neuem betrachten und in der Sehnsucht, mit der wir sprechen: Wer erlöset uns aus diesem Leibe der Sünde und des Todes, liegt schon die Bürgschaft des Sieges.

2.

Richten sollen wir uns selbst. Nicht richten aber sollen wir unsere Brüder. Das ist das Zweite.

Wenn in früheren Zeiten Gebildete zusammenkamen, lenkte sich das Gespräch gern auf persönliche Interessen: man kam auf Familienangelegenheiten, redete gern von den Eigenthümlichkeiten interessanter Menschen, las Briefe vor und lebte von den Werken der schönen Literatur, in denen Liebe und Freundschaft gefeiert wurden. Das ist nun anders geworden. Was jetzt die Menschen beschäftigt, das sind die Fragen des menschlichen Gesellschaftslebens. Selbst die Bürger kleiner Städte werden durch Handel und Wandel, durch den Weltverkehr, durch die Tagespresse Weltbürger. Lenkt sich aber das Gespräch vom Sachlichen auf's Persönliche, da macht sich denn gar bald eine Neigung geltend, die Schattenseiten der Personen hervorzuheben. Man ergeht sich nicht in groben Verunglimpfungen Anderer. Das ist gegen die Gesetze der Humanität. Aber mit Feinheit Jemanden so charakterisiren, daß was in ihm Licht ist zuletzt sich in Finsterniß auflöst, das gehört zu den geselligen Talenten. Für Viele hat der Blick in anstößige Geheimgeschichten denselben Reiz, den die Fäulniß für ihre Zunge hat. Auch unter Menschen, die man nicht geradezu Feinde des Christenthums nennen kann, er-

zeugt sich an glänzenden Tafeln sehr bald eine weltliche Stimmung, in der ihnen die Bekenner Christi als lächerlich erscheinen.

Wie der Mensch von Natur ist, liebt er es nicht sich selbst zu richten, wohl aber Andere zu richten. Das hat seinen Grund eben darin, daß der Mensch von Natur ein Egoist ist. Er liebt es, sein Licht auf dem dunkeln Grunde Anderer leuchten zu lassen. Das ist es, was der Apostel Paulus im Briefe an die Römer den Juden vorhält, daß sie, die sich kraft ihres Gesetzes für Richter halten, gerade das, was sie an Anderen verdammen, selbst thun, wodurch sie nothwendig sich selbst verdammen. Das drückt der Herr in unserem Texte so kraftvoll in den Worten aus: Sie sehen im Auge ihrer Brüder den Splitter und sehen nicht in ihrem eigenen Auge den Balken.

Aber, wendet man ein, sollen wir denn Alles, was unsere Nebenmenschen thun, für gut erklären? Sollen wir das Sündhafte, was sie begehen, gar nicht bemerken? Sollen wir über die Fehler derer, an deren Umgang wir gewiesen sind, unserer Familie, unserer Freunde, unserer Untergebenen gar nicht nachdenken?

Wer sich selbst wahrhaft liebt, der trachtet nach dem Heil seiner Seele. Wer seine Brüder liebt, der wünscht ihnen wenigstens das Heil ihrer Seelen. Wenn aber zwei Menschen in Christo verbunden sind, müssen sie an einander arbeiten. Und das kann nicht ohne Schmerz, nicht ohne Kämpfe geschehen. Das aber ist kein Richten. Das Verwerfliche alles Richtens besteht darin, daß es von der Selbstsucht ausgeht, und nicht von der Liebe; daß es mit Freuden die Schattenseiten des Anderen bemerkt, und nicht mit Schmerz; daß es nicht auf die Besserung, sondern auf die Demüthigung des Anderen gerichtet ist. Das selbstgerechte Predigen, das richterliche Schelten, das schonungslose Poltern: das wirkt nichts Gutes. Da hört man oft: Ja, ich habe es ihm gesagt. Das ist keine Kunst. Es kommt darauf an, *wie* man es Jemandem sagt. Das muß in liebevollen Worten, zur rechten Stunde, in Demuth geschehen. Und nicht bloß bei Worten soll man es lassen. Liebe Brüder, sagt Paulus, so ein Mensch etwa von einem Fehler übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geiste, die ihr geist-

lich seid. Und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versuchet werdest (Gal. 6, 1. 2.).

Das Gericht über den Menschen kommt allein Gott zu. Gott aber hat das Gericht dem Sohne übergeben (Joh. 5, 22.). Der Sohn ist nicht in die Welt gekommen, die Welt zu richten, sondern zu retten. Es übte aber seine Erscheinung in der Welt ein Gericht aus. Die aus dem Lichte waren, kamen zu ihm, und die aus der Finsterniß waren, kamen nicht nur nicht zu ihm, sondern verwarfen ihn. Ja, sie schlugen ihn an's Kreuz. Er trug am Kreuze das Gericht Gottes über die sündige Welt, um die sündige Welt nicht in's Gericht kommen zu lassen. Das Kreuz Christi aber war den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit. Und so ist es noch. In seiner Kirche zieht Jesus mit seinem Kreuze durch die Welt, um durch seine Botschafter ihr zuzurufen: Lasset euch versöhnen mit Gott. Diese Botschafter aber sind ein Geruch des Lebens zum Leben, des Todes zum Tode. Das Wort vom Kreuze übt noch immer Gericht aus, indem es die Menschen in zwei Theile theilt. Das Zeichen aber, daß du für Christum bist, ist nicht deine Gerechtigkeit, sondern dein Hunger und Durst nach Gerechtigkeit. Selig sind die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Wer nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, dem verkündet Christus durch seine Diener Vergebung der Sünden. Daß uns aber Vergebung der Sünden ein Gnadengut ist, beweisen wir, indem wir denen vergeben, die sich an uns verschuldigen. Vergieb uns unsere Schuld wie wir vergeben denen, die sich an uns verschuldigen. Wer da will, daß ihm hier und dort die Sünde vergeben werde, der richte sich selbst, aber nicht seinen Bruder, aufdaß er dermaleinst von Gott nicht gerichtet werde. Amen.

Die Wunder, durch welche Gott die Sache seines Sohnes bezeugt.

Predigt am 4. Sonntag nach Trinitatis 1875 über Ap.-Gesch. 5, 16—21.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit Euch Allen. Amen.

Die Zeiten, wo man sich um einzelne Glaubenslehren stritt, sind längst vorüber. Jetzt handelt es sich um Sein oder Nichtsein des Christenthums überhaupt. Nicht Dieser oder Jener: eine mächtige Zeitströmung bekämpft entweder das Christenthum oder sieht es als erloschen an. Es handelt sich jetzt um das Ganze des Christenthums. So stand es in den ersten Jahrhunderten des Christenthums. Man sagte zu den Christen: Ihr habt nicht das Recht, zu sein. Eine Zeit, wo dieß das herrschende Urtheil war, war naturgemäß eine Zeit der Vertheidigung. Damals waren die Gegner des Christenthums Heiden, jetzt aber sind es Christen. Christen bekämpfen das Christenthum. Und so stehen denn jetzt aller Orten Vertheidiger des Christenthums auf. Fast in allen größeren Städten werden Vorträge zur Vertheidigung des Christenthums gehalten. Die Zahl der Vertheidigungsschriften wächst unaufhörlich. So erfreulich das ist, so muß man doch sagen: Gott sei Dank, es ist noch ein großes Volk von Christen vorhanden, die solcher Vertheidigungsschriften nicht bedürfen. Ihr Beweisgrund ist die Erfahrung. Wer einen Gott hat, der hört und erhört, wenn der Mensch zu ihm betet; einen Gott, der dem der dürstet Wasser des Lebens giebt; einen Gott, der dem Menschen, der ihm schmerzerfüllt seine Sünde

klagt, in Christo Gerechtigkeit schenkt; einen Gott, welcher dem Lebensmüden den Frieden Gottes giebt, der höher ist als alle Vernunft und die Sabbathsruhe, die noch vorhanden ist, dem Volke Gottes: wer einen solchen Gott durch Christum hat, der bedarf keiner gelehrten Vertheidigung. Aber es giebt gebildete Christen, denen es ein Bedürfniß ist, sich Rechenschaft zu geben von ihrem Glauben. Sie hören zu oft, daß mit der Einheit Gottes die Dreieinigkeit streite, mit der Unveränderlichkeit und Welterhabenheit Gottes die Menschwerdung des Sohnes Gottes, mit dem rechtfertigenden Glauben das thatkräftige Trachten nach Tugend, mit den Schranken der Kirche das Weltreich der Bildung und Humanität, um nicht eine innere Nöthigung zu fühlen, ihren Glauben mit ihrem Wissen auszugleichen. Und so muß bei ihnen zum Beweise der Erfahrung der Beweis der Wissenschaft kommen. Die aber diesen Weg betreten haben, werden bezeugen können, daß Vieles, was ihnen anfangs dunkel und schwierig vorkam, sich zuletzt in Licht und Harmonie auflöste. Das Evangelium des natürlichen Menschen lautet: Glücklich, die reich sind an Geist, an Gütern, an Genüssen, an Ehren, an befriedigenden Verhältnissen u. s. w. Erst wenn man ernste Erfahrungen gemacht hat, versteht man, wie Jesus anfangen konnte zu sagen: Selig sind die geistlich Armen, selig sind die da hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, selig sind die Leidtragenden u. s. w. Wesen und Wahrheit des Christenthums liegt in Jesu Christo. Die Wahrheit aber ist Christus nur dann, wenn was das Evangelium von ihm bezeugt wirklich d. h. geschichtlich ist. Der Christus unseres Glaubens muß auch der Christus der Geschichte sein, wenn das Evangelium wahr sein soll. Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel. Und so muß zum Beweise der Erfahrung und der wissenschaftlichen Vermittelung der der Geschichte kommen. Damit freilich, daß man anerkennt: Es war zur Zeit der Kaiser Augustus und Tiberius ein Mann, Namens Jesus, aus Nazareth, welcher Jünger um sich sammelte, lehrte, wohlthat und zuletzt den Kreuzestod starb: damit ist uns nicht geholfen. Es handelt sich darum, ob das, was wir von diesem Manne glauben, daß er nämlich Christus war, der Sohn des lebendigen Gottes, um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden, geschichtlich ist.

Das aber hat Gott durch Wunder bezeugt. Von diesen Wunderzeugnissen nun eingehender zu reden, fordert uns unser heutiger Text auf.

Er ist aufgezeichnet: Apostelgeschichte 5, 16—21 und lautet also:

Es kamen auch herzu viele von den umliegenden Städten gen Jerusalem, und brachten die Kranken, und die von unsaubern Geistern gepeinigt waren; und wurden Alle gesund. Es stand aber auf der Hohepriester, und Alle, die mit ihm waren, welches ist die Sekte der Sadducäer, und wurden voll Eifers und legten die Hände an die Apostel und warfen sie in das gemeine Gefängniß. Aber der Engel des Herrn that in der Nacht die Thür des Gefängnisses auf und führte sie heraus und sprach: Gehet hin und tretet auf und redet im Tempel zum Volk alle Worte dieses Lebens. Da sie das gehört hatten, gingen sie früh in den Tempel und lehrten. Der Hohepriester aber kam, und die mit ihm waren, und riefen zusammen den Rath und alle Aeltesten der Kinder von Israel; und sandten hin zum Gefängniß, sie zu holen.

Am Pfingsttage war es das Wunder der Geistesausgießung, auf welches Petrus das Zeugniß gründete, daß Der, welchen sie an's Kreuz geschlagen haben, auferstanden sei und lebe. Sie sahen ja die Beweise seiner Kraft. Es wurden drei Tausend zugethan. Darauf heilte Petrus einen Allen bekannten Lahmen. An diese Wunderthatsache, die ebenfalls Niemand leugnen konnte, knüpfte Petrus abermals ein mächtiges Zeugniß von Christo. Die Zahl der Gläubigen wuchs bis zu fünf Tausend. Diese ersten Christen waren aber noch nicht eine von den Juden ausgesonderte Gemeinschaft. Sie standen noch unter den Obern, gingen noch in den Tempel, beobachteten noch das Gesetz. Die Obern aber, die Christum an's Kreuz geschlagen hatten, waren ergrimmt, daß der Geist dieses Mannes in seinen Jüngern fortlebte. Sie verboten das Zeugniß von Christo. Die Apostel aber erklärten offen, daß sie dieß Gebot nicht halten würden. Man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Jesus aber bekannte sich immer mächtiger in den Wundern, welche die Apostel in seinem Namen vollbrachten, zu seiner Gemeinde. Von nah und fern brachten sie Kranke und Besessene und sie wurden Alle gesund. Natürlich wuchs dadurch das Ansehen der Jünger Christi im Volke. Das erbitterte aber die Obern noch mehr. Sie warfen die Apostel in's Gefängniß. Aber der Engel Gottes

führte sie heraus. Wir sehen also, daß Gott die erste Gemeinde durch Wunder bezeugte, dieß Wunderzeugniß aber eine große Wirkung that. Und so lasset uns denn heute auf Grund unseres Textes

die Wunder betrachten, durch welche Gott die Sache seines Sohnes bezeugt.

Diese Wunder aber sind erstlich Wunder der Natur, und zweitens Wunder des Geistes.

1.

Zuerst also bezeugt Gott die Sache seines Sohnes durch Naturwunder.

Der Prediger setzt voraus, daß Alle die ihn hören an Jesum Christum glauben. Woher aber hat der Einzelne diesen Glauben? Er ist ein Vermächtniß seiner Familie, oder eine Frucht der Schule, oder ein Segen des Konfirmandenunterrichts, oder eine Wirkung der Predigt, oder die Folge einer besonderen Lebensführung. Familie, Schule, Unterricht, Predigt u. s. w. zeugen von Christo in Kraft des heiligen Geistes, den Jesus gesendet hat, von ihm zu zeugen. Der Geist ist es, der da zeuget, denn der Geist ist die Wahrheit (1 Joh. 5, 6.). Mögen sich auch jetzt Familie, Schule, öffentliches Leben dem Christenthum mehr und mehr entziehen: eine Macht ist das Christenthum immer noch. Noch stehen die Thürme, die nach oben weisen, noch schallen die Glocken an Sonn- und Festtagen, noch sind die Wendepunkte des Lebens an das Wort geknüpft, noch zeugen die Gräber von Christo. Solch' ein Zeugniß von Christo aber war noch nicht vorhanden, als Christus kam. Die Juden, zu denen Christus kam, wußten nur, daß Gott zu seinem Volke durch Propheten rede, die Propheten aber von Einem gezeugt haben, in dem Gott selbst erscheinen werde. Jesus kam mit seinen Jüngern in eine Stadt. Das sah nun Jeder, daß Jesus ein ungewöhnlicher Mann war. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas Heiliges, etwas Himmlisches. In seinen Worten lag eine wunderbare Macht über die Geister. Er machte auf Jeden den Eindruck eines Propheten. Was ein Prophet zu bedeuten hatte, das hatte dieß Zeitalter an Johannes dem Täufer erfahren.

Alle hielten ihn für einen Propheten. Ein Prophet forderte, daß man ihm glauben solle. Jesus aber forderte, daß man an ihn glauben solle. Ist er vielleicht der Messias? So geradezu sagte Jesus dieß nicht. Aber er trat auf, sprach und handelte, als ob er der Messias wäre. Freilich die Oberen, die Gelehrten glaubten ja nicht an ihn. Aber die hatten auch keine große Freudigkeit gehabt, in Johannes einen Propheten zu sehen. Und doch war dieser unzweifelhaft ein Prophet. Jesus aber war mehr als ein Prophet. Aber mit Geistesaugen in ihm den König der Geister erkennen: das vermochten sie nicht. Da mochte Mancher sagen: O, daß doch Gott selbst ein Urtheil über ihn spräche, dem Niemand widersprechen könnte. Als selbst Johannes der Täufer an Christo irre wurde, da ließ Christus ihm sagen: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Solche Thaten konnte Jesus Christus nur in Kraft Gottes thun. Solche Thaten nöthigten darum Jeden zu dem Bekenntnisse, welches Nicodemus aussprach: Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen, denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm. Jesus erweckte einen Todten, den Lazarus, der schon den Verwesungsgeruch hatte, also nicht etwa scheintodt war, durch sein Wort aus dem Grabe auf. Das geschah vor den Thoren von Jerusalem in Gegenwart vieler Juden. Wie aber die Wunder des Moses Pharao einst nur verstockt hatten, so trieb jetzt das Wunderzeugniß, welches Gott über seinen Sohn in dieser ungeheuren That aussprach, den Hohen Rath nur dahin, über den Fürsten des Lebens das Urtheil des Todes zu sprechen. Sie tödteten ihn, weil er sich den Sohn Gottes nannte. Gott aber beantwortete dieß Urtheil der Nacht mit der Auferweckung Christi von den Todten. Stärker konnte er nicht Jesum als seinen Sohn bezeugen. Die Auferstehung Jesu ruht auf dem einstimmigen Zeugniß aller Apostel. Das ist ein Fels, den alle Wogen des Zweifels vergebens erschüttern wollen. Das apostolische Zeitalter aber hatte für dieß Wunder den Beweis des Geistes und der Kraft. Wer mochte an diesem Wunder zweifeln, wenn das Zeugniß von der Auferstehung im Stande war, Wunder zu thun. Die Zeugen der Auferstehung vollbrachten Wunder, deren

Thatsächlichkeit offenkundig war. Der Hohe Rath selbst konnte nichts dagegen aufbringen. Seine Gewaltstreiche riefen nur neue Wunder hervor. Gott rettete die Eingekerkerten durch seinen Engel. Und so geht denn durch die ganze Apostelgeschichte eine Kette von Wundern. Ja, man möchte sagen, daß im apostolischen Zeitalter die Wunder zur Ordnung gehörten. Der Gott, welcher in der Gemeinde Gnadengaben wirkte, wirkte auch Wundergaben. Allenthalben war die Gabe des Zungenredens, die Gabe der Weissagung, die Gabe der Heilung. Ja, von jedem Christen erwartete man, daß er im Namen des Gekreuzigten die Teufel beschwören könne. Diese Wunderkraft waltete in der Kirche noch bis Mitte des 3. Jahrhunderts.

Aber, fragst du, wäre es nicht gut, wenn diese Wundergabe in der Christenheit geblieben wäre? Wäre dieselbe nicht gerade jetzt, wo der Unglaube so mächtig ist, ein Zeugniß für die Wahrheit des Christenthums, mächtiger als die stärksten Gründe der Vertheidiger des Christenthums.

Ja, lieber Christ, die Wunder kommen von Gott. Was er thun und was er nicht thun soll, können wir ihm nicht vorschreiben. Der reiche Mann im Evangelium war der Meinung, daß wenn Einer von den Todten auferstände, die Leute Buße thun würden. Abraham aber antwortete: Sie haben Mosen und die Propheten, laß sie dieselben hören. Aller Wunder Zweck ist doch ein Gotteszeugniß zu sein über das Evangelium, durch das Viele zum Heil geführt werden. In der Zeit nun, wo das Heil kam, also noch keine Vergangenheit hatte, da war solch' ein Wunderzeugniß Gottes eine Nothwendigkeit. Jetzt aber, wo das Reich Jesu Christi eine solche Vergangenheit hat, wo durch Wort und Sakrament der Geist wirkt, wo den Menschen aller Orten gesagt wird, was sie thun sollen, um ihre Seelen zu retten: jetzt haben sie Mosen und die Propheten: laß sie dieselben hören.

Nicht Allen, die Wunder begehrten, gab Jesus Wunder. Er verweigerte sie denen, die sie nur suchten, um sich daran zu ergötzen. Er that keine Schauwunder. Vergebens hoffte Herodes, ein Zeichen von ihm zu sehen. Jesus antwortete ihm nicht auf seine Fragen. Jesu Wunder machten auf Viele Eindrücke, die über den Wunderglauben nicht hinaus kamen. Wir lesen bei Johannes: Viele glaubten an seinen Namen, da sie die Zeichen

sahen, die er that. Jesus aber vertraut sich ihnen nicht, denn er kennt sie Alle. Solche waren es, zu denen er sprach: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, glaubet ihr nicht. Wir sehen also, daß es einen Wunderglauben giebt, an welchem der Herr keine Freude hat. Von diesem falschen Wunderglauben zu reden, ist an der Zeit.

Mehr als viele Gebildete, die in den Städten leben, wissen, ist auf dem Lande noch der Glaube an wunderbare Kräfte und Zauberei im Schwange. Man glaubt auf diesem Wege Schätze zu erwerben, Uebel zu beseitigen, Genüsse sich verschaffen zu können. Dieser Aberglaube ist nicht bloß thöricht, sondern vielfach gottlos und verliert sich oft in unheimliche Gebiete. Etwas Anderes ist die Lust, die Viele an wunderbaren Ereignissen, wie Ahnungen, Gesichten, Geistererscheinungen u. s. w. haben. Das ist bei Vielen nicht ein ernster Glaube, sondern eine Art Geistesspiel. Man erhebt sich einmal über das Gewöhnliche und versetzt sich in ein dunkles Gebiet, wo andere Gesetze walten als im Leben. Diese Richtung wird bedenklich, wenn der Mensch sich mit der Phantasie so in das Wunderbare einbürgert, daß ihm Sinn und Geschmack für die Gesetze der Natur und die geregelten Lebensverhältnisse ganz abhanden kommt. Ist denn der gesetzmäßige Lauf der Natur nicht auch ein Wunder? Ist denn die bis auf Sekunden und Terzen regelmäßige Bahn, in der die Planeten um die Sonne kreisen, nicht auch ein Wunder? Ist denn die wunderbare Stufenordnung, mit der das Leben von seiner untersten Gestalt bis hinauf zum Menschen sich entwickelt, nicht auch ein Wunder? Ist der menschliche Leib nicht ein Wunder? Ist das geordnete Ineinandergreifen aller Kräfte im bürgerlichen Leben nicht auch ein Wunder? Es giebt nicht wenig religiöse Menschen, welche unaufhörlich auf Wunderlösung der Knoten ihres Lebens rechnen, da doch der Mensch angewiesen ist, in allen Dingen des laufenden Lebens mit Vernunft zu verfahren. Weiter giebt es einen Wunderglauben, der durch allerhand künstliche Mittel die Menschen mit der Geisteswelt in Verkehr setzen will. Wir nennen nur die große Bewegung, welche der Spiritismus in ganz Europa hervorrief. Und noch ist diese Bewegung nicht ganz vorüber. Wie mag man aber glauben, daß die Geister der vollendeten Gerechten im Himmel sich in den

Dienst menschlicher Neugier stellen, welche die Schranken des Lebens und des Jenseits durchbrechen will. Nichts Anderes sind diese Geister als das Echo des eigenen Geistes. Sie antworten wie man sie fragt. Am meisten aber haben Zustände den Schein von Wundern, die sich wirklich nicht aus dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge erklären lassen. So hat die römische Kirche einen starken Beweis ihrer Wahrheit in der nicht ganz kleinen Zahl von Menschen gesehen, welche die Wundenmale Christi an ihrem Leibe trügen. Man ist in einem vielbesprochenen Fall so sicher, daß man an einen Naturforscher, der das Wunder leugnete, die herausforderndsten Worte gerichtet hatte. Wir stellen die Thatsache nicht in Frage, vermögen aber hierin nicht ein Wunder zu sehen, sondern einen krankhaften Zustand. Das Wunder ist keine Zauberei, keine Geisterseherei, kein traumwandelndes Treiben, kein Verkehr mit Geistern, keine krankhafte Geisteserregung, sondern eine außerordentliche Gottesthat, den Sohn Gottes zu bezeugen. Dieses Geschlecht begehrt Wunder. Es soll ihnen aber kein ander Wunder gegeben werden, als die Auferstehung Jesu von dem Tode. Wer dieß Wunder der Wunder hat, bedarf keines anderen.

2.

Zweitens bezeugt Gott die Sache seines Sohnes durch Geisteswunder.

Als Gott Himmel und Erde geschaffen hatte, da war die Erde wüste und leer. Gott aber bereitete schöpferisch aus ihr diese wunderbar geordnete Welt. Die also geschaffene Erde aber übergab er dem Menschen, daß er über sie herrsche. Der Mensch aber hat aus der Erde durch die Kunst seines Geistes sich eine Wohnstätte bereitet, die man auch ein Wunder nennen kann. Viele sind der Wunder, singt der alte Dichter, keines größer als der Mensch. Seine Kunst holt aus der Tiefe der Erde die Metalle, schlägt über jähe Abgründe Brücken, treibt Straßen durch die Gebirge, schreibt mit Riesenfedern in Sekunden fernen Welttheilen, gleicht durch den Welthandel die Produkte der Erde aus, und versteht es mit einem Geschick ohne Gleichen diese Produkte dem Menschen nutzbar zu machen. Und nicht bloß seine Zwecke, sondern auch seine Ideale hat der Mensch der Erde eingeprägt. Es sind die erhebendsten Gedanken, die

uns aus Kunstgebäuden, Bildsäulen, Gemälden, Musiktönen, Dichtungen entgegentreten. Selbst in dieser unserer Universitätskirche wirken Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei, Musik und Dichtung zusammen zur Ehre Gottes.

Aber es giebt noch höhere Künste als die nützlichen und die schönen. Es sind die Geisteskünste. Wie Gott dem Menschen die Erde gab, daß er sich daraus eine nützliche und schöne Wohnstätte bereite, so ist auch die Menschheit ein ungeformter Stoff, der für höhere Zwecke gebildet werden muß. Der Mensch muß erzogen, unterrichtet, auf seinen Beruf vorbereitet, durch Umgang geformt, durch Erfahrung gewitzigt, durch Lektüre für vielseitige Interessen gewonnen werden, wenn er in das Reich der Bildung eingehen will. Ist dem also, so verdienen die Geisteskünste der Erziehung, der Wissenschaft, der Literatur alle Ehre. Solch' eine Werkstatt der Geisteskunst ist auch unsere Universität. Darin besteht ja die Aufgabe der Lehrer, ewige Gedanken in jugendliche Seelen hineinzubilden, damit diese Gedanken einst der Menschheit Früchte des Lebens bringen. So nehmet die Zeit wahr, ihr jugendlichen Mitarbeiter an dieser Geisteswerkstätte. Es ist dem Menschen vergönnt, siebenzig, vielleicht achtzig Frühlinge zu erleben. Aber es giebt nur Einen Lebensfrühling. Was hier vertreten wird, was hier unter die Dornen fällt, was hier verwelkt, das hat keinen Sommer und keinen Herbst. Unsere Universität hat vielleicht, so lange sie steht, noch keine solche Blüthezeit gehabt als jetzt. Möge sie dieser Zeit sich würdig zeigen. Möge sie vor Allem auch Den nicht vergessen, von dem alle gute und alle vollkommene Gabe kommt, dem Vater des Lichtes und Geistes. Möge sie eine Werkstätte Seines Geistes sein.

Aber die Wissenschaft ist nicht das Höchste. Nicht alle Menschen sind für die Wissenschaft, alle aber für Gott geschaffen. Nur in Gott findet der unaustilgbare Zug nach Glück sein Ziel. Wir Alle trachten nach Seligkeit in Gott. In Gott kann aber nur Der selig sein, der von Gottes Willen ganz geleitet wird. Wie wir aber von Natur sind, werden wir von unserem Willen geleitet. Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch. Man kann nicht groß genug davon denken, was die menschliche Kunst, der menschliche Fleiß, die menschliche Ausdauer vermag. Ungeheure Gruben kann der Mensch in die Erde graben, um Gold

zu finden. Aber aus eigener Kraft in die Abgründe des Herzens hinabsteigen, um das Gold der Selbsterkenntniß zu finden, das gefundene aber Jesu zu Füßen zu legen, das kann der Mensch nicht. Felsen kann der Mensch sprengen, welche Länder trennen, aber die Selbstsucht, die den Menschen von Gott trennt, aufheben, das kann er nicht. Simeon der Säulenheilige stand nach dem Zeugnisse von Zeitgenossen von unzweifelhafter Zuverlässigkeit, auf einer 36 Fuß hohen Säule 30 Jahre bei Tag und Nacht, bei Wetter und Sonnenschein, im Winter und im Sommer. Ob er aber auf diesem Wege zu wahrer Demuth gekommen ist, ist eine andere Frage. Der Mensch, der von Natur ein Kind des Fleisches ist, kann nur durch das Geisteswunder der Wiedergeburt ein Kind Gottes werden. Nur der Jesus, der vom leiblichen Tode auferweckt, kann durch seines Geistes Kraft die geistlich Todten auferwecken zu ewigen Leben.

Größer als alle Heilwunder, welche die Apostel vollbrachten, waren die Geisteswunder, die ihr Wort ausrichtete. Sie haben in einer Zeit allgemeinen Verfalls, wo Alles, was Völker haben können, verbraucht und ausgelebt war, ein Volk Gottes bereitet, das einen kindlichen und doch jeder Versuchung gewachsenen Glauben hatte, mitten in der Welt nicht von der Welt war, auf Erden im Himmel wandelte, von einer zu jedem Opfer bereiten Liebe überfloß, unter den furchtbarsten Kämpfen vom Frieden des Himmels leuchtete, ohne Unterlaß betete und von brennendem Verlangen nach des Herrn Wiederkunft erfüllt war. Aus jeder Schrift der ersten Jahrhunderte weht uns ein Hauch eines neuen Lebens an. Sage aber nicht: Das sind die Zeiten der ersten Liebe und der ersten Kraft, die für immer dahin sind. Das ist der große Segen der Mission, daß sie den alternden Landeskirchen Europa's ein Bild vorhält von den Wunderkräften des Evangeliums unter den Heiden. Die Mission hat aus den entmenschten Völkern der Südsee, die fast durchweg einen Theil ihrer Kinder tödteten, der grauenvollsten Wollust huldigten, sich in mörderischen Kämpfen wechselseitig zerfleischten und einen blutigen Götzendienst hegten, Gemeinden bereitet, deren Glieder nach allen Zeichen des neuen Lebens Kinder Gottes geworden sind, die nach dem Worte Gottes dürsteten, und so gefördert waren, daß sie selbst Hand anlegten zur Ausbreitung des Evan-

geliums. Und wenn die Mission auch nicht ausgerichtet hätte, was sie ausgerichtet hat: diese Schaaren von Zeugen, die da in alle Heidenländer ausziehen, die Bollwerke der Finsterniß zu zerstören, sind eine Beweisung des Geistes und der Kraft.

Wenn nur ein einziges Wunder feststände, nämlich die Auferstehung Christi von den Todten, so würde dieß vollkommen ausreichen, die Wahrheit des Christenthums zu bezeugen. Wir haben aber gesehen, daß die Auferstehung Christi nicht das erste und nicht das letzte Wunder ist, sondern der Anfang einer unübersehbaren Kette von Wundern, mit denen Gott die Wahrheit des Christenthums bezeugt hat. Und wer kennt die innere Geschichte des Reiches Gottes so genau, um sagen zu können: Solche Wunder geschehen gar nicht mehr. Die Wege, die Gott mit einzelnen Christen geht, sind immer Wunderwege. Es giebt unstreitig noch Menschen, deren Gebet eine wunderbare Kraft hat. Und wie oft vernimmt man aus dem Munde von Christen, welche in engern oder weitern Kreisen die Reichsangelegenheiten Gottes leiten: Wir leben von Wundern. Und so singt auch Paul Gerhard: Was ist sein ganzes werthes Reich Als lauter Wundersachen? Er hilft und baut, wenn wir uns gleich Deß keine Hoffnung machen. Und das ist seines Namens Ruhm, Den du, wenn du sein Heiligthum Wirst sehen, ihm mußt geben. Das Paradies ist verloren. Aber durch die Kirche Christi fließt ein Paradiesesstrom, der die Kraft hat, den Menschen zu erneuern zum Bilde dessen, der ihn geschaffen hat. Das ist die Taufe, das Bad der Wiedergeburt und des heiligen Geistes. In der Kirche Christi ist ein Baum des Lebens, der uns mit Früchten des ewigen Lebens speist. Das ist das heilige Abendmahl. Wir Alle, die wir das Bild Adam's tragen, sind Erben des Fluches, den Gott über Adam sprach. Wir müssen im Schweiße unseres Angesichts unser Brot essen, bis wir wieder zu Erde werden. Aber der Segen, den Gott über das erste Paar sprach, waltet in der Familie noch fort, die doch ein Rest aus dem Paradiese ist. Der Arbeit des Tages folgt der Abend der Ruhe und dem Abend des Lebens die ewige Ruhe. Und von dieser ewigen Ruhe ist ein Vorschmack schon auf Erden vorhanden. Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Lasset uns einzugehen in sein Reich nicht versäumen. Amen.

Wem und wie wir geben sollen.

Predigt am 23. Sonntag nach Trinitatis 1876 über Mrk. 12, 41—44.

Die Gnade unsers Herrn Jesu sei mit Euch Allen. Amen.

Der heutige Tag ist der Todestag einer Heiligen, die nicht bloß in der katholischen, sondern auch in der protestantischen Kirche einen leuchtenden Namen hat. Es ist die heilige Elisabeth, die, wenn man überhaupt einen Christen heilig nennen darf, auf diesen Namen Anspruch hat. Sie war eines Königs Tochter und die Gattin des Landgrafen von Thüringen, eines ihrer würdigen Mannes. Aber sie mußte nach ihres Gatten frühem Tode die Wartburg verlassen, eine nicht bloß tiefgebeugte, sondern auch arme Wittwe, die in Eisenach, wo sie so viel Gutes gethan, kaum eine Herberge fand. Später lebte sie als Wittwe in Marburg: arm und doch reich für Andere, von Vielen verkannt und doch überströmend von Liebe, mit geopfertem und doch allezeit freudigem Herzen. So starb sie in Marburg, im vierundzwanzigsten Jahre ihres Lebens. Tausende suchten in der nach ihr genannten Elisabethkirche, die ihre Gebeine umschloß, geistliche und leibliche Hilfe. Jetzt weiß man kaum, wo ihre Gebeine liegen. Aber ihr Name ist nicht vergessen. So sehr sie aber unser Andenken verdient, so würde ich nicht an dieser Stelle von ihr gesprochen haben, wenn nicht diese fürstliche Wittwe, die arm war und doch so viel gab, ein evangelisches Vorbild hätte an einer Wittwe, die auch arm war und Alles was sie hatte in den Gotteskasten legte. Von dieser aber handelt das

für den heutigen Sonntag, als den 23. nach Trinitatis, verordnete Evangelium, aufgezeichnet

Markus 12, 41—44.

Und Jesus setzte sich gegen dem Gotteskasten, und schauete, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten. Und viele Reiche legten viel ein. Und es kam eine arme Wittwe und legte zwei Scherflein ein; die machen einen Heller. Und er rief seine Jünger zu sich und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Diese arme Wittwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn Alle, die eingelegt haben. Denn sie haben Alle von ihrem Uebrigen eingelegt; diese aber hat von ihrer Armuth, Alles was sie hat, ihre ganze Nahrung, eingelegt.

Jesus Christus war im Tempel. Da hatte er ein schweres Tagewerk bestehen müssen mit den Pharisäern, Sadducäern und Schriftgelehrten. Aber er hatte die Schlingen, die sie ihm gelegt hatten, siegreich gelöst und ihnen dagegen rund und offen die Wahrheit gesagt. Vielleicht müde von den Arbeiten und Kämpfen dieser Tage, setzte er sich in den Vorhof des Tempels, um zuzusehen, wie man in den Gotteskasten, der dort stand, Geld einlegte. Das nimmt uns Wunder. Darauf achtet doch nicht leicht Jemand unter uns. Aber Jesus nimmt das Aeußere innerlich, das Kleine groß. Er beachtete das Verhältniß der Gaben zu den Gebern. Daß die Reichen reichlich einlegten, das wunderte ihn nicht. Aber mehr als diese reichlichen Gaben waren ihm die zwei Heller, die eine Wittwe einlegte. Er wußte, daß dieß ihre ganze Habe war. Die am wenigsten gab, gab am meisten, weil sie Alles gab, was sie hatte. Und so lasset uns denn mit Gottes Beistand

von dem Geben

reden, indem wir betrachten erstlich Wem wir geben sollen, zweitens Wie wir geben sollen.

1.

Die erste Frage ist: Wem wir geben sollen.

Im Vorhofe des Tempels war ein Geldkasten, der Ueberlieferung nach aus dreizehn Mündungen, die man Posaunen nannte, bestehend, in den man theils die Tempelsteuer, theils freiwillige Gaben legte. Jeder Jude war verpflichtet, eine Ab-

gabe in den Tempel, das Haus Gottes, nieder zu legen. Mit dem ziemlich bedeutenden Gelde, das so einkam, wurde der Tempel erhalten, die Kosten des Gottesdienstes bestritten und andere damit zusammenhängende Zwecke erreicht. Was man dem Tempel gab, gab man Gott. So sah es ohne Zweifel die arme Wittwe an, die Alles gab, was sie hatte. Und so haben wir schon die Frage beantwortet, wem man geben solle. Man soll Gott geben. Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist. Was sollen wir denn aber Gott geben? Was anders als uns selbst. Das drücken alle Völker aus, indem sie opfern. Uns selbst sollen wir Gott opfern. Was aber heißt das? Sollen wir die Augen, die uns ärgern, aus dem Kopfe reißen? Sollen wir unser Vermögen verschenken? Sollen wir auf unsere Ehrenämter und Ehrenzeichen verzichten? Sollen wir in die Einsamkeit gehen und Tag und Nacht beten? Sollen wir Mönche und Nonnen werden? Nein, das kann es nicht heißen. Man kann arm sein und die Begierden eines reichen Weltlings haben. Man kann sehr unbedeutend sein und große Ansprüche machen. Man kann wenig Ehre haben und von Ehrgeiz brennen. Uns Gott opfern, heißt also nur: Unser Herz nicht an die Güter dieser Welt hängen. Mitten in der Welt nicht von der Welt sein. Mit einem gebrochenen Herzen zur Welt und allen ihren Gütern stehen. Das beweist man aber, wenn man alle Güter, die Gott uns nimmt, still und ruhig in seine Hände legt, indem man spricht: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Im alten Bunde nun, wo alle Gottesgedanken die Gestalt von Gesetzen hatten, mußte der Mensch diese Hingabe an Gott ausdrücken, indem er seine Tempelsteuer entrichtete. So sollen denn auch wir unsere Hingabe an Gott ausdrücken, indem wir beisteuern, daß der Tempel Gottes d. h. seine Kirche erhalten werde. Die Kirche Gottes besteht zunächst in der Gemeinde, der wir angehören. Hier ist die Kirche Gottes. Und so besteht denn die Sitte, daß jeder Christ, der in einem Gotteshause ist, eine kleine Gabe einlegt, damit dadurch die Bedürfnisse der Gemeinde wenigstens in etwas gedeckt werden. Viel ist damit freilich nicht ausgerichtet. Dieß Einlegen ist nur ein schwacher Rest der großen Gaben, welche Gemeinden der apostolischen und nach-

apostolischen Zeiten opferten. Der Unterhalt der Geistlichen, der Bau der Kirchgebäude, die Pflege der Armen ward lediglich aus diesen freien Beiträgen bestritten. Und dieser Geist gehört nicht bloß der Vergangenheit an. In den lutherischen Gemeinden Preußen's, die, durch ihr Gewissen gedrängt, die Landeskirche verlassen haben, werden nur durch freie Beiträge der Gemeindeglieder, die oft sehr arm sind, Kirchen gebaut und Geistliche unterhalten, Arme gepflegt und das Missionswerk unterstützt. Knechte und Mägde geben oft einen namhaften Theil ihrer an sich geringen Einnahme. Wer es weiß, was der Bau einer Kirche und der Dienst der Gemeinde fordert, der wird es würdigen, wenn er hört, daß in Schottland in dreißig und einigen Jahren die freie Kirche beinahe ebenso viel Gemeinden gegründet, Kirchen gebaut, Geistliche eingesetzt hat, als in der Staatskirche vorhanden waren. Man hat eben da geglaubt, daß man Gott geben müsse, was die Reichszwecke Gottes erfordern. Will Gott, daß Gemeinden gegründet werden, Mission unter den Heiden und Juden getrieben, verkommeue Gemeinden protestantischen Bekenntnisses unterstützt, die Bibel verbreitet u. s. w., so will er auch, daß wir die Mittel beschaffen, die alle diese Zwecke fordern.

So Manche, die sich nach Jesu Christo nennen, sagen: Ach, hätte ich doch zu der Zeit gelebt, da Jesus noch auf Erden war. Ich würde gesagt haben wie jene Frau: Selig der Leib, der dich getragen; ich würde zu ihm gesagt haben wie die Jünger von Emmaus: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden; ich würde zu seinen Füßen mich gesetzt haben, wie Maria in Bethanien; ich würde unter sein Kreuz mich gestellt haben, wie Johannes; ich würde den Verschiedenen in meinen Arm und Schooß genommen haben; ich würde den Auferstandenen begrüßt haben, wie Maria Magdalena. Nun, du wirst einst Jesum schauen. Er wird kommen in den Wolken des Himmels. Und dann wird er sich zu denen bekennen, die sich auf Erden zu ihm bekannt haben. Er wird die lieben, welche auf Erden ihn geliebt haben. Aber die Liebe zu Jesu besteht nicht in Gefühlen und Worten, sondern in der That und in der Wahrheit. Der Richter der Lebendigen und der Todten wird sich zu denen bekennen, die ihn gespeist, getränkt, beherbergt, bekleidet, gepflegt, besucht haben, indem sie ihrer hungernden, ihrer durstenden, ihrer obdachlosen,

ihrer nackenden, ihrer kranken, ihrer gefangenen Brüder sich annehmen. Wahrlich, ich sage euch, was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, habt ihr mir gethan (Mt. 25, 40.).

Auf die Frage: Wem sollen wir geben? haben wir zuerst im Allgemeinen geantwortet: Gott, für die Zwecke seines Reiches auf Erden, zweitens im Besondern: Jesu Christo, der uns in den leidenden Brüdern entgegentritt.

An der Entscheidung der Frage, wie das Verhältniß der Besitzenden zu den Besitzlosen, der Arbeitgeber zu den Arbeitnehmern sich gestalten werde, hängt vielleicht die Zukunft des Staates. Opfer aber zu bringen, die der Staat fordert, das hat politischen, aber keinen religiösen Werth. Etwas Anderes schon sind die freiwilligen Gaben, welche man für mildthätige Zwecke in Anspruch nimmt. Sie sind zwar freiwillig, liegen aber oft so in der Stellung, die Jemand in der Gesellschaft einnimmt, daß er sich nicht wohl ihnen entziehen kann. Man giebt ehrenhalber, wie man sagt. Auch das kann man nicht hoch anschlagen, weil man nur thut, was man nicht wohl lassen kann und zwar nicht aus moralischen, sondern aus gesellschaftlichen Gründen. Die aber geben, um von den Leuten gesehen zu werden, haben ihren Lohn dahin. Es ist eine Thatsache, daß in der Bildungswelt ein wohlwollender Sinn verbreitet ist, der, wo Noth ist, gern zur Hilfe bereit ist. Wo Feuer, Wasser, Stürme, Erderschütterungen, Arbeitslosigkeit, Krankheit und Seuche Unglück verbreiten, da finden sich immer hilfreiche Hände. Darüber kann man sich wahrhaft freuen. Diese in der Bildungswelt herrschende Gesinnung erheben nun Viele zu dem Grundsatz der Humanität. Sie unterstützen Nothleidende unter oft nicht geringen Opfern von dem Grundsatze aus: Ich bin ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist. Es ist schön, wenn ein Mensch ein Herz hat für sein Geschlecht: ein Herz, das mit den Fröhlichen sich freut, mit den Weinenden weint. Es ist aber ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß während die Humanität der früheren Zeit sich mehr an die Lichtseiten der Menschheit hielt, die Humanität der Gegenwart ein bis zum Pessimismus sich steigerndes Gefühl für die Nachtseiten der Gesellschaft hat. Was die Humanität in den Nothleidenden sieht, ist der Mensch, und was sie erstrebt, ist aus

Menschen edle Menschen zu machen. Was aber ein Christ in dem Menschen sieht, das ist die unsterbliche Seele, und was er in ihm sucht, ist seine Seele zu retten und was er in geretteten Seelen liebt, ist die Gestalt, die in ihnen Christus gewonnen hat. Obwohl Jesus reich war, ist er doch arm geworden um unsertwillen, aufdaß wir durch seine Armuth reich würden. Selbst arm ging er mit Armen um. Seine Armuth ist es, die uns in den Armen entgegentritt. Wer sich der Armen schämt, der schämt sich Christi. Wie ganz anders war es in den ersten Zeiten. Da wurden Reiche und Arme, Hohe und Niedere, Herren und Sclaven durch ein wunderbares Familienband verbunden. Sie waren Brüder und Schwestern. Sie begingen wie liebende Brüder die Liebesmahlzeiten. O, daß dieß Feuer der ersten Liebe wieder unter uns erwachte! Die Verbrüderung aller Menschen, trotz der Scheidewände der Nationen, Stände und Religionen auf Grund der Humanität, ist nur ein humanistischer Traum. Nur in Christo werden Menschen Brüder. O, daß dieß Feuer der ersten Liebe wieder unter uns erwachen möchte!

2.

Die zweite Frage, die wir zu beantworten haben, ist: Wie sollen wir geben?

Die Wittwe legte überaus wenig ein. Aber dieß Wenige hatte einen hohen Werth, weil es Alles war, was sie hatte. Die Gesinnung, in der sie gab, machte das Wenige, was sie gab, vor Gott zu einer großen Gabe. So sollen auch wir, wenn wir geben, unser Herz in die Gabe legen.

Wir sollen zuerst im Glauben geben. An dem Christenglauben nehmen so Viele Anstoß, weil er auf Offenbarung sich gründet und Geheimnisse enthält, die über die Vernunft gehen. In dem praktischen Christenthum aber finden sie viel Wahres und Richtiges. Das Gesetz der Liebe, das hier waltet, halten sie für gut. Aber man hält so Vieles auf dem Boden des Handelns für selbstverständlich, was bei näherer Betrachtung nicht so einfach ist. Kommt ein Missionar in das Innere von Afrika oder auf eine der Inseln Australiens, so kommen ihm Schaaren von Menschen entgegen, mit so entmenschten Gesichtern, mit so rohen Sitten, so durch und durch unwissend, daß er wahrlich

einen starken Glauben haben muß, wenn er unter dieser thierischen Hülle Seelen sehen will von unschätzbarem Werthe. Kommt ein Sendbote der innern Mission in einer großen Stadt, wie etwa London, in die Höhlen der Sünde, so muß er abermals einen starken Glauben haben, wenn er in diesen Säufern, Hurern, Dieben, Betrügern, ja Mördern, Seelen sehen will, die Christum in der Taufe angezogen haben. Wer vom Standpunkte menschlicher Bildung aus diese Menschen ansieht, der kann irre werden an der Menschheit. Und was hat er für Mittel, als Mensch auf solche Menschen einzuwirken? Weiß er keine Mittel, so sollte er wahrlich über die nicht geringschätzig urtheilen, die sich im Glauben an das apostolische Wort: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, in diesen Schlamm hineinstürzen, um Seelen zu retten. Nur der Glaube giebt die Kraft, solchen Menschen, oft unter teuflischem Hohn, das Wort von Christo anzubieten. Sollen sie gerettet werden, so ist in sehr vielen Fällen erst noth, daß sie die Geldmittel empfangen, um auch äußerlich ein anderes Leben anfangen zu können. Wahrlich, in solchen Fällen sieht man erst, was im Metall für eine Kraft liegt. O, daß Viele, die es haben, es brauchen möchten, Seelen zu retten.

Wir sollen zweitens in Liebe geben. Man kann vielleicht sagen, daß alle Lebensstellungen, in die uns Gott hienieden setzt, Schulen der Liebe sind. Man muß erst in seiner Familie einen Vater und eine Mutter geliebt haben, um zu erkennen, was es heißt: Gott ist der rechte Vater über Alles was Kinder heißt. Die Liebe, welche Jüngling und Jungfrau verbinden in den Maientagen des Lebens, sie soll einst in die Menschheit schlagend zur Liebe werden, die weite Kreise segnet. Man soll an Einem Freunde, der uns viel ist, lernen, Vielen ein Freund zu sein. Aber in allen diesen Verhältnissen ist gar Manches zu überwinden. Man möchte den, welchen man wahrhaft liebt, so vollkommen sehen wie nur möglich. Man idealisirt die Menschen, die man liebt. Da kommen aber Erfahrungen, die unsere Ideale wenn nicht zerstören, doch trüben. Und man lernt nun, daß wo Metall ist, Schlacken sind, und wo Gold ist, Erz. Man muß auch in der Liebe glauben. Ohne diesen Glauben an den guten Geist im Menschen keine wahre Liebe. Nur dieser Glaube leitet uns

durch alle jene Irrwege zum sichern Ziele der Liebe und Treue. Muß nun der Mensch als Gatte, als Vater, als Freund an den guten Geist in den Seinigen glauben, so wird er es verstehen, daß es auch auf dem Boden der Religion eine Liebe giebt, die in dem Nächsten an den Geist Gottes glaubt, der in ihm sein Werk treibt. Und diese Liebe muß oft lange arbeiten und harren, ehe der neue Geist durchbricht. Wie lange hatten die Missionare der Herrnhuter auf Grönland diesen stumpfen Leuten gepredigt von Christo. Sie fragten nicht darnach. Endlich fragte Einer: Wie war das? Und das war der Anfang eines neuen Lebens. So soll es auch die Liebe zu Christo sein, die uns treibt, unsern armen Brüdern von dem Unsrigen zu geben. Es kommt nicht auf das an, was wir geben, sondern auf die Gesinnung, in der wir geben. Das Christenthum will nicht, daß wir ohne alle Rücksicht auf unsere Verhältnisse geben. Wer seine Hausgenossen nicht versorgt, sagt die Schrift, ist ärger wie ein Heide. Gieb nur in Liebe, was du nach deinen Mitteln geben kannst. Und der Herr, der in's Verborgene sieht, wird dir es vergelten öffentlich.

Endlich sollen wir im Geiste der Gemeinschaft geben. Wenn ein großes Unglück geschehen ist, da hilft der Beitrag des Einzelnen, so bedeutend er auch an sich sein mag, nicht viel. Wenn aber ganze Städte, wenn ganze Länder geben, das ist eine wesentliche Hilfe. So ist es auch in der Gemeinde. Der Einzelne kann Einzelnen helfen, aber nicht dem Nothstande einer ganzen Gemeinde wehren. Wir lesen in der Apostelgeschichte, daß in der ersten Gemeinde in Jerusalem die Wittwen versorgt wurden. Die Apostel aber, die am Worte arbeiten mußten, gründeten das Amt der Diakonen für die Armenpflege. Von nun an wurden die Gemeindearmen von der Gemeinde ordentlich verpflegt. Ein Theil der Einkünfte gehörte den Armen. Solcher Armen waren oft sehr viel. Mitte des 3. Jahrhunderts versorgte die römische Gemeinde 1500 Arme. Aber sie waren der Gemeinde nicht zur Last. Als der Diakonus Laurentius, der den furchtbaren Tod auf dem glühenden Rost erlitt, nach den Schätzen der Kirche gefragt ward, zeigte er auf die Armen: Die sind die Schätze der Kirche. Die deutsche Reformation dachte Anfangs daran, ein Amt der Armenpflege zu erneuern. Es kam aber

nicht zur Ausführung. Allenthalben aber sah man in den Gemeinden Armenhäuser, Krankenhäuser, Waisenhäuser entstehen. In kleinen Gemeinden, namentlich Landgemeinden, haben ja die Geistlichen am meisten Gelegenheit, den Nothstand der Armen kennen zu lernen. Wer aber die äußeren Verhältnisse eines großen Theils der Geistlichen kennt, der weiß, daß dieselben nicht in der Lage sind, helfen zu können. Die Gemeinden als Gemeinden können nicht belastet werden. Und so bleibt nur übrig, daß Gemeindeglieder, die von der Liebe Christi beseelt werden, sich zu Vereinen zusammenschließen, welche die Armenpflege in die Hand nehmen. Sie wollen zunächst der äußern Noth steuern. Aber sie wollen auch, so weit es in ihren Kräften liegt, auf das Seelenleben der Armen einwirken. Das muß das Ideal aller wahren Armen- und Krankenpflege sein, die Armen und Leidtragenden zu der geistlichen Armuth und der geistlichen Traurigkeit zu führen, über die der Herr sein Selig spricht. Man muß bekennen, daß auf diesem Gebiet des kirchlichen Lebens unsere Zeit eine außerordentliche Thatkraft entwickelt hat. An solche Bestrebungen sollen wir uns anschließen, die, wie sie sich selbst auf Liebe gründen, auch die rechten Schulen sind in der Liebe zu den Brüdern.

Bedenke Jeder, dem Gott irdische Güter gegeben hat, daß sie ihm anvertraut sind, damit er einst über sie Rechenschaft ablege. Der Herr wird ihn einst fragen: Was hast du von diesen Gütern mir d. h. meinen Brüdern gegeben? Sie sind eine ungeheure Macht, wenn sie im Dienste des Glaubens und der Liebe stehen. Aber ohne den Freund im Himmel sind sie treulose Freunde. Jedenfalls werden sie uns einst verlassen. So lasset uns diese Güter, so lange wir sie in der Zeit haben, anlegen auf die Ewigkeit, indem wir durch sie uns Freunde im Himmel machen, die, wenn einst der Mammon uns verläßt, uns aufnehmen in die ewigen Hütten. Amen.

Das Reich des Kaisers und das Reich Gottes.

Predigt am 23. Sonntag nach Trin. 1873 über Mt. 22, 16—22.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit uns Allen. Amen.

Das Evangelium des heutigen Sonntages als des 23. nach Trin. ist verzeichnet

Mt. 22, 16--22

und lautet also:

> Und sandten zu ihm ihre Jünger samt Herodis Dienern und sprachen: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragst nach Niemand, denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen. Darum sage uns, was dünkt dich? Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: Weß ist das Bild und die Ueberschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Da sie das hörten, verwunderten sie sich und ließen ihn und gingen davon.

Anhänger der Pharisäer und Anhänger der herodischen Königspartei vereinigen sich, Jesum durch ein Wort, das sie ihm zu entlocken suchen, zu stürzen. Die Pharisäer und die Herodianer waren gegen die Römerherrschaft. Nur aus verschiedenen Gründen. Die Pharisäer wollten ein Reich Gottes, das zugleich Weltreich sein sollte. Darum harreten sie eines Messias, welcher Rom's Weltherrschaft stürzen werde. Die Herodianer wollten die Herr=

schaft der herodischen Regentenfamilie und sahen daher die Allgewalt Rom's, welches den Söhnen des Herodes nur eine schwache Vasallenmacht zugestand, mit mißfälligen Augen an. Beide, innerlich sehr verschiedene Parteien, waren eins im Widerwillen gegen die Römer und in der Ungunst gegen Jesus, weil das Reich, welches dieser verkündete, nicht ihrem weltlichen Sinn entsprach. Wie innerlich verschiedenartige Parteien durch ein gemeinsames Interesse äußerlich verbunden werden können, hat uns ja die neueste Geschichte gezeigt. Wir lesen, daß bald darauf Herodes und Pilatus, die sich eigentlich haßten, Jesu gegenüber gute Freunde wurden. Beide Parteien fingen ihre Sache klug an. Sie legten Jesu die Frage vor: Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe? Sagte Jesus: Nein, man darf dem Kaiser keinen Zins geben, so predigte er Revolution gegen die Römer; sagte er: Ja, so machte er sich bei dem Volke verhaßt, welches mit dem größten Unwillen die Römerherrschaft trug. In welcher Verachtung die Zöllner standen, ist allgemein bekannt. Es war eine wahrhaft verfängliche Frage. Man kann aber hier einen rechten Blick thun in die innere Schlechtigkeit solcher Parteien. Sie fangen mit schmeichlerischen Worten an: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht und du fragst nach Niemand, denn du achtest nicht das Ansehn der Menschen. Durch diese Schmeicheleien wollen sie ihn bewegen, eine recht runde Antwort zu geben, aber nur um aus derselben einen Strick zu machen, durch den sie ihn tödten wollten. Was sie wünschten, war offenbar, daß er sagte: Nein, man darf den Römern keinen Zins geben. Das war ihre eigene Ueberzeugung. Sprach er aber diese ihre eigene Meinung aus, so waren sie die Ersten, welche dieselbe den Römern hinterbrachten, um den verhaßten Gotteszeugen durch die Römer zu stürzen. Das Wort selbst aber würden sie ohne Zweifel gegen die Römer verwerthet haben. Denn Christi Wort stand bei Vielen in Ansehn. Gleich falsch gegen Jesus und gegen die Römer wollten sie Beide durch einander stürzen. Jesus aber durchschaute diesen Schlangenplan. Eine Antwort mußte er geben. Aber welche? Zuerst kehrte er die Aufrichtigkeit und Geradheit, die sie an ihm gepriesen hatten, gegen sie selbst. Ihr Heuchler, sagt er, was versucht ihr mich? Dann aber läßt er sich die Münze geben, in welcher man den

Zins bezahlte. Es war ein römischer Denar mit des Kaisers Bild und einer Ueberschrift. Weß ist das Bild und die Ueberschrift? Sie konnten nur sagen: Des Kaisers. Nun, sagte er, so gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist. Diese Antwort schlug seine Gegner. Sie verwunderten sich und gingen von dannen. Es liegt in dieser Antwort eine Kraft, die man selbst dann bewundert, wenn man sie nicht ganz versteht. Diese Antwort ist so schlagend und entschieden als fein und weise.

Aber sie bedarf doch der Auslegung. Nicht Wenige haben die Weisheit dieser Antwort Christi darin gefunden, daß Jesus auf eine kluge Art der eigentlichen Frage ausgewichen sei, indem er die Entscheidung auf einen allgemeinen Satz zurückgeführt habe, gegen den sich nichts sagen ließ. Daß man dem Kaiser geben soll was ihm zukommt und Gott was Gott zukommt: das, sagt man, war ein nicht anzufechtender Satz. Die Frage, um die es sich hier handelt, war, ob zu dem, was dem Kaiser zukomme, der Zins gehöre. Die also urtheilen, loben somit in der Antwort Christi mehr die Klugheit als die Weisheit. Das aber ist ein bedenkliches Lob. Die Kunst, mit der Sprache die Gedanken zu verhüllen, wird in den Staaten der Menschen gelobt, aber nicht im Staate Gottes. Es ist aber auch nicht richtig, daß diese Antwort eine bloß ausweichende sei. Wenn Jesus sich eine Zinsmünze geben läßt, aus den Gebenden die Antwort herauszieht, daß Bild und Ueberschrift des Kaisers sei und dann sagt: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, so sagt er ohne Zweifel: Ihr müßt dem Kaiser Zins geben. Das aber begründet er durch die Münze, in der sie Zins zahlten. Wer die Münze des Kaisers als Staatsmünze anerkennt, erkennt den Kaiser selbst an. Wer aber den Kaiser anerkennt, muß ihm auch leisten, was man einer Obrigkeit leisten muß. Er muß Zins zahlen. Jesus gab also eine Antwort, welche die Vertreter der römischen Macht im heiligen Lande nicht anfechten konnten. Aber sie war nicht im Sinne der Parteien, welche auf den Trümmern der römischen Macht ein Gottesreich durch den Messias anbrechen sahen. Was man dem Kaiser zugesteht, so urtheilten sie, entzieht man Gott. Und darum setzt Jesus hinzu: Und Gott was Gottes ist. Es liegt also in dem Worte: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott

was Gottes ist, daß ein Jünger Christi Gehorsam gegen den Kaiser mit Gehorsam gegen Gott verbinden müsse. Erkannte aber Jesus Christus das Recht des Kaisers an, so sprach er ebensomit aus, daß das Reich Gottes, welches er verkündige, entfernt sei in das Reich des Kaisers einzugreifen, also kein politisches Reich sei, sondern ein Reich inwendig in uns, ein Reich nicht von dieser Welt, ein Reich des Geistes. Darin aber lag eine Wahrheit von solcher Größe und Zukunft, welche die Jünger damals noch nicht zu fassen vermochten. Wir aber, welche auf eine Geschichte von mehr als achtzehn Jahrhunderten zurückblicken, vermögen wohl Blicke in ihre Bedeutung zu thun. Und so lasset uns heute unter Gottes Beistand auf Grund unseres Textes unsere Andacht auf den Satz richten:

Das Reich des Kaisers und das Reich Gottes.

Wir betrachten zuerst das Reich des Kaisers und dann das Reich Gottes.

1.

Zuerst also das Reich des Kaisers.

Gott hat den einzelnen Menschen nicht geschaffen, daß er allein sei und auf seine Person gerichtet, sondern für die Gemeinschaft. In einer Familie wird der Mensch geboren, erzogen, gebildet und ist für sein Leben verbunden, seine Eltern zu ehren und seine Geschwister zu lieben. Aber wenn die Jahre der Selbständigkeit gekommen sind, muß der Mensch einen Beruf ergreifen, der ihn zum Gliede eines Standes macht. Der Stand aber ist nur ein Glied des großen Lebenskreises, welchen das Volk, der Staat bildet. Es ist Gottes heilige Ordnung, daß die Menschen in Staaten leben. Das Christenthum gebietet, unterthan zu sein der Obrigkeit, die Gewalt hat, und ihr den Gehorsam zu leisten, den sie zu fordern berechtigt ist. Das Christenthum hat den Grundsatz, daß jeder Christ in seinem Berufe Gott dienen soll. Das Christenthum erkennt das Recht der Ehe an, fordert ihre Unverletzlichkeit, giebt ihr seine Weihe, heiligt ihre Rechte und Pflichten. Aber indem das Christenthum Familie, Stand und Staat für göttliche Ordnungen erklärt, sagt es auch, daß man um des Reiches Gottes willen Vater und Mutter, Weib

und Kind verlassen, seinen Beruf opfern und nicht auf Erden, sondern im Himmel sein Bürgerthum haben solle. Diese Stellung aber des Menschen zu Familie, Stand und Staat ist etwas Neues, welches der neue Bund erst gebracht hat.

Die Eigenthümlichkeit des alten Bundes liegt darin, daß das Reich Gottes an ein Volk gebunden ist. Dieß Volk ist erst in Einem vorhanden, in Abraham, dem Gott die Verheißung giebt, ihn zum großen Volke zu machen. Es ist nur eine Familie, an deren Leiden und Freuden sich tausend und aber tausend Familien erbaut haben. Als Jakob nach Egypten zog, zählte seine Familie schon siebenzig Seelen. Da ward sie zum Stamm, der seiner Vergangenheit treu und seiner Zukunft eingedenk im Lande Gosen lebte. Ausgeführt aus Egypten ward der Stamm zu einem Volke durch die Gesetzgebung auf Sinai und zwar zu einem Volke Gottes. Israel ist der Erstling unter den Völkern, weil es ein Volk ist, dessen König Gott selbst ist. Aber es kam auch die Zeit, da es einen irdischen König empfing. Nie war Israel so groß als unter David. Von da aber gehen die beiden Seiten, die im Reiche alten Bundes geeint sind: nämlich die Gottesgemeinde und die Volksgemeinde mehr und mehr auseinander. Das Reich theilt sich in zwei Reiche; beide Reiche werden zerstört und die Einwohner in die Gefangenschaft geführt; die Zurückgekehrten stehen erst unter persischer, dann unter egyptischer, dann unter syrischer Herrschaft. Zwar erheben sich einheimische Fürsten, die Makkabäer, aber sie weichen endlich der Edomiterfamilie Herodes. Die Familie des Herodes aber stand in gänzlicher Abhängigkeit von Rom. Man begriff es, daß die Pharisäer, die Anhänger des Alten, sich in diesen Verfall des äußern Reiches nicht finden mochten. Die aber die Zeichen der Zeit verstanden, ahneten, daß das äußere Reich verfallen müsse, damit die Innenseite desselben, Gesetz und Verheißung, seine Erfüllung finde in einem Reiche des Geistes. In der Zeit, da die Bildungsvölker der alten Welt in die Einheit des römischen Reiches zusammengefaßt dem Kaiser Augustus gehorchten, ward auch der König des Weltreiches Gottes geboren. Das Gebot des Kaisers Augustus, daß alle Welt geschätzet würde, brachte den Sohn Gottes in die tiefste Erniedrigung eines Stalles. Dieser Stall aber war nur ein Vorzeichen des Kreuzes, das seiner harrete.

Das Reich aber des Gekreuzigten war selber ein Reich des Kreuzes. Das Reich, welches Jesus Christus aufrichtete, war ein Reich nicht von dieser Welt, sondern ein Reich des Glaubens, ein Reich des Heils. Gegen dieses Reich zu sein, hatte das römische Weltreich keinen Grund. Die Christen gaben ja dem Kaiser was des Kaisers war, sie waren ihm unterthan und gehorsam, sie beteten für ihn, sie mischten sich nicht in politische Angelegenheiten, sie wandelten in allen menschlichen Ordnungen untadelig. Aber die römischen Kaiser verfolgten sie als Anhänger einer neuen, unsittlichen, staatsgefährlichen Religion. Was aber die römischen Kaiser zerstören konnten, waren nur die Leiber der Christen und die Versammlungsstätten der Gemeinden, kurz die Außenseite der Kirche. Den Geist derselben konnten sie nicht dämpfen. Und so mußte Rom, das vom Blut der Heiligen trunkene Weib, endlich sich entschließen, anzuerkennen was es nicht niederschlagen konnte. Die Kirche hatte stets das Recht des Staates anerkannt. Jetzt aber mußte auch der römische Staat bekennen, es gebe außer dem Weltreiche, welches im Kaiser seine Spitze habe, ein Reich Gottes, dessen Haupt Jesus Christus sei. Beide Reiche schlossen jetzt einen Bund. Und solch' ein Bund hat bestanden seit den Tagen Konstantin's des Großen bis auf die Gegenwart. Bisher hat der Staat es für seine Pflicht gehalten, die Kirche zu schützen, ihre Ordnungen aufrecht zu halten, ihr auf alle seine Verhältnisse, auf Schule, Stand, Gesetz, Sitte u. s. w. Einfluß zu gestatten, weil, was die Kirche anstrebte, Unterweisung im Worte Gottes, Rettung und Pflege der Seelen, Gemeinschaft der Liebe, Anbetung Gottes, Trachten nach dem ewigen Leben, den tiefsten und höchsten Zielen des Staates förderlich war. Aber wir stehen jetzt in einer Zeit der Scheidung. Was bisher verbunden gewesen ist, Schule und Kirche, Bildung und Christenthum, Sittlichkeit und Glaube, das will sich jetzt scheiden. Und so ist denn Trennung des Staates von der Kirche die Losung des Tages.

Das Wort des Herrn: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist, drückt unstreitig den Grundsatz aus, daß sich die Kirche nicht in die Angelegenheiten des Staates mischen solle. Und das thut die Kirche, wenn sie ist wie sie sein soll, auch nicht. Unter der wahren Kirche aber verstehen

wir den geheimnißvollen Leib, dessen Glieder, die Gläubigen aller Konfessionen, durch den Geist Christi zusammengehalten werden, der in alle Wahrheit leitet, von Jesu Christo regiert, der auch in den dunkelsten Zeiten seinen Lichtzug gehabt hat und haben wird, bis einst der Tag der Ewigkeit anbrechen wird. Wir evangelisch-lutherischen Christen glauben, daß unser Zeugniß ein Zeugniß der Wahrheit ist, aber wir glauben nicht, daß wir allein die Kirche sind. Wir wissen zu gut, daß in unserer äußeren Kirchengemeinschaft viel Unheiliges, Weltliches, Schwaches ist. Man kann mit Grund uns vorhalten, daß wir stets dem Staate allzuviel Recht über uns eingeräumt haben, aber nicht, daß wir den Anspruch gemacht haben, den Staat zu beherrschen. Der Vorwurf also des Ueber- und Eingreifens in das, was des Kaisers ist, trifft uns nicht. Aber wir müssen anerkennen, daß die mittelalterliche Kirche allerdings in Worten und Thaten den Grundsatz ausgesprochen hat, daß die Kirche den Staat beherrschen müsse. Sie hat mit Gewalt und List Kaiser und Könige eingesetzt und Kaiser und Könige abgesetzt. Sie hat durch den Mißbrauch des Bannes den Eid der Treue gelöst, welcher die Völker an die Fürsten band. Sie hat durch das s. g. Interdikt, welches ganzen Ländern den Segen der Kirche entzog, Länder an den Abgrund des Verderbens gebracht und der Revolution Thür und Thor geöffnet. Sie hat den Staat zum Schergen ihrer Ketzerverfolgungen herabgewürdigt. Sie hat Unduldsamkeit gepredigt, die freien Regungen des Geisteslebens oft unterdrückt und das Streben nach Wahrheit vielfach gehemmt. Wohin Länder kommen, die sich diesem geistlichen Weltregimente vertrauen, das zeigen uns Spanien und Italien. Nach einer solchen Vergangenheit aber den Anspruch auf Unfehlbarkeit machen und durch eine Kirchenversammlung feierlich bestätigen lassen, das war ein Schritt, der wohl Gegenschritte erklärlich machte. Und so ward denn dem Spruche von der Unfehlbarkeit des Papstes der Grundsatz entgegengestellt, daß der Staat alle Einmischung der Kirche in sein Lebensgebiet zurückweisen müsse.

Gewiß liegt in des Herrn Wort: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, daß das Reich des Kaisers und das Reich Gottes verschiedene Reiche sind, deren jedes das Recht seiner Selbständigkeit hat. Zunächst aber ist es irrig, das, was die römische

Kirche thut, der ganzen Kirche zuzuschreiben. Wir Protestanten haben das Mißtrauen, welches uns jetzt vielfach gezeigt wird, nicht verdient. Wir haben es nicht verdient, daß die Schläge, die man auf die römische Kirche führen zu müssen glaubt, auch uns treffen. Wir haben der christlichen Obrigkeit mehr Recht eingeräumt, als sie zu fordern berechtigt war. Der Grundsatz, daß sich die Kirche nicht in die Angelegenheiten des Staates zu mischen habe, erkennen wir an. Aber dem Satze: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, folgt der Satz: Und Gott was Gottes ist. Die Kehrseite des Grundsatzes, daß die Kirche sich nicht in die Angelegenheiten des Staates mischen solle, ist, daß auch der Staat sich nicht in die Angelegenheiten der Kirche mischen solle. Das aber ist nicht die Meinung derer, die das Wort von der Unabhängigkeit des Staates am meisten und lautesten im Munde führen. Sie verbinden mit dem Grundsatz von der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Staates zwei andere Grundsätze. Der erste ist, daß der Staat der Kirche gar keinen innern Einfluß in sein Leben gestatten dürfe; der zweite, daß der Staat, wie alle andern Lebensgebiete, so insonderheit die Kirche beherrschen müsse. Davon zu reden ist im hohen Grade nothwendig.

Familie, Stand, Staat sind göttliche Ordnungen, vom Schöpfer der Menschheit eingestiftet. Das haben wir schon gesehen. Jede Familie hat das Recht, den Gottesgedanken, der ihr zu Grunde liegt, in eigenthümlicher Weise darzustellen. Es ist uns aber Allen bekannt, daß im vorigen Jahrhundert, im Zeitalter der Empfindsamkeit, die Familie so in den Mittelpunkt trat, daß sie Kirche und Staat eigentlich ganz verzehrte. Das war eine Verkehrung der Gottesordnung, welche Gott selbst dadurch richtete, daß er die Deutschen ihren Feinden preisgab, damit sie im Kampfe mit denselben zur Erkenntniß kämen, was das Volksleben zu bedeuten habe. Eine Familie verliert nicht das Recht ihrer Eigenthümlichkeit, wenn sie dem Vaterlande, der Schule, der Kirche Einfluß gestattet. Jeder Mensch soll sich in seinem Stande wohl fühlen. Lobe den Herrn, der deinen Stand sichtbar gesegnet, singen wir. Aber es ist abermals eine Verkehrung der Ordnung Gottes, wenn wir gar kein anderes Interesse als das Standesinteresse haben. Es ist bekannt, wie Viele an die Standesehre Gut, Leben, ja die Seligkeit gesetzt haben. So ist es aber

auch mit dem Staate. Die Selbständigkeit des Staates besteht nicht darin, daß er sich gegen alle Einflüsse anderer Lebenskreise verschließt. Das kann, das darf der Staat gar nicht. Die Grundlage aller Staaten ist die Familie. Der Staat muß fordern, daß die Ehe nicht gebrochen werde, die Gatten sich gegenseitig leisten, was sie sich geloben, die Kinder aber so erzogen werden, daß sie einst nützliche Staatsbürger werden. Das kann der Staat zwar fordern, aber er kann das Leben, welches solche Forderungen erfüllt, nicht geben. Die Liebe, welche Mann und Weib, Eltern und Kinder verbinden, gehört in ein Gebiet, über welches der Staat gar keine Macht hat. Der Staat erntet hier was er nicht gesäet hat. Das aber ist gewiß, daß die Liebe, welche die Familie verbindet, sich nährt von der Liebe, die aus dem Glauben kommt. Jeder christliche Ehemann kann bezeugen, daß die Ueberzeugung, durch Gott verbunden zu sein, die eherne Klammer ist, welche die Ehe unauflöslich macht, es löse sie denn der Tod. Dem Glauben aber Einfluß zu gewähren auf die Ehe, fordert das letzte Interesse des Staates. Tastet er diese Grundlage an, so zerstört er sein eigenes Fundament. Der Staat fordert, daß alle seine Bürger Ehrfurcht vor der Obrigkeit haben. Wohin es mit einem Volke kommt, welches seine Herrscher immer von Neuem vertreibt, das zeigt uns Frankreich. Die Ehrfurcht vor der angestammten Herrscherfamilie kann man in's Gesetzbuch schreiben, aber nicht in die Herzen. Wo sie nicht ist, sind alle Verordnungen umsonst. Was aber im letzten Grunde Ehrfurcht vor der Obrigkeit erzeugt, da ist die Furcht Gottes. Wer Gott nicht fürchtet, der fürchtet auch die Obrigkeit nicht. Sonderbare Menschen, die ihre Kunst darin setzen, die Ehrfurcht zu untergraben, die man der Obrigkeit schuldig ist, und dann verlangen, daß man vor ihnen selber großen Respekt habe. Ist es denn nicht etwas wahrhaft Großes, in der Krone ein Lehen zu sehen des Königs der Könige, der über den Sternen waltet? Nie und nimmermehr wird der Staat mit seinen Mitteln die Armenfrage lösen. Ist es da nicht gut, daß es eine Gesellschaft von Menschen giebt, welche von ihrem himmlischen Meister angewiesen sind, sich der Armen anzunehmen? Es ist ein grober und gefährlicher Irrthum, zu sagen, daß der Staat seine Selbständigkeit gefährdet, wenn er dem Christenthum Einfluß auf sich gestattet. Wie die

Pflanzen ihr Leben nicht gefährden, wenn sie die Säfte der Erde und den Thau des Himmels in sich aufnehmen; wie die Thiere ihr Leben nicht zerstören, wenn sie von den Pflanzen sich nähren; wie der einzelne Mensch sein Ich nicht opfert, wenn er die Lebensgeister Anderer auf sich wirken läßt: so verliert auch der Staat nicht seine Selbständigkeit, wenn er sich unter die Offenbarung dessen stellt, der ihn gestiftet hat. Aber nicht bloß selbständig will der Staat sein, sondern eine die ganze Menschheit beherrschende Macht.

Es geht durch die Staaten jetzt ein heidnischer Zug, der außer und über dem Staate kein Gottesreich anerkennen mag. Dieser Geist erinnert an den römischen Staat, der im letzten Grunde die Christen verfolgte, weil sie dem Kaiser nicht ihre Kniee beugten und nicht nach dem römischen Reiche, sondern nach dem Reiche Gottes zuerst trachteten. Was Kirchenversammlungen festgestellt haben, das hält man für trüglich; was aber politische Versammlungen, die selbst bekennen in gar keinem Verhältnisse zur Religion zu stehen, feststellen, das soll untrüglich sein. Den christlichen Grundsatz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, erkennen sie nicht an. Sonst gegen Alles duldsam, wollen sie die Rechte des Wortes Gottes nicht dulden. Dieser Staat, der sich zum Reiche Gottes aufblähen will, hat etwas Antichristliches. Nicht gegen die Selbständigkeit, sondern gegen die Allmacht des Staates muß die Kirche protestiren, indem sie zu dem Worte: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, das Wort fügt: Und Gott was Gottes ist. Es giebt noch ein höheres Reich als das Reich des Kaisers: das ist das Reich Gottes. Zu diesem Reiche hat sich der deutsche Kaiser in all' den Worten bekannt, in denen er Gott allein die Ehre seiner Siege gab. Diesen Glauben hat der in Gott ruhende König Johann im Leben und im Sterben bezeugt.

2.

Wir betrachten zweitens das Reich Gottes.

Wir Deutschen haben ein doppeltes Vaterland: ein engeres und ein weiteres. Lange stand es in Deutschland so, daß uns das engere Vaterland nicht befriedigte, indem wir sagten: Das ganze Deutschland soll es sein, das ganze Deutschland aber nicht befriedigte,

weil es zu wenig irdischen Boden hatte. Beide Vaterländer, das engere und das weitere, sind sich nun näher gerückt. Wir beten in der Kirche für unsern König und Herrn wie für den deutschen Kaiser. Aber in dieser Zweiheit liegt der Grund innerer Parteiung, indem die Einen nur das engere, die Andern nur das weitere Vaterland im Auge haben. Jedenfalls zeigt sich in dieser Zweiheit das Beschränkte und Begrenzte aller irdischen Macht. Mit seinen Interessen in das deutsche Vaterland ganz aufgehen kann Niemand, der ein Kind dieser Zeit ist, in welcher die Völker der Erde in dem bewegtesten Wechselverkehr stehen. Die Schranken der Nationen treten zurück vor dieser großen Gemeinschaft, in welcher sich die Menschen aller Völker durch die Weltinteressen verknüpft wissen. So haben wir ja in diesem Jahre gesehen, daß das, was alle Nationen auf dem Gebiete der Kunstfertigkeit leisten, auch von Menschen aller Nationen gesucht wird. Aber auch dieß Reich der Bildung füllt den Menschen nicht aus. Er sucht ein Reich, das die ganze Menschheit umfaßt. Es giebt aber kein anderes Reich, das alle Menschen in sich aufnehmen kann, als das Reich Gottes. Gott hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf der ganzen Erde wohnen und hat Zeiten gesetzt und zuvor versehen, wie lange und wie sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollen. Von Einem Menschen ist die Menschheit in die Vielheit auseinandergegangen, daß die Vielheit wieder in Einen zusammengehe. Wohl haben einzelne Staaten sich zu Weltstaaten erheben wollen: so Babylon, Persien, Griechenland, Rom. Aber kein Staat kann Weltstaat werden. Nur der Staat Gottes hat die Verheißung, die ganze Erde einst im Geiste zu erobern. Was sind alle Fürsten dieser Erde gegen den Fürsten dieses Reiches.

Fürsten sind Menschen, vom Staube geboren
Und kehren auch wieder hin in den Staub.
Alsdann sind ihre Anschläge verloren,
Wenn dann das Grab nimmt seinen Raub.
Weil denn kein Mensch uns helfen kann,
Rufe man Gott um Hilfe an.
Halleluja!

Es giebt nur Einen König, der nicht stirbt. Fragst du, wer der ist? Sein Name ist Jesus Christus. Es giebt nur Einen

König, der da Allen helfen will und Allen helfen kann. Es ist der König, welcher für uns gestorben ist, daß die, welche ihm unterthan sind, im Glauben ihm leben und ihm sterben.

Der letzte Zweck des Staates ist das Wohl des Ganzen. Dieses Ziel aber kann der Staat nicht anders erreichen, als indem er in vielen Fällen das Wohl des Einzelnen dem Ganzen opfert. Der Staat braucht Diener, die seine Zwecke ausrichten. Vermag ein Diener nicht zu leisten, was man von ihm fordert, so verabschiedet ihn der Staat, ohne zu fragen, wie schwer das den Einzelnen und seine Familie trifft. Der Staat verhängt über Alle, die seine Gesetze übertreten, Strafen. Hat der letzte Richter entschieden, so kann nur in besondern Fällen die Gnade des Landesherrn den Spruch mildern. Das Gesetz geht seinen Gang, ohne zu fragen, wie der Uebertreter innerlich dazu steht. Der Geist des Rechts kennt nur Gerechtigkeit. Die Steuern, die der Staat fordert, sind für den Einzelnen oft eine nicht geringe Last. Auch der friedlichste Staat kann sich dem Kriege nicht entziehen, wenn es dem bösen Nachbar gefällt, Krieg zu führen. Niemand dachte Mitte des Jahres 1870 an Krieg. Da legte der böse Feind in des Nachbars Seele den Wahngedanken, durch einen Krieg mit Deutschland sein Regiment fest, sein Volk groß zu machen. Dieser Wahngedanke hat über Frankreich namenloses Elend gebracht und einen herrlichen Theil der Blüthe des deutschen Volkes zerstört. Im Kriege aber kommt am stärksten zu Tage, daß der Staat um des Ganzen willen den Einzelnen opfert. Wie ganz anders aber ist es im Reiche Gottes. Das ist auch ein Ganzes und zwar ein Ganzes, welches über die ganze Erde geht und von der Zeit in die Ewigkeit reicht. Aber die Glieder dieses Ganzen sind Seelen, die nur in dem Grade dem Reiche Gottes angehören, in dem sie ihre Seligkeit schaffen. Dieß Reich kommt zu dem Einzelnen und fragt ihn: Was begehrst du? Ich begehre Glück. Wo suchst du es? Ich suche es in Geld und Gut, in einer angesehenen Stellung, in Liebe und Freundschaft, in Einfluß auf das Ganze. Ach, sagt die Kirche, du suchst ein Glück, das dich auf die Dauer befriedigen kann. Du hast eine Seele, welche Geld und Gut, Amt und Ehre überdauert: eine ewige Seele. Ergreife doch das ewige Leben. Wo ist das ewige Leben? In Christo, dem Könige dieses

Reiches. In einem Staate stehen dem Könige verhältnißmäßig nur Wenige nahe. Viele leben von der Erinnerung an einige Worte, die der König an sie gerichtet hat. Mit dem König des Reiches Gottes kannst du Tag und Nacht reden. Ihm ist es nicht zu viel, denn er geht dir doch Tag und Nacht nach. Er liebt dich so, daß er dir sich selbst schenkt: seinen Leib, seinen Geist, seine Gaben und Gnaden. Wie sollte der, welcher sich selbst schenkt, dir nicht Alles schenken? Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Andere zufallen.

In den Staaten der Menschen ist rastlose Bewegung. Was die Zeit erzeugt, wirft sich in die Zeitungen und was die Zeitungen enthalten, das ist die Geistes- und Lebensnahrung der Zeitmenschen. Diese Zeitmenschen aber ergeben sich dem rastlosen Fortschritt der Zeit. Das aber sind gefährliche Freunde des Staates. Wer einem Staate wahrhaft dient, der hat ein Herz für seine Vergangenheit und ebendeshalb die Ueberzeugung, daß dieser Staat nur gedeihen kann, wenn er in den Bahnen seiner Geschichte sich bewegt. Ein wahrer Vaterlandsfreund fordert eine starke Obrigkeit, welche die Kraft hat zu widerstehen den Anläufen der gefährlichen Massen, die im Stillen auf Umsturz hinarbeiten. Ein wahrer Vaterlandsfreund trachtet darnach, daß die Grundlagen alles Staatslebens: feste Ehen, gesichertes Eigenthum, Recht und Gerechtigkeit, Religion und Sittlichkeit in Kraft bleiben. Das Christenthum ist an keine besondere Staatsform gebunden. Aber die Christen aller Staatsformen bekennen sich zu den ausgesprochenen Grundsätzen. Wer diese Grundsätze hegt, der sieht mit trübem Blicke in die Zukunft. Was hat sich nur in den letzten zehn Jahren in Deutschland verändert. Die einst erste Macht Deutschlands ist ausgeschieden, Fürstengeschlechter haben ihre Länder verlassen, verlorene Länder sind wieder die unsern geworden und ringen doch noch zwischen dem Alten und Neuen. Wer mag Bürgschaft leisten, ob es nach hundert Jahren noch ein deutsches Reich giebt? Ein Reich Gottes wird es geben. Das Reich Gottes hat die Verheißung der Ewigkeit. Wenn deine Seele einst das Haus ihres Leibes verlassen wird, dann ist das Band zerrissen, welches sie an ein irdisches Vaterland bindet. Nicht als Deutsche oder Franzosen, als Sachsen oder

Preußen, sondern als Menschen treten die Geister vor Gott. Vor Gott aber gelten nicht die Ehrenkreuze der Fürsten, sondern allein das Kreuz Christi. Nicht die Werke im Dienste des Vaterlands, sondern die Werke und Dienste im Reiche Gottes folgen dir nach. Und so spricht denn der Herr heute zu euch Allen: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, vor Allem aber Gott was Gottes ist. Das Reich des Kaisers vergeht, das Reich Gottes bleibt in Ewigkeit. Amen.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.


SCHOENHOF & MOELLER
BOSTON
40 WINTER STREET 40


SCHOENHOF & MOELLER
BOSTON
40 WINTER STREET 40


SCHOENHOF & MOELLER
BOSTON
40 WINTER STREET 40


SCHOENHOF & MOELLER
BOSTON
40 WINTER STREET 40

